

# Alexandre Dumas



Der Bastard von Mauleon

**Der  
Bastard von Mauléon.**

Von

**Alexandre Dumas**

---

Aus dem französischen

von

Dr. August Zoller



Stuttgart.

Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.

1848

# Inhaltsverzeichnis

Der Bastard von Mauléon.

Erstes bis viertes Bändchen

Erstes Kapitel Wie Messire Jehan Froissard von der Geschichte unterrichtet wurde, die wir erzählen wollen.

Zweites Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon auf dem Wege von Pinchel nach Coimbra einen Mauren traf, den er nach dem Wege fragte und der vorüberzog, ohne ihm zu antworten.

Drittes Kapitel. Wie der Ritter Agenor von Mauléon Coimbra und den Palast von Don Federigo, dem Großmeister von San Jago, ohne die Hilfe des Mauren fand.

Viertes Kapitel. Wie Musaron wahrnahm, daß der Maure zu seiner Sänfte sprach und daß die Sänfte antwortete.

Fünftes Kapitel. Der Uebergang über den Fluß.

Sechstes Kapitel. Wie Mothril dem Großmeister bei dem König Don Pedro von Castilien zuvorkam.

Siebentes Kapitel. Wie der Maure Don Pedro erzählte, was vorgefallen war.

Achstes Kapitel. Wie der Großmeister in den Alcazar von Sevilla einzog, wo ihn der König Don Pedro erwartete.

Neuntes Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon das Billet erhielt, das er hatte holen wollen.

Zehntes Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon in das Schloß Medina Sidonia kam.

Elftes Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon von Blanche von Bourbon beauftragt wurde, der Königin von Frankreich, ihrer Schwester, einen Ring zu überbringen.

Zwölftes Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon nach Frankreich abreiste, und was ihm unterwegs begegnete.

Dreizehntes Kapitel. Wie sich der aragonische Ritter gegen zehntausend Goldthaler loskaufte.

Vierzehntes Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon König Karl V. den Ring seiner Schwägerin, der Königin Blanche von Castilien, übergab.

Fünfzehntes Kapitel. Wie der Bastard von Mauléon zu dein Kapitän Hugo von Caverley zurückkehrte und was daraus erfolgte.

Sechzehntes Kapitel. Wie die Anführer der großen Compagnien Messire Duguesclin versprachen, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen, wenn es ihm beliebte, sie dahin zu führen.

Siebzehntes Kapitel. Wie Agenor diejenige wiederfand, welche er suchte, und der Prinz Enrique den, welchen er nicht suchte.

Fünftes bis achttes Bändchen

Achtzehntes Kapitel. Der Leithund.

Neunzehntes Kapitel. Liebe.

Zwanzigstes Kapitel. Worin man sehen wird, daß Messire Bertrand Duguesclin nicht minder guter Arithmetiker, als großer General war.

Einundzwanzigstes Kapitel. Worin man einen Papst seine Excommunicationskosten wird bezahlen sehen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Wie Monseigneur der Legat in das Lager der Abenteurer kam, und wie er hier ausgenommen wurde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Wie Seine Heiligkeit der Papst Urban V. sich endlich entschloß, den Kreuzzug zu bezahlen und die Kreuzfahrer zu segnen.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Wie Messire Hugo von Caverley beinahe hunderttausend Thaler gewonnen hätte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Worin sich die Fortsetzung und die Erklärung des Vorhergehenden finden.

Sechsendzwanzigstes Kapitel. Der Eber in der Falle gefangen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die Politik von Messire Bertrand Duguesclin.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Der Bote.

Neunundzwanzigstes Kapitel. Die Salbung.

Dreißigstes Kapitel. Wie Don Pedro bei seiner Rückkehr die Sänfte bemerkte, und was daraus erfolgte.

Einunddreißigstes Kapitel. Wie Mothril zum Anführer der maurischen Stämme und zum Minister des Königs Don Pedro ernannt wurde.

Zweiunddreißigstes Kapitel. Wie sich Agenor und Musaron, in der Sierra Aracena reisend, unterhielten.

Dreiunddreißigstes Kapitel. Wie Musaron eine Grotte fand, und was in dieser Grotte war.

Vieinndreißigstes Kapitel. Die Zigeuner.

Funfunddreißigstes Kapitel. Die Zigeunerkönigin.

Sechsenddreißigstes Kapitel. Wie Agenor und die unbekannte Reisende mit einander zogen, und von den Dingen, die sie sich während der Reise sagten.

Siebenunddreißigstes Kapitel. Der Edelknecht.

Achtunddreißigste, Kapitel. Der Orangenweig.

Neununddreißigstes Kapitel. Die Audienz.

Vierzigstes Kapitel. Das Rendezvous.

Einundvierzigstes Kapitel. Die Zusammenkunft.

Zweiundvierzigstes Kapitel. Die Vorbereitungen zur Schlacht.

Dreiundvierzigstes Kapitel. Die Schlacht.

Vierundvierzigstes Kapitel. Nach der Schlacht.

Fünfundvierzigstes Kapitel. Allianzvertrag.

Sechsendvierzigstes Kapitel. Der Waffenstillstand.

Siebenundvierzigstes Kapitel. Reise.

Achtundvierzigstes Kapitel. Frau Tiphaine Raguenel.

Neuntes bis elftes Bändchen

Neunundvierzigstes Kapitel. Der Bote.

Fünfzigstes Kapitel. Die zwei Boten.

Einundfünfzigstes Kapitel. Die Rückkehr.

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Rianzares.

Dreiundfünfzigstes Kapitel. G i l d a z.

Vierundfünfzigstes Kapitel. Vom Auftrag von Hafiz, und wie er ihn vollzogen

Fünfundfünfzigstes Kapitel. Wie Hafiz seine Reisegefährten irre führte.

Sechsendfünfzigstes Kapitel. Der Patio des Sommerpalastes.

Siebenundfünfzigstes Kapitel. Erklärung.

Achtundfünfzigstes Kapitel. Der Ring von Maria und der Dolch von Aissa.

Neunundfünfzigstes Kapitel. Das Gefängniß des guten Connetable.

Sechzigstes Kapitel. Das Lösegeld.

Einundsechzigstes Kapitel. Wie der Gouverneur, statt einen Gefangenen zurückzugeben, eine ganze Armee freimachte.

Zweiundsechzigstes Kapitel. Die Politik von Musaron.

Dreiundsechzigstes Kapitel. Wie das Verbrechen von Mothril einen glücklichen Erfolg hatte.

Sechsendsechzigstes Kapitel. Wie Agenor erfuhr, daß er zu spät gekommen war.

Fünfundsechzigstes Kapitel. Die Pilger.

Sechsendsechzigstes Kapitel. Die Höhle von Montiel.

Siebenundsechzigstes Kapitel. Wie Caverley seine Börse und Agenor sein Schwert verlor.

Achtundsechzigstes Kapitel. Hafiz.

Neunundsechzigstes Kapitel. Vorbereitungen.

Siebzigstes Kapitel. Der Grausame.

Einundsiebzigstes Kapitel. A i s s a.

Zweiundsiebzigstes Kapitel. Die List des Besiegten.

Dreiundsiebzigstes Kapitel. Entweichung.

Vierundsiebzigstes Kapitel. Die Schwierigkeit.

Fünfundsiebzigstes Kapitel. Diplomatie der Liebe.

Sechundsiebzigstes Kapitel. Was man in dem Zelte des Stammers von Villaines sah.

Siebenundsiebzigstes Kapitel. Der Entschluß des Mauren.

Achtundsiebzigstes Kapitel. Der Kopf und die Faust.

Epilog

Fußnoten

## Erstes bis viertes Bändchen

### Erstes Kapitel

*Wie Messire Jehan Froissard von der Geschichte  
unterrichtet wurde, die wir erzählen wollen.*

**D**er Reisende, welcher heut zu Tage denjenigen Theil des Bigorre durchstreift, der sich zwischen den Quellen des Gers und des Adour ausdehnt und das Departement der Oberpyrenäen geworden ist, hat zwei Wege zu seiner Wahl, um sich von Tournai nach Tarbes zu begeben: der eine, der ganz neu ist und die Ebene durchzieht, wird ihn in zwei Stunden in die ehemalige Hauptstadt der Grafen von Bigorre führen; der andere, der dem Gebirge folgt und eine Römerstraße ist, bietet ihm eine Strecke von neun Meilen. Aber auch dieser Zuwachs von Weg und Strapaze wird ihm wohl belohnt werden durch die reizende Gegend, die er durchwandert, durch den Anblick der herrlichen Vordergründe, die man Bagnóres, Montgaillard, Lourdes nennt, und durch den Horizont, den wie eine blaue Mauer die weit ausgestreckten Pyrenäen bilden, aus deren Mitte ganz weiß von Schnee der anmuthige Pic du Midi sich erhebt. Diese Straße ist die der Künstler, der Dichter und der Alterthumsforscher. Wir bitten also den Leser, aus diese mit uns die Augen zu werfen.

In den ersten Tagen des Monats März 1388, gegen Anfang der Regierung von König Karl VI., das heißt, als alle diese Schlösser, welche aus dem Niveau des Grases liegen, den First ihrer Thürme über dem Gipfel der höchsten Eichen und der stolzesten Fichten erhoben, als jene Männer mit der eisernen Rüstung und dem ehernen Herzen, die man Olivier von Clifton, Bertrand Duguesclin und den Captal von Buch nannte, kaum sich in ihre homerischen Gräber niedergelegt hatten, nachdem die große Iliade begonnen, deren Entwicklung eine Schäferin machen sollte, ritten zwei Männer auf dieser schmalen, höckerigen Straße, welche damals der einzige Verbindungsweg war, der zwischen den bei deutenden Städten des Südens bestand.

Es folgten ihnen zwei Knechte, welche wie sie zu Pferde waren.

Die zwei Herren schienen ungefähr gleich alt zu sein, nämlich fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahre. Doch hier hörte die Vergleichung auf; denn die große Verschiedenheit zwischen ihren Trachten deutete an, daß Jeder ein anderes Gewerbe trieb.

Der eine von ihnen, der, ohne Zweifel aus Gewohnheit, um eine halbe Pferdelänge voraus ritt, trug einen Ueberwurf von Sammet, der einst karmesinroth gewesen war, an dem jedoch die Sonne und der Regen, denen er sehr oft ausgesetzt gewesen, seit dem ersten Tage, wo ihn sein Herr angelegt, nicht nur den Glanz getrübt, sondern auch die Farbe verändert hatte. Aus den Oeffnungen des Ueberwurfes kamen zwei nervige Arme hervor, bedeckt von büffelledernen Aermeln, welche zu einem Wamms gehörten, das einst gelb gewesen, aber wie der Ueberwurf sein ursprüngliches Aussehen verloren hatte, nicht durch seine Berührung mit den Elementen, sondern durch sein Reiben am Panzer, für den es offenbar als Futter zu dienen bestimmt war. Ein

Helm nach Art derjenigen, welche man Becken zu nennen pflegte, erlaubte, für den Augenblick ohne Zweifel wegen der großen Hitze am Sattelbogen des Reiters hängend, sein entblößtes Haupt zu erschauen, das oben kahl, aber an den Schläfen und hinten von langen und gräulichen Haaren beschattet war, welche im Einklange standen mit dem Schnurrbart, der etwas schwärzer als die Haupthaare, wie dies beinahe immer bei den Menschen der Fall ist, welche große Strapazen ausgehalten haben, und mit einem Kinnbart, der viereckig geschnitten war und aus ein eisernes Halsstück, den einzigen Theil der Defensivrüstung, den der Reiter beibehalten, herabfiel. Was die Angriffswaffen betrifft, so bestanden dieselben aus einem langen Schwerte, das an einem breiten ledernen Gürtel hing, und aus einer kleinen Axt, welche in einer dreieckigen Klinge endigte, so daß man mit dieser Axt eben sowohl mit der Schneide, als mit der Spitze schlagen konnte. Diese Waffe war an dem Sattelbogen rechts angehakt und bildete ein Gegenstück zu dem links hängenden Helme.

Der zweite Herr, nämlich derjenige, welcher ein wenig hinter dem ersten ritt, hatte im Gegentheil nichts vom Krieger, weder in seiner Kleidung, noch in seiner Haltung. Er trug einen langen schwarzen Rock, an dessen Gürtel, statt des Schwertes oder des Dolches, ein Tintenzug von Chagrin hing, wie es die Schüler und Studenten trugen; sein Kopf mit den lebhaften, gescheiten Augen, mit den dicken Brauen, mit der an ihrem Ende gerundeten Nase, mit den etwas dicken Lippen, mit den spärlichen, kurzen Haaren war, jedes Bartes entbehrend, mit einem Käppchen bedeckt, wie es die Magistrate, die Schreiber und im Allgemeinen die ernstesten Personen hatten. Aus seinen Taschen standen Pergamentrollen, bedeckt mit jener seinen, gedrängten Handschrift hervor, wie man sie gewöhnlich bei denjenigen findet, welche viel schreiben. Selbst sein Pferd schien die friedlichen Neigungen des Reiters zu theilen und sein bescheidener Paßgang, sein gegen den Boden geneigter Kopf contrastirten mit dem erhabenen Schritt, mit den rauchenden Nüstern und dem launenhaften Gewieher des Schlachtrosses, das stolz auf seine Ueberlegenheit stets sich den Vortritt anzumaßen schien.

Die zwei Knechte folgten und beobachteten unter sich denselben entgegengesetzten Charakter, der die Herren auszeichnete. Der eine war in grünes Tuch gekleidet, ungefähr auf die Art der englischen Bogenschützen, von denen er den Bogen im Bandelier und den Köcher auf der rechten Seite trug, während auf der linken dicht am Schenkel eine Art von Dolch mit breiter Klinge herabhing, der die Mitte hielt zwischen dem Messer und der furchtbaren Waffe, die man eine Ochsenzunge nannte.

Hinter ihm klorrte bei jedem etwas hohen Schritte seines Pferdes die Rüstung, welche für einen Augenblick abzulegen die Sicherheit des Weges gestattet hatte.

Der andere war, wie sein Herr, schwarz gekleidet und schien nach der Art, wie seine Haare geschnitten waren, und nach der Tonsur, die man oben auf seinem Kopfe bemerkte, wenn er seine schwarze Plattmütze mit den Ohrchen abnahm, den niederen Kategorien der Geistlichkeit anzugehören. Diese Meinung bestätigte sich noch durch den Anblick des Meßbuches, das er unter seinem Arm hielt und woran die silbernen Ecken und das Schloß von sehr schöner Arbeit, trotz der Anstrengung des Einbandes, glänzend geblieben waren.

Alle vier ritten also, die Herren träumend, die Diener plaudernd, als der Ritter, da sie zu einem Kreuzweg kamen, wo sich die Straße in drei Zweige theilte, sein Pferd anhielt, seinen Gefährten durch ein Zeichen dasselbe thun hieß und zu ihm sprach:

»Hört, Meister Jehan, schaut Euch die Gegend umher wohl an und sagt mir, was Ihr davon haltet.«

Derjenige, an welchen diese Aufforderung erging, warf einen Blick umher, und da die Gegend ganz öde und verlassen und durch die Beschaffenheit des Terrain sehr zu einem Hinterhalte geeignet schien, so erwiderte er:

»Bei meiner Treu, Sire Espaing, das ist ein seltsamer Ort, und ich erkläre, daß ich meines Theils nicht einmal so lange anhalten würde, als man braucht, um drei *P a t e r* und drei *A v e* zu sprechen, wenn ich nicht in Gesellschaft eines Ritters von Eurem Rufe wäre.«

»Ich danke für das Kompliment, Sir Jehan, sprach der Ritter, »ich erkenne daran Eure gewöhnliche Höflichkeit; erinnert Euch nur an das, was Ihr mir vor drei Tagen, als wir die Stadt Pamiers verließen, über das gewaltige Scharmützel zwischen dem Mongat von Saint-Basile und Ernauton-Bissette beim Pas-de-Larre sagtet.«

»Oh! ja, ich erinnere mich,«

antwortete der Mann der Kirche, »ich sagte Euch, wenn wir beim Pas-de-Larre wären, solltet Ihr mich darauf aufmerksam machen; denn ich wolle den durch den Tod so vieler Braver verherrlichten Ort sehen.«

»Nun wohl, Ihr seht ihn, Messire.«

»Ich glaubte, der Pas-de-Larre wäre in Bigorre.«

»Er ist auch darin und wir ebenfalls, Messire, und zwar seitdem wir das Flößchen Leze durchwatet haben. Wir haben vor einer Viertelstunde den Weg nach Lourdes und das Schloß Montgaillard links gelassen; hier unten liegt das kleine Dorf la Civitat, hier ist der Wald des Grundherrn von Barbezan, und dort durch die Bäume erblickt Ihr das Schloß Marcheras.«

»Ei! Messire Espaing,« erwiderte der Geistliche, »Ihr kennt meine Vorliebe für die schönen Waffenthaten und wißt, daß ich sie einregistriere, wie ich sie sehe, oder wie man sie mir erzählt, damit ihr Andenken nicht verloren geht; theilt mir also, wenn es Euch beliebt, in allen Einzelheiten mit, was an diesem Orte vorfiel.«

»Das ist leicht,« sprach der Ritter. »Um 1358 oder 1359, vor dreißig Jahren also, waren alle Besatzungen des Landes, mit Ausnahme der von Lourdes, französisch. Diese aber machte häufig Ausfälle, um die Stadt zu verproviantiren, nahm Alles weg, was sie traf, und brachte es hinter ihre Mauern; so daß, wenn man sie ausgezogen wußte, alle andere Garnisonen Abtheilungen ins Feld schickten und Jagt darauf anstellten, und wenn man zusammentraf, so entstanden furchtbare Kämpfe, wobei ebenso schöne Waffenthaten vollbracht wurden, als in geordneten Schlachten.

»Eines Tags zog der Mongat von Saint-Basile, den man so nannte, weil er sich als Mönch zu verkleiden pflegte, um seine Hinterhalte zu legen, aus Lourdes mit dem Herrn von Carnillae und etwa hundertundzwanzig Lanzen aus; es fehlte der Citadelle an Lebensmitteln, und es war ein großer Zug beschlossen worden. Sie ritten so lange, bis sie auf einem Wiesengrunde, eine Meile von der Stadt Toulouse, eine Herde Ochsen fanden, der sie sich bemächtigten, dann kehrten sie auf dem kürzesten Weg zurück; doch statt kluger Weise auf dem Wege zu bleiben, wandten sie sich rechts und links ab, um noch eine Herde Schweine und eine Herde Schafe zu nehmen, wodurch das Gerücht von diesem Zuge Zeit bekam, sich in der Gegend zu verbreiten.

»Der Erste, der es erfuhr, war ein Kapitän von Tarbes, Namens Ernauton von Sainte-Colombe. Er übergab sogleich zur Überwachung sein Schloß einem Neffen von ihm, Andere sagen einem Bastardsohne, welcher ein junger Mensch von fünfzehn bis sechzehn Jahren war, der noch keinem Gefechte oder Scharmützel beigewohnt hatte. Eiligst benachrichtigte er den Herrn von Berrac, den Herrn von Barbezan und alle Gewaffnete von Bigorre, die er finden konnte, so daß

er noch an demselben Abend als Anführer an der Spitze einer Truppe stand, die der ähnlich war, welche der Mongat von Saint-Basile befehligte.

»Sogleich sandte er seine Spione in das Land aus, um zu erfahren, welchen Weg die Besatzung von Lourdes zu nehmen gedachte, und als er hörte, daß sie durch den Pas-de-Larre kommen würde, beschloß er, hier zu warten. Dem zu Folge, da er die Gegend ganz genau kannte und da seine Pferde nicht ermüdet waren, während im Gegentheil die seiner Feinde seit vier Tagen marschirten, nahm er eiligst seinen Posten, indeß die Landstreifer einen Halt ungefähr drei Meilen von dem Orte machten, wo er sie erwartete.

»Das Terrain ist, wie Ihr selbst gesagt habt, sehr günstig für einen Hinterhalt. Die Leute von Lourdes und der Mongat selbst vermutheten also nichts, und da die Herden voraus marschirten, so waren diese schon an dem Orte, wo wir sind, vorüber, als aus den zwei Wegen, die Ihr hier den einen zu unserer Rechten, den andern zu unserer Linken seht, die Truppe von Ernauton von Sainte-Colombe im Galopp unter gewaltigem Geschrei herbei sprengte; sie fand ein gutes Stück Arbeit; der Mongat war nicht der Mann, zu fliehen, er ließ seine Truppe Halt machen und sah dem Angriff festen Fußes entgegen.

»Er war furchtbar und so wie er sich unter den ersten Kriegerern des Landes erwarten ließ; aber was die von Lourdes besonders wüthend machte, war der Umstand, daß sie sich von der Herde getrennt sahen, für die sie so viele Strapazen ausgestanden und so vielen Gefahren getrotzt hatten, und die sie nun blöbend und grunzend unter der Anführung der Knechte ihrer Feinde abziehen hörten, welche bei der durch ihre Herren entgegengestellten Schranke nur die Hirten zu bekämpfen gehabt hatten, die indessen nicht einmal kämpften, denn es lag ihnen wenig daran, ob ihr Vieh den Einen oder den Andern gehörte, sobald es nicht mehr ihnen gehörte.

»Sie hatten also ein doppeltes Interesse, ihre Feinde zu vernichten, einmal das ihrer eigenen Sicherheit, sodann das, wieder in den Besitz ihrer Lebensmittel zu gelangen, da sie wußten, daß ihre in der Citadelle zurückgebliebenen Kameraden derselben so sehr bedurften.

»Das erste Zusammentreffen hatte mit Lanzenstößen stattgehabt; doch bald war ein Theil der Lanzen zerbrochen, und diejenigen, welche die ihrigen noch hatten, fanden, daß, in einem so eng geschlossenen Raum die Lanze eine schlechte Waffe war, warfen sie weg und ergriffen die einen ihre Aexete, die andern ihre Schwerter, diese Keulen, jene jede Waffe, die ihnen unter die Hände fiel, und das wahre Gefecht begann so glühend, so erbittert, so grausam, daß Niemand um einen Schritt zurückweichen wollte, und daß diejenigen, welche fielen, noch vorwärts zu sterben suchten, damit man nicht sage, sie hätten das Schlachtfeld verloren, und so schlugen sie sich drei Stunden lang dergestalt, daß wie im Einverständniß diejenigen, welche zu sehr ermüdet waren, sich zurückzogen, hinter ihren Gefährten entweder im Walde, oder auf dem Wiesgrunde, oder, am Rande des Grabens sich niedersetzten, ihre Helme abnahmen, ihr Blut oder ihren Schweiß abwischten, einen Augenblick athmeten, und dann erbitterter als je in den Kampf zurückkehrten, und ich glaube nicht, daß je eine so gut angegriffene und so gut vertheidigte Schlacht seit dem berühmten Kampfe der Dreißig stattgefunden hat.

»Während dieses dreistündigen Gefechtes wollte es der Zufall, daß die zwei Führer, nämlich der Mongat von Saint-Basile und Ernauton von Sainte-Colombe, der eine auf der rechten Seite, der andere auf der linken kämpften. Doch Beide schlugen so kräftig und so hageldicht, daß sich am Ende die Menge vor ihnen öffnete und sie sich einander gegenüber fanden. Da dies der Wunsch von Beiden war und da sie sich seit dem Anfang des Gefechtes unaufhörlich gerufen hatten, so stießen Beide, als sie sich erblickten, einen Freudenschrei aus, und als ob die Andern

begriffen hätten, jeder Kampf müßte vor dem ihrigen verschwinden, zog man sich beiseit, überließ ihnen das Terrain, und das allgemeine Treffen hörte auf, um diesem Einzelkampfe Platz zu machen.«

»Ah!« sagte der geistliche Herr, den Ritter mit einem Seufzer unterbrechend, »warum war ich nicht da, um ein solches Kampfspiel zu sehen, das an die schönen Zeiten des Ritterthums erinnern mußte, welche leider vorüber sind, um nie wiederzukehren!«

»Es ist wahr, Jehan,« erwiderte der Ritter, »Ihr hättet ein schönes seltenes Schauspiel gesehen. Denn die zwei Streiter waren zwei Kriegsmänner, mächtig an Körper und klug und gewandt in ihrem Gewerbe, aus guten stolzen Pferden reitend, welche ebenso begierig zu sein schienen, sich zu zerfleischen, wie ihre Herren; doch das Pferd vom Mongat von Saint-Basile fiel zuerst, getroffen von einem Axtstreiche, der von Ernauton seinem Herrn bestimmt war und das Roß todt zu Boden streckte. Doch der Mongat war, so rasch auch sein Fall, zu erfahren, als daß er nicht Zeit gehabt hätte, seine Füße aus den Bügeln loszumachen, so daß er nicht unter sein Pferd, sondern neben dasselbe zu liegen kam und, den Arm ausstreckend, die vordere Hackse dem Schlachtrosse von Ernauton abschnitt, das vor Schmerz wieherte, wankte und auf seine beiden Kniee fiel: Ernauton verlor seinen Vortheil und sah sich genöthigt, zu Boden zu springen. Kaum hatte er dies gethan, als sich der Mongat wieder auf seine Füße erhob und der Kampf abermals begann, wobei Ernauton mit seiner Axt und der Mongat mit seinem Streitkolben schlug.«

»Und gerade auf diesem Platz fiel die schöne Waffenthat vor?« fragte der Geistliche, das Auge funkelnd vor Gluth und als sähe er den Kampf vor sich, den man ihm schilderte.

»Gerade auf diesem Platze, Messire Jehan, und zehnmal haben mir Augenzeugen erzählt, was ich Euch nun erzähle. Ernauton war an der Stelle, wo Ihr seid, und der Mongat da, wo ich bin, und der Mongat bedrängte Ernauton so gewaltig, daß dieser, während er sich vertheidigte, dennoch genöthigt war, zurückzuweichen, und kämpfend von diesem Steine, der zwischen den Füßen Eures Pferdes liegt, bis zu jenem Graben zurückwich, in den er ohne Zweifel gefallen wäre, als ein junger Mensch, der ganz athemlos während des Kampfes ankam und von der andern Seite des Grabens zuschaute, da er den guten Ritter so bedrängt sah und begriff, seine Kräfte wären erschöpft, nur einen Sprung von dem Orte, wo er stand, bis zu Ernauton machte, die Axt, die er bald hätte fallen lassen, aus seinen Händen nahm und ihm zurief:

»»Ah! guter Oheim, gebt mir ein wenig diese Axt und laßt mich machen.««

»Ernauton war dies ganz lieb; er ließ die Art los und streckte sich am Rande des Grabens aus, wo ihm seine Knechte zu Hilfe eilten, denn er war einer Ohnmacht nahe.«

»Aber der junge Mann,« versetzte der Geistliche, »der junge Mann?«

»Nun wohl, der junge Mann bewies bei dieser Gelegenheit, daß, obgleich man ihn einen Bastard nannte, gutes Raceblut in seinen Adern stoß, und daß sein Oheim Unrecht gehabt hatte, ihn in einer alten Burg einzuschließen, statt ihn mit sich zu nehmen; denn kaum war die Axt in seiner Hand, als er, ohne sich darum zu bekümmern, daß er nur ein einfaches Tuchwamms und als einzige Kopfbedeckung eine Sammetmütze hatte, während sein Feind mit Eisen bedeckt war, diesem einen so heftigen Streich mit der Schneide seiner Waffe oben auf seinen Helm versetzte, daß das Becken gespalten war und der Mongat ganz betäubt wankte und beinahe zu Boden stürzte. Doch es war dies ein zu gewaltiger Kriegsmann, um so unter einem ersten Angriff zu fallen. Er richtete sich wieder auf, schwang seinen Kolben und führte einen solchen Schlag nach dem jungen Mann, daß ihm sicherlich der Schädel zerschmettert worden wäre, wenn er ihn getroffen hätte. Doch dieser, den keine Vertheidigungswaffe beschwerte, wich dem Streich durch

einen Seitensprung aus, stürzte leicht wie ein junger Tiger auf seinen Feind los, umschlang mit seinen beiden Armen den durch den langen Kampf ermüdeten Mongat, bog ihn, wie es der Wind mit einem Baume thut, preßte in endlich unter sich nieder und rief ihm zu:

»»Ergebt Euch, Mongat von Saint-Basile, ob man Euch beisteht oder nicht, sonst seid Ihr des Todes!««

»Und er ergab sich?« fragte der geistliche Herr, der an dieser Erzählung so großen Antheil nahm, daß alle seine Glieder vor Wohlbehagen bebten.«

»Nein,« erwiderte Messire Espaing, »sondern er entgegnete geradezu:

»»Ich mich einem Kinde ergeben! ich würde mich schämen . . . schlage, wenn Du kannst.«

»»Nun so ergebt Euch meinem Oheim, Ernauton von Sainte-Colombe, der ein braver Rittersmann ist und nicht ein Kind wie ich.««

»»Ebenso wenig Deinem Oheim, als Dir,« sprach der Mongat mit dumpfer Stimme, »denn wärest Du nicht gekommen, so wäre Dein Oheim jetzt, wo ich bin; schlage also. Ich werde mich unter keiner Bedingung ergeben.««

»»Dann, und da Du Dich durchaus nicht ergeben willst, warte und Du wirst sehen,«« sprach der junge Mann.

»»Ja, sehen wir,«« sagte Mongat, der sich anstrengte wie der Riese Enkelados, da er sich von dem Berge Aetna freimachen will, »»sehen wir ein wenig.««

»Doch vergebens raffte er alle seine Kräfte zusammen, umschlang er den jungen Mann mit seinen Armen und seinen Beinen wie mit einem doppelten eisernen Ring, er konnte ihm seinen Vortheil nicht abgewinnen. Dieser blieb Sieger, hielt ihn mit einer Hand unter sich, während er aus seinem Gürtel ein kleines, langes, dünnes Messer zog, dessen Klinge unter das Halsstück schlüpfte. In demselben Augenblick hörte man es wie ein dumpfes Röcheln. Der Mongat zuckte, stemmte sich an, hob sich aus, doch ohne den Jüngling, der sich an ihn geklammert und fortwährend mit dem Messer stieß, von sich losmachen zu können; plötzlich drang ein Blutschaum durch das Helmvisir des Mongat und besprengte das Gesicht des Gegners. An diesen beinahe übermenschlichen Anstrengungen erkannte man die Convulsionen des Todeskampfes. Doch der junge Mann ließ ihn nicht im Geringsten los; er schien an alle seine Bewegungen gebunden. Wie es die Schlange mit dem Leibe des Opfers thut, das sie erstickt, hob er sich aus, sank er nieder, stemmte er sich an, wie er und mit ihm, schauerte er mit allen seinen Schauern und blieb liegen und ausgestreckt, bis das letzte Leben erloschen war und das Röcheln sich in einen Seufzer verwandelt hatte.

»Dann erhob er sich, wischte das Gesicht mit dem Aermel seines Wammes ab und schüttelte mit der andern Hand das kleine Messer, das ein Kinderspielzeug zu sein schien, während es so grausam einen Menschen getödtet hatte.«

»Wahrhaftiger Gott!« rief der Geistliche, der ganz und gar vergaß, daß ihn seine Begeisterung beinahe zum Schwören fortriß; »Ihr werdet mir den Namen des jungen Mannes sagen, nicht wahr, Sire Espaing von Lyon, damit ich ihn in meine Tabletten eintrage und dem Buch der Geschichte einzuverleiben suche?« »Er hieß der Bastard Agenor von Mauléon,« erwiderte der Ritter; »schreibt diesen Namen in seiner ganzen Länge in Eure Tabletten ein, wie Ihr sagt, Messire Jehan; denn es ist der Name eines tüchtigen Kriegers, der diese Ehre wohl verdient.«

»Doch er ist ohne Zweifel nicht hierbei stehen geblieben,« entgegnete der geistliche Herr; »und er hat in seinem Leben wohl andere Waffenthaten, würdig der mit welcher er begonnen,

ausgeführt.«

»Oh! sicherlich, denn drei oder vier Jahre später zog er gen Spanien, wo er sich vier bis fünf Jahre gegen die Mauren und Saracenen schlug, und von wo er mit abgehauener rechter Faust zurückkehrte.«

»Oh!« machte der Geistliche mit einem Ausruf, der den Antheil bezeichnete, den er an dem Unfall des Besiegers vom Mongat von Saint-Basile nahm; das ist ein großes Unglück, denn ohne Zweifel war der tapfere Ritter gezwungen, auf die Führung der Waffen zu verzichten.«

»Nein,« erwiderte Messire Espaing von Lyon, »nein, Ihr täuscht Euch, im Gegentheil, Sire Jehan; denn statt der Hand, die er verloren, ließ er sich eine von Eisen machen, mit der er die Lanze so gut führt, als mit einer rechten Hand; abgesehen davon, daß er, wenn es ihm genehm ist, einen Streitkolben daran anpassen kann, mit dem er, wie es scheint, so schlägt, daß diejenigen, welche getroffen werden, kaum mehr aufstehen.«

»Und darf man erfahren, bei welcher Gelegenheit er diese Hand verlor?« fragte der Geistliche.

»Oh!« erwiderte Messire Espaing, »das kann ich Euch nicht sagen, so gern ich Euch angenehm sein möchte. Denn ich kenne den braven Ritter, von dem die Rede ist, nicht persönlich, und man hat mich sogar versichert, diejenigen, welche ihn kennen, wissen es ebenso wenig als ich: nie wollte er diesen Theil seines Lebens irgend Jemand mittheilen.«

»Dann werde ich auf keine Weise von Eurem Bastard erzählen, Meister Espaing,«

sagte der Geistliche; »denn diejenigen, welche die Geschichte, die ich schreibe, lesen, sollen nicht dieselbe Frage wie ich machen, ohne eine Antwort zu bekommen.«

»Ah! bei Gott, ich werde fragen, ich werde mich erkundigen,« erwiderte Messire Espaing, »doch gebt immerhin jede Hoffnung auf, Meister Jehan, denn ich zweifle, ob Ihr je etwas von dem, was Ihr wissen wollt, erfahren werdet, wenn nicht, falls Ihr ihn selbst irgendwo trefft.«

»Lebt er denn noch?«

»Ja, und zwar streitbarer als je.«

»Mit seiner eisernen Hand?«

»Mit seiner eisernen Hand.«

»Ah!« sagte Messire Jehan, »ich glaube, ich gäbe meine Abtei, wenn ich diesen Mann träfe, und er sich herbeiließe, mir seine Geschichte zu erzählen; doch Ihr werdet wenigstens die Eure vollenden, Messire Espaing, und mir sagen, was aus beiden Parteien geschah, als der Mongat todt war.«

»Der Tod des Mongat endigte die Schlacht; was die Ritter wollten, waren die geraubten Herden, und sie hatten sie. Ueberdies wußten sie, daß, nun da der Mongat todt, die so sehr gefürchtete Besatzung von Lourdes zur Hälfte weniger zu fürchten war, denn oft bildet ein einziger Mann die Stärke einer Garnison oder eines Heeres. Es wurde also abgemacht, daß jeder Theil seine Verwundeten und seine Gefangenen mitnehmen und daß man die Todten beerdigen sollte.

»Man hob also den schwer verletzten Ernauton von Sainte-Colombe auf, man beerdigte die Todten da, wo wir sind, gerade an dem Orte, den unsere Pferde mit den Füßen stampfen. Und damit ein so braver Kämpfer nicht mit den gemeinen Leichnamen vermengt würde, grub man ein Grab, jenseits des großen Felsen, den Ihr vier Schritte von uns seht, mit einem steinernen Kreuz und seinem Namen darauf, daß die Pilger, die Reisenden und die braven Rittersleute im Vorüberziehen ein Gebet für die Ruhe seiner Seele sprechen könnten.«

»Gehen wir zu dem Kreuze, Messire Espaing,« sagte der Abt, »denn ich meines Theils werde von ganzem Herzen ein Vater unser, ein *Ave Maria* und ein *De profundis* sprechen.«

Und der Abt gab dem Ritter das Beispiel, winkte den Knechten, warf den Zügel seines Pferdes einem derselben zu und stieg mit einer Ungeduld ab, aus der man ersah, daß der gute Chronikschreiber, wenn es sich um solche Dinge handelte, um die Hälfte seines Alters erleichtert ward.

Messire Espaing von Lyon that dasselbe, und Beide wanderten nach dem bezeichneten Ort; doch an der Biegung des Felsen blieben Beide stehen.

Ein Ritter, von dessen Gegenwart sie nichts wußten, kniete vor dem Kreuze, in einen weiten Mantel gehüllt, der durch die Steife seiner Falten unter seiner Draperie eine völlige Rüstung verrieth. Sein Kopf allein blieb entblößt, und sein Helm lag auf dem Boden, während zehn Schritte rückwärts, ebenfalls durch den Felsen bedeckt, ein Schildknappe in kriegerischer Rüstung auf einem Schlachtrosse saß und an seiner Hand das wie für den Kampf geschirrte Pferd seines Herrn hielt.

Es war ein Mann in der vollen Kraft des Alters, nämlich sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahre alt, mit der gebräunten Gesichtsfarbe eines Mauren, mit dichtem Haupthaare und dichtem Barte. Haare und Bart waren von der Farbe eines Rabenflügels.

Die zwei Reisenden blieben einen Augenblick stehen und betrachteten diesen Mann, der, unbeweglich und einer Bildsäule ähnlich, auf dem Grabe des Mongat die fromme Pflicht erfüllte, die sie selbst zu erfüllen kamen.

Der unbekanntes Rittersmann schien seinerseits, so lange das Gebet dauerte, den Ankömmlingen keine Aufmerksamkeit zu schenken; als aber sein Gebet verrichtet war, machte er mit der linken Hand, zum großen Erstaunen der Anwesenden, das Zeichen des Kreuzes, grüßte sie höflich mit dem Kopf, drückte, immer in seinen Mantel gehüllt, seinen Helm auf seine gebräunte Stirne, stieg wieder zu Pferde, wandte sich um die Ecke des Felsen, gefolgt von seinem Schildknappen, der noch steifer und schwärzer war, als er, und entfernte sich.

Obgleich man in jener Zeit viele solche Gesichter traf, hatte dieses doch einen so eigenthümlichen Charakter, daß es den Reisenden auffiel, jedoch nur innerlich; denn die Zeit fing an zu drängen, man hatte noch drei Stunden zurückzulegen, und der Geistliche hatte sich anheischig gemacht, auf dem Grabe des Mongat ein Paternoster, ein *Ave Maria*, ein *De profundis et Fidelium*, zu sprechen.

Nach beendigtem Gebet schaute Messire Jehan umher. Der Ritter, der ohne Zweifel nicht mehr wußte, als er, hatte ihn allein gelassen; er machte also ebenfalls das Zeichen des Kreuzes, doch mit der rechten Hand, und ging dann seinem Gefährten nach.

»He!« sagte er zu den beiden Knechten, »habt Ihr nicht einen Ritter in Kriegsrüstung, gefolgt von einem Schildknappen gesehen, der Ritter schien sechsundvierzig und der Schildknappe fünfundfünfzig bis sechzig Jahre alt zu sein?«

»Ich habe mich schon erkundigt,« erwiderte mit einem Zeichen des Kopfes Espaing von Lyon, dessen Geist von demselben Gedanken wie der seines Reisegefährten in Anspruch genommen wurde. »Er scheint dem Weg zu folgen, dem wir folgen, und wird ohne Zweifel wie wir in Tarbes übernachten.«

»Setzen wir unsere Pferde in Trab, um ihn einzuholen, wenn es Euch beliebt, Messire Espaing,« sagte der Chronikschreiber, »denn wenn wir ihn einholen, wird er vielleicht mit uns

sprechen, wie es die Gewohnheit unter Leuten ist, die derselben Straße folgen. Und mir scheint, man dürfte Vieles in der Gesellschaft eines Mannes erfahren, der in einer Sonne gelebt hat, welche warm genug war, um ihm eine Gesichtsfarbe zu machen, wie er sie hat.«

»Ganz nach Eurem Wunsche, Messire,« sagte der Ritter; »denn ich gestehe Euch, ich fühle mich von einer Neugierde ergriffen, die nicht minder lebhaft ist, als die Eurige, obschon ich mich nicht erinnere, ein solches Gesicht je in, dieser Gegend gesehen zu haben.«

In Folge dieses Entschlusses ritten unsere zwei Reisende etwas schneller, beobachteten jedoch fortwährend dieselbe Entfernung, und das Pferd des Ritters ging dem des geistlichen Herrn immer ein wenig voran.

Doch vergebens beschleunigten sie den Gang ihrer Rosse. Der Weg, der an der Seite des Lisse-Flusses breiter und schöner geworden war, hatte dem Unbekannten und seinem Knappen dieselbe Möglichkeit gegeben, den Schritt zu verdoppeln, und die Neugierigen kamen vor die Thore von Tarbes, ohne ihn eingeholt zu haben.

Sobald sie hier waren, schien etwas Anderes den Geistlichen zu beunruhigen.

»Messire,« sagte er zu dem Ritter, »Ihr wißt, daß das erste Bedürfniß aus der Reise ein gutes Lager und ein gutes Abendbrot ist. Wo werden wir, wenn es Euch beliebt, in der Stadt Tarbes wohnen, wo ich Niemand kenne, und wohin ich, von Monseigneur Gaston Phöbus berufen, zum ersten Mal komme?«

»Seid unbesorgt, Messire,« erwiderte der Ritter lächelnd; »wenn es Euch gefällt, wohnen wir im Stern: das ist das erste Gasthaus der Stadt, abgesehen davon, daß der Wirth zu meinen Freunden gehört.«

»Gut,« sprach der Chronikschreiber, »ich habe immer bemerkt, daß man aus der Reise zweierlei Leute zu Freunden haben muß, die Plünderer in der Stadt und die Plünderer im Walde, nämlich die Wirthe und die Räuber. Gehen wir also zu Eurem Freunde, dem Gastwirth zum Stern, und Ihr werdet mich ihm für die Zeit meiner Rückkehr empfehlen.«

Beide ritten nach dem bezeichneten Gasthof, der aus dem Marktplatze der Stadt lag und, wie es Messire Espaing von Lyon gesagt hatte, einen großen Ruf auf zehn Meilen in der Runde genoß.

Der Wirth stand aus seiner Thürschwelle, wo er, mit Hintansetzung seiner aristokratischen Gewohnheiten, selbst einen herrlichen Fasan rupfte, dem er mit der gastronomischen Gewissenhaftigkeit, welche nur die Gourmands zu würdigen wissen, die nicht allein durch den Geschmack und den Geruch, sondern auch durch das Gesicht genießen wollen, die Federn am Kopf und am Schwanz ließ; doch ehe er sich ganz und gar in dieses wichtige Geschäfts vertieft hatte, erblickte er Messire Espaing von Lyon, sobald er aus dem Platze erschien, steckte seinen Fasan unter seinen linken Arm, während er mit der rechten Hand seine Mütze abnahm, und ging ihm einige Schritte entgegen.

»Ah! Ihr seid es, Messire Espaing,« sagte er, die lebhafteste Freude kundgebend; »seid willkommen, Ihr und Euer ehrenwerther Gefährte; ich habe Euch lange nicht gesehen, und vermuthete, Ihr müßtet bald durch unsere Stadt kommen. He! Brind'avoine, nimm diesen Herren die Pferde ab. Hol Marion, bereite die besten Zimmer; meine Herren, steigt ab, wenn es Euch beliebt, und beehrt mit Eurer Gegenwart mein armes Gasthaus.«

»Nun,« sprach der Ritter zu seinem Gefährten, »ich sagte Euch, Meister Barnabé sei ein kostbarer Mann, bei dem man zu jeder Minute Alles finde, was man braucht.«

»Ja,« versetzte der Mann der Kirche, »und ich habe bis jetzt nur Eines zu erwidern, daß ich nämlich wohl vom Stall und von den Zimmern, aber nicht vom Abendbrot reden hörte.«

»Oh! was das Abendbrot betrifft, so mag sich Eure Herrlichkeit beruhigen,« sprach der Wirth. »Messire Espaing wird Euch sagen, daß man mir nur zum Vorwurf macht, ich gebe meinen Reisenden zu reichliche Mahle.«

»Vorwärts, Meister Gascogner,« rief Messire Espaing, der wie sein Gefährte abgestiegen war und den Zügel seines Pferdes den Knechten zugeworfen hatte, »zeigt uns den Weg, und gebt uns nur die Hälfte von dem, was Ihr versprecht, und wir werden zufrieden sein.«

»Die Hälfte!« rief Meister Barnabé, »die Hälfte! mein Ruf wäre verloren, wenn ich so handelte. Das Doppelte, Messire! das Doppelte!«

Der Ritter warf einen Blick der Zufriedenheit auf den Geistlichen, und Beide traten, dem Wirth folgend, hinter diesem in die Küche.

In dieser Küche gab in der That Alles einen Vorgeschmack von der Glückseligkeit, welche für die wahren Gourmands aus einem wohlgeordneten und wohlservirten Mahle entspringt. Der Spieß drehte sich, die Casseroles sangen, die Röste arbeiteten; und mitten unter allem diesem Geräusch schlug die Glocke wie ein harmonischer Aufruf zur Tafel sechs Uhr.

Der Ritter rieb sich die Hände und der Chronikschreiber fuhr mit dem Ende seiner Zunge über seine Lippen. Die Chronikschreiber sind im Allgemeinen sehr leckerhaft, und das ist noch viel schlimmer, wenn sie zugleich Chronikschreiber und Geistliche sind.

In diesem Augenblick und wie von einem und eben demselben Punkte ausgehend, nämlich vom Spieße, durchliefen die Blicke der zwei Reisenden in entgegengesetzter Richtung eine Kreislinie, um sich zu versichern, die verheißenen Genüsse wären wirkliche Genüsse und nicht phantastische Mahle, wie sie von boshaften Zauberern den alten fahrenden Rittern versprochen wurden. Eine Art von Hausknecht trat ebenfalls in die Küche und sagte dem Wirth ein Wort ins Ohr.

»Ah, Teufel!«

machte dieser, indem er sich hinter dem Ohre kratzte, »und Du sagst, es gebe keinen Platz für die Pferde dieser Herren?«

»Nicht den kleinsten, Herr; der Ritter, der soeben eingetroffen, hat die letzten zwei Plätze nicht im Stall, der schon voll war, sondern im Schoppen in Beschlag genommen.«

»Oh! oh!« versetzte Messire Espaing, »wir vermöchten uns kaum von unseren Pferde zu trennen; doch wenn Ihr durchaus keinen Platz hier habt, so würden wir, um die guten Zimmer, von denen Ihr gesprochen, nicht zu verlieren, einwilligen, wenn sie mit unseren Knechten in einem Hause in der Stadt untergebracht würden.«

»In diesem Fall, edler Herr, kann ich Euch dienen, und Eure Pferde werden dabei gewinnen, denn sie sollen in Ställen untergebracht werden, wie der Graf von Foix keine ähnliche hat.«

»Gut also, was diese herrlichen Ställe betrifft, doch morgen früh um sechs Uhr müssen sie gesattelt und gezäumt vor Eurer Thüre sein, denn Messire Jehan und ich begeben uns nach der Stadt Pau, wo wir von Monseigneur Gaston Phöbus erwartet werden.«

»Seid unbesorgt und zählt auf mein Wort,« erwiderte Meister Barnabé.

In diesem Augenblick kam das Stubenmädchen ebenfalls und sprach leise mit dem Wirth, dessen Gesicht plötzlich einen Ausdruck des Verdrusses annahm.

»Nun! was gibt es noch?« fragte Messire Espaing.

»Das ist nicht möglich,« entgegnete her Wirth.

Und er reichte dem Stubenmädchen abermals das Ohr, um sich wiederholen zu lassen.

»Was sagt sie?« fragte der Ritter.

»Sie sagt etwas Unglaubliches.«

»So laßt hören.«

»Es gebe keine Zimmer mehr.«

»Gut, gut,« sprach Messire Jehan, »so sind wir verurtheilt, bei unsern Pferden zu schlafen.«

»Oh! meine Herren,« rief Barnabé, »ich bitte tausendmal um Entschuldigung! doch der Ritter, der ein wenig vor Euch angekommen ist, hat für sich und seinen Schildknappen die zwei einzigen Zimmer genommen, welche noch übrig waren.«

»Bah!« sprach Messire Jehan, der an solche widrige Zufälle gewöhnt zu sein schien, »eine schlechte Nacht ist bald hingbracht, und wenn wir nur ein gutes Abendbrot haben.«

»Ah!« sagte der Wirth, »hier kommt gerade der Koch, den ich habe rufen lassen.«

Der Koch zog den Wirth bei Seite und fing mit ihm ein Gespräch mit leiser Stimme an.

»Oh!« rief der Wirth, der zu erbleichen suchte, »unmöglich!«

Der Koch machte mit dem Kopf und mit seinen beiden Händen eine Geberde, welche sagen wollte: »Es ist so.«

Der geistliche Herr, der das Vocabularium der Zeichen, wenn sich dies auf die Küche bezog, sehr gut zu verstehen schien, erbleichte wirklich.

»Oh!« sagte er, »was ist denn das?«

»Meine Herren,« sprach der Wirth, »Mariton täuscht sich.«

»Und worin täuscht er sich?«

»Darin, daß er mir so eben meldet, es sei nichts vorhanden, um Euch Abendbrot zu geben, insofern der Ritter, der vor Euch angekommen, den Rest der Mundvorräthe für sich in Beschlag genommen habe.«

»Ah! Meister Barnabé,« sprach Messire Espaing von Lyon, die Stirne faltend, »scherzen wir nicht, wenn,s beliebt.«

»Ach! Messire,« erwiderte der Wirth, »ich bitte Euch, zu glauben, daß ich nicht im Geringsten scherze, und daß ich sogar im höchsten Maße über diesen Vorfall betrübt bin.«

»Ich will zugeben, was Ihr uns in Betreff der Zimmer und Ställe gesagt habt,« entgegnete der Ritter, »doch beim Abendbrot ist es etwas Anderes, und ich erkläre Euch, daß ich mich nicht für geschlagen halte. Hier ist eine ganze Reihe von Casserolen.«

»Messire, sie ist für den Castellan von Marcheras bestimmt, der mit der Castellanin hier ist.«

»Und diese Poularde, die sich am Spieße dreht?«

»Sie ist von einem dicken Canonicus bestellt, der zu seinem Capitel zurückkehrt und nur einmal in der Woche Fleisch ißt.«

»Und dieser Rost, der ganz mit Rippchen beladen ist, welche so gut riechen?«

»Das ist nebst dem Fasan, den ich rupfe, das Abendbrot des Ritters, der einen Augenblick vor Euch ankam.«

»Oh!« rief Messire Espaing, »er hat also Alles genommen, dieser Teufel von einem Ritter? Meister Barnabé macht uns das Vergnügen und sagt ihm, ein nüchterner Ritter schlage ihm vor, eine Lanze mit ihm zu brechen, nicht für die Augen seiner Schönen, sondern für den guten

Geruch seines Abendbrots, und Ihr fügt bei, Messire Jehan Froissard, der Chronikschreiber, werde Kampfrichter sein und unsere Thaten eintragen.«

»Es bedarf dessen nicht,« sprach eine Stimme hinter Meister Barnabé, »ich komme im Auftrage meines Herrn, um Euch, Messire Espaing von Lyon, und Euch, Messire Jehan Froissard, zum Abendbrod zu ihm einzuladen.«

Messire Espaing wandte sich um, als er diese Stimme hörte, und erkannte den Knappen des fremden Ritters.

»Oh! oh!«

machte er, »das ist eine Einladung, die mir sehr höflich dünkt; was sagt Ihr dazu, Messire Jehan?«

»Ich sage nicht nur, daß sie äußerst höflich ist, sondern auch, daß sie sehr gelegen kommt.«

»Und wie heißt Euer Herr, mein Freund, daß wir wissen, wem wir für eine solche Artigkeit zu Dank verpflichtet sind?« »Er wird es Euch selbst sagen, wenn Ihr mir zu folgen die Güte haben wollt,« antwortete der Knappe.

Die Reisenden schauten sich einander an, und halb aus Hunger, halb aus Neugierde hatten sie denselben Wunsch.

»Vorwärts,« sagten sie zu gleicher Zeit, »zeigt uns den Weg, wir werden Euch folgen.«

Beide stiegen die Treppe hinter dem Knappen hinauf, der ihnen ein Zimmer öffnete, in dessen Hintergrund der unbekannte Ritter, seiner Rüstung entkleidet und angethan mit einem Rock von schwarzem Sammet mit weiten, langen Aermeln, die Hände auf dem Rücken, stand.

Als er sie erblickte, ging er ihnen einige Schritte entgegen, grüßte sie höflich und sprach, indem er ihnen die linke Hand reichte:

»Seid willkommen, meine edle Herren, und empfangt meinen Dank, daß Ihr die Güte habt, meine Einladung annehmen zu wollen.«

Der Ritter hatte ein so redliches und offenes Aussehen, die Hand, die er ihnen reichte, kam ihnen so treuherzig geboten vor, daß Beide sie berührten, obgleich es ein beinahe unerläßlicher Gebrauch unter Rittersleuten war, sich die rechte Hand zu reichen, und beinahe eine Beleidigung, anders zu handeln.

Während jedoch die beiden Reisenden dem unbekanntem Ritter diese seltsame Höflichkeit erwiderten, waren sie nicht genug Herren ihres Erstaunens, daß es sich nicht auf ihrem Antlitz ausgeprägt hätte; der Ritter aber schien nicht hierauf zu merken.

»Wir, Messire, sind Euch Dank schuldig,« sagte Froissard; »denn wir waren in einer großen Verlegenheit, der uns Eure freundliche Einladung entzogen hat: empfangt also den Ausdruck unserer ganzen Erkenntlichkeit.«

»Mehr noch,« sagte der Ritter, »da ich zwei Zimmer habe und Ihr keines habt, so werde ich Euch das geben, welches für meinen Knappen bestimmt war.«

»In der That,« sprach Espaing von Lyon, »das ist zu viel Gefälligkeit; doch wo wird Euer Knappe schlafen?« »In meinem Zimmer, bei Gott!«

»Nein,« erwiderte Froissard, »das hieße Eure Güte mißbrauchen.«

»Bah!« versetzte der unbekannte Ritter, »wir sind hieran gewöhnt: es ist mehr als fünfundzwanzig Jahre, daß wir unter demselben Zelte geschlafen haben, und seit fünfundzwanzig Jahren ist uns das so oft vorgekommen, daß wir nicht mehr zählten, wie oft. Doch setzt Euch, meine edlen Herren.«

Der Ritter deutete auf Stühle, welche um einen Tisch standen, auf dem Gläser und eine Humpe aufgefplant waren, und gab ihnen das Beispiel, indem er sich selbst setzte.

Die zwei Reisenden nahmen ebenfalls Platz.

»Das ist also abgemacht,« sprach der unbekannte Ritter, und füllte drei Gläser mit Würzwein, wobei er sich, wie er es bis dahin gethan, seiner linken Hand bediente.

»Meiner Treue, ja,« sagte Espaing von Lyon, »wir würden Euch zu beleidigen glauben, Ritter, wenn wir ein so herzliches Anerbieten ausschlagen; seid Ihr nicht meiner Ansicht, Messire Jehan?«

»Um so mehr,« erwiderte der Säckelmeister von Chimay, »als wir Euch nicht lange zur Last fallen werden.«

»Wie so?« fragte der unbekannte Ritter.

»Wir reisen morgen nach Pau ab.«

»Schön,« sprach der Ritter, »man weiß, wann man ankommt, man weiß aber nicht, wann man abreist.«

»Wir werden am Hofe des Grafen Gaston Phöbus erwartet.«

»Und nichts würde Euch so anziehend erscheinen, um Euch acht Tage unter Weges verlieren zu lassen?« fragte der Ritter.

»Nichts, als eine sehr seltsame und sehr interessante Geschichte,« antwortete Espaing von Lyon.

»Auch weiß ich nicht.« äußerte der Chronikschreiber, »ob ich auf diese Art mein Wort gegen den erlauchten Herrn Grafen von Foix brechen könnte.«

»Messire Jehan Froissard,« erwiderte der unbekannte Ritter, »Ihr sagtet vorhin beim Pas-de-Larre, Ihr würdet gern Eure Abtei Chimay demjenigen geben, der Euch die Abenteuer des Bastards von Mauléon erzählte.«

»Allerdings habe ich es gesagt, doch woher wißt Ihr es?«

»Ihr vergeßt, daß ich ein Ave aus dem Grabe des Mongat sprach, und daß ich an dem Orte, wo ich war. Alles, was Ihr sagtet, hören konnte.«

»So ist es, wenn man in freier Luft spricht. Messire Jehan Froissard,« sagte lachend Espaing von Lyon, »das sind Werte, die Euch Eure Abtei kosten werden.«

»Bei der heiligen Messe! Herr Ritter,« sprach Froissard, »ich glaube, ich habe meinen Mann gefunden, und Ihr kennt die Geschichte.«

»Ihr täuscht Euch nicht,« erwiderte der Ritter, »Niemand weiß sie und kann sie besser wiederholen als ich, seit dem Augenblick, wo er den Mongat von Lourdes getödtet, bis zu dem, wo ihm die Faust abgeschlagen worden ist.«

»Und was wird es mich kosten?« fragte Froissard, der, so neugierig er war, die Geschichte zu hören, doch zu bedauern anfang, daß er seine Abtei als Preis geboten.

»Es wird Euch acht Tage kosten, Messire,« erwiderte der unbekannte Ritter, »und selbst während dieser acht Tage werdet Ihr kaum Zeit haben, Alles, was ich Euch sage, aus Pergament niederzuschreiben.«

»Ich glaubte, der Bastard von Mauléon habe geschworen, diese Geschichte nie bekannt werden zu lassen,« entgegnete Froissard.

»Bis er einen Chronikschreiber, würdig, sie aufzuzeichnen, gefunden hätte; und nun, Messire

Jehan, ist kein Grund mehr vorhanden, sie zu verbergen.«

»Warum schreibt Ihr sie dann nicht selbst?« fragte Froissard.

»Weil ein Hinderniß obwaltet,« entgegnete lächelnd der Ritter.

»Und welches?« fragte Messire Espaing von Lyon.

»Dieses,« sprach der Ritter, indem er mit der linken Hand die Hand seines rechten Aermels aushob und aus den Tisch meinen verstümmelten Arm legte, der in einer eisernen Zange endigte.

»Jesus!«

rief Froissard vor Freude zitternd, »solltet Ihr es sein?«

»Der Bastard von Mauléon in Person, den Einige auch Agenor mit der eisernen Hand nennen.«

»Und Ihr werdet mir Eure Geschichte erzählen?« fragte Froissard mit der Angst der Hoffnung.

«Sobald wir zu Nacht gespeist haben,« antwortete der Ritter.

»Gut,« sprach Froissard sich die Hände reibend, »Ihr sagtet die Wahrheit, Messire Espaing von Lyon, Monseigneur Gaston Phöbus wird warten.«

Und an demselben Abend, nachdem sie gespeist, hielt der Bastard von Mauléon sein Versprechen und fing an, Messire Jehan Froissard nachfolgende Geschichte zu erzählen, die wir aus einer Handschrift genommen haben, ohne uns eine andere Mühe zu geben, als in die dritte Person eine Erzählung zu setzen, welche in der ersten geschrieben war.

---

## Zweites Kapitel.

*Wie der Bastard von Mauléon auf dem Wege von  
Pinchel nach Coimbra einen Mauren traf, den er  
nach dem Wege fragte und der vorüberzog,  
ohne ihm zu antworten.*

>An einem schönen Morgen des Monats Juni 1361 hätte derjenige, welcher bei einer Hitze von vierzig Graden sich ins Freie zu wagen nicht bange gehabt haben würde, auf der Straße von Pincel nach Coimbra in Portugal eine Gestalt, für deren Schilderung die Leute unserer Tage uns Dank wissen werden, einherziehen sehen können.

Es war nicht ein Mann, sondern eine völlige Rüstung, bestehend aus einem Helm, einem Panzer, Armschienen und Beinschienen, mit der Lanze im Arm, der Tartsche am Hals, Alles überragt von einem rothen Federbusch, über den die Lanzenspitze noch empor stand.

Diese Rüstung saß im Gleichgewicht aus einem Pferde, von dem man nur die schwarzen Beine und das entstammte Auge erblickte, denn es verschwand wie sein Herr unter seiner Kriegswappnung, welche mit einer weißen, mit rothem Tuche eingefasteten Schabracke bedeckt war. Von Zeit zu Zeit schüttelte das edle Thier den Kopf und wieherte mehr aus Zorn, als aus Schmerz; dies geschah, wenn eine Bremse unter die Falten der schweren Decke geschlüpft war und es seinen gierigen Stich fühlen ließ.

Was den Reiter betrifft, der steif und fest in den Bügeln hielt, als ob er an den Sattel genietet wäre, so schien er seinen Stolz darein zu setzen, daß er der glühenden Hitze Trotz bot, die vom kupfernen Himmel herabfiel, die Lust entzündete und das Gras vertrocknete. Viele, welche Niemand deshalb der Weichlichkeit beschuldigt hätte, würden sich erlaubt haben, das vergitterte Visir, zu öffnen, welches das Innere des Helmes in eine Badewanne verwandelte; doch aus der unempfindlichen Haltung und aus der edlen Unbeweglichkeit des Ritters ersah man, daß er selbst in der Wüste die Stärke seines Temperaments und seine Abhärtung gegen die Strapazen des Kriegerstandes zur Schau trug.

Wir haben gesagt die Wüste, und in der That, die Gegend, durch die der Ritter zog, verdiente wohl diesen Namen. Es war eine Art von Thal, gerade tief genug, um aus dem Weg, dem der Ritter folgte, die glühendsten Sonnenstrahlen zusammenzudrängen. Schon seit mehr als zwei Stunden war die Hitze, die man hier empfand, so groß, daß das Thal seine beharrlichsten Bewohner verloren hatte; die Hirten und die Herden, welche am Morgen und am Abend an seinem doppelten Abhange erschienen um ein paar Halme gelben, dünnen Grases zu suchen, hatten sich hinter die Hecken und Gebüsche geflüchtet, und schliefen im Schatten. So weit das Auge reichen konnte, hätte man auch vergebens einen Reisenden gesucht, der kühn und unempfindlich genug gegen die Flamme gewesen wäre, um diesen Boden zu betreten, welcher aus der Asche von der Sonne vertrockneter Felsen zu bestehen schien. Das einzige lebende Thier, das bewies, daß ein Geschöpf in einem solchen Ofen leben konnte, war die Grille, oder vielmehr die Taufende von Grillen, welche, zwischen den Kieselsteinen sitzend, an den Grashalmen angeklammert, oder auf einem von Staub weißen Olivenzweige sich ausbreitend, die scharfe, eintönige Fanfare von sich gaben, die ihr Triumphgesang war, durch welchen sie die

Eroberung der Wüste verkündigten, wo sie als alleinige Souverains herrschten.

Mit Unrecht haben wir behauptet, vergebens hätte das Auge am Horizont einen andern Reisenden gesucht, als denjenigen, welchen wir zu schildern unternahmen, denn hundert Schritte hinter ihm kam eine andere Gestalt, nicht minder seltsam, als die erste, obgleich von einem ganz verschiedenartigen Typus: es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, dürr, gebückt, bronzirt, mehr hockend, als reitend auf einem Pferde so mager als er, und auf dem Sattel schlummernd, woran er sich angeklammert hielt, ohne irgend eine von den Sorgen, welche seinen Gefährten wach hielten, sogar ohne die Sorge, seinen Weg zu erkennen, die er offenbar demjenigen überließ, welcher weiser oder mehr dabei interessirt war, sich nicht zu verirren.

Ohne Zweifel am Ende überdrüssig, seine Lanze so hoch zu tragen und sich so steif im Sattel zu halten, hielt der Ritter an, um sein Visir aufzuschlagen und dem Dampfe Durchgang zu lassen, der aus seiner eisernen Umhüllung in seinen Kopf aufzusteigen anfang; doch ehe er diese Bewegung ausführte, schaute er umher wie ein Mensch, der entfernt nicht der Ansicht ist, der Muth sei minder schätzbar, wenn er von einer geziemenden Dose von Klugheit begleitet werde.

Bei dieser Rundbewegung sah er seinen sorglosen Gefährten, und indem er ihn aufmerksam anschaute, bemerkte er, daß er schlief.

»Musaron!« rief der geharnischte Ritter, nachdem er zuvor sein Helmvisir ausgeschlagen hatte, »Musaron, wache auf, Taugenichts, oder bei dem kostbaren Blute von San Jago! wie die Spanier sagen, Du kommst nicht nach Coimbra mit meinem Felleisen, sei es nun, daß Du es unter Weges verlierst, oder daß es Dir die Diebe stehlen. Musaron! wirst Du denn immer schlafen, Bursche?«

Doch der Knappe, denn dies war der Grad, den bei dem Ritter derjenige einnahm, welchen er angeredet hatte, der Knappe, sagen wir, schlief zu tief, als daß ihn der einfache Lärm der Stimme erweckt hätte; der Ritter bemerkte also, daß er ein anderes, kräftigeres Mittel anwenden mußte, um so mehr, als das Pferd des Schläfers, da es sah, daß sein Vordermann anhielt, es für geeignet erachtete, ebenfalls anzuhalten, so daß Musaron, von der Bewegung zur Unbeweglichkeit übergehend, eine nur um so bessere Chance hatte, sich eines tiefen Schlafes zu erfreuen; er nahm deshalb ein elfenbeinernes, mit Silber eingelegtes Horn, das an einem Haken an seinem Gürtel hing, hielt es an seinen Mund und ließ mit kräftigem Athem ein paar Noten ertönen, welche sein Pferd sich bäumen und das seines Gefährten wiehern machte.

Diesmal erwachte Musaron plötzlich.

»Hollah!« rief er, indem er eine Art von Messer zog, das an seinem Gürtel hing, »hollah! was wollt Ihr, Ihr Schurken? Hollah! was verlangt Ihr, Zigeuner, Enkel des Teufels? Entfernt Euch, oder ich schlitze Euch bis zum Gürtel den Bauch auf!«

Und der brave Knappe focht rechts und links mit seinem Messer, bis er am Ende, wahrnehmend, daß er nur die Luft schlitzte, anhielt, die Augen weit aufriß, seinen Herrn mit erstaunter Miene anschaute und fragte:

»Ei! was gibt es denn, Messire Agenor? Wo sind denn die Leute, die uns angreifen? Sind sie wie Dunst verschwunden? oder habe ich sie vernichtet, ehe ich gänzlich erwachte?«

»Was es gibt, Taugenichts?« sagte der Ritter, »Du träumst, und während Du träumst, schleppst Du meinen Schild am Ende seines Riemens, was entehrend für die Waffen eines wackeren Rittersmannes ist. Auf! Auf! erwache vollends, oder ich zerschmettere Dir meine Lanze auf der Schulter.«

Musaron schüttelte den Kopf mit einer ziemlich frechen Miene.

»Bei meiner Treue, Sire Agenor,« sagte er, »Ihr werdet wohl daran thun, und damit wird wenigstens eine Lanze auf unserem Wege gebrochen sein. Statt mich Eurem Vorhaben zu widersetzen, fordere ich Euch auf, es in Ausführung zu bringen.«

»Was soll das bedeuten, Schurke?« rief der Ritter.

»Das soll bedeuten,« erwiderte der Knappe, der mit seiner spöttischen Sorglosigkeit immer näher heran ritt, »das soll bedeuten, daß wir seit sechzehn vollen Tagen, die wir in Spanien, in diesem Lande voll Abenteuer reisen, wie Ihr bei unserem Aufbruche sagtet, nicht einen einzigen Feind außer den Fliegen und der Sonne, und als ganze Ausbeute nur Wasserblasen und Staub gefunden haben. Gottes Tod! Herr Agenor, ich habe Hunger; Gottes Tod! Herr Agenor, ich habe Durst; Gottes Tod! Herr Agenor, meine Börse ist leer, das heißt, ich bin den drei größten Calamitäten dieser Welt preisgegeben, und ich sehe die großen Plünderungen ungläubiger Mauren nicht kommen, welche, wie Ihr mir schmeicheltet, unsern Leib bereichern und unsere Seele retten sollten, und worüber ich süße Träume dort in unserem schönen Lande Bigorre hatte, ehe ich Euer Knappe war, und besonders seitdem ich es bin.«

»Wirst Du es zufällig wagen, Dich zu beklagen, während ich mich nicht beklage?«

»Ich hätte wohl Veranlassung dazu, und es fehlt mir in der That nur die Keckheit. Wir haben beinahe unsere letzten Franken für die Waffenschmiede von Pinchel ausgegeben, welche Eure Art schärfen, Euer Schwert schliffen und Eure Rüstung putzten, und es fehlt uns in der That nichts mehr, als daß wir mit Räubern zusammentreffen.«

»Hasenherz!«

»Wartet einen Augenblick, daß wir uns verständigen, Sire Agenor; ich sage nicht, daß ich ein solches Zusammentreffen fürchte.«

»Was sagst Du denn?«

»Ich sage, daß ich es wünsche.«

»Warum?«

»Weil wir die Räuber berauben würden,« erwiderte Musaron mit dem spöttischen Lächeln, das den Hauptcharakter seiner Physiognomie bildete.

Der Ritter hob die Lanze, in der sehr sichtbaren Absicht auf, sie auf die Schulter seines Knappen fallen zu lassen, der nahe genug gekommen war, daß er auf eine ersprießliche Art eine solche Zurechtweisung versuchen konnte; doch mit einer einfachen kleinen Bewegung voll Gewandtheit, an die er gewöhnt zu sein schien, wich der Knappe dem Streich aus, während er mit seiner Hand die Lanze hielt.

»Nehmt Euch in Acht, Sire Agenor,« sagte er, »scherzen wir nicht so; ich habe harte Knochen und wenig Fleisch darauf. Ein Unglück ist bald geschehen, mit einem falschen Schlag würdet Ihr Eure Lanze zerbrechen, und wir wären genöthigt, ihr selbst einen andern Schaft zu machen, oder uns mit einer unvollständigen Rüstung vor Don Federigo zu zeigen, was demüthigend für die Ehre der bearn'schen Ritterschaft wäre.«

»Schweige, verfluchter Schwätzer; Du würdest besser daran thun, wenn Du durchaus sprechen muß, jenen Hügel zu erklettern und mir zu sagen, was Du von oben siehst.«

»Ah!« rief Musaron, »wenn es der wäre, wohin Satan unsern Herrn führte, und wenn ich Einen fände, und wäre es auch der Teufel, der mir dafür, daß ich ihm die Klaue küßte, alle Königreiche der Erde böte. . .«

»Du würdest es annehmen, Abtrünniger?«

»Mit Dank, Ritter.«

»Musaron,« sprach der Ritter mit ernstem Tone, »scherze mit Allem, was Du willst, nur nicht mit heiligen Dingen.«

Musaron verbeugte sich und fragte:

»Der gnädige Herr wünscht also immer noch zu, erfahren, was man von diesem Hügel herab wahrnehme?«

»Mehr als je, gehe also,«

Musaron machte eine leichte Wendung . . . gerade so viel als er brauchte, um sich außerhalb des Bereiches der Lanze seines Herrn zu halten, und ritt dann den Hügel hinan.

»Ah!« rief er, als er den Gipfel erreicht hatte, »ah! Jesus und Gott! was sehe ich!«

Und er bekreuzte sich.

»Nun, was siehst Du?« fragte der Ritter.

»Das Paradies, oder wenigstens beinahe das Paradies,« antwortete Musaron, in die tiefste Bewunderung versunken.

»Beschreibe mir Dein Paradies,« erwiderte der Ritter, der stets von einem Scherze seines Knappen bethört zu werden befürchtete.

»Ah! edler Herr, was wollt Ihr?« rief Musaron, »Orangenwälder mit goldenen Früchten, ein großes Fluß mit silbernen Wellen, und jenseits das Meer, glänzend wie ein stählerner Spiegel.«

»Wenn Du das Meer sehest,« sagte der Ritter, der sich noch nicht beeilte, seinen Antheil an dem Gemälde zu nehmen, aus Furcht, wenn er selbst den Gipfel erreicht hätte, würde sich dieser herrliche Horizont in Dunst auflösen, wie jene Luftspiegelungen, von denen er die Pilger des Orients hatte sprechen hören; »wenn Du das Meer siehst, Musaron, so muß Du noch besser Coimbra sehen, das nothwendig zwischen uns und dem Meere liegt, und wenn Du Coimbra siehst, so sind wir am Ziele unserer Reise, da es Coimbra ist, wohin mich mein Freund, der Großmeister Federigo, beschieden hat.«

»Oh! ja,« rief Musaron, »ich sehe eine schöne und große Stadt, ich sehe einen hohen Thurm.«

»Gut, gut,« sprach der Ritter, der nun an das, was ihm sein Knappe sagte, zu glauben anfang und diesmal den ein wenig zu lange ausgedehnten Scherz, wenn es etwa ein Scherz wäre, ernstlich zu bestrafen sich gelobte. »Gut, es ist die Stadt Coimbra, es ist der Thurm der Kathedrale.«

»Was sage ich: eine Stadt! was sage ich: ein Thurm! ich sehe zwei Städte, ich sehe zwei Thürme.«

»Zwei Städte! zwei Thürme!« rief der Ritter, als er ebenfalls auf den Gipfel des Hügels kam, »Du wirst sehen, vorhin hatten wir nicht genug und nun werden wir zu viel haben.«

»Zu viel,« sagte Musaron, »das ist die Wahrheit; seht, Sire Agenor, die eine rechts, die andere links, seht Ihr den Weg, der sich jenseits dieses Citronenwaldes gabelförmig trennt? Welche von den zwei Städten ist Coimbra? welchem von den zwei Wegen müssen wir folgen?«

»In der That,« murmelte der Ritter, »das ist eine neue Verlegenheit, an die ich nicht dachte.«

»Eine um so größere Verlegenheit,« sagte Musaron, »als wir, wenn wir uns täuschen und unglücklicher Weise den Weg nach dem falschen Coimbra einschlagen, im Grunde unserer Börse nichts finden, um damit unser Nachtlager zu bezahlen.«

Der Ritter schaute zum zweiten Male rings umher, doch diesmal in der Hoffnung, einen Vorübergehenden zu gewahren, bei dem er sich erkundigen könnte.

»Verfluchtes Land,« sagte er, »oder vielmehr verfluchte Wüste! denn wenn man Land sagt, so setzt man einen von anderen Geschöpfen, als von Eidechsen und Grillen, bewohnten Ort voraus. Oh! wo ist Frankreich?« fuhr der Ritter mit einem von jenen Seufzern fort, die zuweilen den am wenigsten schwermüthigen Herzen bei dem Gedanken an das Vaterland entschlüpfen; »Frankreich, wo Jeder stets eine ermuthigende Stimme findet, um ihm den Weg zu zeigen.«

»Und einen Schafkäse, um ihm den Gaumen zu erquicken; so ist es, wenn man sein Vaterland verläßt. Ah! Sire Agenor, Ihr hattet Recht, wenn Ihr sagtet: Frankreich! Frankreich!«

»Schweige, Thier!« rief der Ritter, der gern ganz leise denken wollte, was Musaron ganz laut sagte, der aber nicht wollte, daß Musaron laut sagte, was er leise dachte. »Schweige.«

Musaron hütete sich wohl, dies zu thun, und der Leser muß den würdigen Knappen schon hinreichend kennen, daß es in diesem Punkt nicht seine Gewohnheit war, blindlings seinem Herrn zu gehorchen; er fuhr also fort und sprach, als ob er seine eigenen Gedanken beantwortete:

»Wie sollte man uns auch beistehen, oder uns nur grüßen? Wir sind allein in diesem verdammten Portugal. Oh! die großen Compagnien, das ist schön, das ist angenehm, das ist herrlich, und besonders bequem zum Leben; oh! Sire Agenor, warum gehören wir nicht ganz einfach in diesem Augenblick zu einer großen berittenen Compagnie auf der Straße des Languedoc oder der Guienne!«

»Du urteilst wie ein Jacques, weißt Du das, Meister Musaron?« sagte der Ritter.

»Ich bin auch einer, Messire, oder ich war wenigstens einer, ehe ich in den Dienst Eurer Herrlichkeit trat.«

»Rühme Dich dessen, Elender!«

»Sprecht nicht schlimm von ihnen, Sire Agenor, denn die Jacques haben wenigstens Mittel gefunden, zu speisen, während sie Krieg führen; wir fuhren allerdings nicht Krieg, wir speisen aber auch nicht.«

»Dies Alles sagt uns nicht, welche von den zwei Städten Coimbra ist,« murmelte der Ritter.

»Nein,« erwiderte Musaron, »doch dort kommt etwas, was es uns sagen wird.«

Und er deutete mit dem Finger auf eine Staubwolke, die durch eine kleine Karavane in die Höhe getrieben wurde, welche eine halbe Stunde hinter ihnen kam, denselben Weg verfolgte, wie sie, und in deren Mitte die Sonne von Zeit zu Zeit etwas wie Goldflittern glänzen ließ.

»Ah!« sprach der Ritter, »da kommt endlich, was wir suchen.«

»Oder was uns sucht,« sagte Musaron.

»Nun wohl! so eben verlangtest Du Räuber.«

»Doch ich verlangte nicht zu viel,« entgegnete Musaron.

»Der Himmel ist in der That im Zug, uns mit Gnaden zu überhäufen; ich verlangte drei bis vier Räuber, und er schickt uns eine Truppe; wir verlangten eine Stadt, und er schickt uns zwei. Herr Ritter,« fuhr Musaron fort, indem er sich seinem Herrn näherte, »berathschlagen wir und sprechen wir unsere Ansichten aus, zwei Ansichten sind mehr werth als eine, Ihr wißt es wohl, sagt zuerst die Eure.«

»Meine Ansicht ist, daß wir nach dem Citronenwalde reiten, durch den die Straße zieht, und der uns zugleich Schatten und Sicherheit gibt; dort warten wir sodann, zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit.«

»Oh! das ist eine Ansicht voll Vernunft,« rief der Knappe mit seinem halb spöttischen, halb überzeugtem Tone, »es ist eine Ansicht, der ich ohne Widerspruch beitrete; Schatten und Sicherheit, das ist Alles, was ich in diesem Augenblick wünschte. Schatten ist die Hälfte des Wassers; Sicherheit ist drei Viertheile des Muthes. Reiten wir also nach dem Citronenwalde, und zwar so schnell als möglich.«

Doch die zwei Reisenden hatten ohne ihre Pferde gerechnet. Die armen Thiere waren so müde, daß sie, obgleich vielfach gespornt, nur im Schritt gehen konnten. Zum Glück hatte die Langsamkeit keine anderen unangenehmen Folgen, als daß sie die Reisenden länger der Sonne ausgesetzt ließ. Die kleine Truppe, gegen welche sie diese Vorsichtsmaßregeln nahmen, war noch zu weit entfernt und hatte sie folglich nicht sehen können. Einmal in dem Gehölze angelangt, brachten sie die verlorene Zeit wieder ein. In einem Augenblick war Musaron von seinem Pferde herab, das sich in seiner Müdigkeit beinahe so schnell als er niederlegte; der Ritter stieg ebenfalls ab, warf den Zaum seines Pferdes in die Hände seines Knappen und setzte sich an den Fuß eines Palmaumes, der sich wie der König dieses duftenden Waldes erhob.

Musaron band das Pferd an einen Baum und suchte seine Nahrung im Gehölze umher. Nach einem Augenblick kehrte er mit einem Dutzend süßer Eicheln und ein paar Citronen zurück, deren Erstlinge er dem Ritter anbot, welcher ihm, den Kopf schüttelnd, dankte.

»Ah! Ja,« sprach Musaron, »ich weiß wohl, daß dies Alles nicht sehr erquickend für Leute ist, welche vierhundert Meilen in sechzehn Tagen gemacht haben; aber was wollt Ihr, gnädigster Herr! man muß sich gedulden. Wir begeben uns zu dem erhabenen Don Federigo, dem Großmeister von San Jago und Bruder, oder ungefähr Bruder des mächtigen Don Pedro, des Königs von Castilien, und wenn er nur die Hälfte von dem hält, was uns sein Brief verspricht, so haben wir für unsere nächste Reise frische Pferde, Maulthiere, mit Schellen, welche die Vorübergehenden anziehen, Pagen mit Kleidern, die den Augen schmeicheln, und wir sehen dann die Mädchen aus den Posadas, die Maulthiertreiber und die Bettler herbeilaufen; die Einen geben uns Wein, die Anderen Früchte, und diejenigen, welche am mindesten karg sind, bieten uns ihre Häuser an, nur um die Ehre zu haben, uns zu beherbergen, und dann wird es uns an nichts fehlen, gerade weil wir nichts mehr nöthig haben; mittlerweile aber müssen wir Eicheln knacken und Citronen aussaugen.«

»Es ist gut, es ist gut, Sire Musaron,« sprach der Ritter lächelnd, »in zwei Tagen werdet Ihr Alles haben, was Ihr sagt, und dieses Mahl ist Euer letztes Fasten.«

»Gott höre Euch, gnädiger Herr!« sprach Musaron, indem er seinen Blick voll Zweifel zum Himmel ausschlug, und zugleich von seinem Kopf seine Sturmhaube nahm, woraus eine Feder von einem Pyrenaenadler befestigt war: »ich werde bemüht sein, mich aus die Höhe meines Glückes zu stellen, und dazu brauche ich nur aus Meer vergangenes Elend zu steigen.«

»Bah!« sagte der Ritter, »das vergangene Elend bildet das zukünftige Glück.«

»Amen,« sprach Musaron.

Ohne Zweifel wollte Musaron trotz dieses ganz religiösen Schlusses ein Gespräch über einen andern Gegenstand anfangen, als plötzlich das Klingeln von Schellen von einem Dutzend Pferde oder Maulthiere, und ein gewisses Klirren von Eisen in der Ferne zu ertönen anfang.

»Aufgepaßt!« sprach der Ritter, »das ist die fragliche Truppe, Teufel! sie hat sich beeilt, und es scheint, die Pferde derjenigen, welche sie bilden, sind minder müde als die unsrigen.«

Musaron steckte in ein Büschel Gras den Rest seiner Eicheln und seine letzte Zitrone, und

sprang nach dem Steigbügel seines Herrn, der in einem Augenblick im Sattel saß und die Lanze in der Faust hatte.

Da sahen sie mitten aus den Bäumen, wo sie diesen kurzen Halt gemacht hatten, auf dem Gipfel des Hügels eine Truppe Reisender erscheinen, welche gute Maulthiere ritten und reich, die einen nach spanischer, die andern nach maurischer Sitte, gekleidet waren. Nach dieser ersten Truppe kam ein Mann, der das Haupt derselben zu sein schien und, in einen langen Caban von seiner weißer Wolle mit seidenen Quasten gehüllt, dem Eindruck der Luft nur zwei hinter diesem Wall funkelnde Augen preisgab.

Es waren im Ganzen, diesen Häuptling mit einbegriffen, zwölf sehr starke und wohl bewaffnete Männer nebst sechs Maulthieren, geführt von vier Knechten; diese zwölf Männer bildeten, wie gesagt, die Spitze, dann kam, auch wie gesagt, der Anführer, und hinter diesem, die Nachhut bildend, die sechs Maulthiere und die vier Knechte, in deren Mitte man eine angemalte und vergoldete Sänfte von Holz erblickte, welche, hermetisch durch seidene Vorhänge verschlossen, den Luftstrom durch Löcher empfing, die in den Verzierungen eines kleinen geschnitzten, um die Sänfte lausenden Frieses angebracht waren. Zwei in der von uns gegebenen Erzählung nicht einbegriffene Maulthiere trugen diese Sänfte und marschirten im Schritt.

Es war dies die ganze Truppe, welche, sich nähernd, so großen Lärmen mit Glöckchen und Schellen gemacht hatte,

»Ah!« sagte Musaron etwas erstaunt, »diesmal sind es wahre Mauren, und ich glaube, ich habe zu bald gesprochen, Messire. Schaut doch, wie schwarz sie aussehen. Jesus! man sollte meinen, es wäre die Leibwache des Teufels. Und wie reich gekleidet sind diese Ungläubigen! Sagt doch, welch ein Unglück, Sire Agenor, daß ihre Zahl so groß ist, oder daß wir nicht größere Gesellschaft haben. Ich denke, es dürfte dem Himmel sehr angenehm gewesen sein, wenn alle diese Reichthümer in die Hände von guten Christen wie wir übergegangen wären. Ich sage Reichthümer, und das ist das richtige Wort, denn die Schätze dieses Ungläubigen sind sicherlich in jenem angemalten und vergoldeten Kasten, der ihm folgt und gegen den er jeden Augenblick den Kopf umwendet.«

»Stille!« sagte der Ritter; »siehst Du nicht, daß sie sich berathen, daß zwei bewaffnete Pagen voraus geritten sind, und daß sie angreifen zu wollen scheinen? Auf! auf! halte Dich bereit, mir, wenn es nothwendig ist, beizustehen, und reiche mir meinen Schild, damit man, falls sich eine Gelegenheit bietet, erfahre, was ein französischer Rittersmann ist.«

»Messire,« erwiderte Musaron, der sich weniger als sein Herr für eine feindliche Stellung zu entscheiden schien, »ich glaube, Ihr seid in einem Irrthum begriffen; diese edlen maurischen Herren können nicht daran denken, zwei harmlose Menschen anzugreifen; seht, einer von den zwei Pagen hat seinen Gebieter um Rath gefragt, und die vermummte Gestalt hat keinen Befehl gegeben, sondern ihnen nur durch ein Zeichen bedeutet, sie sollen vorwärts gehen. Ei! seht, Messire, sie ziehen ihres Weges, ohne ihre Pfeile zugerichtet, ohne, ihre Armbrüste gespannt zu haben; sie legen nur die Hand an ihr Schwert, und es sind im Gegentheil Freunde, die uns der Himmel schickt.«

»Freunde bei den Mauren! und die heilige Religion . . . was machst Du denn, verfluchter Heide?«

Musaron fühlte, daß er sich dieses Anfahren mit Recht zugezogen hatte; er beugte ehrfurchtsvoll das Haupt und sprach:

»Verzeiht, Messire, ich täuschte mich, als ich sagte: Freunde. Ein Christ, ich weiß es wohl,

kann nicht der Freund eines Mauren sein; es sind Rathgeber, wollte ich sagen; es ist erlaubt, Rathschläge von Jedermann anzunehmen, wenn die Rathschläge gut sind. Ich will diese ehrlichen Herren fragen, und sie werden uns unsern Weg bezeichnen.«

»Es sei, ich will es auch,« sprach der Ritter; »ich will es um so mehr, als sie, wie mir scheint, ein wenig zu stolz an mir vorüberziehen, und der Gebieter den höflichen Gruß, den ich ihm mit der Spitze meiner Lanze entbot, nicht erwidert hat; gehe und frage sie artig, welche von den zwei Städten Coimbra sei; füge bei. Du kommst im Auftrage von Messire Agenor von Mauléon, und im Austausch für meinen Namen frage diesen maurischen Ritter nach dem seinigen: vorwärts.«

Musaron, der vor dem Anführer der Truppe mit allen seinen Vorzügen erscheinen wollte, versuchte es, sein Pferd zum Aufstehen zu bringen; doch das Thier hatte so lange keinen Schatten und kein Gras mehr gefunden, und es schien ihm so bequem und besonders so angenehm, liegend zu weiden, daß es der Knappe nicht für einen Augenblick auf seine Beine bringen konnte; er entschloß sich also rasch und lief zu Fuß der Truppe nach, welche, da sie während der Berathung ihren Marsch fortgesetzt hatte, auf dem gekrümmten Abhang, bei der Biegung einiger Olivenbäume zu verschwinden im Begriffe war.

Während Musaron fortlief, um sich seiner Botschaft zu entledigen, verlor Agenor von Mauléon, aufrecht auf seinem Sattel, fest in den Steigbügeln, unbeweglich wie eine Reiterstatue, den Mauren und seine Gefährten nicht aus dem Blick; bald sah er ihn bei dem Rufe seines Knappen anhalten; seine Escorte machte Halt, wie er; alle diejenigen, welche dieselbe bildeten, schienen das Leben ihres Anführers zu leben, als wären sie von seinen Wünschen durch eine innere Stimme unterrichtet worden, und als bedürften sie nicht einmal eines Zeichens, um seinem Willen zu gehorchen.

Es war ein so reines Wetter, es herrschte ein so tiefes Stillschweigen in dieser ganzen Natur, welche unter der Hitze des Himmels entschlummert ruhte, der Seewind war so sanft, daß er ohne Hinderniß zu den Ohren des Ritters die Worte von Musaron brachte, und Musaron entledigte sich seines Auftrags nicht nur als ein treuer, sondern auch als ein geschickter Botschafter.

»Eure Herrlichkeit sei begrüßt,« sprach er, »begrüßt zuerst von Seiten meines Gebieters, des ehrenhaften und tapferen Sire Agenor von Mauléon, der dort auf seinen Steigbügeln die Antwort Eurer Herrlichkeit erwartet; begrüßt sodann von seinem unwürdigen Knappen, der sich aufrichtig zu dem Zufall Glück wünscht, welcher ihm das Wort bis zu Euch zu erheben gestattet.«

Der Maure grüßte ernst und vorsichtig nur mit dem Kopfe, und wartete stillschweigend auf das Ende der Rede.

»Möge es,« fuhr Musaron fort, »möge es Eurer Herrlichkeit gefallen, uns anzugeben, welcher von den zwei Thürmen, die man dort sieht, der von Coimbra ist? Wollte mir auch Eure Herrlichkeit, wenn sie es weiß, sagen, welcher von allen den schönen Palästen der einen oder der andern Stadt, die von ihrem Grundgebiete das Meer beherrschen, der des erhabenen Großmeisters von San Jago, des Freundes und ungeduldigen Wirthes des tapferen Ritters ist, der Euch durch mich um diese doppelte Auskunft bitten läßt!«

Um seinem Herrn und sich selbst mehr Glanz zu geben, hatte Musaron lauter als die andern die auf Don Federigo bezüglichen Worte klingen lassen. In der That, gleichsam um seine Gewandtheit zu rechtfertigen, hörte der Maure aufmerksamer bei dem zweiten Theile seiner Rede, und bei diesem zweiten Theile funkelten seine Augen von jenem verständigen Feuer, das den Kindern seiner Nation eigenthümlich ist und einem Sonnenstrahl gestohlen zu sein scheint.

Doch er antwortete eben so wenig auf diesen zweiten Theil, als auf den ersten; erdachte nur

einen Augenblick nach, grüßte dann mit dem Kopf, wie er es schon gethan hatte, und sagte seinen Leuten ein einziges arabisches Wort, das mit einer gebieterischen, gutturalen Stimme ausgesprochen wurde, wonach sich die Vorhut in Marsch setzte; der maurische Reiter trieb sein Pferd an, und die Nachhut, in deren Mitte die geschlossene Sänfte getragen wurde, setzte sich ebenfalls in Marsch.

Musaron blieb einen Augenblick ganz erstaunt und gedemüthigt an seinem Platz. Der Ritter aber wußte nicht genau, ob das arabische Wort, das er ebenso wenig als Musaron begriffen hatte, von dem Mauren zu seinem Knappen oder zu seinem Gefolge gesprochen worden war.

»Ah!« sagte plötzlich Musaron, der sich selbst gegenüber nicht zugestehen wollte, man habe ihm eine solche Beleidigung angethan, »er versteht das Französische nicht, das ist die Ursache seines Stillschweigens. Bei Gott! ich hätte Castilianisch mit ihm sprechen sollen.«

Doch da der Maure schon zu weit entfernt war, als daß Musaron ihm zu Fuß hätte nachlaufen können, und da der kluge Knappe überdies vielleicht einen tröstlichen Zweifel einer demüthigenden Gewißheit vorzog, so kehrte er zu seinem Herrn zurück.

---

## Drittes Kapitel.

*Wie der Ritter Agenor von Mauléon Coimbra und  
den Palast von Don Federigo, dem Großmeister von  
San Jago, ohne die Hilfe des Mauren fand.*

Wüthend über das, was er gehört, und über das, was ihm sein Knappe wiederholte, hatte Agenor einen Augenblick den Gedanken, durch Gewalt zu erlangen, was der Maure seiner Höflichkeit verweigerte. Als er aber sein Pferd den Sporn fühlen ließ, um dem unverschämten Sarazenen nachzujagen, zeigte das arme Thier so wenig Geneigtheit, seinen Herrn in seinen Wünschen zu unterstützen, daß der Ritter auf dem mit Kieselsteinen besäten Abhang anhalten mußte. Die Nachhut des Mauren beobachtete die Schritte der zwei Franken und wandte sich in Zwischenräumen um, wohl um nicht überfallen zu werden.

»Messire Agenor,« rief Musaron, unruhig über diese Kundgebung, der indessen die Müdigkeit des Pferdes jede Chance von Gefahr benahm, »Messire Agenor, habe ich Euch nicht gesagt, dieser Maure verstehe das Französische nicht, habe ich Euch nicht zugestanden, geärgert wie Ihr über dieses Stillschweigen, sei mir der Gedanke gekommen, ihn in spanischer Sprache zu befragen, doch erst, da er schon zu fern gewesen, als daß ich diesen Gedanken hätte in Ausführung bringen können? Ihm müßt Ihr also nicht grollen, sondern mir, der ich diesen glücklichen Gedanken nicht früher gehabt habe. Uebrigens« fügte er bei, als er sah, daß der Ritter einen Halt zu machen genöthigt war, »übrigens sind wir allein, und Ihr seht, daß Euer Pferd abgemattet ist.«

Mauléon schüttelte den Kopf und sprach:

»Das ist Alles schön und gut, doch dieser Maure hat nicht natürlich gehandelt. Man kann wohl das Französische nicht verstehen, aber in jedem Lande versteht man die allgemeine Sprache der Geberde. Während Du das Wort Coimbra aussprachst, deutetest Du abwechselnd auf die eine und auf die andere Stadt, und er mußte errathen, daß Du nach dem Weg fragtest. Ich kann den unverschämten Mauren zu dieser Stunde nicht mehr einholen, doch bei dem Blute unseres Herrn, das Rache gegen diese Ungläubigen schreit, er finde sich nie wieder auf meinem Wege!«

»Im Gegentheil, Messire,« sagte Musaron, bei dem die Klugheit weder den Muth, noch den Groll ausschloß. »Im Gegentheil, trifft ihn, doch nur unter andern Bedingungen. Trifft zum Beispiel ihn allein mit den Knechten, welche die Sänfte hüten, Ihr übernehmt den Herrn, und ich übernehme die Knechte; dann werden wir wohl sehen, was der Kasten von vergoldetem Holz enthält.«

»Irgend ein Götzenbild ohne Zweifel,« erwiderte der Ritter.

»Oder wohl seinen Schatz.« sagte Musaron, »eine große Kiste mit Diamanten, Rubinen, Perlen, um mit den Händen darin zu wühlen. Denn diese verfluchten Ungläubigen kennen die Beschwörungen, mit deren Hülse man die verborgenen Schätze findet. Oh! wenn wir nur zu sechs oder wenigstens zu vier gewesen wären, wir hätten Euch etwas gezeigt, Herr Maure. Oh! Frankreich! Frankreich! wo bist du? Ihr tapferen Kämpen, wo seid Ihr? Ihr ehrwürdigen Abenteurer, meine Compagnons, warum seid Ihr nicht da!«

»Ah!« sagte plötzlich der Ritter, der während dieses Ausfalls seines Knappen überlegt hatte, »wenn ich daran denke!«

»Woran?«

»An den Brief von Don Federigo,«

»Nun?«

»In diesem Brief gibt er uns vielleicht über den Weg nach Coimbra eine Erläuterung, die ich vergessen habe.«

»Ah! wahrhaftiger Gott! das heiße ich vernünftig denken und gescheit sprechen. Den Brief, Sire Agenor, den Brief, und wenn er nur dazu dienen würde, uns durch die schönen Versprechungen, die man uns darin macht, zu stärken.«

Der Ritter häkelte von seinem Sattelbogen eine kleine Rolle von parfümirtem Leder los, und zog aus dieser Rolle ein Pergament. Es war dies der Brief von Don Federigo, den er zugleich als einen Paß und als einen Talisman aufbewahrte.

Er enthielt Folgendes:

»Edler und hochherziger Don Agenor von Mauléon, erinnerst Du Dich des schönen Lanzenstoßes, den Du in Narbonne mit Don Federigo, dem Großmeister von San Jago, austauschtest, als die Castilianer in Frankreich Dona Bianca von Bourbon einholten?«

»Damit will er sagen, Madame Blanche von Bourbon,« unterbrach ihn der Knappe, indem er den Kopf von oben nach unten schüttelte, wie ein Mensch, der das Spanische zu verstehen sich anmaßt und eine Gelegenheit, bekannt zu machen, was er weiß, nicht vorübergehen lassen will.

Der Ritter sah Musaron von der Seite mit dem Ausdruck an, mit dem er die Prahlereien jeder Art, die sich sein Knappe erlaubte, auszunehmen pflegte. Dann schaute er wieder in das Pergament und fuhr fort:

»Ich habe Dir ein gutes Andenken versprochen, denn Du warst edelmüthig und artig gegen mich.«

»Es ist wahr,« unterbrach ihn zum zweiten Male Musaron, »Eure Herrlichkeit konnte ihm vortrefflich ihren Dolch in die Gurgel stoßen, wie sie es so zart dem Mongat von Lourdes bei dem Kampfe am Pas-de-Larre bei ihrem ersten Auftreten gethan hat. Denn bei dem berühmten Turnier, wo Ihr ihn aus dem Sattel hobet, und wo er wüthend, aus dem Sattel gehoben worden zu sein, mit scharfen Waffen, statt mit stumpfen, den Kampf fortzusetzen verlangte, hieltet Ihr ihn vollkommen unter Eurem Knie. Und statt Euren Sieg zu mißbrauchen, sagtet Ihr großmüthig (ich höre noch diese schönen Worte): »»Erhebt Euch, Großmeister von San Jago, um die Ehre der castilianischen Ritterschaft zu sein.««

Musaron begleitete dies» letzten Worte mit einer Geberde voll Majestät, durch die er, ohne es zu vermuthen, die Geberde parodirte, die sein Herr bei dieser feierlichen Gelegenheit hatte machen müssen.

»Wurde er aus dem Sattel gehoben,« sprach Mauléon, »so war dies der Fehler seines Pferdes, das den Stoß nicht anhalten konnte. Diese halb arabischen, halb castilianischen Pferde taugen mehr beim Rennen, aber weniger beim Kampfe als die unsrigen. Und wenn er unter mich fiel, so war dies der Fehler seines Spornes, der sich an einer Baumwurzel in dem Augenblick anhing, wo ich ihm einen Streich mit der Art aus den Kopf versetzte; denn er ist ein unerschrockener und gewandter Ritter. Gleichviel,« fügte Agenor mit einem Gefühle des Stolzes bei, das er bei all der Bescheidenheit, mit der er sich ausdrückte, nicht ganz zurückzudrängen vermochte, »der Tag, an

welchem dieser merkwürdige Kampf in Narbonne statt fand, war ein schöner Tag für mich.«

»Abgesehen davon, daß Ihr den Preis von Madame Blanche von Nourbon erhieltet, welche sehr bleich wurde und sehr zitterte, die sanfte Prinzessin, als sie sah, daß das Turnier, dem sie beizuwohnen glaubte, sich in einen wirklichen Kampf verwandelte. Ja, edler Herr,« sprach Musaron, ganz zitternd bei dem Gedanken an die Herrlichkeiten, welche in Coimbra seines Gebieters und seiner harrten, »Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt es sei ein schöner Tag gewesen, denn Euer Glück ward an demselben geboren.«

»Ich hoffe es,« erwiderte Agenor bescheiden; »doch fahren wir fort.«

Und er las weiter,

»Ich erinnere Dich heute an Dein Versprechen, Niemand als mir Waffenbrüderschaft zu bewilligen. Wir sind beide Christen; komm zu mir nach Portugal, nach Coimbra, das ich von den Ungläubigen erobert habe. Ich verschaffe Dir Gelegenheit, schöne Waffenthaten gegen die Feinde unserer heiligen Religion zu vollbringen. Du lebst in meinem Palaste wie ich selbst, und an meinem Hofe wie mein Bruder. Komm also, mein Bruder, denn ich bedarf eines Mannes, der mich liebt, ich, der ich von gewandten und gefährlichen Feinden umgeben lebe. Coimbra ist eine Stadt, die Du kennen muß, und liegt, wie ich Dir gesagt habe, in Portugal, zwei Meilen vom Meer, am Flusse Mondigo. Du hast nur befreundete Länder zu durchziehen: zuerst Aragonien, welches das Hauptbesitzthum ist, das Don Sancho der Große Ramiro hinterlassen hat, der ein natürlicher Sohn war wie Du, und ein großer König wurde, wie Du ein braver Rittersmann bist; sodann Neucastilien, das König Alfons VI. von den Mauren wiederzuerobern begonnen hat, und das von seinem Nachfolger vollends erobert worden ist; ferner Leon, den Schauplatz großer Waffenthaten des berühmten Pelago, dieses tapferen Ritters, dessen Geschichte ich Dir erzählt habe. Endlich wirst Du durch Acqueda kommen und Dich in Portugal befinden, wo ich Dich erwarte. Nähere Dich nicht zu sehr den Bergen, die Du zu Deiner Linken sehen wirst, wenn Du nicht ein beträchtliches Gefolge hast, und traue weder den Juden, noch den Mauren, die Du auf Deinem Wege findest.

»Gott befohlen! erinnere Dich, daß ich mich einen ganzen Tag Dir zu Ehren Don Agenor genannt habe, wie Du Dich einen Tag, um mich zu ehren, Federigo nanntest.

»Ich habe an jenem Tag Deine Farben getragen, und Du hast die meinigen getragen. So ritten wir, Du mit meiner Schärpe, ich mit der Deinigen, neben einander bis nach Urgel und geleiteten unsere viel geliebte Königin Dona Bianca von Bourbon. Komm, Don Agenor: ich bedarf eines Bruders und eines Freundes; komm.«

»In diesem Briefe steht nichts, was uns leiten könnte,« sagte Musaron.

»Doch; im Gegentheile. Alles,« sprach Agenor. »Hast Du nicht gehört, und das ist wahr, daß ich einen Tag seine Schärpe getragen habe?«

»Nun?«

»Seine Farben waren gelb und roth. Suche wohl, Musaron, Du, dessen Gesicht so scharf ist, suche, ob Du nicht in einer von den beiden Städten ein Gebäude erblickst, aus dem ein Banner gelb wie Gold, roth wie Blut flattert, und dieses Gebäude wird der Palast meines Freundes Don Federigo sein, und rings um diesen Palast liegt die Stadt Coimbra.«

Musaron hielt seine Hand über seine Augen, um die Sonnenstrahlen zu brechen, welche alle Gegenstände in Lichtwogen vermengten, die ein Flammenmeer bildeten, und nachdem er seinen Blick nach rechts und nach links hatte schweifen lassen, heftete er seine Augen fest auf die Stadt,

welche rechts vom Fluß in einer von den Krümmungen seines Laufes lag.

»Sire Agenor,« sprach Musaron, »in diesem Fall ist Coimbra dort rechts, am Fuße jenes Abhang« und hinter jener Wand von Platanen und Aloen, denn aus dem Hauptgebäude flattert das von Euch bezeichnete Banner; nur wird es von einem rothen Kreuze überragt.«

»Das Kreuz von San Jago!« rief der Ritter, »so ist es. Doch irrst Du Dich nicht, Musaron?«

»Eure Herrlichkeit wolle selbst schauen.«

»Die Sonne ist so glühend, daß ich schlecht unterscheide; leite ein wenig meinen Blick.«

»Dort, Messire, dort . . . folgt dem Weg. . . dort zwischen jenen zwei Armen des Flusses. Er scheidet sich in zwei Zweige, nicht wahr?«

»Ja.«

»Folgt dem rechten Zweig, der am Flusse hinläuft; seht die Truppe des Mauren durch eines der Thore einziehen . . . Seht, seht . . .«

Gerade in diesem Augenblick kam die Sonne, welche bis jetzt ein Hinderniß für die zwei Reisenden gewesen war, Mauléon zu Hilfe, indem sie einen Feuerstahl aus den ganz mit Gold damascirten maurischen Rüstungen springen ließ.

»Gut! gut! ich sehe,« sagte er.

Dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht: »Ah! der Maure ging nach Coimbra, und verstand das Wort Coimbra nicht; vortrefflich. Als erste Artigkeit muß mir Don Federigo Genugthuung von diesem Frechen verschaffen. Doch wie kommt es,« fuhr der Ritter, immer mit sich selbst sprechend, fort, »daß Don Federigo, dieser fromme Fürst, den sein Titel in die Reihe der ersten Vertheidiger der Religion stellt, Mauren in der neuerdings erst eroberten Stadt, in der Stadt, aus der er sie vertrieben, duldet?«

»Was wollt Ihr, Messire?« antwortete Musaron, ohne befragt zu werden. »Ist Don Federigo nicht der natürliche Bruder von Don Pedro, dem König von Castilien?«

»Nun?«

»Wißt Ihr nicht (und das würde mich wundern, denn das Gerücht ist auch nach Frankreich gekommen), wißt Ihr nicht, daß die Liebe zu den Mauren dieser Familie angeboren ist? Der König kann ihrer nicht mehr entbehren, wie man versichert. Er hat Mauren als Räthe, Mauren als Aerzte, Mauren als Leibwachen, und endlich Maurinnen als . . . Liebschaften.«

»Schweige, Meister Musaron, und mische Dich nicht in die Angelegenheiten des Königs Don Pedro, eines sehr großen Fürsten und Bruders meines erhabenen Freundes.«

»Bruder! Bruder!« murmelte Musaron, »ich habe sagen hören, es sei dies eine von den maurischen Bruderschaften, welche früher oder später mit dem Stricke oder mit dem Säbel endigen. Ich will lieber Guillonnet, der die Ziegen im Thale von Andorre hütet und dabei singt:

Auf dem Berge sitzt der Hirte,  
Schauet traurig in die Fern',

zum Bruder haben, als Don Pedro von Castilien. Das ist meine Ansicht.«

»Es kann wohl Deine Ansicht sein, doch es ist die meinige, daß Du nicht ein Wort mehr diesem befügst. Wenn man Gastfreundschaft von den Leuten verlangt, so ist es doch das Wenigste, daß man nicht schlimm von ihnen spricht.«

»Wir kommen nicht zu Don Pedro von Castilien, da wir zu Don Federigo, dem Herrn von Coimbra in Portugal, kommen,« erwiderte der wunderliche Musaron.«

»Zu dem Einen oder zu dem Andern,« sprach der Ritter, »schweige, ich will es haben.«

Musaron nahm sein weißes Beret mit rother Eichel ab und verbeugte sich mit einem höhnischen Lächeln, das seine langen, ebenholzschwarzen Haare verbargen, die aus seine magern, dunkelbraunen Wangen herabfielen.

»Wenn Eure Herrlichkeit ausbrechen will, so ist ihr unterthänigster Diener zu ihrem Befehl,« sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, »Das mußt Du Dein Pferd fragen,« erwiderte Mauléon. »Jeden Falls, wenn es nicht weiter ziehen will, lassen wir es, wo es ist, und wenn der Abend kommt und es die Wölfe heulen hört, wird es schon allein nach der Stadt gehen.«

Und in der That, als ob das Thier, das den Namen, den ihm der Knappe gab, dem Thale verdankte, wo es geboren war, die Drohung gehört hätte, erhob es sich behender, als man hätte denken sollen, und bot seinem Herrn seinen noch ganz von Schweiß triefenden Widerrist.

»Aufgebrochen also,« sprach Agenor.

Und er setzte sich wieder in Marsch und hob zum zweiten Male das Helmvisir auf, das er beim Vorbeiziehen des Mauren herabgelassen hatte.

Wenn der Araber da gewesen wäre, so hätte nun sein durchdringender Blick durch die Oeffnung des Helmes ein Gesicht edel und schön, ganz erhitzt, ganz bestaubt, aber voll Charakter, einen sichern Blick, seine, schlaue Lippen, Zähne weiß wie Elfenbein, ein Kinn noch ohne Hart, aber von jener kräftigen Formung, welche den hartnäckigen Willen andeutet, sehen können.

Es war im Ganzen ein junger und schöner Ritter, dieser Messire Agenor von Mauléon, und dies konnte er sich wohl selbst sagen, wenn er sich' in der glatten Oberfläche seines Schildes spiegelte, den er wieder aus den Händen von Musaron genommen hatte.

Dieser Halt von einem Augenblick hatte den zwei Pferden wieder einige Kraft gegeben. Sie zogen daher mit ziemlich raschem Schritte aus ihrem Wege weiter, der ihnen fortan aus eine untrügerische Weise durch das aus dem Palaste flatternde Banner des Großmeisters von San Ingo angedeutet wurde.

Während sie so fortritten, sah man die Einwohner trotz der Hitze des Tages aus, den Thoren hervorkommen. Man hörte die Trompeten erschallen, und das Glockenspiel der Thürme breitete seine freudigen vibrirenden Töne in der Luft aus.

»Hätte ich Musaron vorangeschickt,« sprach Agenor zu sich selbst, »so könnte ich wahrhaftig glauben, dieser ganze Lärmen, diese ganze Feierlichkeit finden mir zu Ehren statt. Aber so schmeichelhaft ein solcher Empfang für meine Eitelkeit wäre, so muß ich doch all' dieses Geräusch einer andern Ursache zuschreiben.«

Musaron aber, der in diesem ganzen Lärmen offenbare Zeichen der Heiterkeit erblickte, erhob munter das Haupt, da er lieber von freudigen Leuten, als von traurigen empfangen werden wollte.

Die zwei Reisenden hatten sich nicht getäuscht, Es herrschte eine große Aufregung in der Stadt, und wenn das Gesicht der Einwohner nicht gerade die lächelnde Maske der Freude an sich trug, welche ihnen das Läuten der Glocken und die Fanfaren der Trompeten zu befehlen schienen, so w« ihre Physiognomie wenigstens die von Leuten, in deren Mitte eine wichtige und unerwartete Neuigkeit vorgefallen ist.

Agenor und sein Knappe hatten nicht nöthig, nach dem Weg zu fragen, denn sie brauchten nur der Menge zu folgen, die nach dem Hauptplatze der Stadt eilte.

In dem Augenblick, wo sie das Gedränge durchschnitten, um aus den Platz zu kommen, und während Musaron, um seinen edlen Herr, der ihm folgte, einen Weg zu bahnen, rechts und links Hiebe mit dem Peitschenstiel austheilte, sahen sie plötzlich vor sich, von hohen Palmbäumen und von buschigen, in der Richtung, die ihnen an Tagen des Sturms der Seewind gab, geneigten Sycomoren beschattet, den prächtigen maurischen Alcazar sich erheben, der für den König Muhamed erbaut worden war und nun dem jungen Eroberer, Don Federigo, als Wohnung diente.

So sehr sie sich aber auch beeilten, um an Ort und Stelle zu kommen, so blieben doch Agenor und sein Knappe in Bewunderung vor dem weiten, launenhaften Monument, das ganz mit der feinsten steinernen Spitze gestickt, ganz mit marmorenen Mosaiken incrustirt war, welche breite Platten von Topas, von Saphir und von Lapislazuli zu sein schienen, die irgend ein Baumeister von Bagdad für einen Palast von Feen oder von Huris gefaßt hätte. Der Occident, und selbst derjenige Theil des Occidents, den man, in Beziehung aus Spanien, den Süden von Frankreich nennt, kannte noch nichts Anderes, als seine romanischen Kathedralen, oder seine antiken Brücken und Bogen, hatte aber keinen Begriff von jenen Ohrgewölben und Kleezügen von Granit, welche der Orient hundert Jahre später an die Fronte der Kathedralen und an die Spitze der Thürme zeichnen sollte. Er bot also einen herrlichen Anblick, der Alcazar von Coimbra, selbst für unsere unwissenden und barbarischen Altvorderen, welche in jener Zeit die arabische und italienische Civilisation, die sie später bereichern sollte, verachteten.

Während sie so unbeweglich und in Betrachtung verharreten, sahen sie durch die zwei Seitenpforten des Palastes zwei Truppen von Leibwachen und Pagen, Maulthier und Pferde an der Hand führend, herauskommen.

Diese zwei Truppen, welche jede einen Viertelkreis beschrieben, vereinigten sich, indem sie das Volk zurücktrieben und vor der Mittelthüre, zu der man auf einer Treppe von zehn Stufen hinaufstieg, einen großen Platz, dessen eine Seite die Facade des Palastes bildete, leer ließen. Die Mischung des blendenden Luxus von Afrika mit der strengeren Eleganz der occidentalen Tracht verlieh diesem Schauspiel einen unwiderstehlichen Zauber, dessen Einfluß auch Agenor und sein Knappe unterlagen, als sie einerseits das Gold und den Purpur aus Sattel und Zeug der arabischen Pferde schimmern sahen und die Kleider der maurischen Reiter gewahrten, und andererseits die Seide und die getriebene Arbeit, und besonders jenen fränkischen Stolz, so zu sagen, in die Haltung der Rosse incrustirt erblickten.

Was das Volk betrifft, so rief es, als es dieses ganze Schauspiel sich entwickeln sah: »Es lebe!« wie es dies beim Anblicke aller Schauspiele thut.

Plötzlich erschien das Banner des Großmeisters von San Jago unter dem hohen, im Kleezug ausgehauenen Gewölbe, das die Mittelpforte des Alcazar bildete; begleitet von sechs Leibwachen und getragen von einem mächtigen Kriegsmann, wurde dieses Banner im Mittelpunkte des leeren Raumes ausgepflanzt.

Agenor begriff, daß Don Federigo irgend eine Prozession durch die Straßen halten, oder eine Reise von einer Stadt zur andern zu machen im Begriff war, und er fühlte sich, trotz der Dürftigkeit seiner Börse, versucht, sich nach irgend einem Gasthaus zu begeben, wo er seine Rückkehr abwarten könnte, denn er wollte die Anordnung des Auszuges nicht durch seine lästige Gegenwart stören.

Doch in demselben Augenblick sah er durch eines von den Seitengewölben die Vorhut des maurischen Häuptlings und dann, stets geschaukelt aus dem Rücken weißer Maulthiere, die bekannte Sänfte von vergoldetem Holz hervorkommen, welche Musaron so starke und so

religiöse Versuchungen bereitete. Endlich verkündigte ein gewaltiger Lärmen von Posaunen und Trompeten, der Großmeister würde erscheinen, und vierundzwanzig Musiker, acht in der Front, rückten aus dem Gewölbe bis zu den Stufen vor, die sie, stets blasend, hinabstiegen.

Hinter ihnen sprang ein Hund heraus: es war einer von den kräftigen, aber schlanken Hunden der Sierra, mit einem Kopfe spitzig wie der des Bären, mit Augen funkelnd wie die des Luchses, mit Beinen nervig wie die des Hirsches, Sein ganzer Körper war mit glatten, langen, seidnen Haaren bedeckt, welche in der Sonne ihre silbernen Reflexe spielen ließen; er hatte am Hals ein breites Collier von Gold mit Rubinen besetzt, und daran ein Glöckchen von demselben Metall; seine Freude verrieth sich durch Sprünge, und seine Sprünge hatten ein sichtbares Ziel und ein verborgenes Ziel. Das sichtbare Ziel war ein Pferd weiß wie der Schnee, bedeckt mit einer großen Schabracke von Purpur und Brocat, das seine Liebkosungen, als wollte es antworten, wiehernd ausnahm. Das verborgene Ziel war ohne Zweifel irgend ein edler Herr, der unter dem Gewölbe ausgehalten wurde, in das der Hund ungeduldig zurückkehrte, um nach einigen Sekunden springend und freudig wieder zu erscheinen.

Derjenige, für welchen das Pferd wieherte, derjenige, für welchen der Hund sprang, erschien endlich ebenfalls, und es erscholl ein einziger Ruf, wiederholt von tausend Stimmen:

»Es lebe Don Federigo!«

Es kam wirklich Don Federigo, mit dem arabischen Häuptling plaudernd, der zu seiner Rechten ging, her vor; zu seiner Linken schritt ein junger Page von reizendem Antlitz, obgleich seine schwarzen Augenbrauen und das leichte Zusammenziehen seiner frischrothen Lippen seinen Zügen den Ausdruck der Festigkeit verliehen; er hielt weit geöffnet eine Börse voll Goldstücke, aus der Don Federigo, als er auf die erste Stufe kam, mit allen Fingern schöpfte, um, sodann mit seiner frauenartig weißen und zarten Hand einen blendenden Regen auf die bewegten Häupter der Menge strömen zu lassen, welche bei dieser unter den Vorgängern ihres neuen Herrn ungewohnten Freigebigkeit ihr Geschrei verdoppelte.

Dieser neue Herr war von einem Wuchse, der selbst zu Pferde majestätisch erschien. Die Mischung des gallischen Blutes mit dem spanischen hatte ihm lange schwarze Haare, blaue Augen und eine weiße Gesichtshaut gegeben: und aus diesen blauen Augen kamen so wohlwollende, so sanfte Blicke hervor, daß Viele, um ihn nicht eine Secunde aus den Augen zu verlieren, nicht einmal daran dachten, die Zechinen aufzuheben, und daß die Luft rings um den Palast von Segnungen erscholl.

War es Zufall, oder geschah es absichtlich, plötzlich nahmen die Trompeten und Posaunen, welche sich kurze Zeit unterbrochen hatten, ihre Fanfaren wieder auf; doch statt der heiteren, lustigen Töne, die sie hatten hören lassen, gaben sie dem Volk nur eine traurige, schwermüthige Melodie, während die Glocken, diese neue Erfindung, um als Dolmetscher zwischen den Menschen, und Gott zu dienen, statt ihres lebhaften und glänzenden Spieles, dumpfe, lange gedehnte Klänge aussandten, die einem Todtengeläute glichen.

Zu gleicher Zeit erhob sich der Hund vor seinem Herrn, stützte seine Vorderpfoten auf seine Brust und ließ ein so düsteres, so klägliches Geheule vernehmen, daß die Muthigsten darob schauerten.

Die Menge blieb stumm, und mitten unter diesem Stillschweigen rief eine Stimme: »Zieht nicht hinaus, Großmeister, bleibt bei uns, Don Federigo.«

Doch Niemand konnte wissen, wer den Rath gegeben hatte.

Bei diesem Rufe sah Agenor den Mauren beben und eine Erdfarbe annehmen, was die Blässe der Kinder der Sonne ist, während sein unruhiger Blick in der Tiefe des Herzens von Don Federigo die Antwort suchte, die er der so allgemeinen Bestürzung und dem vereinzelt Rufe geben würde.

Doch Don Federigo streichelte mit der Hand seinen heulenden Hund, machte seinem Pagen ein sanftes Zeichen, grüßte mit einem traurigen Lächeln die Menge, die ihn mit flehenden Augen und gefalteten Händen anschaute, und sprach:

»Meine guten Freunde, der König, mein Bruder, ruft mich nach Sevilla, wo mich die Feste und Turniere zur Feier unserer Wiederversöhnung erwarten. Statt mich abhalten zu wollen, zu meinem Bruder und meinem König zu gehen, segnet vielmehr die Einhelligkeit zweier Brüder, die sich lieben.«

Doch statt diese Worte mit Freude zu empfangen, empfing sie das Volk mit seinem düsteren Stillschweigen. Der Page flüsterte seinem Herrn einige Worte zu, und der Hund fuhr fort zu heulen.

Mittlerweile verlor der Maure weder das Volk, noch den Pagen, noch den Hund, noch Don Federigo aus dem Blick.

Die Stirne des Großmeisters verdüsterte sich jedoch einen Augenblick. Der Maure glaubte, er zögere, und sprach:

»Hoher Herr, Ihr wißt, daß jedes Menschen Geschick bei den Einen in dem goldenen Buch, bei den Andern in dem ehernen Buch eingeschrieben ist. Das Eurige ist in dem goldenen Buch eingeschrieben, erfüllt also muthig Euer Geschick.«

Don Federigo schlug seine Augen aus, die er eine Minute gesenkt gehalten hatte, als suchte er in dieser ganzen Menge ein befreundetes Gesicht, einen ermuthigenden Blick.

Gerade in dieser Sekunde erhob sich Agenor aus seinen Steigbügeln, um nicht den geringsten Umstand der Scene zu verlieren, die vor ihm in Erfüllung ging; als hätte er errathen, was der Großmeister suchte, hob er mit einer Hand sein Helmvisir aus und schwang mit der andern seine Lanze.

Der Großmeister stieß einen Freudenschrei aus, seine Augen funkelten und ein Lächeln der Wonne, das sich aus seinen jungfräulich-rosigen Lippen erschloß, verbreitete sich über sein ganzes Antlitz.

»Don Agenor!« rief er, die Hand gegen den Ritter ausstreckend.

Der Page, als ob er allein das Vorrecht hätte, in seinem Herzen zu lesen, brauchte nicht mehr zu hören; er eilte von der Seite von Don Federigo fort, lief aus den Ritter zu und rief:

»Kommt, Don Agenor, kommt.«

Die Menge trat aus die Seite, denn sie liebte Alles, was Don Federigo liebte, und sogleich hefteten sich Aller Augen aus den Ritter, den der Großmeister so freudig empfing, als einst der junge Tobias den göttlichen Gefährten, den ihm der Himmel sandte.

Agenor stieg ab, warf den Zügel seines Pferdes Musaron an den Arm, gab ihm seine Lanze, hing seinen Schild an den Sattelbogen und durchschritt die Menge, geführt von Pagen.

Der Maure erbleichte abermals. Er hatte den fränkischen Ritter, den er aus der Straße nach Coimbra getroffen, und den Knappen, dem er nicht geantwortet, wiedererkannt.

Federigo streckte indessen Agenor die Arme entgegen, und dieser stürzte darein mit dem Ergüsse eines zwanzigjährigen Herzens.

Sie waren wunderbar anzuschauen, diese zwei schönen jungen Leute, deren Antlitz alle edle Gefühle athmete, welche so selten das Bild der Schönheit aus Erden vollständig machen.

»Folgst Du mir?« fragte Don Federigo Agenor.

»Ueberallhin,« antwortete der Ritter.

»Meine Freunde,« sprach nun der Großmeister mit seiner klangreichen Stimme, welche die Liebe der Menge war, »ich kann nun von hinnen ziehen und Ihr habt nichts zu befürchten; Don Agenor von Mauléon, mein Bruder, mein Freund, die Blüthe der fränkischen Ritterschaft, kommt mit mir.«

Und aus ein Zeichen des Großmeisters schlugen die Trommler einen lebhaften Marsch, bliesen die Trompeter eine freudige Fanfare; der Stallmeister brachte Don Federigo sein schönes schneeweißes Pferd, und alles Volk rief einstimmig: »Es lebe Don Federigo, der Großmeister von San Jago! Es lebe Don Agenor, der fränkische Ritter!«

In diesem Augenblick schaute der Hund von Don Federigo dem Ritter und dem Mauren ins Gesicht, Dem Mauren zeigte er seine weißen Zähne mit einem boshaften, bedrohlichen Knurren, dem Ritter machte er tausend Liebkosungen.

Der Page fuhr mit einem traurigen Lächeln mit der Hand über den Hals des Hundes.

»Hoher Herr,« sprach Agenor zu dem jungen Fürsten, »als Ihr mich Euch zu folgen batet, und ich Euch erwiderte, ich würde folgen, ging ich nur mit meinem Eifer zu Rath, wie ich dies that, als ich von Tarbes hierherkam. Von Tarbes hierher kam ich in sechzehn Tagen, und das ist ein harter Marsch; meine Pferde sind auch todt vor Müdigkeit, und ich kann Eure Herrlichkeit nicht sehr weit begleiten.«

»Ei!« rief Don Federigo, »habe ich Dir nicht gesagt, mein Palast sei der Deinige? Meine Waffen und meine Pferde gehören Dir, wie Alles, was in Coimbra ist; wähle in meinen Ställen Pferde für Dich, Maulthiere für Deinen Knappen, oder vielmehr, nein, nein, verlasse mich nicht einen Augenblick, Fernando wird Alles besorgen. Laß Antrim, mein Schlachtroß, satteln, und frage im Vorübergehen den Knappen von Don Agenor, ob er ein Pferd oder ein Maulthier vorziehe. Was Deine müden Rosse betrifft, ist Dir an ihnen gelegen, und jedem guten Ritter ist an den seinigen gelegen, so sollen sie bei der Nachhut folgen, und man wird sie schonen.«

Der Page machte nur einen Sprung und verschwand.

Mittlerweile war der Maure im Glauben, man würde ausbrechen, die Treppe hinabgestiegen, um rings um seine Sänfte zu gehen und denjenigen, welche sie bewachten, einige Befehle zu geben. Als er aber sah, daß man mit dem Ausbruch zögerte und daß die zwei Freunde, welche allein geblieben waren, ein paar vertrauliche Worte auszutauschen sich anschickten, stieg er rasch wieder zu ihnen hinaus und nahm abermals seinen Platz an der Seite des Großmeisters ein.

»Senor Mothril,« sprach dieser, »der Ritter, den Ihr hier seht, ist einer meiner Freunde. Es ist mehr als einer meiner Freunde, es ist mein Waffenbruder; ich nehme ihn mit mir nach Sevilla, denn, ich will ihn meinem Herrn, dem König von Castilien als Kapitän anbieten, und wenn der König die Gnade hat, mir ihn zu lassen, nachdem ich ihm denselben angeboten habe, werde ich ihn segnen. Denn es ist eine unvergleichliche Klinge und ein Herz noch tapferer als seine Klinge.«

Der Maure antwortete in vortrefflichem Spanisch, obgleich seine Aussprache durchaus nicht von dem gutturalen Accent frei war, den Agenor schon bemerkt hatte, als er aus der Straße nach Coimbra das einzige arabische Wort aussprach, nach welchem er sich wieder in Marsch gesetzt:

»Ich danke unserem Herrn, daß er mir den Namen und die Eigenschaft des Herrn Ritters mitgetheilt; doch der Zufall hatte mir schon den edlen Franzosen vorgestellt. Leider muß ein Fremder, ein Reisender, wenn er von einer feindlichen Race ist, wie ich, oft dem Zufall mißtrauen. Ich habe auch nicht mit der Höflichkeit, die ich hätte anwenden sollen, den Senor Agenor empfangen, den ich vor Kurzem im Gebirge traf.«

»Ah! Ah!« sagte Federigo neugierig; »Eure Herrlichkeiten haben sich schon begegnet?«

»Ja, Seigneur,« erwiderte Agenor in französischer Sprache, »und ich muß gestehen: daß sich der Herr Maure nicht herbeiließ, die einfache Frage zu beantworten, die ich durch meinen Stallmeister an ihn richtete, um mich nach dem Weg zu erkundigen, verletzte mich einigermaßen. Wir sind höflicher jenseits der Pyrenäen gegen die Fremden, unsere Gäste.«

»Messire,« erwiderte Mothril in spanischer Sprache, »Ihr irrt Euch, in einem Punkte. Es ist wahr, die Mauren sind noch in Spanien, doch sie sind schon nicht mehr zu Hause; und diesseits der Pyrenäen, Granada ausgenommen, sind die Mauren selbst nur Gäste der Spanier.«

»Ah!« machte leise Musaron, der sich allmählig den Stufen genähert hatte, »nun versteht er das Französische.«

»Diese Wolke zerstreue sich unter Euch; der Tenor Mothril, Freund und Minister meines Herrn, des Königs von Castilien, wird hoffentlich dem Ritter von Mauléon, dem Freund und Bruder seines Bruders, wohl einige Geneigtheit zuwenden.«

Der Maure verbeugte sich, ohne zu antworten, und da Musaron, stets neugierig, zu erfahren, was die Sänfte enthielt, sich dieser mehr näherte, als Mothril wohl wünschte, daß man sich ihr nähern möchte, so stieg er die Stufen hinab und stellte sich, unter dem Vorwand, einen von seinen Knechten einen vergessenen Auftrag vollziehen zu lassen, zwischen die Sänfte und den Knappen.

Federigo benützte diesen Augenblick, um sich an das Ohr von Agenor zu neigen, und sagte: »Du siehst in diesem Mauren denjenigen, welcher meinen Bruder beherrscht, und folglich mich beherrscht.«

»Ah!« erwiderte Agenor, »warum dieses bittere Wort? Ein Fürst von Eurem Geschlecht, ein Ritter von Eurer Tapferkeit, erinnert Euch dessen stets, Don Federigo, darf nur von Gott beherrscht werden.«

»Und dennoch gehe ich nach Sevilla,« entgegnete seufzend der Großmeister.

»Und warum geht Ihr dahin?«

»Der König Don Pedro bittet mich darum und die Bitten des Königs Don Pedro sind Befehle.«

Der Maure schien getheilt zwischen dem Aerger, sich von seiner Sänfte trennen zu sollen, und der Furcht, Don Federigo zu viel zu dem französischen Ritter sagen zu lassen. Die Furcht bekam die Oberhand und er kehrte zu den zwei Freunden zurück.

»Hoher Herr,« sprach er zu Don Federigo, »ich sehe mich veranlaßt, Eurer Herrlichkeit eine Nachricht mitzutheilen, die ihre Pläne durchkreuzt. Ich mußte mich zuvor bei meinem Geheimschreiber erkundigen, obschon ich beinahe Gewißheit hatte. Der König Don Pedro hat zum Anführer seiner Leibwachen einen Kapitän von Tarisa, einen tapferen Mann, in den er sein ganzes Vertrauen setzt, obgleich seine Voreltern jenseits der Meerenge geboren sind. Ich würde also befürchten, der Herr Franzose dürfte sich eine vergebliche Mühe machen, wenn er an den Hof von König Don Pedro käme, und ertheile ihm deshalb den Rath, in Coimbra zu bleiben, um so mehr, als bekanntermaßen Dona Padilla die Franzosen nicht liebt.«

»In der That, das ist wahr, Senor Mothril.« sprach Federigo; »desto besser, dann behalte ich meinen Freund bei mir.« »Ich bin nicht nach Spanien, sondern nach Portugal gekommen. Ich bin nicht gekommen, um dem König Don Pedro, sondern um dem Großmeister Don Federigo zu dienen,« sprach Agenor voll Stolz. »Den Dienst, den ich suchte, habe ich, und ich will keinen Andern. Dies ist mein Herr.«

Und er verbeugte sich höflich vor seinem Freund.

Der Maure lächelte. Seine weißen Zähne funkelten unter seinem schwarzen Bart.

»Oh! die schönen Zähne!« sagte Musaron, »wie gut muß er beißen!«

In diesem Augenblick brachte der Page Antrim, das Schlachtroß des Großmeisters, und Coronella, das Maulthier von Musaron. Der Austausch war bald vorgenommen.

Agenor von Mauléon bestieg das frische Pferd, Musaron das frische Maulthier; man übergab die müden Rosse den Troßknechten, und aus die Einladung des Mauren ging Don Federigo die Stufen hinab und wollte ebenfalls zu Pferde steigen.

Doch zum zweiten Male schien sich der schöne Hund mit den langen seidenen Haaren seiner Absicht zu widersetzen. Er stellte sich zwischen seinen Herrn und sein Pferd, suchte seinen Herrn zurückzudrängen und heulte.

Doch Don Federigo schob ihn mit dem Fuß aus die Seite, schwang sich trotz aller dieser Kundgebungen seines treuen Hundes in den Sattel und gab Befehl zum Aufbruch. Dann, als hätte er diesen Befehl begriffen und als wäre er dadurch in Verzweiflung gebracht, sprang der Hund dem Roß an die Kehle und biß es grausam.

Das Pferd bäumte sich, wiehernd vor Schmerz, und machte einen Seitensprung, der jeden Andern, als einen so erfahrenen Reiter wie Don Federigo aus dem Sattel geworfen hätte.

»Nun! Alan,« rief er, indem er seinem Hund den Namen gab, unter welchem man seine Race bezeichnete. »Böses Thier, wirst du wüthend?«

Und er versetzte ihm mit der Peitsche, die er in der Hand hielt, einen so gewaltigen Hieb, daß das Thier niedergeschmettert zehn Schritte fortrollte.

»Man muß diesen Hund tödten,« sagte Mothril.

Fernando schaute den Mauren von der Seite an.

Alan setzte sich auf die Stufen des Alcazar, hob den Kopf in die Höhe, öffnete den Rachen und heulte zum zweiten Male kläglich.

Da erhob das ganze Volk, welches stillschweigend dieser langen Scene beigewohnt, die Stimme, und der Ruf, der schon einmal aus einem einzigen Munde ertönt hatte, wurde ein allgemeiner Schrei.

»Zieht nicht von hinnen, Großmeister Don Federigo! bleibt bei uns. Großmeister! Was braucht Ihr einen Bruder, da Ihr ein Volk habt! Was verheißt Euch Sevilla, was Euch nicht, auch Coimbra böte?«

»Hoher Herr,« sprach Mothril, »soll ich zum König, meinem Herrn, zurückkehren und ihm sagen. Euer Hund, Euer Page und Euer Volk wollen nicht, daß Ihr kommet?«

»Nein, Senor Mothril,« erwiderte Don Federigo, »wir gehen; vorwärts, meine Freunde.«

Und er grüßte das Volk mit der Hand, stellte sich an die Spitze des Reiterzuges und durchschnitt die schweigsame Menge, die sich vor ihm öffnete.

Man schloß die vergoldeten Gitter des Alcazar, welche ächzten wie die verrosteten Pforten

eines leeren Grabgewölbes.

Der Hund blieb auf den Stufen, so lange er seinen Herrn sehen konnte, so lange er hoffen konnte, er würde seinen Entschluß ändern und zurückkehren; als er aber diese Hoffnung verloren hatte, als Don Federigo an der Biegung der Straße, welche nach dem Thore von Sevilla führte, verschwunden war, stürzte er ihm nach und holte ihn ein, als wollte er, da er ihn nicht hatte abhalten können, der Gefahr entgegenzugehen, wenigstens diese Gefahr mit ihm theilen. Zehn Minuten nachher hatte man Coimbra hinter sich und schlug den Weg ein, aus welchem am Morgen der Maure Mothril und Agenor von Mauléon gekommen waren.

---

## Viertes Kapitel.

*Wie Musaron wahrnahm, daß der Maure zu seiner Sänfte sprach und daß die Sänfte antwortete.*

Die Truppe des Großmeisters bestand im Ganzen aus achtunddreißig Männern, den fränkischen Ritter und seinen Knappen mit inbegriffen, und den Mauren und seine zwölf Leibwachen, Pagen oder Knechte nicht gerechnet; Maulthiere trugen das reiche Gepäck, denn schon seit acht Tagen war Don Federigo davon in Kenntniß gesetzt, daß er von seinem Bruder in Sevilla erwartet werde, als Mothril ankam. Er hatte sodann Befehl gegeben, sogleich auszubrechen, in der Hoffnung, der Maure würde zu müde sein, um ihm zu folgen, und daher zurückbleiben. Doch die Müdigkeit war etwas Unbekanntes für diese Söhne der Wüste und für ihre Pferde, welche von jenen Stuten, von denen Birgit spricht und die der Wind befruchtete, abzustammen schienen.

Man machte noch zehn Meilen an demselben Tage: dann kam die Nacht, und man schlug die Zelte auf dem Abhange des Gebirges auf, an dessen Ende Pombal sich erbebt.

Der Maure hatte während dieses ersten Tagemarsches die zwei Freunde beständig überwacht. Anfangs unter dem Vorwand, sich bei dem fränkischen Ritter wegen seiner Unhöflichkeit zu entschuldigen, und sodann, um seine frühere Unhöflichkeit durch seine gegenwärtige Artigkeit wieder gut zu machen, verließ er Agenor nur die Zeit, die er nothwendig brauchte, um einige Worte mit den Wächtern der Sänfte auszutauschen. Doch so kurz auch diese Abwesenheiten waren, zu denen ihn ein Gefühl, stärker als alle andern Gefühle, zu nöthigen schien, so hatte Agenor doch Zeit, zu dem Großmeister zu sagen:

»Don Federigo, ich bitte, habt die Gnade, mich zu belehren, woher es kommt, daß uns Senor Mothril mit solcher Beharrlichkeit folgt und zu unterhalten sucht. Er liebt Euch also ungemein, hoher Herr, denn ich meinerseits glaube seine etwas verspäteten Zuvorkommenheiten nicht so aufgenommen zu haben, daß ihm dadurch eine große Zuneigung für mich eingeflößt worden sein sollte.«

»Ich weiß nicht, ob mich Mothril ungemein liebt,« erwiderte Don Federigo; »doch ich weiß, daß er Dona Padilla, die Geliebte des Königs, ungemein haßt.«

Agenor schaute den Großmeister wie ein Mensch an, der gehört, aber nicht begriffen hat. Doch der horchende Maure kam alsbald wieder, und Don Federigo hatte nur Zeit, zu dem Ritter zu sagen:

»Sprecht von etwas Anderem.«

Agenor beeilte sich, zu gehorchen, und da dieser Gedanke sich auf eine natürliche Weise seinem Geiste bot, so sprach er:

»Ah! edler Don Federigo, wollt mir doch mittheilen, wie, sich in Spanien unsere geehrte Dame Blanche von Bourbon, Königin von Castilien, angewöhnt hat. Man ist sehr unruhig in Frankreich über diese gute Prinzessin, welche so viele Wünsche bei Ihrer Abreise von Narbonne begleiteten, wo Ihr sie im Auftrage des Königs, ihres Gemahls, abholtet.«

Agenor hatte nicht sobald vollendet, als er sich heftig am linken Knie durch das rechte Knie des Pagen gestoßen fühlte, der, wie durch sein Pferd fortgerissen, zwischen Don Federigo und

seinen Freund geritten kam und, während er sich bei dem Ritter für sich und sein Roß entschuldigte, zugleich einen Blick an ihn richtete, der ganz im Stande war, die Worte in die Kehle des Indiscretesten zurückzudrängen.

Don Federigo begriff indessen, daß er antworten mußte, denn in der Lage, in der er sich befand, konnte sein Stillschweigen nur noch schlimmer gedeutet werden, als seine Worte.

»Aber« sagte Mothril, der ein ebenso großes Interesse zu haben schien, das Gespräch fortzusetzen, als Federigo, es fallen zu lassen, »hat denn Herr Agenor keine Nachrichten mehr von Dona Bianca erhalten, seitdem sie in Spanien ist?«

»Herr Maure,« erwiderte der Ritter ganz erstaunt, »seit zwei bis drei Jahren führe ich Krieg mit den Compagnien gegen England, den Feind von meinem Herrn, dem König Johann, der in London gefangen sitzt, und unserem Regenten, dem Prinzen Karl, den man eines Tags Karl den Weisen nennen wird, eine so frühzeitige Klugheit und eine so hohe Tugend zeigt er.«

»Wo Ihr auch sein mochtet,« erwiderte Mothril, »ich hätte geglaubt, die Geschichte von Toledo habe Lärm genug gemacht, um bis zu Euch zu gelangen.«

Don Federigo erleichte leicht, und der Page legte seinen Finger an seine Lippen, um Agenor zu bedeuten, er möge schweigen.

Agenor begriff vollkommen und begnügte sich, innerlich zu murmeln:

»O Spanien! Spanien! Land der Geheimnisse!«

Mothril aber rechnete nicht so.

»Da Ihr nicht besser über die Schwägerin Eures Regenten unterrichtet seid, Herr Ritter,« sprach er, »so will ich Euch sagen, was aus ihr geworden ist.«

»Wozu, Herr Mothril?« entgegnete Don Federigo: »die Frage meines Freundes Don Agenor ist eine von den alltäglichen Fragen, welche eine Antwort mit Ja oder Nein heischen und durchaus nicht eine von den langen Erzählungen, welche kein Interesse für einen Zuhörer hätten, der Spanien fremd ist.«

»Aber wenn Herr Agenor Spanien fremd ist,« entgegnete Mothril, »so ist er wenigstens Frankreich nicht fremd und Dona Bianca ist eine Französin. Uebrigens wird die Erzählung nicht lange sein, und wenn er an den Hof des Königs von Castilien geht, muß Senor Agenor nothwendig wissen, was man dort sagt, und was man dort nicht sagen soll.«

Don Federigo stieß einen Seufzer aus und schlug seinen großen weißen Mantel aus seine Augen nieder, als wollte er die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vermeiden.

»Ihr habt Dona Bianca von Narbonne nach Urgel begleitet,« fuhr Mothril fort; »ist das die Wahrheit oder hat man mich getäuscht, Senor Agenor?«

»Es ist die Wahrheit,« sprach der Ritter, der durch, die Warnung des Pagen und durch das verdüsterte Antlitz von Don Federigo zwar vorsichtig geworden, dennoch aber unfähig war, die Wahrheit zu verbergen.

»Nun wohl, sie setzte ihre Reise gen Madrid fort, und durchzog Aragonien und einen Theil von Neucastilien, unter der Obhut von Don Federigo, der sie nach Alcalá führte, wo die königliche Hochzeit mit einer des erhabenen Paares würdigen Pracht gefeiert wurde; doch schon am andern Tag,« sagte Mothril, indem er aus Federigo einen von den scharfen, glänzenden Blicken warf, die bei ihm Gewohnheit waren, »schon am andern Tag . . . der Beweggrund ist geheim geblieben . . . kehrte der König nach Madrid zurück und ließ seine junge Frau mehr als Gefangene, denn als Königin im Schlosse von Alcalá.«

Mothril unterbrach sich einen Augenblick, um zu sehen, ob der eine oder andere von den zwei Freunden etwas zu Gunsten von Dona Bianca sagen würde; doch Beide schwiegen, und der Maure fuhr fort:

»Von diesem Augenblick an fand eine völlige Trennung zwischen den beiden Gatten statt. Mehr noch, ein Concil von Bischöfen sprach die Ehescheidung aus; Ihr werdet zugeben, Ritter,« sagte der Maure mit seinem ironischere Lächeln, »Ihr werdet zugeben, daß wichtige Gründe zur Klage gegen die fremde Frau vorliegen mußten, wenn eine so ehrwürdige und fromme Versammlung wie ein Concil das Band brach, das die Politik und die Religion geschlossen hatten.«

»Oder wohl,« entgegnete Federigo, der nicht länger seine Gefühle zu verbergen vermochte, »oder wohl, daß dieses Concil ganz und gar dem König Don Pedro zugethan war.«

»Oh!« rief Mothril mit jener Naivetät, die den Spott nur schärfer und bitterer macht, »wie läßt sich voraussetzen, zweiunddreißig fromme Männer, deren Auftrag es ist, das Gewissen Anderer zu lenken, haben sich so gegen das ihrige verfehlt? Das ist unmöglich, oder was müßte man sonst von einer von solchen Dienern vertretenen Kirche denken?«

Die zwei Freunde schwiegen.

»Um diese Zeit wurde der König krank, und man glaubte, er müsse sterben. Da fingen die geheimen ehrgeizigen Bestrebungen an, an den Tag zu treten; der edle Don Enrique von Transtamare . . .«

»Senor Mothril,« sagte Federigo, der diese Gelegenheit ergriff, um dem Mauren etwas zu entgegnen, »vergeßt nicht, daß Don Enrique von Transtamare mein Zwillingsbruder ist, und daß ich eben so wenig in meiner Gegenwart von ihm, als von meinem Bruder Don Pedro, dem König, von Castilien, etwas Böses zu sagen erlauben werde.«

»Das ist richtig,« erwiderte Mothril, »entschuldigt mich, erhabener Großmeister. Ich vergaß Eure Bruderschaft, indem ich Don Enrique so meuterisch und Euch dem König Don Pedro so liebevoll zugethan sah. Ich werde also nur von Dona Bianca sprechen.«

»Verdammt Maure!« murmelte Don Federigo.

Agenor warf dem Großmeister einen Blick zu, welchen sagen wollte: »Soll ich Euch von diesem Menschen befreien, hoher Herr? Das wird bald geschehen sein.

Mothril stellte sich, als hörte er die Worte nicht und als sähe er den Blick nicht.

»Ich sagte also, die ehrgeizigen Bestrebungen haben angefangen an den Tag zu treten, die Anhänglichkeiten wurden lockerer, und in dem Augenblick, wo der König Don Pedro beinahe die Ewigkeit berührte, öffneten sich die Pforten des Schlosses von Alcala und in einer Nacht entfernte sich Dona Bianca daraus, geleitet von einem unbekanntem Ritter, der sie bis Toledo führte, wo sie verborgen blieb. Doch die Vorsehung wollte, daß unser viel geliebter König Don Pedro, beschützt durch alle Gebete seiner Unterthanen und wahrscheinlich auch durch die seiner Familie, wieder zu Kraft und Gesundheit gelangte. Da vernahm er die Flucht von Dona Bianca, die Hilfe des unbekanntem Ritters und den Ort, wohin sie sich geflüchtet hatte. Er befahl sogleich, sie festzunehmen, die Einen sagen, um sie nach Frankreich zurückzuführen, und ich bin der Ansicht von diesen, die Andern sagen, um sie in engeren Gewahrsam als zuvor einzuschließen. Was aber auch die Absicht des Königs, ihres Gemahls, gewesen sein mag, Dona Bianca flüchtete sich, zu rechter Zeit von den Befehlen, die er gegeben, in Kenntniß gesetzt, in die Kathedrale von Toledo an einem Sonntag, mitten unter dem Gottesdienst, und hier erklärte

sie den Einwohnern, sie fordere das Asylrecht und stelle sich unter den Schutz des Gottes der Christen. Es scheint, Dona Bianca ist schön,« fuhr der Maure fort, indem er abwechselnd den Ritter und den Großmeister anschaute, als wollte er sie befragen, »zu schön sogar. Ich meines Theils habe sie nie gesehen. Ihre Schönheit, das mit ihrem Unglück verknüpfte Geheimniß, wer weiß? vielleicht schon lange vorbereitete Einflüsse bewegten alle Seelen zu ihren Gunsten. Der Bischof, der einer von denjenigen war, welche die Ehe für nichtig erklärt hatten, wurde aus der Kirche verjagt, die man in eine Festung verwandelte, und wo man sich Dona Bianca gegen die herannahenden Wachen des Königs zu vertheidigen anschickte.«

»Wie,« rief Agenor, »die Wachen hatten im Sinn, Dona Bianca aus einer Kirche wegzuführen! Christen willigten ein, das Asylrecht zu verletzen!«

»Ei! mein Gott, ja!« erwiderte Mothril. »Der König Don Pedro wandte sich zuerst an seine maurischen Bogenschützen; doch diese baten ihn, in Erwägung zu ziehen, daß die Entheiligung eine noch größere wäre, wenn er Ungläubige zu einer solchen Profanation verwenden würde, und Don Pedro begriff diese Bedenklichkeit. Er wandte sich also an Christen, und diese willigten ein. Was wollt Ihr, Herr Ritter! alle Religionen sind voll von solchen Widersprüchen, und diejenigen, welche am wenigsten haben, sind die besten.«

»Willst Du etwa sagen, Du Ungläubiger,« rief der Großmeister, »willst Du damit sagen, die Religion des Propheten sei mehr werth, als die Religion Christi?«

»Nein, erhabener Großmeister, ich will dergleichen nicht sagen, und Gott behüte ein armes Atom von Staub, wie ich bin, irgend eine Meinung über einen solchen Gegenstand zu haben! Nein. In diesem Augenblick bin ich nur ein einfacher Erzähler und wiederhole die Abenteuer von Madame Blanche von Bourbon, wie die Franzosen sagen, oder von Dona Bianca von Bourbone, wie die Spanier sagen.«

»Unverwundbar!« murmelte Don Federigo.

»So viel ist gewiß,« fuhr Mothril fort, »daß die Wachen diese abscheuliche Heiligthumsverletzung begingen, in die Kirche eindrangen und dort Dona Bianca wegreißen wollten, als plötzlich ein Ritter, ganz mit Eisen bedeckt, das Visir niedergelassen, ohne Zweifel derselbe unbekannte Ritter, der der Gefangenen zu ihrer Flucht verholfen hatte, zu Pferde in die Kirche sprengte.«

»Zu Pferde!« rief Agenor.

»Ja, gewiß,« erwiderte Mothril! »das ist eine Kirchenschänderei, aber vielleicht war es ein Ritter, dem sein Name, sein Rang, oder irgend ein militärischer Orden das Recht hierzu gaben. Es bestehen mehrere Privilegien dieser Art in Spanien. Der Großmeister von San Jago, zum Beispiel, hat das Recht, behelmt und bespornt in alle Kirchen der Christenheit einzutreten. Ist das nicht wahr, Don Federigo?«

»Ja,« antwortete Don Federigo mit dumpfem Tone, »das ist die Wahrheit.«

»Nun wohl!« sprach der Maure, »dieser Ritter kam in die Kirche, stieß die Wachen zurück, rief die ganze Stadt unter die Waffen, und bei seinem Aufruf empörte sich die Stadt, vertrieb die Soldaten des Königs Don Pedro und schloß ihre Thore.«

»Doch seitdem,« sagte Don Federigo, »hat sich der König, mein Bruder, gerächt, und die zwei und zwanzig Köpfe, welche auf seinen Befehl aus dem öffentlichen Platze von Toledo fielen, haben ihm mit Recht den Beinamen der Justiciar eingetragen.«

»Ja, doch unter diesen zweiundzwanzig Köpfen war nicht der des meuterischen Ritters, denn

nie hat ein Mensch erfahren, wer dieser Ritter war.«

»Und was hat der König mit Dona Bianca gemacht?« fragte Agenor.

»Dona Bianca wurde in das Schloß von Xexes geschickt, wo man sie gefangen hält, obgleich sie vielleicht eine viel härtere Strafe als die der Gefangenschaft verdient hätte.«

»Herr Maure,« sprach Don Federigo, »es geziemt sich nicht für uns, zu entscheiden, was für eine Strafe oder Belohnung diejenigen verdienen, welche Gott auserwählt hat, um sie an die Spitze der Nationen zu stellen. Nur Gott steht über ihnen und Gott allein kommt es zu, sie zu bestrafen oder zu belohnen.«

»Unser edler Herr spricht würdig,« erwiderte Mothril, indem er seine beiden Hände über seiner Brust kreuzte und seinen Kopf bis aus den Hals seines Pferdes neigte; »sein demüthiger Sklave hatte Unrecht, zu sprechen, wie er es gethan.«

In diesem Augenblick kam man an den Ort, an dem man am Abend Halt zu machen gedachte, und man hielt auch wirklich an, um die Zelte auszuschlagen.

Als sich der Maure entfernte, um dem niedersetzen der Sänfte beizuwohnen, näherte sich Don Federigo dem Ritter und sagte rasch zu ihm:

»Sprecht nichts mehr, was den König, oder Dona Bianca oder mich selbst betrifft, vor diesem verdammten Mauren, den ich alle Augenblicke von meinem Hunde erwürgen zu lassen Lust habe; sprecht nichts mehr davon bis zum Abendmahle, dann sind wir allein und können nach Muße plaudern.«

»Und Mothril der Maure wird er nicht ebenfalls dabei sein, wie immer?«

»Mothril der Maure wird genöthigt sein, uns allein zu lassen, er ißt nicht mit Christen; überdies hat er seine Sänfte zu bewachen.«

»Diese Sänfte enthält also einen Schatz?«

»Ja,« antwortete Federigo lächelnd, »Ihr täuscht Euch nicht, es ist ein Schatz.«

In diesem Augenblick näherte sich Fernando; Agenor hatte an diesem Tage schon genug Indiscretionen begangen, um zu befürchten, er könnte neue begehen. Aber wenn er seine Neugierde auch unterdrückte, so war sie doch nur um so lebhafter.

Fernando kam herbei, um die Befehle seines Herrn einzuholen, denn das Zelt von Don Federigo war mitten im Lager aufgeschlagen worden.

»Laß uns auftragen, mein guter Fernando,« sprach der Großmeister zu dem jungen Mann, »der Ritter muß Hunger und Durst haben.«

»Und ich werde zurückkommen,« sagte Fernando, »Ihr wißt, daß ich es versprochen habe, und Ihr wißt auch, wem ich es versprochen habe.«

Eine flüchtige Rothe stieg dem Großmeister in die Wangen.

»Bleibe also bei uns, Kind,« sagte er, »denn ich habe keine Geheimnisse vor Dir.«

Das Mahl wurde unter dem Zelte des Großmeisters aufgetragen; Mothril wohnte demselben in der That nicht bei.

»Nun, da wir allein sind,« sprach Agenor, »denn es ist, als ob wir allein wären, da Ihr, wie Ihr selbst sagt, keine Geheimnisse vor diesem jungen Manne habt, erzählt mir, theurer Herr, was vorgefallen ist, damit ich in Zukunft nichts dem ähnlich begehe, was ich so eben begangen habe.«

Don Federigo schaute unruhig umher und sagte:

»Eine linnene Wand ist ein sehr schwacher Wall, um ein Geheimniß zu bewahren. Mann kann unten hineinsehen, man kann durch dieselbe hören.«

»Dann sprechen wir von etwas Anderem,« versetzte Mauléon; »trotz meiner natürlichen Neugierde werde ich warten. Und überdies, wenn es sich auch Satan zur Aufgabe machte, uns zu verhindern, finden wir doch sicherlich einen Augenblick von hier bis Sevilla, um ein paar Worte auszutauschen, ohne daß wir etwas zu befürchten haben.«

»Wäret Ihr nicht so müde gewesen sagte Don Federigo, »so hätte ich Euch eingeladen, mit mir mein Zelt zu verlassen, wir würden hinausgegangen sein. Jeder mit seinem Schwerte bewaffnet, in unsere Mäntel gehüllt, begleitet von Fernando, und hätten an einem Orte der Ebene geplaudert, der offen genug gewesen wäre, daß man hätte sicher sein können, aus fünfzig Schritte von uns würde uns Niemand hören, und verwandelte sich der Maure auch in eine Schlange als in seine erste Form.«

»Senor,« erwiderte Agenor mit jenem Lächeln, das die Stärke und das unerschöpfliche Vertrauen der Jugend verleihen, »ich bin nie müde. Oft, nachdem ich den Gemsbock aus den höchsten Felsen unserer Gebirge gejagt hatte, sagte mein edler Vormund Ernauton von Sainte-Colombe zu mir, wenn ich am Abend zurückkehrte: »»Agenor, man hat die Spur eines Bären im Gebirge erkannt, ich weiß, wo er wechselt; willst Du mit mir kommen und aus ihn warten?«« Ich nahm mir nur Zeit, um das Wildpret, das ich nach Hause brachte, niederzulegen, und brach, welche Stunde es auch war, auf's Neue auf.«

»Vorwärts also,« sprach Don Federigo.

Sie legten ihre Helme und ihre Panzer ab und hüllten sich in ihre Mäntel, minder noch wegen der zwischen den Gebirgen stets kalten Nächte, als um unbekannt zu bleiben; dann verließen sie ihre Zelte und wanderten in der Richtung fort, die sie am schnellsten aus dem Lager führen mußte.

Der Hund wollte ihnen folgen, doch Don Federigo machte ihm ein Zeichen, und das verständige Thier legte sich bei der Thüre des Zeltes nieder; er war Jedermann so bekannt, daß er bald das Incognito der zwei Freunde verrathen hätte.

Schon bei den ersten Schritten wurden sie von einer Schildwache angehalten.

»Wer ist dieser Soldat?« fragte Don Federigo seinen Pagen Fernando, indem er einen Schritt rückwärts machte.

»Es ist Ramon der Armbrustschütze, gnädigster Herr,« erwiderte der Page; »man sollte gut Wache halten um die Lagerstätte Eurer Herrlichkeit, und ich stellte selbst eine Linie von Schildwachen aus; Ihr wißt, ich habe Euch zu hüten versprochen.«

»So sage ihm, wer wir sind,« sprach der Großmeister, »diesem unsern Namen zu offenbaren, ist nicht gefährlich.«

Fernando näherte sich der Schildwache und sagte ihr leise ein Wort. Der Soldat hob seine Armbrust in die Höhe, trat ehrfurchtsvoll bei Seite und ließ die Spaziergänger vorüber.

Doch kaum hatten sie fünfzig Schritte gemacht, als sich eine weiße, unbewegliche Gestalt in der Dunkelheit erhob. Der Großmeister, welcher nicht wußte, wer dies sein konnte, ging gerade auf das Gespenst zu. Es war eine zweite Schildwache, in einen Caban gehüllt: sie senkte ihre Lanze und sagte spanisch, jedoch mit dem gutturalen Accent der Araber:

»Man geht nicht vorbei.«

»Und dieser?« fragte Don Federigo den Pagen, »wer ist es?«

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete Fernando.

»Du hast ihn also nicht ausgestellt?«

»Nein, es ist ein Maure.«

»Laß uns vorbei,« sagte Don Federigo arabisch.

Der Maure schüttelte den Kopf und hielt fortwährend dem Großmeister die scharfe Spitze seiner Hellebarde aus die Brust.

»Was soll das bedeuten? bin ich denn Gefangener, ich, der Großmeister, ich, der Fürst? Hollah! meine Wachen herbei!«

Fernando zog ein goldenes Pfeifchen aus seiner Tasche und piff.

Doch vor den Leibwachen, sogar vor der spanischen Schildwache, welche fünfzig Schritte hinter den Spaziergängern stand, erschien rasch und springend der Hund von Don Federigo, der, als er die Stimme seines Herrn erkannte und begriff, daß er um Hilfe rief, mit gestäubten Haaren herbeilief, mit einem Satze, mit einem Tigersatze auf den Mauren losstürzte und ihn durch die Falten seines Caban so gewaltig bei der Gurgel packte, daß der Soldat einen Schrei ausstoßend niederstürzte.

Bei dem Nothgeschrei kamen Mauren und Spanier aus den Zellen hervor: die Spanier eine Fackel in einer Hand und das Schwert in der andern; die Mauren schweigsam und ohne Licht, Raubthieren ähnlich in der Finsterniß hinschlüpfend.

»Herein, Alan!« rief der Großmeister.

Aus diesen Ruf ließ der Hund langsam und wie mit Bedauern seine Beute los und wich, die Augen aus den Mauren geheftet, der sich aus ein Knie erhob, bis zu den Füßen seines Herrn zurück, bereit, aus ein Zeichen von diesem abermals loszustürzen.

In diesem Augenblick kam Mothril.

Der Großmeister wandte sich gegen ihn um und sprach mit der doppelten Majestät, die ihn zum Fürsten zugleich dem Herzen und »er Geburt nach machte:

»Wer hat Schildwachen in meinem Lager ausgestellt? Antwortet, Mothril. Dieser Mensch gehört Euch. Wer hat ihn hierher gestellt?«

»In Euer Lager, hoher Herr,« erwiderte Mothril mit der größten Demuth: »oh! nie wäre ich so vermessen gewesen. Ich habe nur diesen treuen Diener hier (und er deutete auf den Mauren, der aus einem Knie lag und seine blutige Kehle zwischen beiden Händen hielt), ich habe nur diesem treuen Diener Befehl gegeben. Wache zu halten, aus Furcht vor nächtlichen Ueberfällen, und er wird meine Befehle überschritten oder Euch nicht erkannt haben; jedenfalls aber, wenn er den Bruder meines Königs beleidigt hat, und man glaubt, diese Beleidigung verdiene den Tod, soll er sterben.«

»Nein,« sprach Don Federigo.

»Die böse Absicht macht den Schuldigen, und sobald Ihr mir dafür steht, daß die seinige gut war, Herr Mothril, bin ich ihm eine Entschädigung für die Lebhaftigkeit meines Hundes schuldig. Fernando gib diesem Menschen Deine Börse.«

Fernando näherte sich mit Widerstreben dem Verwundeten und warf ihm seine Börse zu, die er aufhob.

»Nun, Herr Mothril,« sprach Don Federigo wie ein Mann, der nicht den geringsten Widerspruch gegen seinen Willen zulassen würde, »ich danke Euch für Eure Sorgfalt, doch sie ist unnöthig, meine Wachen und mein Schwert genügen, um mich zu vertheidigen; wendet also

Euer Schwert an, um Euch und Eure Sänfte zu bewachen, und nun, da Ihr wißt, daß ich weder Eurer, noch der Eurigen bedarf, kehrt unter Euer Zelt zurück, Senor Mothril, und schläft im Frieden.«

Der Maure verbeugte sich und Don Federigo ging weiter.

Mothril ließ ihn gehen, und als er die drei Gestalten des Prinzen, des Ritters und des Pagen in der Dunkelheit sich, hatte verlieren sehen, näherte er sich der Schildwache und fragte:

»Bist Du verwundet?«

»Ja,« antwortete die Schildwache mit düsterer Miene.

»Schwer?«

»Die Zähne des verfluchten Thieres sind, in ihrer ganzen Länge in meine Gurgel eingedrungen.«

»Leidest Du?«

»Sehr.«

»Zu sehr, als daß Du Dich rächen könntest?«

»Wer sich rächt, leidet nicht; befiehlt.«

»Ich werde befehlen, wenn es Zeit ist; komm.«

Hiernach kehrten Beide in das Lager zurück.

Während Mothril und der verwundete Soldat sich dem Lager zuwandten, wanderte Don Federigo, begleitet von Agenor und Fernando, in der düsteren Landschaft fort, deren Horizont die Sierra Estrella bildete; von Zeit zu Zeit schickte er voraus oder zurück den Hund mit dem unfehlbaren Geruche, der, wenn man ihnen gefolgt wäre, sicherlich seinen Herrn von der Gegenwart des Spions benachrichtigt hätte.

Sobald er glaubte, er sei vom Lager entfernt genug, daß der Klang seiner Stimme nicht mehr bis dahin dringen könnte, blieb Don Federigo stehen, legte seine Hand auf die Schulter des Ritters und sagte mit dem tiefen Ausdruck, welcher offenbart, daß die Stimme vom Herzen kommt:

»Höre, Agenor, sprich mir nie mehr von der Person, deren Namen Du genannt hast; wenn Du vor Fremden von ihr sprichst, wirst Du meine Stirne erröthen und meine Hand zittern machen; sprichst Du von ihr, wenn wir allein wären, so würdest Du meine Seele vergehen machen. Die unglückliche Dona Bianca hat die Gnade ihres königlichen Gemahls nicht zu erlangen gewußt; der so reinen und sanften Französin hat er Maria Padilla, die hochmüthige und glühende Spanierin, vorgezogen. Eine ganze beklagenswerthe Geschichte von Argwohn, Krieg und Blut ist in den wenigen Worten enthalten, die ich Dir gesagt habe. Eines Tags, wenn es nöthig ist, werde ich Dir mehr sagen; doch bis dahin beobachte Dich, Agenor, und sprich mir nicht mehr von ihr; ich denke nur zu viel an sie, ohne daß man von ihr spricht,«

Bei diesen Worten hüllte sich Federigo in seinen Mantel, als wollte er einen ungeheuren Schmerz mit sich absondern und begraben.

Agenor blieb nachdenkend beim Großmeister; er suchte, indem er seine Erinnerungen zurückrief, diejenigen Theile des Geheimnisses seines Freundes zu durchdringen, wobei er ihm nützlich sein könnte, und denen, wie er wohl einsah, die Einladung, die er von ihm erhalten, nicht fremd war.

Der Großmeister begriff, was in dem Herzen von Agenor vorging, und fügte bei:

»Dies ist es, was ich Dir sagen wollte, Freund; Du wirst fortan bei mir leben und, da ich keine Vorsicht gegen meinen Bruder zu gebrauchen habe, ohne daß ich von ihr spreche, ohne daß Du mir von ihr sprichst, am Ende den Abgrund erforschen, vor dem ich selbst erschrecke; doch für den Augenblick gehen wir nach Sevilla, die Feste eines Turniers erwarten mich dort; der König, mein Bruder, will mir Ehre anthun, wie er sagt, und er hat mir in der That, wie Du gesehen, Don Mothril, seinen Rath und seinen Freund, geschickt.«

Fernando zuckte die Achseln, um zugleich Haß und Verachtung auszudrücken.

»Ich gehorche also,« erwiderte Federigo, seinen eigenen Gedanken beantwortend; »doch schon als ich Coimbra verließ, hatte ich Argwohn, und die Beaufsichtigung, die man um mich her übt, hat diesen Argwohn bestätigt. Ich werde also wachen. Ich habe nicht nur zwei Augen, ich habe auch die meines ergebenen Dieners Fernando, und wenn Fernando mich verläßt, um eine geheime, unerläßliche Sendung zu vollziehen, so bleibst Du bei mir, denn ich bin Euch Beiden in gleicher Freundschaft zugethan.«

Und Don Federigo reichte jedem von den zwei jungen Leuten eine Hand, welche Agenor ehrfurchtsvoll an sein Herz drückte und Fernando mit Küssen bedeckte.

»Edler Herr,« sprach Mauléon, »ich bin sehr glücklich, so zu lieben und geliebt zu werden; doch ich komme sehr spät, um meinen Antheil an einer so lebhaften Freundschaft zu nehmen.«

»Du wirst unser Bruder sein,« erwiderte Don Federigo, »Du wirst in unser Herz einziehen, wie wir in das Deinige. Und nun sprechen wir nur von den Festen und von den schönen Lanzenstößen, die uns in Sevilla erwarten. Kommt und laßt uns ins Lager zurückkehren.«

Hinter dem ersten Zelte, an dem er vorbei schritt, fand Don Federigo Mothril, der ganz wach hier aufgepflanzt war; er blieb stehen und schaute den Mauren an, ohne den Aerger verbergen zu können, den ihm diese Hartnäckigkeit verursachte.

»Senor,« sagte Mothril zu Don Federigo, »als ich sah, daß Niemand im Lager schlief, kam mir ein Gedanke; würde es Eurer Hoheit, da die Tage so glühend heiß sind, nicht gefallen, sich wieder in Marsch zu setzen? Der Mond geht aus, die Nacht ist mild und schön, und Ihr kürzt dadurch die Ungeduld des Königs, Eures Bruders ab.«

»Doch Ihr?« sagte Federigo, »doch Eure Sänfte?«

»Oh! Senor,« erwiderte der Maure, »ich und alle meine Leute sind Eurer Hoheit zu Befehl.«

»Vorwärts also, es ist mir genehm,« sprach Federigo, »gebt Befehl zum Ausbruch.«

Während man die Pferde und Maulthiere sattelte, während man die Zelte abschlug, näherte sich Mothril der verwundeten Schildwache und fragte sie:

»Wenn wir zehn Meilen in dieser Nacht machen, so haben wir die erste Gebirgskette überschritten?«

»Ja,« antwortete der Soldat.

»Und wenn wir morgen Abend gegen sieben Uhr aufbrechen, um welche Stunde werden wir bei der Furt der Zezere sein?«

»Um elf Uhr.«

Um die von dem Soldaten bezeichnete Stunde war man zum Lagerungsplatz gekommen. Diese Art, zu reisen, war, wie es der Maure vorhergesehen. Jedermann angenehm gewesen und hatte für ihn noch den besonderen Vortheil gehabt, daß er seine Sänfte leichter den neugierigen Blicken von Musaron zu entziehen vermochte.

Denn eine einzige Sorge beschäftigte den würdigen Knappen, die, zu erfahren, welche Art von

Schatz in dem vergoldeten Kasten, den Mothril so ängstlich hütete, verborgen sei.

Als wahrer Sohn Frankreichs nahm er auch keine Rücksicht auf die Anforderungen des neuen Klima, in welchem er sich fand, und er schweifte bei der größten Hitze des Tages um die Zelte her.

Die Sonne schoß senkrecht herab, Alles war verlassen auf dem Felde. Federigo hatte sich, um ganz seinen Gedanken zu leben, unter sein Zelt zurückgezogen. Fernando und Agenor plauderten unter dem ihrigen, als sie plötzlich Musaron auf der Schwelle erscheinen sahen. Der Knappe zeigte das lachende Gesicht eines Menschen, der beinahe sein längst ersehntes Ziel erreicht hat.

»Seigneur Agenor,« sagte er, »eine große Entdeckung?«

»Welche?« fragte der Ritter, der an die scherzhaften Ausfälle seines Knappen gewöhnt war.

»Don Mothril spricht mit der Sänfte und die Sänfte antwortet ihm.«

»Und was sagen sie sich?« fragte der Ritter.

»Ich habe wohl das Gespräch gehört, doch ich konnte es nicht verstehen, in Betracht, daß sie Arabisch mit einander sprachen.«

Der Ritter zuckte die Achseln.

»Was sagt Ihr hierzu, Fernando?« fragte er.

»Wenn man Musaron glauben darf, spricht der Schatz von Don Mothril.«

»Darüber darf man sich nicht wundern,« erwiderte der Page, »der Schatz von Don Mothril ist eine Frau.«

»Ah! . . .« machte Musaron, im höchsten Maße erstaunt.

»Jung?« fragte Agenor lebhaft.

»Wahrscheinlich.«

»Schön?«

»Ah! Ihr fragt mich zu viel, Herr Ritter; ich glaube, nur wenige Personen, selbst von dem Gefolge von Don Mothril, vermöchten Euch hierauf zu antworten.«

»Nun wohl, ich werde es erfahren,« sprach Agenor.

»Wie dies?«

»Da Musaron bis zum Zelte gekommen ist, so werde ich wohl auch dahin gelangen. Wir Gebirgsjäger sind gewohnt, von Fels zu Fels zu schlüpfen und die Gemen aus den Gipfeln unserer Pics zu überraschen. Der Senor Don Mothril wird weder schlauer, noch argwöhnischer sein, als eine Gemse.

»Es sei,« sprach Fernando, ebenfalls durch einen unwiderstehlichen Zug toller Jugend fortgerissen; »doch nur unter der Bedingung, daß ich mit Euch gehe.«

»Kommt, und Musaron soll mittlerweile wachen.«

Agenor hatte sich nicht getauscht, und man hatte nicht einmal so viel Vorsicht nöthig. Es war elf Uhr Morgens. Die Sonne Afrikas schoß ihre heißesten Strahlen aus die Erde herab; das Lager schien verlassen; die spanischen und maurischen Schildwachen hatten den Schatten eines Felsen oder eines einsamen Baumes gesucht, so daß man sich, wenn die Zelte nicht gewesen wären, die der Landschaft den augenblicklichen Anschein der Bewohnung gaben, in einer Wüste hätten glauben können. Das Zelt von Don Mothril war das entfernteste. Um es noch mehr abzusondern, oder um ihm ein wenig Frische zu geben, hatte er es an eine Gruppe von Bäumen angelehnt. In dieses Zelt hatte er die Sänfte bringen lassen, und vor der Thüre fiel ein großes Stück türkischen

Stoffes herab, das den Blick in das Innere zu dringen verhinderte. Musaron bezeichnete ihnen dieses Zelt als dasjenige, welches den Schatz enthalte. Die jungen Leute ließen Musaron an dem Platz, wo er war, und von wo er Alles, was aus der Seite des Zeltes vorging, sehen konnte, machten einen Umweg und erreichten das Ende des Gehölzes; sobald sie hier waren, hielten sie den Athem an, dämpften sie ihre Tritte, schoben sie behutsam die Zweige, deren Rauschen sie hätte verrathen können, auseinander, und schlichen sich, ohne von Don Mothril gehört zu werden, bis zu dem kreisförmigen Zelte, in dessen Mittelpunkt Don Mothril und seine Sänfte sich befanden.

Man konnte nichts sehen, doch man konnte horchen.

»Oh!« sagte Agenor, »das Gespräch wird uns nicht viel lehren, denn sie sprechen Arabisch.«

Fernando legte den Finger auf seine Lippen und erwiderte:

»Ich verstehe das Arabische, laßt mich hören.«

Der Page horchte und der Ritter blieb still.

»Das ist seltsam,« sagte Fernando nach wenigen Augenblicken, »sie sprechen von Euch.«

»Von mir?« versetzte Agenor, »unmöglich.«

»Doch, wenn ich mich nicht sehr täusche.«

»Und was sagen sie?«

»Don Mothril hat bis jetzt allein gesprochen. Er hat gefragt: »Ist es der Ritter mit dem rothen Helmbusch?««

In dem Augenblick, wo der Page diese Worte vollendete, erwiderte eine melodische, vibrirende Stimme, eine von jenen Stimmen, welche Ambra und Perlen zu destilliren scheinen und ein Echo im Herzen finden:

»Ja, es ist der Ritter mit dem rothen Helmbusch; er ist jung und schön.«

»Jung allerdings,« erwiderte Mothril, »denn er ist kaum zwanzig Jahre alt, doch schön, das leugne ich.«

»Er trägt seine Waffen gut und scheint muthig zu sein.«

»Muthig! ein Räuber! ein Geier der Pyrenäen, der sich auch aus den Leichnam unseres Spanien niedergelassen hat!«

»Was sagt er?« fragte Agenor.

Der Page wiederholte lachend die Worte von Mothril.

Der Ritter wurde roth bis über die Stirne; er legte die Hand an den Griff seines Degens und zog ihn halb aus der Scheide. Fernando hielt ihn zurück.

»Edler Herr,« sagte er, »das ist der Lohn der Indiscreten; doch ohne Zweifel wird die Reihe auch an mich kommen: horchen wir.«

Die sanfte Stimme fuhr stets in arabischer Sprache fort:

»Es ist der erste Ritter von Frankreich, den ich sehe; verzeiht mir also ein wenig Neugierde.

Die französischen Ritter sind berühmt durch ihre Artigkeit, wie man mich versichert.

Ist dieser im Dienste des Königs Don Pedro?«

»Aissa,« entgegnete Mothril mit einem Ausdruck gedrängter Wuth, »sprecht mir nicht mehr von diesem jungen Menschen.«

»Ihr,« erwiderte die Stimme, »Ihr habt mir von ihm gesprochen, als wir ihn im Gebirge trafen; Ihr habt mich, nachdem Ihr mir unter den Bäumen, wo er uns voran geritten, Halt zu machen

zugesagt, ermahnt, eine Strapaze mehr zu ertragen, um nach Coimbra zu kommen, ehe der französische Herr mit Federigo sprechen könnte.«

Fernando legte seine Hand auf den Arm des Ritters, es kam ihm vor, als zerrisse der Schleier und entblöste das Geheimniß des Mauren.

»Was sagt er denn?« fragte der Ritter.

Fernando wiederholte ihm Wort für Wort, was Mothril gesagt.

Doch dieselbe Stimme fuhr mit einem Tone fort, der dem Ritter bis ins Herz ging, obgleich er die Worte nicht verstand, und fragte: »Warum scheint Ihr ihn denn so zu fürchten, wenn er nicht muthig ist?«

»Ich mißtraue Jedermann und fürchte Niemand,« erwiderte Mothril. »Dann finde ich es unnöthig, daß Ihr Euch mit einem Mann beschäftigt, den Ihr bald nicht mehr sehen sollt.«

Mothril hatte diese letzten Worte mit einem Ton gesprochen, der keinen Zweifel über ihre Bedeutung übrig ließ; Agenor erkannte auch an der Bewegung, die der Page machte, daß er etwas Wichtiges erlauert hatte.

»Seid aus Eurer Hut, Sire von Mauléon,« sagte er. »Ihr habt in Don Mothril einen Feind, mag nun Politik oder Eifersucht die Ursache sein.«

Agenor lächelte verächtlich.

Beide horchten wieder, hörten aber nichts mehr. Einige Minuten nachher erblickten sie durch die Bäume Mothril, der sich entfernte und den Weg nach dem Zelte von Don Federigo einschlug.

»Mir scheint,« sagte Agenor, »dies wäre der Augenblick, die schöne Aissa, welche so viel Sympathie für die fränkischen Ritter hat, zu sehen und zu sprechen.«

»Sie sehen, ja, sie sprechen, nein,« erwiderte Fernando. »Denn, glaubt mir, Mothril hat sich nicht entfernt, ohne Wachen vor der Thüre zurückzulassen.«

Und er machte mit der Spitze seines Dolches in die Naht des Zeltes eine schmale Oeffnung, welche, so schmal sie auch war, dem Blick in das Innere zu dringen gestattete.

Aissa lag aus einem Ruhebett von purpurnem, mit Gold gesticktem Stoff, und war in eine von jenen stummen, lächelnden Träumereien versunken, die den Frauen des Orients, deren ganzes Leben sinnlichen Empfindungen angehört, eigenthümlich sind. Eine von ihren Händen hielt das musikalische Instrument, das man die Guzla nennt. Die andere war in ihre mit Perlen bestreuten schwarzen Haare getaucht, welche nur um so mehr ihre seinen, zart zugespitzten Finger mit den roth gefärbten Nägeln hervorhoben. Ein langer, feuchter Blick, der, um sich daraus zu heften, den Gegenstand zu suchen schien, den sie in ihrem Geiste sah, sprang unter ihrem Augenlid mit den seidenen Wimpern hervor.

»Wie schön ist sie!« murmelte Agenor.

»Senor,« erwiderte Fernando, »bedenkt wohl, es ist eine Maurin, und folglich eine Feindin unserer heiligen Religion.«

»Bah!« versetzte Agenor, »ich werde sie bekehren.« In diesem Augenblick hörte man Musaron husten. Dies war das verabredete Zeichen, wenn sich Jemand dem Gehölze nähern würde; und die zwei jungen Leute kehrten mit derselben Vorsicht, die sie zuvor angewendet, aus dem Weg, den sie schon gemacht hatten, zurück. Als sie an den Saum des Gehölzes kamen, erblickten sie aus der Straße von Sevilla eine kleine Truppe, bestehend aus einem Dutzend arabischer und castilianischer Reiter. Sie ritten gerade aus Mothril zu, der, sobald er sie erblickte, einige Schritte von dem Zelte des Großmeisters stehen blieb. Diese Reiter kamen abgesandt vom

König Don Pedro und brachten eine neue Depeche an seinen Bruder. Die Depeche war begleitet von einem Brief für Mothril. Der Maure las den für ihn bestimmten Brief und trat in das Zelt von Don Federigo, nachdem er die Ankömmlinge einen Augenblick hatte warten heißen, für den Fall, daß es dem Großmeister belieben würde, einige Erläuterung von ihnen zu verlangen.

»Abermals!« rief Don Federigo, als er Mothril aus seiner Thürschwelle erblickte.

»Hoher Herr,« sprach der Maure, »was mich so kühn macht, bis zu Euch zu dringen, ist eine an Euch gerichtete Botschaft unseres geehrten Königs, die ich Euch ungesäumt übergeben wollte.«

Und er reichte den Brief Don Federigo, der ihn mit einem gewissen Zögern nahm. Doch bei den ersten Zeilen, die er las, klärte sich die Stirne des Großmeisters auf.

Die Depeche enthielt Folgendes:

*»Mein viel geliebter Bruder, beeile Dich, denn schon ist mein Hof voll von Rittern aller Nationen. Sevilla freut sich in Erwartung der Ankunft des tapferen Großmeisters von San Jago. Diejenigen, welche Du mit Dir bringen wirst, sollen willkommen sein; doch hemme Deinen Marsch nicht durch ein zu großes Gefolge. Zum Ruhm wird es mir gereichen, Dich zu sehen, zum Glück, Dich bald zu sehen.«*

Fernando und Agenor, denen diese neue Truppe, welche sich nach dem Zelte von Don Federigo wandte, einige Unruhe verursachte, traten nun ebenfalls ein.

»Ah!« sprach Don Federigo, indem er Agenor den Brief des Königs reichte, »leset und seht, welche Aufnahme uns zu Theil werden wird.«

»Wird Eure Hoheit nicht einige Worte des Willkommens zu denjenigen sagen, welche ihr diesen Brief gebracht haben?« fragte Mothril.

Don Federigo machte ein Zeichen mit dem Kopf, ging hinaus und dankte ihnen für die Eile, die sie angewendet, denn er hatte vernommen, daß sie den Weg von Sevilla bis zu seinen Zelten in fünf Tagen zurückgelegt. Nachdem er dies gethan, wandte sich Mothril an den Anführer und sprach:

»Ich behalte Deine Soldaten, um dem Großmeister mehr Ehre anzuthun. Du aber kehre zu dem König Don Pedro mit der Schnelligkeit der Schwalbe zurück und melde ihm, der Prinz sei im Marsch nach Sevilla begriffen.«

Dann fügte er ganz leise bei:

»Gehe und sage dem König, ich werde nicht ohne den Beweis, den ich ihm versprochen, zurückkehren.«

Der arabische Reiter verbeugte sich und schoß, ohne ein Wort zu erwidern, ohne sich oder sein Pferd zu erfrischen, wie ein Pfeil fort.

Dieser mit leiser Stimme gegebene Auftrag entging Fernando nicht, und obgleich er den Gegenstand desselben nicht wußte, weil er die Worte nicht hatte hören können, glaubte er doch seinem Herrn sagen zu müssen, der Wiederaufbruch des kaum angekommenen Führers erscheine ihm um so verdächtiger, als dieser Führer ein Maure und kein Castilianer sei.

»Höre,« sagte Don Federigo, als sie allein waren, »die Gefahr, wenn eine solche obwaltet, kann weder mich, noch Dich, noch Agenor bedrohen: wir sind starke Männer, welche keine Gefahr fürchten. Doch im Schlosse Medina Sidonia ist ein schwaches, wehrloses Wesen, eine Frau, welche schon zu viel für mich und meinetwegen gelitten hat. Du mußt abgehen; Du mußt mich verlassen; Du mußt durch irgend ein Mittel, dessen Wahl ich Deiner Gewandtheit

anheimstelle, bis zu ihr gelangen und sie auf ihrer Hut zu sein ermahnen. Alles, was ich ihr nicht in einem Briefe sagen könnte, wirst Du ihr mündlich sagen.«

»Ich werde abreisen, wann Ihr wollt,« antwortete Fernando; »Ihr wißt, daß ich zu Euren Befehlen bin.«

Federigo setzte sich an einen Tisch und schrieb einige Zeilen auf ein Pergament, auf das er, nachdem er es geschlossen hatte, sein Siegel drückte. Als er hiermit zu Ende war, kam der unvermeidliche Mothril wieder in sein Zelt.

»Ihr seht,« sprach Don Federigo, »ich schreibe meinerseits auch an den König Don Pedro. Es hieß, wie mir scheint, seinen Brief kalt empfangen, daß man Eurem Boten nur eine mündliche Antwort ertheilte. Morgen früh wird Fernando abgehen.«

Der Maure verbeugte sich statt jeder Antwort; in seiner Gegenwart verschloß der Großmeister das Pergament in einen mit Perlen gestickten Beutel, übergab diesen dem Pagen und sprach zu ihm: »Du weißt, was damit zu thun ist?«

»Ja, gnädigster Herr, ich weiß es.«

»Aber,« versetzte Mothril, »aber da Eure Hoheit diesem fränkischen Ritter wohl gewogen ist, warum schickt sie nicht ihn ab, statt ihres Pagen, den sie nöthig haben dürfte? Ich würde ihn von vier von meinen Leuten escortiren lassen, und wenn er dem König den Brief, einen Brief seines Bruders überbrachte, so hätte er mit einem Male die Gnade verdient, die Ihr für ihn zu erbitten gedenkt.«

Die Schlaueheit des Mauren brachte Don Federigo einen Augenblick in Verlegenheit; doch Fernando kam ihm zu Hilfe.

»Mir scheint,« sagte er zu Don Federigo, »mir scheint, daß man zum König von Castilien einen Spanier schicken muß. Ueberdies hat Eure Hoheit mich zuerst gewählt, und wenn sie es nicht durchaus befiehlt, so wünsche ich, daß mir die Ehre dieser Sendung übertragen bleibe.«

»Es ist gut,« erwiderte Don Federigo, »wir ändern nichts an dem, was wir einmal beschlossen haben.«

»Eure Hoheit ist der Herr,« sprach Mothril, »wir Alle haben keine andere Pflicht, als ihre Befehle zu vollziehen, und ich kam auch, um diese einzuholen.«

»Wozu?«

»Für die Abreise; ist es nicht verabredet, daß wir wie gestern in der Nacht reisen? Hat sich Eure Hoheit bei diesem nächtlichen Marsch schlecht befunden?«

»Nein, im Gegentheil.«

»Nun wohl! wir haben nur noch eine oder zwei Stunden Tag,« erwiderte Mothril; »es wäre also Zeit, aufzubrechen.«

»Gebt die Befehle, und ich werde bereit sein.«

Mothril ging hinaus.

»Höre,« sprach Don Federigo zu Fernando: »wir haben über den Fluß zu setzen. der von der Sierra Estrella herkommt und sich in den Tajo wirft. Im Augenblick des Uebergangs wird immer eine kurze Verwirrung stattfinden, benütze sie, sobald Du am andern Ufer bist, um Dich auf der Stelle zu entfernen; denn ich glaube es ist Dir ebenso wenig als mir an der Escorte gelegen, die uns der Maure angeboten hat. Sei nur vorsichtig aus der Reise, sei noch vorsichtiger, wenn Du angekommen bist, denn Du weißt, daß sie aus das Strengste bewacht wird.«

»Ja, gnädigster Herr, ich weiß es.«

Mothril verlor keinen Augenblick, um die nöthigen Befehle zu geben. Die Karavane setzte sich in der gewohnten Ordnung in Marsch, nämlich eine Vorhut von maurischen Reitern sondirte den Weg; hernach kam Don Federigo von Mothril überwacht, und dann erst kamen die Sänfte und die Nachhut.

Gegen zehn Uhr erreichte man das Ende der Sierra und stieg dann in das Thal hinab. Eine Stunde nachher erblickte man durch die Bäume, mit denen der Abhang des Berges besetzt war, ein langes, gekrümmtes, bläuliches Band, aus dem der Mond an verschiedenen Stellen Taufende von Funken hervorspringen machte.

»Das ist die Zezere,« sagte Mothril; »mit der Erlaubniß Eurer Hoheit will ich die Furt untersuchen lassen.«

Dies war eine Gelegenheit für Don Federigo, einen Augenblick mit Agenor und Fernando zurückzubleiben. Er beeilte sich daher, den Mauren durch ein Zeichen mit dem Kopf zu entlassen.

Mothril marschirte, wie man weiß, nicht ohne die Sänfte; er machte auch eine Wendung gegen die Nachhut, und man sah ihn in Begleitung des Schatzes vorrücken, der Musaron, so lange er nicht wußte, welcher Natur er war, so sehr beschäftigt hatte.

»Nun ist es an mir, Eure Hoheit um eine Erlaubniß zu bitten,« sprach Agenor; »wir Franzosen haben die Gewohnheit, über die Flüsse zu setzen, wo wir uns gerade finden, und ich möchte gern zu gleicher Zeit mit dem Mauren jenseits des Flusses ankommen.«

Dies war abermals eine Gelegenheit für Don Federigo, Fernando seine letzten Instructionen geben zu können, ohne daß sie Jemand hörte.

»Macht es, wie es Euch beliebt,« sagte er zu dem Ritter, »setzt Euch aber nicht unnöthig einer Gefahr aus, Ihr wißt, daß ich Eurer bedarf.«

»Hoheit,« sprach Agenor, »wir werden uns aus dem andern Ufer wiederfinden.«

Und der Ritter machte in entgegengesetzter Richtung dieselbe kreisförmige Wendung, die der Maure und die Sänfte gemacht hatten, und verschwand begleitet von Musaron in den Krümmungen des Gebirges.

---

## Fünftes Kapitel.

### *Der Uebergang über den Fluß.*

Der Maure, der zuerst abgegangen war, kam zuerst an das User des Flusses.

Ohne Zweifel hatte er entweder bei seiner Ankunft oder während der andern Reise die Furt untersucht, denn ohne das geringste Zögern ging er zum Rand des Flusses hinab, bis um den halben Leib in den Oleandern verborgen, welche im südlichen Theil von Spanien und Portugal beinahe immer die Flüsse begleiten. Auf ein Zeichen von ihm nahmen die Führer der Sänfte die Maulthiere am Zügel und stiegen, nachdem ihnen Mothril den Weg bezeichnet hatte, dem sie folgen sollten, und den ein kleines in dieser Richtung stehendes Orangenwäldchen leicht erkennbar machte, in den Fluß hinab und schickten sich an, ihn zu durchschreiten, eine Operation, die sie ausführten, ohne daß das Wasser höher als bis zum Bauch der Maulthiere ging.

So sehr auch Mothril mit der Sicherheit der Furt vertraut zu sein schien, folgte er doch nichtsdestoweniger mit den Augen dem Uebergang, bis er die kostbare Sänfte am andern User angelangt sah.

Nun erst schaute er umher und fragte, indem er sich bis zum Niveau der Oleander bückte: »Bist Du da?«

»Ja,« antwortete eine Stimme.

»Nicht wahr, Du wirst den Pagen wohl erkennen?«

»Es ist derjenige, welcher dem Hund gepiffen hat.«

»Der Brief ist in einem Beutel, den er in einer Waidtasche trägt, welche an seiner Seite hängt. Diese Waidtasche muß ich haben.«

»Ihr sollt sie haben,« erwiderte der Maure.

»Ich kann ihn also rufen? Du bist an Deinem Posten?«

»Ich werde daran sein, sobald es Zeit ist.«

Mothril stieg wieder am User hinauf und kehrte zu Don Frederigo und Fernando zurück.

Während dieser Zeit waren Agenor und Musaron ebenfalls auf der Böschung des Flusses angelangt, und der Ritter hatte, wie er es gesagt, ohne sich um die Tiefe des Wassers zu bekümmern, muthig sein Pferd in die Strömung getrieben.

Der Fluß hatte an den Usern nur eine geringe Tiefe. Der Ritter und sein Knappe sanken nur langsam und stufenweise ein. Als sie ungefähr drei Viertel des Uebergangs gemacht hatten, verlor das Pferd den Boden; aber unterstützt durch den Zügel und die Liebkosungen seines Reiters, schwamm es kräftig und faßte den Boden wieder ungefähr zwanzig Schritte von der Stelle, wo es ihn verloren hatte. Musaron folgte seinem Herrn wie sein Schatten und kam, nachdem er ungefähr dasselbe Manoeuvre gemacht hatte, wie er unversehrt auf die andere Seite der Strömung. Seiner Gewohnheit gemäß, wollte er sich laut zu dieser Heldenthat Glück wünschen, doch sein Herr legte einen Finger auf seine Lippen und hieß ihn durch dieses Zeichen schweigen. Beide erreichten also das User, ohne daß man etwas Anderes hörte, als das leichte Platschen des Wassers, und ohne daß ein anderes Merkmal Mothril den Uebergang des Ritters

verrathen hätte.

Hier angelangt, hielt Agenor an, stieg ab und warf den Zügel seines Pferdes Musaron zu; dann beschrieb er einen Kreis und erreichte das andere Ende des Orangenwäldchens, vor dem man einen Mondstrahl auf dem vergoldeten Fries der Sänfte spielen sah; hätte er aber auch nicht gewußt, wo sie war, so würde er sie doch leicht gefunden haben. Die vibrirenden Töne der Guzla erklangen in der Nacht und offenbarten, daß Aissa, um sich zu zerstreuen, bis ihr Wächter ebenfalls übergegangen wäre, zu diesem Instrumente ihre Zuflucht genommen hatte.

Anfangs waren es nur Accorde ohne Folge, eine Art von unbestimmter Klage, dem Wind und der Nacht von den zerstreuten Fingern des Mädchens zugeworfen. Doch auf diese Accorde folgten Worte, und der Ritter erkannte zu seiner großen Freude, daß diese Worte, obgleich aus dem Arabischen übersetzt, im reinsten Castilianisch gesungen wurden. Die schöne Aissa verstand also das Spanische; der Ritter würde mit ihr sprechen können. Er trat immer näher hinzu, diesmal geleitet durch das Instrument und durch die Stimme.

Aissa hatte die Vorhänge ihrer Sänfte auf der dem Fluß entgegengesetzten Seite zurückgezogen, und die zwei Führer hatten sich, ohne Zweifel, um dem Befehle des Herrn zu gehorchen, ungefähr zwanzig Schritte von derselben entfernt. Das Mädchen lag mitten im Palankin, den der reinste Strahl des Mondes beleuchtete, dessen Lauf sie am wolkenlosen Himmel folgte. Ihre Haltung, war wie die aller Mädchen des Orients, voll natürlicher Anmuth und tiefer Wollust. Sie schien durch alle Poren jene Wohlgerüche der Nacht einzuathmen, welche ein warmer Südwind von der Ceuta gen Portugal sandte. Was das Lied betrifft, so war es eine von den orientalischen Compositionen ungefähr folgenden Inhalts:

*»Es war die Abendstunde, die Stund' im Dämmerlicht, wo die Nachtigall dem Flug entsagt, und dann einsam aus dem Zweige, in des Thales Tiefe, ihren Sang ertönen läßt.*

*»Es war die Abendstunde, die Stunde spät und still, wo der Lärmen rings erlischt, wo die Rose ihren Wohlgeruch an des Flusses Rand dunkler Nacht als Opfergabe bringt.*

*»Die Lust ließ ihre Lieder schweigen, die Quell' sie murmelte nicht mehr, und Alles lauschte und selbst die Sterne horchten aus des Vogels Stimme.*

*»Er sprach zur Rose: »»Warum, der Frauen Blume, öffnest nur am Abend du den Kelch?«« Und sie sprach: »»Warum schenkst du dein Lied den Seelen nur, wenn schwarz der Himmel?««*

*»Darauf erwiedert er: »»Mein Sang gehört des Ufers Blume, die in der Nacht sich nur erschließt.«« »»Mein Duft dem Vogel, der schüchtern erst sein Lied beginnt, wenn das Geräusch des Tags erstirbt.««*

*»Und es vermengt' geheimnißvoll die Nacht des Herzens Wohlgeruch und seinen Liederschmuck. Und als der Morgen kam, fand er gesenkt zum Boden den Vogel zur Seit' der Blume.«*

Als sie das letzte Wort geendigt, und als die letzten Accorde harmonisch in der Lust nachklangen, erschien der Ritter, außer Stands, seine Ungeduld länger zu bemeistern, in dem von den Mondstrahlen beleuchteten leeren Raum, zwischen dem Wäldchen und der Sänfte. Eine Frau des Occident, wenn sie plötzlich so einen Mann hätte auftauchen sehen, würde einen Schrei ausgestoßen und um Hilfe gerufen haben. Die schöne Maurin that weder das Eine, noch das Andere; sie erhob sich aus ihre linke Hand und zog mit der rechten einen kleinen Dolch, den sie im Gürtel trug; doch beinahe in demselben Augenblick stieß sie, den Ritter erkennend, den Dolch wieder in seine Scheide, ließ ihr Haupt auf eine ihrer weich gerundeten Hände fallen,

näherte die andere ihren Lippen und bedeutete dem Ritter durch ein Zeichen, er möge sich geräuschlos nähern. Agenor gehorchte. Die langen Draperien der Sänfte, die großen Decken der Maulthiere bildeten eine Art von Wandung, die ihn unsichtbar für die Augen der zwei Wächter machte, welche überdies damit beschäftigt waren, daß sie nachdem andern User hinüberschauten, wo man Vorkehrungen zum Uebergang von Don Federigo und Fernando traf; er näherte sich also kühn der Hand des jungen Mädchens, welche außerhalb der Sänfte war, nahm sie, drückte seine Lippen daraus und sprach:

»Aissa liebt mich, und ich liebe Aissa.«

»Sind die Leute Deines Landes Nekromanten?« erwiderte sie, »daß sie im Herz der Frau die Geheimnisse lesen, die sie nur der Nacht und der Einsamkeit anvertraut hat?«

»Nein,« sprach der Ritter; »doch sie wissen, daß Liebe Liebe heischt. Sollte ich mich unglücklicher Weise getauscht haben?«

»Du weißt wohl, daß Du Dich nicht getäuscht hast,« sprach das Mädchen. »Seit Don Mothril mich in seinem Gefolge mit sich führt, als ob ich seine Frau und nicht seine Tochter wäre, habe ich die schönsten maurischen und castilianischen Ritter vorüberziehen sehen, ohne daß meine Augen sich von den Perlen meiner Armspange abwandten, ohne daß meine Gedanken dem Gebet abspänstig wurden. Aber bei Dir war es nicht wie bei den andern Männern: von dem Augenblick an, wo ich Dich im Gebirge traf, hätte ich gern aus meinem Palankin aussteigen und Dir folgen mögen. Du wunderst Dich, daß ich so mit Dir spreche; doch ich bin keine Frau der Städte: ich bin eine Blume der Einsamkeit, und wie die Blume ihren Wohlgeruch demjenigen gibt, welcher sie pflückt, und stirbt, so werde ich Dir meine Liebe geben, wenn Du sie willst, und sterben, wenn Du sie nicht willst.«

Wie Agenor der erste Mann war, aus den die schöne Maurin ihre Augen geheftet hatte, so war sie die erste Frau, die durch die Harmonie der Stimme, der Geberde und des Blickes so süß zu seinem Herzen gesprochen. Er schickte sich auch an, dieses seltsame Geständniß zu erwidern, das, statt ihn abzuweisen, ihm gleichsam entgegenkam, als plötzlich ein schmerzlicher, tiefer Schrei erscholl und Agenor und das junge Mädchen beben machte.

Zu gleicher Zeit hörte man die Stimme des Großmeisters rufen: »Zu Hilfe! Agenor! zu Hilfe! Fernando ertrinkt!« Mit einer raschen Bewegung kam das Mädchen beinahe aus seinem Palankin hervor, streifte die Stirne des jungen Mannes mit ihren Lippen, und sagte nur die Worte:

»Nicht wahr, ich werde Dich wiedersehen?«

»Oh! bei meiner Seele,« sprach Agenor.

»Eile also dem Pagen zu Hülse.«

Und sie schob ihn mit einer Hand zurück, während sie mit der andern die Vorhänge wieder zuzog.

Mit zwei Sprüngen und mit Hilfe einer leichten Wendung befand sich der Ritter wieder am Rande des Flusses. In einem Augenblick entledigte er sich seines Schwertes und seiner Sporen, und da er glücklicher Weise ohne Rüstung war, so stürzte er sich nach dem Punkte, wo die Bewegung des Wassers das Verschwinden des Pagen bezeichnete.

Man vernehme, was vorgefallen war:

Nachdem Mothril seine Sänfte hatte übersetzen lassen, nachdem er dem in den Oleandern verborgenen Mauren seine Instruction gegeben, kehrte er zu dem Großmeister und zu Fernando zurück, welche ungefähr hundert Schritte vom Ufer mit dem übrigen Gefolge warteten.«

»Senor,« sagte der Maure, »die Furt ist gefunden und die Sänfte, wie Eure Hoheit sehen kann, ohne Unfall am andern Ufer angelangt. Doch, zu größerer Vorsicht werde ich zuerst Euren Pagen und dann Euch führen; meine Leute kommen hernach.«

Dieses Anerbieten entsprach so sehr den Wünschen des Großmeisters, daß er nicht den Gedanken hatte, die geringste Einwendung dagegen zu machen. Es konnte in der That nichts die Ausführung des zwischen Fernando und Don Federigo verabredeten Planes mehr erleichtern.

»Es ist gut,« sagte er zu Mothril. »Fernando wird zuerst gehen, und da er uns aus der Straße nach Sevilla voranreiten muß, so wird er seinen Weg fortsetzen, während wir den Uebergang über den Fluß vollends bewerkstelligen.«

Mothril deutete durch eine Verbeugung an, es stehe diesem Wunsche des Großmeisters kein Hinderniß entgegen.

»Habt Ihr durch dieselbe Gelegenheit dem König Don Pedro, meinem Bruder, etwas sagen zu lassen?« fragte Don Federigo.

»Nein, hoher Herr, mein Bote ist abgegangen und wird vor dem Eurigen ankommen.«

»Es ist gut,« sagte Don Federigo, »geht voran.«

Der Großmeister widmete den kurzen Raum, der ihm bis zum Flusse blieb, einer zärtlichen und klugen Ermahnung an Fernando. Er liebte ungemein diesen Pagen, den er noch als Kind zu sich genommen, und der junge Mann war ihm innig ergeben. Auch halte Don Federigo nicht gezögert, ihn, so jung er noch war, zum Vertrauten aller seiner Geheimnisse zu machen.

Mothril wartete am Ufer des Flusses, Vom Mond beschienen, da und dort durch die großen Schatten des Gebirges unterbrochen, stellenweise durch die glänzenden Reflexe des Stromes beleuchtet, schien die Landschaft einem von jenen Feenreichen anzugehören, wie man sie im Traum sieht. Beruhigt durch dieses Schweigen und durch diese nächtliche Durchsichtigkeit, würde auch der mißtrauischste Mensch, wenn man ihn gewarnt hätte, nicht an die Gefahr haben glauben wollen.

Von Natur tapfer und abenteuerlich, wie man es in seinem Alter ist, empfand Fernando auch nicht die geringste Furcht und ritt aus seinem Rosse hinter dem Maulthier des Mauren nach dem Fluß.

Mothril ritt voran. Ungefähr fünfzehn Schritte hielten das Pferd und das Maulthier gerade Linie, doch allmählig zog sich der Maure gegen rechts.

»Ihr geht vom Wege ab, Mothril!« rief Don Federigo vom Ufer aus. »Nimm Dich in Acht, Fernando, nimm Dich in Acht!«

»Seid unbesorgt, Hoheit, da ich voran reite,« erwiderte Mothril. »Wenn eine Gefahr vorhanden wäre, so würde ich sie zuerst erkennen.«

Diese Antwort war nicht zu verwerfen. Fernando, obgleich der Maure immer mehr von der geraden Linie abging, faßte auch keinen Verdacht. Vielleicht war es überdies ein Mittel, das sein Führer anwandte, um die Strömung mit geringerer Schwierigkeit zu durchschneiden.

Das Maulthier des Mauren verlor den Boden, und das Pferd von Fernando fing an zu schwimmen; doch der Page kümmerte sich wenig darum, denn er selbst schwamm so, daß er sich wohl durch den Fluß arbeiten konnte, falls er zu seinen eigenen Kräften Zuflucht zu nehmen genöthigt gewesen wäre.

Der Großmeister beobachtete mit wachsender Unruhe den Uebergang.

»Ihr geht schräge, Mothril,« rief er. »Halte Dich zur linken Seite, Fernando!«

Doch Fernando, der sein Pferd kräftig schwimmen fühlte und dem der Maure immer voran ritt, faßte keine Angst ob diesem schiefen Zuge, worin er nur ein Spiel sah, und aus dem Sattel sich umwendend, antwortete er seinem Gebieter:

»Seid unbesorgt, Hoheit, ich folge dem guten Weg, da Herr Mothril vor mir ist.«

Doch während er diese Bewegung machte, war ihm eine seltsame Vision erschienen; er hatte in dem Sog, den sein Pferd hinter sich ließ, den Kopf eines Menschen zu sehen geglaubt, der sogleich, als er sich umgedreht, niedergetaucht war, doch nicht schnell genug, um seinem Blick zu entgehen.

»Senor Mothril,« sagte er zu dem Mauren, »mir scheint in der That, wir täuschen uns.

Eure Sänfte ist nicht hier hinübergekommen, und wenn mich nicht Alles trügt, sehe ich sie dort, in den Strahlen des Mondes, vor dem Orangenwäldchen und ganz zu unserer Linien.«

»Das ist nur ein kleiner etwas tieferer Raum,« erwiderte der Maure.

»Du gehst ganz ab!« rief abermals Don Federigo, doch schon so entfernt, daß seine Stimme kaum bis zu dem Jüngling gelangte.

»Es ist wahr,« sprach Fernando, den eine gewisse Unruhe zu ergreifen anfang, als er sah, daß sein wie durch eine Unbekannte Gewalt in die Strömung fortgezogenes Pferd vergeblich sich anstrenge, während, Herr seines Maulthiers, Mothril zu seiner Linken ziemlich entfernt von ihm blieb.

»Senor Mothril!« rief der Page, »das ist eine Verrätherei!«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das Pferd plötzlich stöhnte, aus eine Seite sank, und das Wasser mit aller Gewalt schlug, doch ohne wie zuvor mit dem rechten Beine zu schwimmen. Beinahe in derselben Secunde wieherte es schmerzlich und hörte auch mit dem linken Beine auf zu schwimmen. Und nun, da es sich nur noch mit den Vorderbeinen zu halten vermochte, sank das Thier allmählig mit dem Kreuz unter das Wasser.

Fernando sah, daß der Augenblick, sich in den Fluß zu stützen, gekommen war, doch er wollte vergebens die Steigbügel verlassen: er fühlte sich an das Pferd festgebunden und rief:

»Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Dies war der schmerzliche Rus, den Agenor hörte, und der ihn der Begeisterung entriß, in die ihn der Anblick und die Stimme der schönen Maurin versetzt hatten.

Das Pferd sank in der That immer mehr unter; nur noch seine Nüstern waren über der Oberfläche des Flusses und schnauften geräuschvoll, während seine Vorderfüße das Wasser rings umher aufspringen machten.

Fernando wollte zum zweiten Male um Hilfe rufen: doch fortgerissen durch die geheime Gewalt, der er schon vergebens zu widerstehen versucht hatte, folgte er dem Pferde in den Abgrund; nur seine Hand bewegte sich noch, zum Himmel emporgestreckt, als wollte sie Rache oder Hilfe fordern, einen Augenblick über dem Schlund; bald aber verschwand sie wie der übrige Körper, und man sah nichts mehr, als einen Wirbel, der aus der Tiefe des Flusses an die Oberfläche emporstieg, wo zahlreiche und blutige Blasen zerplatzten.

Zwei Freunde eilten Fernando zu Hilfe; einerseits, wie wir gesagt, Agenor, andererseits der Gebirgshund, der gewohnt war, der Stimme des Pagen so getreu zu, gehorchen, als der seines Gebieters.

Beide suchten vergebens, obgleich Agenor den Hund zwei oder dreimal in derselben Richtung untertauchen sah; als das Thier zum dritten Male wieder erschien, hatte es einen Fetzen Stoff in

seinem keuchenden Rachen. Doch als hätte er diesen Fetzen abreiend, Alles gethan, was er hatte thun können, schwamm der Hund an das Ufer, legte sich zu den Füßen seines Herrn nieder und ließ jenes klägliche, verzweiflungsvolle Geheul vernehmen, das in der Stille der Nacht auch die muthigsten Herzen mit Schauer erfüllt. Dieser Fetzen Stoff war Alles, was von dem unglücklichen Fernando übrig blieb.

Die Nacht verging mit vergeblichen Nachsuchungen. Don Federigo, der ebenfalls ohne Unfall über den Fluß gesetzt war, blieb die ganze Nacht am Ufer. Er konnte sich nicht entschließen, das bewegliche Grab zu verlassen, aus dem er jeden Augenblick seinen Freund hervorkommen zu sehen hoffte.

Sein Hund heulte zu seinen Füßen.

Träumerisch und düster, hielt Agenor den von dem Hund zurckgebrachten Fetzen in der Hand und schien mit Ungeduld den Tag zu erwarten.

Mothril, der seinerseits, als suchte er den Jüngling, lange in die Oleander gebückt geblieben war, kehrte mit verzweifelmtem Gesicht zurück, rief wiederholt: »Allah! Allah!« und suchte den Großmeister mit jenen Alltagsphrasen zu trösten, die für den Leidenden ein Schmerz mehr sind.

Es kam der Tag; seine ersten Strahlen beleuchteten Agenor, der zu den Füßen von Don Federigo saß; offenbar erwartete der Ritter diesen Augenblick mit großer Ungeduld, denn kaum schlüpften die ersten Strahlen durch die Oeffnung der Thüre, als er sich dieser Oeffnung näherte und mit dieser Aufmerksamkeit den von dem Wammse des unglücklichen Pagen abgerissenen Fetzen Stoff betrachtete.

Diese Prüfung bestärkte ihn ohne Zweifel in seinem Verdacht, denn er sprach, schmerzlich den Kopf schüttelnd, zum Großmeister:

»Hoher Herr, das ist ein sehr beklagenswerthes und besonders sehr seltsames Ereigniß.«

»Ja,« erwiderte Federigo, »sehr beklagenswerth und sehr seltsam! Warum hat mir die Vorsehung einen solchen Schmerz bereitet!«

»Hoheit,« entgegnete Agenor, »ich glaube, daß Ihr hierbei die Vorsehung nicht anklagen dürft. Schaut diese letzte Reliquie des Freundes an, den Ihr beklagt.«

»Meine Augen würden stumpf werden durch die Thränen, die ich bei ihrer Beschauung vergießen müßte,« versetzte Federigo.

»Aber seht Ihr denn nichts daran, Senor?«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß das Wamms des unglücklichen Fernando weiß war wie das Kleid eines Engels; ich will damit sagen, daß das Wasser des Flusses durchsichtig und klar ist wie der Krystall, und dennoch, schaut edler Herr, ist die Farbe dieses Fetzen rthlich: es ist Blut aus diesem Stoffe gewesen.«

»Blut?«

»Ja, Hoheit.«

»Alan wird sich verwundet haben, indem er denjenigen, welchen er liebte, zurückzuhalten suchte, denn Ihr seht, er hat dieselbe Farbe aus dem Kopf.«

»Ich dachte Anfangs wie Ihr; doch ich mochte, immerhin schauen, ich fand keine Wunde, Das Blut kommt nicht vom Hund.«

»Sollte sich nicht Fernando selbst an irgend einem Felsen gestoßen haben?«

»Hoheit, ich bin an der Stelle untergetaucht, wo er verschwunden ist, und ringsumher waren mehr als zwanzig Fuß Wasser; doch hier ist etwas, was uns vielleicht leiten kann. Seht diesen Riß in dem Stoff.«

»Das ist der Zahn des Hundes.««

»Nein, mein hoher Herr, denn hier ist der sehr sichtbare Ort, wo der Hund hinein gebissen hat. Dieses Loch ist, mit einem schneidenden Instrument gemacht: mit der Klinge eines Dolches.«

»Oh! welch ein finsterer Gedanke!« rief Don Federigo, der sich bleich, die Haare gesträubt, Wuth und Schrecken im Blick erhob; »Du hast Recht! Du hast Recht! Fernando war ein vortrefflicher Schwimmer; in meinen Gestüten ausgezogen, hat sich sein Pferd hundertmal durch andere, viel raschere Strömungen als diese gearbeitet. Agenor, es ist ein Verbrechen vorgefallen!«

»Ich würde nicht daran zweifeln, wenn ich eine Ursache dazu sehen könnte.«

»Ah! . . . es ist wahr . . . Du weißt nicht, daß Fernando dieses User berührend mich verlassen sollte, nicht um sich zu dem König Don Pedro zu begeben, wie ich dem Mauren sagte, der es nicht geglaubt haben wird, sondern um eine Sendung zu erfüllen, mit der ich ihn beauftragt hatte. Mein armer Freund! mein so sicherer und treuer Vertrauter! Oh! für mich und durch mich stirbt er.«

»Mein edler Herr, es ist unserer Aller Pflicht, für Eure Hoheit zu sterben.«

»Oh! wer kann wissen, welche furchtbare Folgen dieser Tod haben soll?« sagte Don Federigo, seinen eigenen Gedanken beantwortend.

»Warum bin ich nicht in demselben Grad Euer Freund, wie Fernando?« sprach traurig der Ritter: »ich würde Euer Vertrauen erben und Euch dienen, wie er Euch gedient hat.«

»Du bist ungerecht, Agenor,« entgegnete der Prinz, indem er ihm die Hand reichte und ihn mit jener unendlichen Sanftmuth anschaute, die man stets in dem Blicke eines solchen Mannes zu finden staunte. »Ich hatte zwei Theile aus meinem Herzen gemacht, einen für Dich, den andern für Fernando. Fernando ist todt, Du bist fortan mein einziger Freund, und ich will es Dir dadurch beweisen, daß ich Dir sage, welchen Auftrag Fernando von mir erhalten hatte. Er sollte Deiner Landsmännin, der Königin Bianca, einen Brief überbringen.«

»Ah! das ist die Ursache . . . Und wo war dieser Brief?«

»Dieser Brief war in dir Waidtasche, die er an seinem Gürtel trug. Ist Fernando wirklich ermordet worden, und ich glaube nun wie Du, daß er es ist, haben die Mörder den Leichnam, der nicht wieder zum Vorschein kam, aus ein ödes, verborgenes User geschleppt, so ist mein Geheimniß entdeckt, und wir sind verloren.«

»Wenn dem so ist, geht nicht nach Sevilla, Herr,« rief Agenor. »Fliehet! Ihr seid noch nahe genug bei Portugal, um ohne Unfall nach Eurer guten Stadt Coimbra zurückzukehren und Euch hinter ihren Wällen in Sicherheit zu bringen.«

»Nicht nach Sevilla gehen heißt *sie* verlassen; fliehen heißt einen Verdacht offenbaren, der nicht besteht, wenn der Tod von Fernando nur ein gewöhnlicher Unfall ist. Ueberdies hält Don Pedro Dona Bianca zurück, und hält mich durch sie. Ich werde nach Sevilla gehen.«

»Doch worin kann ich Euch dienen?« fragte der Ritter. »Kann ich Fernando ersetzen? Könnt Ihr mir für den Brief, den Ihr ihm gegeben, einen ähnlichen nebst einem Pfande geben, das mich erkenntlich macht? Ich bin kein Knabe von sechzehn Jahren; ich habe kein Wamms von leichtem Tuch mit Seide gefüttert; ich habe einen guten Panzer, an dem sich Dolche abgestumpft, welche

gefährlicher waren, als alle Kandscharen und alle Yatagans Eurer Mauren. Gebt, ich werde an Ort und Stelle kommen. Und wenn Jedermann acht Tage braucht, um zu ihr zu gelangen, ich bringe ihr Euren Brief, das verspreche ich Euch, in vier Tagen.«

»Ich danke, mein braver Franzose. Doch wenn der König in Kenntniß gesetzt ist, so hieße dies die Gefahr verdoppeln. Das Mittel, das ich anwandte, war nicht gut, da Gott sein Gelingen nicht wollte. Wir werden uns nun nur von den Umständen berathen lassen. Wir setzen unsern Weg fort, als ob nichts geschehen wäre. Zwei Tagereisen von Sevilla und in dem Augenblick, wo keine Erinnerung mehr übrig sein wird, verlassest Du mich, und während ich in Sevilla durch das eine Thor einziehe, reitest Du durch das andere ein. Am Abend schlüpfst Du sodann in den Alcazar des Königs, wo Du im ersten Hofe verborgen bleibst, in dem, welchen majestätische Platanen beschatten, in dessen Mitte sich ein marmornes Bassin mit Löwenköpfen findet; Du wirst Fenster mit purpurnen Vorhängen sehen: das ist meine gewöhnliche Wohnung, wenn ich meinen Bruder besuche. Um Mitternacht komm unter diese Fenster, ich werde nach dem Empfang des Königs Don Pedro wissen, was wir zu fürchten oder zu hoffen haben. Ich spreche mit Dir, oder wenn ich nicht mit Dir sprechen kann, werfe ich Dir ein Billet zu, das Dir sagt, was Du thun sollst. Schwöre mir nur, auf der Stelle auszuführen, was ich Dir entweder schreibe oder sage.«

»Bei meiner Seele, gnädiger Herr, schwöre ich Euch, Euer Wille soll Punkt für Punkt erfüllt werden,« sprach Agenor.

»Es ist gut!« sagte Don Federigo, »ich bin nun ein wenig ruhiger. Armer Fernando!«

»Gnädigster Herr,« sprach Mothril, der in diesem Augenblick auf der Schwelle des Zeltes erschien, »Eure Hoheit wolle sich erinnern, daß wir in dieser Nacht nur die Hälfte unseres Marsches gemacht haben. Wenn es ihr gefiele, Befehl zum Aufbruch zu geben, so kämen wir in drei bis vier Stunden unter den Schatten eines Waldes, den ich kenne, weil ich schon auf dem Wege zu Euch einen Halt unter demselben gemacht habe, und wir würden dann die Hitze des Tages vorübergehen lassen.«

»Brechen wir auf,« sprach Don Federigo, »nichts hält mich hier zurück, nun da ich jede Hoffnung, Fernando wiederzusehen, verloren habe,«

Die Karavane setzte sich in Marsch, doch nicht ohne daß der Großmeister und der Ritter sehr oft die Augen gegen den Fluß umwandten, auch sehr oft wie einen schmerzlichen, ihrer Brust entschlüpften Ausruf wiederholten: »Armer Fernando! armer Fernando!«

So wurde die Reise von Don Federigo nach Sevilla fortgesetzt.

---

## Sechstes Kapitel.

*Wie Mothril dem Großmeister bei dem König  
Don Pedro von Castilien zuvorkam.*

Es gibt Städte, welche durch die Lage, die ihnen die Natur gegeben, durch die Schätze an Schönheiten, mit denen sie durch die Menschen bereichert worden sind, nicht nur der Sache nach, sondern auch dem Rechte nach, Königinnen der Länder, die sie umgeben, zu sein scheinen: so ist Sevilla diese Königin des schönen Andalusien, was wiederum eine von den königlichen Ländereien Spaniens ist. Die Mauren, die es mit Freude erobert, die es mit Liebe behauptet hatten, trennten sich auch mit Schmerz davon, indem sie ihr die Krone des Orients ließen, die sie drei Jahrhunderte hindurch auf ihr Haupt gesetzt hatten. Einer von den Palästen, mit denen sie während ihres Aufenthalts diese Favoritsultanin beschenkt hatten, war der, welchen Don Pedro bewohnte, und in den wir nun unsere Leser versetzen werden.

Auf einer marmornen Terrasse, wo die duftenden Orangen, und Citronenbäume mit den Granatbäumen und Myrthen ein so dichtes Gewölbe bilden, daß die Feuer der Sonne nicht durchdringen können, warten maurische Sklaven, bis die glühenden Strahlen des Tages ihre Flamme im Meere ausgelöscht haben. Dann erhebt sich der Abendwind; Sklaven besprengen die marmornen Platten mit Rosen- und Benzoewasser, und die Brise trägt in die Lüfte die natürlichen und die künstlichen Wohlgerüche fort, welche mit einander vermischt sind, wie der Putz und die Schönheit. Unter die Decke, welche die hängenden Gärten dieses anderen Babylon bilden, bringen maurische Sklaven Betten von Seide und weiche Kissen, denn mit der Nacht lebt Spanien wieder aus, denn mit der Frische des Abends bevölkern sich, die Straßen, die Promenaden und die Terrassen.

Bald hebt sich der Vorhang, der die Terrasse von einem weiten Gemache trennt, und ein Mann erscheint; aus seinen Arm stützt sich eine schöne Frau von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, mit schwarzen glatten Haaren, mit schwarzen samtenen Augen und einer matten dunkelfarbigen Haut, was die Frische der Frauen des Süden ist; der Mann mag achtundzwanzig Jahre alt sein, er ist blond, hochgewachsen und trägt in seinen blauen Augen und aus seiner Gesichtshaut, welche die Sonne Spaniens nicht zu bräunen vermochte, alle die unvertilgbaren Charaktere der Racen des Norden von Europa.

Diese Frau ist Dona Maria Padilla; dieser Mann ist der König Don Pedro.

Beide schreiten schweigend unter dem grünen Gewölbe vor; doch es ist leicht zu sehen, daß bei ihnen dieses Schweigen nicht von der Abwesenheit, sondern im Gegentheil von der Ueberfülle der Gedanken herrührt. Die schöne Spanierin hat übrigens weder für die Mauren, die aus ihre Befehle warten, noch für alle die Reichthümer, die sie umgeben, Blicke. Obgleich von mittlerem Stande und beinahe in der Armuth geboren, hat sie sich doch mit Allem vertraut gemacht, was der königliche Luxus Glänzendstes zu bieten vermag, seitdem sie, wie ein Kind mit der Klapper spielt, mit dem Scepter des Königs von Castilien gespielt.

»Pedro,« sagte sie endlich, zuerst das Stillschweigen brechend, das jedes von ihnen, wie es schien, zu brechen zögerte, »Ihr habt Unrecht, wenn Ihr behauptet, ich sei Eure Freundin und

Eure geehrte Geliebte; ich bin Sklavin und erniedrigt, hoher Herr.«

Pedro lächelte und machte eine unmerkliche Bewegung mit der Schulter.

»Ja, allerdings,« fuhr Maria fort, »Sklavin und erniedrigt. Ich habe es gesagt und wiederhole es.«

»Wie so? Erklärt Euch,« sprach der König.

»Oh! das ist sehr leicht, hoher Herr. Der Großmeister von San Jago soll, wie man sagt, zu einem Turnier, das Ihr ihm bereitet, in Sevilla ankommen. Auf Kosten der meinigen vergrößert, hat man seine Wohnung mit dem kostbarsten Tapetenwerk und den schönsten Gerätschaften ausgeschmückt, welche aus den verschiedenen Gemächern des Palastes dahin gebracht worden sind.«

»Es ist mein Bruder,« sagte Don Pedro.

Dann fügte er mit einem Tone bei, dessen Ausdruck er allein verstand:

»Mein viel geliebter Bruder.«

»Euer Bruder?« erwiderte sie; »ich glaubte, es wäre der Bruder von Enrique Transtamare.«

»Ja, Senora; doch sie sind Beide die Söhne von König Don Alphonso, meinem Vater.«

»Und Ihr behandelt ihn als König; ich begreife es, in der That, er hat beinahe ein Recht aus diese Ehre, da er von einer Königin geliebt wird.«

»Ich verstehe Euch nicht,« entgegnete Don Pedro, unwillkürlich erbleichend, doch ohne daß irgend ein anderes Zeichen, als gerade diese unwillkürliche Blässe andeutete, der Streich habe ins Herz getroffen.

»Ah! Don Pedro I Don Pedro I Ihr seid sehr blind oder sehr Philosoph.«

Der König antwortete nicht, er schaute nur mit einer absichtlichen Geberde nach dem Osten.

»Nun, was schaut Ihr?« fragte die ungeduldige Spanierin; »etwa, ob Euer viel geliebter Bruder kommt?«

»Nein, Senora,« erwiderte Don Pedro. »Ich schaue, ob man von dieser königlichen Terrasse, wo wir sind, die Thürme von Medina Sidonia nicht sehen kann.«

»Ja,« sagte Maria Padilla, »ich weiß wohl, daß Ihr mir antworten werdet, was Ihr mir Immer antwortet, nämlich die ungetreue Königin werde gefangen gehalten; wie kommt es aber, daß Ihr, den man den Justiciar nennt, das Eine bestraft, ohne das Andere zu bestrafen, wie kommt es, daß die Königin gefangen ist, während ihr Mitschuldiger mit Ehren überhäuft wird?«

»Was hat Euch denn mein Bruder Don Federigo gethan, Senora?« fragte Don Pedro.

»Wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr mich nicht fragen, was er mir gethan habe, und Ihr hättet mich schon gerächt. Was er mir gethan hat? Er hat mich verfolgt, nicht mit seinem Haß, das wäre nichts, der Haß ehrt, sondern mit seiner Verachtung, und Ihr müßtet Jeden bestrafen, der die Frau verachtet, die Ihr allerdings nicht liebt, die Ihr aber zu Eurem Lager zugelassen, und die die Einzige ist, welche Euch Söhne geschenkt hat.«

Der König antwortete nicht: es war eine undurchdringliche Seele, in der man unmöglich unter der ehernen Lage, die sie bedeckte, lesen konnte.

»Oh! wie schön ist es, sich mit Tugenden zu schmücken, die man nicht hat,« sprach Maria Padilla mit verächtlichem Tone: »wie leicht ist es für listige Frauen, ihre schmachlichen Leidenschaften unter einem schüchternen Blick zu verschleiern, ihr ärgerliches Leben durch das Vorurtheil zu schützen, welches behauptet, die Töchter Galliens seien kalt und unempfänglich im

Vergleich mit den spanischen Frauen I«

Don Pedro schwieg fortwährend.

»Pedro! Pedro!« rief die Favoritin gereizt, als sie sah, daß der Spott an dem unverwundbaren Fürsten abglitt, »Pedro, ich glaube, Ihr würdet wohl daran thun, auf die Stimme Eures Volkes zu hören. Hört Ihr es rufen: »,Ah! Maria Padilla, die königliche Courtisane, die Schmach des Landes, seht sie, die Schuldbefleckte, die Verbrecherin; sie hat es gewagt, ihren Fürsten nicht seines Ranges wegen, denn er war verheirathet, sondern seiner selbst wegen zu lieben! Während sich die andern Frauen gegen seine Ehre verschworen, hat sie, auf seinen Schutz und seine Dankbarkeit rechnend, die ihrige preisgegeben. Während seine Gemahlinnen, denn der Christ Pedro hat Frauen wie ein maurischer Sultan, unfruchtbar blieben, hat sie ihm zwei Söhne geschenkt, die sie liebt; welche Schmach! Verfluchen wir die Maria Padilla, wie man die Cava verflucht hat; diese Frauen richten stets die Völker und die Könige zu Grund!« « Das ist die Stimme Spaniens. Hört sie also, Don Pedro! Doch wenn ich Königin wäre, würde man sagen: »Arme Maria Padilla, Du warst sehr glücklich, als Du, noch Jungfrau, mit den Jungfrauen, Deinen Gefährtinnen, am Gestade der Guadalopa spieltest! Arme Maria Padilla, Du warst sehr glücklich, als der König Dir Dein Glück nahm, indem er sich den Anschein gab, als liebte er Dich! Deine Familie war so berühmt, daß die vornehmsten Herren Castiliens um Dich freiten, doch Du begingst den Fehler, daß Du einen König vorzogst. Armes, unerfahrenes Mädchen, das Du noch nicht wußtest, daß die Könige keine Menschen sind; er hintergeht Dich, Dich, die Du ihn nie hintergingen hast, nicht einmal in Gedanken, nicht einmal im Traum! Er schenkt sein Herz andern Geliebten und vergißt Deine Treue, Deine Ergebenheit, Deine Fruchtbarkeit.«« Wenn ich Königin wäre, würde man dies Alles sagen und mich für eine Heilige erklären, ja, für eine Heilige. Ist das nicht der Titel, den man einer Frau gibt, die ich kenne, und die ihren Gatten durch seinen Bruder verrathen hat?«

Don Pedro, dessen Antlitz sich unmerklich mit Wolken bedeckt hatte, fuhr mit seiner Hand über seine Stirne hin, und seine Stirne erschien ruhig und beinahe lächelnd.

»Was wollt Ihr im Ganzen, Senora?« sagte er, »Königin sein? Ihr wißt wohl, daß dies nicht möglich ist, da ich verheirathet bin, und zwar zweimal. Verlangt von mir mögliche Dinge, und ich werde sie Euch bewilligen.«

»Ich glaube das verlangen zu können, was Juana von Castro verlangte und erhielt.«

»Juana von Castro verlangte nichts, Senora. Es war die Notwendigkeit, diese unerbittliche Königin der Könige, welche für sie verlangte. Sie hatte eine mächtige Familie, und in der Zeit, wo ich mir dadurch, daß ich Blanche verstieß, einen Feind auswärts machte, mußte ich mir Verbündete im Innern machen. Wollt Ihr nun, daß ich meinen Bruder Federigo Kerkerknechten in dem Augenblick überantworte, wo der Krieg mich bedroht, wo mein anderer Bruder, Enrique von Transtamare, Aragonien gegen mich zum Aufruhr bewegt, Toledo nimmt, Toro erstürmt, was ich von meinen nächsten Verwandten mit größerer Mühe wiedererobern muß, als es mir machte, Granada von den Mauren wiederzuerobern. Vergeßt Ihr, daß ich, der ich Andere gefangen halte, einen Augenblick selbst Gefangener und genöthigt war, zu heucheln, das Haupt zu beugen, denjenigen zuzulächeln, welche ich beißen wollte, zu kriechen wie ein Kind unter dem ehrgeizigen Willen meiner Mutter; daß ich sechs Monate der Verstellung brauchte, um eines Tags eine Minute lang die Thüre meines eigenen Palastes offen zu finden: daß ich genöthigt war, nach Segovia zu fliehen, Stück für Stück den Händen derjenigen, welche sich derselben bemächtigt, die Erbschaft, die mir vom Vater hinterlassen, zu entreißen, Garcilaso in Burgos

erdolchen, Albuquerque in Toro vergiften, zweiundzwanzig Köpfe in Toledo fallen zu lassen, und meinen Beinamen: der Justiciar, in den des Grausamen zu verwandeln, ohne zu wissen, welchen die Nachwelt mir aufbewahren wird? Und was die Französin betrifft, wie Ihr sie nennt, ist es nicht genug, daß ich sie für ein gemuthmaßtes Verbrechen nach Medina Sidonia verbannt habe. . . beinahe allein, beinahe arm, beinahe verachtet, weil es Euch beliebt hat, sie so zu sehen?»

»Ah! nicht weil es mir beliebt hat, sie so zu sehen,« rief Maria Padilla, die Augen flammend; »weil Ihr durch sie entehrt worden seid.«

»Nein, Senora,« sprach Don Pedro, »ich bin nicht entehrt worden, da ich nicht zu denjenigen gehöre, welche die Ehre oder die Schande eines Königs auf etwas so Gebrechlichem, wie die Tugend einer Frau, beruhen lassen. Alles, was für die anderen Menschen ein Beweggrund der Freude oder des Schmerzes ist, ist für uns Könige nur ein politisches Mittel, zu einem ganz entgegengesetzten Ziele zu gelangen. Nein, ich bin durch die Königin Blanche nicht entehrt worden; aber man hat mich sie wider meinen Willen zu heirathen genöthigt, und ich ergriff die Gelegenheit, die sie und mein Bruder mir zu bieten so unklug waren. Ich stellte mich, als hätte ich einen furchtbaren Verdacht über sie geschöpft. Ich demüthigte Blanche, ich entsetzte sie ihrer Würde, sie, die Tochter des ersten Hauses der Christenheit. Wenn Ihr mich also liebt, wie Ihr sagt, müßt Ihr zu Gott beten, daß mir kein Unglück widerfährt, denn der Regent, oder vielmehr der König von Frankreich ist ihr Schwager. Das ist ein großer Fürst, Senora, der gewaltige Heere hat, befehligt von dem ersten Feldherrn der Zeit, von Messire Bertrand Duguesclin.«

»Oh! König, Du hast Furcht!« rief Maria Padilla, den Zorn des Königs dieser kalten Unempfindlichkeit vorziehend, die aus Don Pedro bei seiner Selbstbeherrschung den gefährlichsten Fürsten der Erde machte.

»Ich habe Furcht vor Euch, ja, Senora,« erwiderte der König, »denn Ihr allein habt bis jetzt die Macht gehabt, mich die einzigen Fehler begehen zu lassen, die ich begangen habe.«

»Mir scheint, ein König, der seine Räthe und Unterhändler unter den Mauren und Juden sucht, müßte die Fehler Anderen als der Frau, die er liebt, zuschreiben.«

»Oh! Ihr auch, Ihr seid auch auf den gewöhnlichen Irrthum verfallen,« sprach Don Pedro die Achseln zuckend; »meine Räthe Mauren, meine Unterhändler Juden, ei! Senora, ich wähle meine Räthe nach dem Verstand, und schöpfe meine Mittel, wo Geld ist. Wenn Ihr und diejenigen, welche mich anklagen, sich die Mühe geben wollten, die Augen auf Europa zuwerfen, so würdet Ihr sehen, daß bei den Mauren die Civilisation ist, daß bei den Juden die Reichthümer sind. Wer hat sie gebaut, die Moschee von Cordoba, die Alhambra von Granada, alle die Alcazars, welche die Zierde unserer Städte bilden? den Palast sogar, wo wir sind, wer hat dies Alles gemacht? Die Mauren. In wessen Händen ist der Handel? In wessen Händen ist die Gewerbthätigkeit? In wessen Händen häuft sich das Geld der sorglosen Nationen an? In den Händen der Juden! Was darf man von unsern halbbarbarischen Christen erwarten? Gewaltige, aber unnütze Lanzenstöße, große Kämpfe, welche die Nationen bluten machen. Doch wer schaut ihnen dabei zu, diesen wahnsinnigen Nationen? wer blüht, wer singt, wer liebt, wer genießt das Leben in ihrer Nähe während ihrer Convulsionen? Die Mauren. Wer stürzt auf ihre Leichname nieder, um sie zu plündern? Die Juden. Ihr seht also, daß die Mauren und die Juden die wahren Minister und die wahren Agenten eines Königs sind, der frei und unabhängig von den Königen, seinen Nachbarn, leben will. Nun wohl! das ist es, was ich versuche, das ist es, wonach ich seit sechs Jahren trachte, das ist es, was so viele Feindschaften gegen mich erhoben, so viel Verleumdungen

hervorgerufen hat. Diejenigen, welche meine Minister sein, diejenigen, welche meine Agenten werden wollten, sind meine unversöhnlichen Feinde geworden, und das ist ganz natürlich; ich hatte nichts für sie gethan, ich wollte nichts von ihnen, ich entfernte sie von mir. Doch Euch, Maria, Euch habe ich im Gegentheile genommen, wo Ihr waret; ich habe Euch meinem Thron so nahe gebracht, als ich vermochte; ich habe Euch den Antheil an meinem Herzen gegeben, über den ein König verfügen kann, ich habe Euch geliebt, ich, den man beschuldigt, ich habe nichts geliebt.«

»Oh! wenn Ihr mich geliebt hättet,« entgegnete Maria mit jener Beharrlichkeit der Frauen, welche nie auf die Beweise, mit denen man ihre tollen Anklagen widerlegt, sondern immer nur auf ihre eigenen Gedanken antworten, »wenn Ihr mich geliebt hättet, so wäre ich nicht zu Thränen und zur Schmach verurtheilt, weil ich meinem König «geben gewesen bin; wenn Ihr mich lieben würdet, wäre ich gerächt.«

»Ei mein Gott!« sprach Don Pedro, »wartet, und Ihr werdet gerächt sein, wenn sich ein Anlaß dazu gibt. Glaubt Ihr, ich trage Don Federigo in meinem Herzen? Glaubt Ihr, ich wäre nicht glücklich, eine Gelegenheit zu finden, dieser ganzen Race der Bastarde ein Ende zu machen? . . . Wenn Don Federigo Euch wirklich verletzt hat, was ich bezweifle . . .«

»Ist es nicht eine Verletzung,« entgegnete Maria Padilla bleich vor Zorn, »ist es nicht eine Verletzung, daß er Euch den Rath gegeben hat, wie er dies gethan, mich nicht als Geliebte zu behalten und die Königin Blanche wieder als Frau anzunehmen?«

»Und Ihr seid sicher, daß er mir diesen Rath gegeben hat, Maria?«

»Oh! ja, ich bin dessen sicher,« rief die Spanierin mit einer halb drohenden Geberde, »sicher wie meines Lebens.«

»Meine liebe Maria,« fuhr Don Pedro mit dem Phlegma fort, das die Leute, welche sich durch den Zorn hinreißen lassen, zur Verzweiflung bringt, »meine liebe Maria, wenn mir Don Federigo Euch nicht als Geliebte zu behalten und die Königin Blanche wieder als Frau anzunehmen gerathen hat, so begeht Ihr einen Irrthum, daß Ihr ihn beschuldigt, er sei der Geliebte von eben dieser Königin Blanche, sonst, Ihr begreift das, Ihr, die Ihr eifersüchtig seid, hätten sie sich glücklich gefühlt, eine so große Freiheit zu genießen, wie man sie einer verachteten Frau läßt.«

»Ihr seid ein zu großer Redner für mich, Sire Pedro,« sagte Maria, welche rasch aufstand, da sie die Unmöglichkeit, ihre Wuth länger zu bemeistern, fühlte. »Ich grüße Euch und werde mich allein rächen.«

Don Pedro folgte ihr mit dem Blick, ohne ein Wort zu sagen, er sah sie weggehen, ohne daß er sie mit einer Geberde zurückrief, und dennoch war diese Frau die einzige, die ihm zuweilen ein anderes Gefühl eingeflößt hatte, als das befriedigter materieller Leidenschaft. Gerade aber deshalb fürchtete er seine Geliebte, wie er einen Feind gefürchtet, hätte. Er drängte also das schwache Gefühl des Mitleids zurück, das sich im Grunde seines Herzens regte, streckte sich auf den Kissen aus, welche Maria Padilla verlassen hatte, und schaute hinaus auf die Straße nach Portugal, denn von dem Balcon, wo der König ruhte, könnte man durch die Ebene, die Wälder oder Berge die verschiedenen Straßen sehen, welche nach den verschiedenen Punkten des Königreichs führten.

»Die Lage der Könige ist eine schreckliche Lage!« murmelte Don Pedro. »Ich liebe diese Frau und dennoch darf ich es weder sie, noch die, Anderen, noch irgend Jemand sehen lassen, daß ich sie liebe; denn wenn sie diese Liebe bemerkte, würde sie Mißbrauch davon machen. Niemand darf glauben, er habe Herrschaft genug über den König, um ihm eine Genugthuung für

Beleidigungen oder irgend einen Vortheil zu entreißen. Niemand darf sagen können: »»Die Königin hat den König verletzt, der König weiß es und hat sich nicht gerächt!«« Oh!« fuhr Don Pedro fort, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, während seine Physiognomie ausdrückte, was Alles in seinem Herzen vorging, »es fehlt mir nicht am Verlangen, mich zu rächen, Gott sei Dank! doch wenn ich zu heftig handelte, würde mein Königreich vielleicht durch diese unkluge Gerechtigkeit zu Grunde gehen. Was Don Federigo betrifft, so hängt er nur von mir ab, und der König von Frankreich hat sich nicht um seinen Tod oder sein Leben zu bekümmern. Nur fragt es sich, wird er kommen? oder wenn er kommt, wird er nicht Zeit gehabt haben, seine Mitschuldige zu warnen?«

Als er diese Worte sprach, erblickte der König auf der Straße der Sierra Aracena etwas wie eine Staubwolke. Diese Wolke vergrößerte sich. Bald gewahrte er durch ihren durchsichtiger gewordenen Schleier die weißen Gewänder der maurischen Reiter; dann erkannte er Mothril an seiner hohen Gestalt und an dem vergoldeten Palankin.

Die Truppe rückte rasch heran.

»Allein!« murmelte der König.

Als er mit dem Blicke die ganze Truppe von dem ersten bis zu dem letzten der Menschen, aus denen sie bestand, hatte umfassen können, sagte er:

»Allein!i was ist denn aus dem Großmeister geworden? Sollte er sich zufällig geweigert haben, nach Sevilla zu kommen? oder wird man ihn in Coimbra suchen müssen?«

Die Truppe kam indessen immer näher.

Nach einem Augenblick verschwand sie unter den Thoren der Stadt. Der König folgte ihr mit den Augen und sah sie von Zeit zu Zeit wieder erscheinen und in den gekrümmten Straßen glänzen; er sah sie in den Alcazar einziehen; indem er sich über das Geländer neigte, konnte er ihr in die Höfe folgen; es war klar, daß er in einem Augenblick bestimmte Kunde erhalten würde.

Der Maure hatte freien, unbeschränkten Zutritt beim König. Nach wenigen Secunden erschien er aus der Terrasse und fand Don Pedro, der die Augen aus den Ort geheftet hielt, von wo er kommen mußte. Sein Gesicht war düster und ersuchte durchaus nicht seine Unruhe zu verbergen.

Der Maure kreuzte seine Hände über seiner Brust und berührte beinahe die Erde mit der Stirne. Doch Don Pedro erwiderte diesen Gruß nur durch eine Geberde der Ungeduld.

»Der Großmeister?« sagte er.

»Sire,« erwiderte Mothril, »ich mußte mich beeilen, zu Euch zurückzukommen. Die großen Interessen, von denen ich zu sprechen habe, werden hoffentlich bewirken, daß Eure Hoheit die Stimme ihres getreuen Dieners hört.«

Obgleich gewohnt, in der Tiefe des Herzens zu lesen, war Don Pedro doch zu sehr von den Leidenschaften in Anspruch genommen, die ihn in diesem Augenblick bewegten, um zu sehen, was Alles an schlauer Vorsicht in den absichtlich ausweichenden Worten des Mauren enthalten war.

»Der Großmeister?« wiederholte er mit dem Fuße stampfend.

»Hoheit, er Wird kommen,« antwortete Mothril.

»Warum habt Ihr ihn verlassen? Warum, wenn er nicht schuldig ist, kommt er nicht frei? Und wenn er es ist, warum kommt er nicht durch Gewalt?«

»Senor, der Großmeister ist nicht unschuldig, und dennoch wird er kommen, seid unbesorgt; er möchte vielleicht gern fliehen, doch er wird von meinen Leuten überwacht, die ihn mehr

bringen, als geleiten. Wenn ich ihm voran geeilt bin, so geschah es, um mit dem König nicht von vergangenen Dingen, sondern von Dingen zu sprechen, die er noch zu thun hat.«

»Er kommt also, Du bist dessen sicher?« wiederholte Don Pedro.

»Morgen Abend wird er vor den Thoren von Sevilla sein. Ich habe mich beeilt, wie Ihr seht.«

»Niemand ist von seiner Reise unterrichtet?«

»Niemand.«

»Ihr begreift die Wichtigkeit meiner Frage und den Ernst Eurer Antwort?«

»Ja, Sire.«

»Nun wohl! was gibt es noch Neues?« fragte Don Pedro mit einem furchtbaren Zusammenpressen des Herzens, dessen Folter indessen sein Gesicht nicht verrieth, denn sein Gesicht hatte Zeit gehabt, wieder gleichgültig zu werden.

»Der König weiß, wie eifersüchtig ich aus seine Ehre bin.« sprach der Maure.

»Ja, aber Ihr wißt auch, Mothril,« erwiderte Don Pedro die Stirne faltend, »Ihr wißt, daß die Einflüsterungen über diesen Gegenstand von Maria Padilla zu mir, das heißt, von einer eifersüchtigen Frau zu einem vielleicht zu geduldigen Geliebten, gut sind; aber Euch gegen Don Pedro, Euch, dem Minister gegen den König, ist jede mißbilligende Aeußerung über das tadellose Benehmen der Königin Blanche untersagt, das wißt Ihr, und wenn Ihr es nicht wißt, wiederhole ich es Euch.«

»Sire Pedro,« erwiderte der Maure, »ein mächtiger, glücklicher, geliebter, liebender König, wie Ihr seid, findet weder für den Neid, noch für die Eifersucht Platz in seinem Herzen; ich begreife das: Euer Glück ist groß, hoher Herr; aber Euer Glück darf Euch nicht blind machen.«

»Diesmal weißt Du etwas,« rief Don Pedro seinen tiefen Blick auf den Mauren heftend.

»Sire,« erwiderte dieser mit kaltem Ton, »Eure Hoheit hat ohne Zweifel mehr als einmal über die Fallen nachgedacht, von denen sie umgeben ist? Sie hat sich in ihrer Weisheit gefragt, wohin die Monarchie Kastiliens kommen werde, da der König keinen Erben habe?«

»Keinen Erben?« wiederholte Don Pedro.

»Wenigstens keinen gesetzlichen Erben,« fuhr der Maure fort; »so daß das Königreich, wenn Euch ein Unglück widerführe, dem Kühnsten oder dem Glücklichsten von allen den Bastarden, sei es nun Enrique oder Federigo, oder Tello gehören würde.«

»Warum alle diese Worte, Mothril?« fragte Don Pedro; »würdest Du mir zufällig zu einer dritten Vermählung rathen? die zwei ersten hatten keine so glückliche Resultate, daß ich Deinem Rathe folgen sollte. Das sage ich Dir, Mothril.«

Diese der Tiefe der Seele des Königs durch einen heftigen Kummer entrissenen Worte machten das Auge des Mauren funkeln.

Es war die Enthüllung aller von Don Pedro in seinem so bewegten Innern ausgestandenen Qualen; Mothril wußte die Hälfte von dem, was er wissen wollte; ein Wort sollte ihn von dem Uebrigen belehren.

»Hoher Herr,« sprach er, »warum sollte diese dritte Frau nicht eine Frau sein, deren Charakter von Euch geprüft, deren Fruchtbarkeit sicher wäre? Heirathet zum Beispiel Dona Maria Padilla, da Ihr sie so sehr liebt, daß Ihr Euch nicht mehr von ihr trennen könnt, und da sie von genugsam gutem Hause ist, um Königin zu werden. Auf diese Art werden Eure Söhne gesetzlich sein, und Niemand wird das Recht haben, ihnen den Thron von Castilien streitig zu machen,«

Mothril hatte alle Kräfte seines Verstandes zusammengerafft, um das Gewicht eines Angriffs zu ermessen, der für ihn ohne Unterstützung war. Da sah er mit einer Wollust, die den übrigen Menschen unbekannt und nur den Ehrgeizigen mit weit ausgebreiteten Flügeln, welche das Spiel der Königreiche spielen, bekannt ist, eine düstere Wolke über die Stirne seines Fürsten hinziehen.

»Ich habe schon ohne Erfolg eine Heirath gebrochen, die mich mit dem König von Frankreich verband, ich kann jetzt nicht diejenige brechen, welche mich mit dem Hause Castro verbindet.«

»Gut,« murmelte Mothril; »keine wirkliche Liebe im Herzen, kein Einfluß zu befürchten, es ist ein Platz zu nehmen, wenn nicht aus dem Thron, doch wenigstens in dem Bett des Königs von Castilien.«

»Machen wir ein Ende,« sprach Don Pedro. »Du sagtest mir, Du habest mir etwas Wichtiges mitzuthemen.«

»Oh! was ich Euch zu sagen hatte, war einfach eine Nachricht, die Euch jeder Rücksicht gegen Frankreich entbindet.«

»Diese Nachricht also, sprich geschwinde.«

»Hoher Herr, erlaubt mir zuvor hinabzugehen und den Wächtern der Sänfte, welche unten ist, einige Befehle zu geben. Ich bin unruhig, denn ich habe eine Person, die mir sehr theuer ist, dort gelassen.«

Don Pedro schaute ihn voll Erstaunen an.

»Gehe,« sagte er, »komm rasch zurück,«

Der Maure ging hinab und ließ die Sänfte bis in den ersten Hof bringen, Don Pedro folgte von der Terrasse herab mit irrenden Blicken den Schritten seines Ministers. Mothril erschien nach einigen Augenblicken wieder und sprach: »Sire, bewilligt mir Eure Hoheit auch diesmal wie gewöhnlich eine Wohnung im Alcazar?«

»Ja, gewiß.«

»Erlaubt mir also, daß ich die Person eintreten lasse, welche sich in der Sänfte befindet.«

»Eine Frau?« fragte Don Pedro.

»Ja, Sire.«

»Eine Sklavin, die Du liebst?«

»Nein, Sire, meine Tochter.«

»Ich wußte nicht, daß Du eine Tochter hattest, Mothril.«

Mothril antwortete nicht; der Zweifel und die Neugierde erfaßten zugleich den Geist des Königs. Das war es, was der Maure wünschte.

»Nun sage mir, was Du über die Königin Blanche weißt,« sprach Don Pedro durch die Wichtigkeit der Lage zu den Dingen zurückgeführt, die er erfahren wollte.

---

## Siebentes Kapitel.

*Wie der Maure Don Pedro erzählte, was vorgefallen war.*

Der Maure näherte sich dem König, gab seinen Zügen den Ausdruck eines tiefen Miteids, das heißt des Gefühls, das Don Pedro von Seiten eines Untergeordneten am meisten verletzen mußte, und sprach:

»Sire, ehe ich diese Erzählung beginne, ist es nothwendig, daß Eure Hoheit sich Punkt für Punkt der Befehle erinnert, die sie mir gegeben hat.«

»Ich vergesse nie das, was ich einmal gesagt habe,« erwiderte Don Pedro.

»Der König befahl mir nach Coimbra zu reisen, und ich begab mich dahin; dem Großmeister zu sagen. Seine Hoheit erwarte ihn, und ich sagte es ihm; seinen Ausbruch zu beschleunigen, und ich ruhte nur eine Stunde aus, und wir setzten uns schon am Tage unserer Ankunft wieder in Marsch.«

»Gut, gut, ich weiß, daß Du ein treuer Diener bist, Mothril.«

»Eure Hoheit fügte bei: »Du wirst darüber wachen, daß der Großmeister während der Reise Niemand Nachricht von seinem Aufbruche gibt.« Nun wohl, am andern Tage nach unserer Abreise schrieb der Großmeister . . . Doch in der That, ich weiß nicht, ob ich Eurer Hoheit trotz ihrer Befehle Alles sagen soll, was vorgefallen ist.«

»Sprich . . . Am andern Tag nach Eurer Abreise. . .«

»Schrieb der Großmeister einen Brief. . .«

»An wen?«

»Gerade an die Person, von der Eure Hoheit befürchtete, er würde an sie schreiben.«

»An die Königin Blanche?« rief Don Pedro erbleichend.

»An die Königin Blanche, Sire.«

»Maure,« sprach Don Pedro, »bedenke, wie ernst eine solche Anschuldigung ist.«

»Ich bedenke nur, daß ich meinem König diene.«

»Du kannst abermals sagen, Du habest Dich getäuscht.«

Mothril erwiderte den Kopf schüttelnd:

»Ich täusche mich nicht.«

»Nimm Dich in Acht! dieser Brief, ich muß ihn haben,«

»Ich habe ihn!« antwortete kalt der Maure.

Don Pedro, der einen Schritt vorgegangen war, schauerte und machte einen Schritt rückwärts.

»Ah! Du hast ihn?« sagte er.

»Ja.«

»Dieser Brief ist von Don Federigo geschrieben?«

»Ja.«

»An Blanche von Bourbon?«

»Ja,«

»Und dieser Brief? . . .«

»Ich werde ihn Eurer Hoheit geben, sobald sie nicht mehr zornig sein wird, wie sie es in diesem Augenblick ist.«

»Ich,« erwiderte Don Pedro mit einem nervigen Lächeln, »ich zornig? Ich bin nie ruhiger gewesen.«

»Nein, hoher Herr, Ihr seid nicht ruhig, denn Euer Auge ist entrüstet, denn Eure Lippen erbleichen, denn Eure Hand zittert und greift nach dem Dolche. Warum wollt Ihr es verhehlen, Sire? Es ist ganz natürlich, und die Rache ist in einem solchen Fall gesetzlich; da ich errathe, die Rache Eurer Hoheit werde furchtbar sein, so versuche ich es zum Voraus, sie zu mildern.«

»Gebt den Brief, Mothril!« rief der König.

»Aber, Hoheit . . .«

»Gebt den Brief, ohne Verzug, aus der Stelle, ich will es!«

Der Maure zog langsam unter seinem rothen Gewande die Waidtasche des unglücklichen Fernando hervor.

»Meine erste Pflicht,« sprach er, »ist, meinem König zu gehorchen, was auch daraus entstehen mag.«

Der König betrachtete die Waidtasche, nahm daraus den mit Perlen gestickten Beutel, öffnete ihn und griff rasch nach dem Brief, den er enthielt. Das Siegel dieses Briefes war sichtbar abgenommen; abermals zog sich das Gesicht von Don Pedro bei diesem Anblick zusammen; doch er las, ohne eine Bemerkung zu machen:

*»Madame, meine Königin, der König ruft mich nach Sevilla.*

*Ich habe Euch versprochen, Euch von den großen Ereignissen meines Lebens in Kenntniß zu setzen; dieses scheint mir entscheidend.«*

*»Wie es auch sein mag, erhabene Dame und geliebte Schwester, ich werde die Rache von Dona Padilla, die mich ohne Zweifel rufen läßt, wenig fürchten, wenn ich weiß, daß Eure so theure Person vor ihren Angriffen geschützt ist, Es ist mir nicht bekannt, was meiner harret! vielleicht das Gefängniß, vielleicht der Tod. Als Gefangener vermöchte ich Euch nicht mehr zu vertheidigen; und wenn ich sterben soll, benütze ich den Augenblick, wo mein Arm frei ist, um Euch zu sagen, daß mein Arm Euer wäre, wenn man ihn nicht gefesselt hätte, daß mein Herz Euch gehört bis zum Tod.*

*»Fernando bringt Euch diese Kunde, diesen Abschied vielleicht. Auf Wiedersehen, meine süße Königin und Freundin, in dieser Welt vielleicht, im Himmel gewiß.*

»Don Federigo.«

»Dieser Fernando, wer ist er? wo ist er?« rief Don Pedro so bleich, daß er furchtbar anzuschauen war.

»Sire,« erwiderte Mothril mit vollkommen natürlichem Tone, »dieser Fernando war der Page des Großmeisters. Er reiste mit uns ab. Am Abend des ändern Tages nach unserem Ausbruch erhielt er die Sendung. In derselben Nacht, beim Uebergang über die Zezere, wollte es der Zufall, daß er ertrank und daß ich diese Schrift an seinem Leichnam fand.«

Don Pedro brauchte keine Erläuterungen, um Mothril zu verstehen?«

»Ah!« sagte er, »Ihr habt den Leichnam wiedergefunden?«

»Ja.«

»Vor Jedermann?«

»Ja.«

»Also weiß Niemand, was dieser Brief enthält?«

»Sire,« sprach Mothril, »verzeiht meine Kühnheit; die Interessen meines Königs überwogen die mir gebotene Discretion; ich öffnete die Waidtasche und las den Brief.«

»Doch Ihr allein? Dann ist es, als ob ihn Niemand gelesen hätte.«

«Gewiß, gewiß, Hoheit, seitdem der Brief in meinen Händen ist.«

»Doch zuvor?«

»Ah! Sire, für das Zuvor stehe ich nicht, um so mehr, als der Page nicht allein bei seinem Herrn war: es war da ein Verfluchter . . . ein Giaur . . . ein Hund . . . ein Christ . . . Verzeiht, Sire.«

»Und wer war dieser Christ?«

»Ein französischer Ritter, den er seinen Bruder nennt.«

»Ah!« versetzte Don Pedro lächelnd, »ich hätte geglaubt, er würde seinen Freunden einen andern Namen geben.«

»Für diesen Christen hat er nun keine Geheimnisse, und man dürfte sich nicht wundern, wenn er das Vertrauen, das der Page genoß, theilte, und in diesem Fall wäre das Verbrechen öffentlich.«

»Der Großmeister kommt?« fragte Don Pedro.

»Er folgt mir, Hoheit.«

Don Pedro ging eine Zeit lang, die Stirne gefaltet, die Arme gekreuzt, den Kopf auf die Brust geneigt, auf und ab; es war leicht zu sehen, daß ein furchtbarer Sturm um sein Herz tobte.

»Man muß also mit ihm anfangen,« sprach er endlich mit dumpfer Stimme, »das ist überdies das einzige Entschuldigungsmittel, welches mir Frankreich gegenüber zu Gebot steht. Sieht Karl V., daß ich meinen Bruder nicht schonte, so wird er nicht mehr am Verbrechen zweifeln und mir verzeihen, daß ich seine Schwägerin nicht geschont habe.«

»Befürchtet Ihr aber nicht, Hoheit,« sagte Mothril, »man könnte sich in der Rache täuschen und denken, Ihr habet den Großmeister, nicht den Geliebten der Königin Blanche, sondern den Bruder von Enrique Transtamare, Eurem Mitbewerber um den Thron, geschlagen?«

»Ich werde den Brief öffentlich machen,« erwiderte der König, »das Blut wird den Flecken bedecken; Ihr habt mir treulich gedient.«

»Was befiehlt nun der König?«

»Man halte die Wohnung des Großmeisters bereit.«

Mothril ging ab. Don Pedro blieb allein, und seine Gedanken verdüsterten sich immer mehr; er sah den Spott sich an seinen Namen anhängen, der eifersüchtige und stolze Mensch erschien wieder unter dem unempfindlichen König; es kam ihm vor, als hörte er schon das Gerücht von der Liebschaft von Blanche und dem Großmeister unter dem Volk mit allen Uebertreibungen umherlaufen, mit denen man die Fehler der Könige behandelt. Dann, als er die Augen auf die Gemächer von Dona Padilla heftete, glaubte er sie hinter dem Vorhang ihres Fensters stehen zu sehen, und auf ihrem Gesichte das Lächeln des befriedigten Stolzes wahrzunehmen.

»Nicht sie ist es, die mich bewegt, zu thun, was ich vollbringen will,« sprach er, »und dennoch wird man sagen, sie sei es, und dennoch wird sie es glauben.«

Ungeduldig wandte er den Kopf ab und schaute rings umher.

In diesem Augenblick gingen über eine Terrasse, welche niedriger war als die königliche, zwei maurische Sklaven; sie trugen Räucherpfännchen, die einen bläulichen, wohlriechenden Dampf ausströmten. Der Gebirgswind machte diesen berausenden Wohlgeruch bis zum König aufsteigen.

Hinter den Sklaven kam eine verschleierte Frau von geschmeidigem, hohem Wuchse, von zartem Leib mit geneigtem Kopf. Sie war bedeckt mit dem arabischen Schleier, der nur eine Oeffnung läßt, daß der Strahl des Auges hervorspringen kann. Mothril folgte ihr mit einer gewissen Ehrfurcht, und als sie vor der Thüre des Zimmers waren, wo die Fremde eintreten sollte, warf sich der Maure gleichsam zu den Füßen des Mädchens nieder.

Dieser Wohlgeruch, dieser wollüstige Blick, diese Ehrerbietung des Mauren bildeten einen so mächtigen Contrast mit den Leidenschaften, welche das Herz von Don Pedro zusammenpreßten, daß er sich einen Augenblick erfrischt und wiedergeboren fühlte, als ob ihm die Jugend und die Freude durch diese Erscheinung eingeflößt worden wären.

Er erwartete auch voll Ungeduld den Abend.

Und als der Abend gekommen war, stieg er aus seiner Wohnung hinab und kam, der Nacht vertrauend, durch die Gärten, wo er allein einzutreten das Recht hatte, vor den von Mothril bewohnten Kiosk; vorsichtig hob er die dicken Epheugewinde und die Zweige eines ungeheuren Oleanders auf, der besser als ein Vorhang das Innere der Wohnung vor indiscreten Augen verbarg, und er erblickte nun aus einem Kissen von silbergestickter Seide, die Füße nackt, kaum verschleiert durch ein langes durchsichtiges Gewand, geschmückt mit Ringen und Halsbändern, nach orientalischer Sitte, die Stirne ruhig, die Augen in einer Träumerei verloren, Aissa lächelnd und unter der Röthe ihrer Lippen ihre seinen, weißen, perlartig gleichen Zähne entblößend.

Mothril hatte aus die Neugierde des Königs gerechnet; seitdem es Nacht geworden war, horchte und schaute er; er hörte das Geräusch der ausgehobenen Zweige; er unterschied in der ruhigen Frische der Nacht den glühenden Athem des Königs; doch er schien aus keine Weise zu bemerken, daß sein Fürst da war. Nur, als das nachlässige Mädchen von seinen zerstreuten Fingern sein Combolio von Korallen fallen ließ, stürzte er nieder, hob es auf und kniete beinahe vor ihr, als er es ihr zurückgab.

Aissa lächelte.

»Warum so viele Ehrenbezeugungen seit zwei oder drei Tagen?« sagte sie. »Ein Vater hat nur zärtlich gegen sein Kind zu sein, und das Kind ist dem Vater Ehrfurcht schuldig.«

»Was Mothril thut, muß er thun,« erwiderte der Maure.

»Mein Vater, warum erweist man mir sogar mehr Zuvorkommenheit, als Euch?«

»Weil man Euch mehr Zuvorkommenheit schuldig ist, als mir; denn bald erscheint der Tag, wo sich Alles enthüllen wird, und ist dieser Tag erschienen, so werdet Ihr Euch vielleicht nicht mehr herablassen, mich Euren Vater zu nennen, Dona Aissa.«

Diese geheimnißvollen Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck sowohl auf das Mädchen, als auf den König; doch so sehr auch Aissa in ihn drang, Mothril wollte nicht mehr sagen und zog sich zurück.

Hinter ihm traten die Frauen von Aissa ein; sie kamen mit großen Fächern von Straußenfedern und bewegten die Luft um den Sopha ihrer Gebieterin, während eine sanfte Musik, die man hörte, ohne das Instrument und den Musiker zu sehen, gleichsam einen melodischen Wohlgeruch

in der Luft vibrieren ließ. Aissa schloß ihre großen, ganz von geheimen Flammen entzündeten Augen.

»Woran mag sie denken?« sagte der König, als er sah, wie der Schatten eines Traumes über ihr Antlitz hinzog.

Sie träumte von dem schönen französischen Ritter. Die Frauen näherten sich, um die Vorhänge niederzulassen.

»Es ist seltsam,« sprach der König, genöthigt, diese gefährliche Beschauung aufzugeben, »man sollte glauben, sie habe einen Namen ausgesprochen.«

Der König täuschte sich nicht, sie hatte den Namen Agenor ausgesprochen.

Aber obgleich die Vorhänge wieder geschlossen waren, befand sich doch Don Pedro nicht in einer Stimmung des Geistes, die ihm in seine Gemächer zurückzukehren gestattete.

Das Herz des Fürsten vereinigte zu dieser Stunde die entgegen gesetztesten Gefühle.

Diese Gefühle bildeten unter sich einen Kampf, der jede Hoffnung auf Rast und Schlaf ausschloß; Kühlung von der Nachtluft, Ruhe vom Stillschweigen erwartend, irrte er in den Gärten umher und kam immer wieder zu einem unwiderstehlichen Ziele, zu dem Kiosk zurück, wo die Maurin im tiefsten Schläfe lag; zuweilen ging er auch an den Fenstern von Dona Padilla vorüber und heftete seine Augen auf die finsternen Scheiben; im Glauben, die hochmüthige Spanierin schlafe, setzte er sodann seine Wanderung fort, die ihn auf einem mehr oder minder langen Umweg zu dem Kiosk zurückführte.

Der König täuschte sich, Maria Padilla schlief nicht; es waren keine Lichter vorhanden, doch voll Flammen, wie das von Don Pedro, brannte und sprang in der Brust ihr Herz, denn unbeweglich hinter ihrem Fenster, in ein Gewand von dunkler Farbe gehüllt, schaute sie nach dem König, ohne eine von seinen Bewegungen zu verlieren und, wir möchten beinahe sagen, ohne einen von seinen Gedanken entschlüpfen zu lassen.

Außer den Augen von Maria Padilla gab es noch zwei Augen, die sich in das Herz des Königs Don Pedro tauchten; es waren die des Mauren, welcher Schildwache stand, um den Erfolg seiner Intriguen beurtheilen zu können. Wenn sich der König den Fenstern von Aissa näherte, so bebte er vor Freude. Schlug aber Don Pedro den Blick zu den Gemächern von Maria Padilla auf, schien er zu zögern, ob er nicht zur Favoriten hinaufgehen sollte, so stieß sein Mund ganz leise Drohungen aus, welche seine Hand, instinctartig seinen Dolch suchend, zu vollziehen bereit schien. Unter dem Einfluß dieser zwei so durchdringenden und so giftigen Blicke, brachte Don Pedro die ganze Nacht hin, während er sich allein und vergessen glaubte. Endlich von Müdigkeit niedergebeugt, streckte er sich eine Stunde vor Tagesanbruch auf einer Bank aus und versank in jenen fieberhaften, bewegten Schlaf, der nur ein Leiden mehr den übrigen beigefügt ist.

»Du bist noch nicht, wie ich Dich haben will,« sagte Mothril, als er den König der Last der Müdigkeit erliegen sah; »ich muß Dich von dieser Dona Padilla frei machen, die Du wie Du behauptest, nicht mehr liebst und dennoch nicht verlassen kannst.«

Und er ließ den Vorhang wieder fallen, den er aufgehoben hatte, um in den Garten zu schauen.

»Auf!« sagte Maria Padilla zu sich selbst, »es ist ein letzter Versuch zu machen, aber aus eine rasche, entscheidende Weise und ehe diese Frau, denn es ist ohne Zweifel eine Frau, was er durch das Fenster betrachtete, Einfluß aus sein Herz erlangt hat.«

Und sie gab ihren Leuten Befehle, und diese machten vom Morgen an einen großen Lärmen im Palast.

Als der König erwachte und wieder in seine Gemächer hinausging, hörte er in den Höfen das Stampfen von Pferden und Maulthierern, und in den Gängen die hastigen Schritte von Frauen und Pagen.

Er wollte sich nach den Ursachen dieser Bewegung erkundigen, als sich die Thüre öffnete und Maria Padilla aus der Schwelle erschien.

»Woraus warten diese Pferde, und was wollen diese geschäftigen Diener, Senora?« fragte Don Pedro.

»Sie warten aus meine Abreise, Sire, zu der ich so früh, als ich konnte, Vorkehrungen treffen ließ, um Eurer Hoheit die Gegenwart einer Frau zu ersparen, welche nichts mehr für Euer Glück vermag. Ueberdies kommt heute mein Feind, und da es ohne Zweifel im Erguß Eures brüderlichen Herzens Sure Absicht wäre, mich ihm zu opfern, so trete ich ihm den Platz ab, denn ich bin mich meinen Kindern schuldig, die, da ihr Vater sie vergißt, ihrer Mutter zweimal bedürfen.«

Maria Pudilla galt für die schönste Frau Spaniens; ihr Einfluß auf Don Pedro war so groß, daß die Chronikschreiber der Zeit, überzeugt, die Schönheit, so vollkommen sie auch sein möge, könne keine solche Macht erreichen, diesen Einfluß der Zauberkunst zugeschrieben, statt die Ursachen desselben in den natürlichen Reizen der Zauberin zu suchen.

So, wie sie war, schön in ihren fünfundzwanzig Jahren, reich in ihrem Muttertitel, mit ihren langen schwarzen Haaren, welche auf das einfache wollene Kleid herabfielen, das nach der Mode des vierzehnten Jahrhunderts ihre Arme, ihre Schultern und ihren Buden eng umschloß, faßte sie für Don Pedro nicht Alles, was er geträumt, aber Alles, was er an Liebe und süßen Gedanken gefühlt hatte, zusammen; es war die Fee des Hauses, die Blume des Gemüths, das Schmuckkästchen glücklicher Erinnerungen. Der König schaute sie traurig an und sprach:

»Es wunderte mich, daß Ihr mich noch nicht verlassen hattet, Maria; Ihr habt allerdings den Augenblick gut gewählt, den, wo mein Bruder Enrique sich empört, den, wo mein Bruder Federigo mich verräth, den, wo der König von Frankreich ohne Zweifel Krieg mit mir anfangen wird. Es ist wahr, die Frauen lieben das Unglück, nicht.«

»Seid Ihr unglücklich!« rief Dona Padilla, indem sie drei Schritte machte und ihre beiden Hände gegen Don Pedro ausstreckte, »dann bleibe ich, das genügt mir; einst hätte ich gefragt: »»Pedro, wirst Du glücklich sein, wenn ich bleibe?««

Der König hatte seinerseits den Leib vorwärts geneigt, so daß eine von den schönen Händen von Maria auf die seinige fiel. Er befand sich in einem der Augenblicke, wo das tief verwundete Herz das Bedürfniß fühlt, sich durch ein wenig Liebe zu vernarben. Er drückte diese Hand an seine Lippen.

»Ihr habt Unrecht, Maria,« sagte er, »ich liebe Euch, nur hättet Ihr, um eine Liebe zu finden, die der Eurigen entspräche, einen andern Mann als einen König lieben müssen.«

»Ihr wollt also nicht, daß ich abreise?« fragte Maria Padilla mit dem anbetungswürdigen Lächeln, das Don Pedro die übrige Welt vergessen ließ.

»Nein,« sprach der König, »wenn Ihr einwilligt, mein zukünftiges Glück zu theilen, wie Ihr mein vergangenes getheilt habt.«

Von dem Platze, wo sie war, und durch das offene Fenster befahl nun die schöne Statue mit einer jener Geberden einer Königin, durch die man hätte glauben sollen, Maria wäre am Fuße eines Thrones geboren, der Schaar von Dienern, welche zum Aufbruch bereit waren, in die

Gemächer zurückzukehren.

In diesem Augenblick trat Mothril ein. Die zu sehr ausgedehnte Unterredung von Don Pedro mit seiner Geliebten beunruhigte ihn.

»Was gibt es?« fragte Don Pedro ungeduldig.

»Sire,« erwiderte der Maure, »Euer Bruder Don Federigo kommt an, und man erblickt schon sein Gefolge auf der Straße nach Portugal.«

Bei dieser Nachricht zuckte ein solcher Ausdruck von Haß in Blitzen aus den Augen des Königs hervor, daß Maria Padilla wohl sah, sie habe von dieser Seite nichts zu befürchten, und daß sie, nachdem sie ihre Stirne Don Pedro geboten, der seine bleichen Lippen darauf drückte, lächelnd in ihr Gemach zurückkehrte.

---

## Achtes Kapitel.

*Wie der Großmeister in den Alcazar von Sevilla  
einzog, wo ihn der König Don Pedro erwartete.*

Der Großmeister rückte in der That, wie Mothril gesagt hatte, gegen Sevilla heran; er erreichte die Thore gegen Mittag, nämlich mitten in der stärksten Hitze des Tages.

Die Reiter, welche sein Gefolge bildeten, Mauren und Christen, waren mit Staub überzogen, und der Schweiß badete die Flanken der Maulthiere und Pferde. Der Großmeister warf einen Blick aus die Mauern der Stadt, die er mit Soldaten und Volk bedeckt zu sehen glaubte, wie dies an festlichen Tagen Gewohnheit ist; doch er sah nichts als Schildwachen, die man auch an anderen Tagen hier zu sehen pflegte.

»Soll ich den König benachrichtigen?« fragte einer der Officiere von Don Federigo, der, wenn es der Prinz befehlen würde, voran zu reiten sich anschickte.

»Beunruhigt Euch nicht,« erwiderte Don Federigo mit einem traurigen Lächeln, »der Maure ist voraus gereist und mein Bruder ist benachrichtigt. Wißt Ihr übrigens nicht,« fügte er mit einem bitteren Tone bei, »wißt Ihr nicht, daß Turniere und Feste bei Gelegenheit meiner Ankunft in Sevilla stattfinden?«

Die Spanier schauten erstaunt umher, denn nichts deutete die versprochenen Turniere und die befohlenen Feste an. Es war im Gegentheil Alles düster und traurig; sie befragten die Mauren, doch die Mauren antworteten nicht.

Sie zogen in die Stadt ein; Thüren und Fenster waren geschlossen, wie es in Spanien zur Zeit der großen Hitze Gewohnheit ist: man sah in den Straßen weder Volk, noch Vorbereitungen, und man hörte kein anderes Geräusch, als das der Thüren, welche sich öffneten, um irgend, einen säumigen Schläfer durchzulassen, der, ehe er seine Siesta machte, gern wissen wollte, wer diese Truppe von Reitern wäre, welche in die Stadt zu einer Stunde einzogen, wo in Spanien selbst die Mauren, die Kinder der Sonne, den Schatten der Wilder oder die Frische des Flusses suchen.

Die christlichen Reiter marschirten voran; um das Doppelte zahlreicher, denn mehrere Truppen hatten sich nach und nach der ersten angeschlossen, bildeten die Mauren die Nachhut. Don Federigo betrachtete mit forschendem Blick alle diese Manoeuvres; die Stadt, die er lebendig und freudig zu sehen erwartete und im Gegentheil düster und schweigsam wie ein Grab fand, hatte schon in seinem Herzen furchtbaren Argwohn erregt.

Ein Officier ritt nahe zu ihm heran, neigte sich an sein Ohr und sprach:

»Hoher Herr, habt Ihr bemerkt, daß man hinter uns das Thor geschlossen, durch welches wir eingeritten sind?«

Der Großmeister antwortete nicht, man ritt weiter und erblickte bald den Alcazar. Mothril wartete vor der Thüre mit einigen Officieren von Don Pedro. Sie hatten wohlwollende Gesichter.

Die so ungeduldig erwartete Truppe zog alsbald in die Höfe des Alcazar ein, dessen Thore sich, wie die der Stadt, sogleich hinter ihr schloßen.

Mothril folgte dem Prinzen mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht. In dem Augenblick, wo er abstieg, näherte er sich ihm und sagte: »Ihr wißt, Hoheit, daß es nicht gebräuchlich ist, mit

Waffen in den Palast einzutreten. Soll ich Euer Schwert in Eure Wohnung tragen lassen?«

Der so lange zurückgehaltene Zorn von Don Federigo schien nur diese Gelegenheit abzuwarten, um loszubrechen,

»Sklave!« sprach er, »hat Dich die Knechtschaft so verdumft, daß Du Deine Fürsten nicht mehr zu erkennen und Deine Herren nicht mehr zu achten weißt? Seit wann hat der Großmeister von San Jago von Calatrava, der das Recht hat, behelmt und bespornt in die Kirchen einzutreten und ganz bewaffnet mit Gott zu sprechen, nicht mehr das Recht, bewaffnet in den Palast einzutreten und den Degen in der Scheide mit seinem Bruder zu reden?«

Mothril hörte mit Ehrfurcht, beugte das Haupt in Demuth und erwiderte:

»Eure Hoheit hat die Wahrheit gesprochen, und Euer untertäniger Diener vergaß, nicht daß Ihr Prinz, sondern daß Ihr Großmeister des Ordens von Calatrava seid. Alle diese Vorrechte sind christliche Gewohnheiten und man darf sich nicht wundern, wenn ein armer Ungläubiger, wie ich, sie nicht kennt oder vergißt.«

In diesem Augenblick näherte sich ein anderer Officier Don Federigo.

»Ist es wahr, Hoheit,« fragte er, »habt Ihr befohlen, daß wir Euch verlassen sollen?«

»Wer hat das gesagt?« entgegnete der Großmeister.

»Eine von den Wachen am Thore.«

»Und was habt Ihr darauf geantwortet?«

»Wir hätten nur Befehle von unserem Herrn Don Federigo zu empfangen.«

Der Prinz zögerte einen Augenblick; er sah sich jung, er fühlte sich kräftig, er wußte sich muthig; er war endlich hinreichend umgeben, um eine lange Vertheidigung zu unternehmen.

»Hoheit,« fuhr der Officier fort, als er sah, daß sein Herr mit sich zu Rathe ging, »sprecht ein Wort, macht eine Geberde, und wir ziehen Euch aus dem Hinterhalt, in den Ihr gerathen seid; wir sind hier zu Dreißig, die die Lanze, den Dolch und das Schwert führen.«

Don Federigo schaute Mothril an; er gewährte ein Lächeln aus seinen Lippen und folgte der Richtung seines Blickes. Auf den Terrassen, die den Hof umgaben, sah man Bogenschützen und Armbrustschützen, den Bogen oder die Armbrust in der Hand.

»Ich würde diese braven Leute erwürgen lassen,« sagte Don Federigo zu sich selbst; »nein, da es aus mich allein abgesehen ist, will ich auch allein eintreten.«

Der Großmeister wandte sich ruhig und fest gegen seine Gefährten um und sprach:

»Zieht Euch zurück, meine Freunde; ich bin in dem Palaste meines Bruders und meines Königs; der Verrath wohnt nicht an solcher Stätte, und wenn ich mich täusche, erinnert Euch, daß man mich vor einem Verrathe gewarnt hat, und daß ich es nicht habe glauben wollen.«

Die Soldaten von Don Federigo verbeugten sich und gingen einer nach dem andern ab. Don Federigo fand sich nun allein mit den Mauren und den Leibwachen des Königs Don Pedro.

»Und nun will ich meinen Bruder sehen,« sagte er, sich gegen Mothril umwendend.

»Hoher Herr, Euer Wunsch wird sogleich erfüllt werden, denn der König erwartet Euch voll Ungeduld,« antwortete der Maure.

Er trat aus die Seite, damit der Prinz die Treppe des Alcazar hinaussteigen konnte.

»Wo ist mein Bruder?« fragte der Großmeister.

»In dem Gemach der Terrasse.« Dies war ein Gemach in der Nähe desjenigen, welches Don Federigo in der Regel bewohnte. Als er vor der Thüre des seinigen vorüberkam, blieb der

Großmeister einen Augenblick stehen, und fragte:

»Kann ich nicht in meine Wohnung eintreten und ein wenig ausruhen, ehe ich vor meinem Bruder erscheine?«

»Gnädigster Herr erwiderte Mothril, »wenn Eure Hoheit den König gesehen hat, mag sie ganz nach ihrem Belieben, und so lange es ihr gut dünkt, ausruhen.«

Es entstand nun eine Bewegung unter den Mauren, welche dem Prinzen folgten. Federigo wandte sich um.

»Der Hund . . .« murmelten die Mauren.

Der getreue Alan war in der That, statt den Pferden in den Stall zu folgen, seinem Herrn gefolgt, als hätte er die Gefahr ahnen können, die ihn bedrohte.

»Der Hund gehört mir,« sagte Don Federigo.

Die Mauren traten weniger aus Achtung, als aus Furcht bei Seite, und der Hund lief freudig herbei und stützte seine Pfoten auf die Brust seines Herrn.

»Ja,« sagte dieser, »ich verstehe Dich, und Du hast Recht. Fernando ist todt, Agenor ist fern von hier, und Tu bist der einzige Freund, der mir bleibt.«

»Hoheit,« fragte Mothril mit seinem spöttischen Lächeln, »gehört es auch zu den Privilegien des Großmeisters von San Jago, in die Gemächer des Königs, gefolgt von seinem Hund, einzutreten?«

Eine finstere Wolke zog über die Stirne von Don Federigo hin. Der Maure war nahe bei ihm; Don Federigo hatte die Hand an seinem Dolch; ein schneller Entschluß, eine rasche Bewegung und er war gerächt an diesem frechen, höhnischen Sklaven.

»Nein,« sagte er in seinem Innern, »die Majestät des Königs ist in allen denjenigen, welche ihn umgeben; wir wollen die Majestät des Königs nicht angreifen.«

Er öffnete kalt die Thüre seines Gemaches und hieß den Hund durch ein Zeichen hineingehen.

Der Hund gehorchte, »Erwarte mich hier, Alan,« sagte Don Federigo.

Der Hund legte sich auf eine Löwenhaut nieder, der Großmeister schloß die Thüre. In diesem Augenblick hörte man eine Stimme rufen:

»Mein Bruder, wo ist denn mein Bruder?« Don Federigo erkannte die Stimme des Königs und eilte nach dem Punkte, von dem diese Stimme kam.

Don Pedro verließ so eben das Bad; noch bleich von der schlaflos zugebrachten Nacht, in dumpfem Zorne brütend, heftete er einen strengen Blick auf den jungen Mann, der sich vor ihm niederwarf und sprach:

»Hier bin ich, mein König und Bruder; Ihr habt mich gerufen und hier bin ich. Ich bin in aller Eile gekommen um euch zu sehen und Euch jedes Glück zu wünschen.«

»Wie ist dies Möglich, Großmeister?« erwiderte Don Pedro, »und muß ich mich nicht wundern, daß Eure Worte so wenig mit Euren Handlungen im Einklange stehen? Ihr wünscht mir alles Glück, sagt Ihr, und conspirirt mit meinen Feinden!«

»Sire, ich begreife Euch nicht,« entgegnete Don Federigo ausstehend, denn sobald man ihn anschuldigte, wollte er nicht eine Secunde mehr aus den Knieen bleiben. »Sind diese Worte wirklich an mich gerichtet?«

»Ja, an Euch selbst, Don Federigo, Großmeister von San Jago.«

»Sire, Ihr nennt mich also einen Verräther?«

»Ja! denn Ihr seid ein Verräther,« antwortete Don Pedro.

Der junge Mann erbleichte, bemeisterte sich aber.

»Warum dies, mein König?« fragte er mit einem Ausdruck unendlicher Sanftmuth. »Ich habe Euch nie beleidigt, wenigstens nie mit Willen. Ganz im Gegentheil: bei mehreren Treffen und besonders im Kriege gegen die Mauren, weiche heute Eure Freunde sind, handhabte ich ein Schwert, das sehr schwer für meinen Arm, denn ich war noch so jung.«

»Ja, die Mauren sind meine Freunde!« rief Don Pedro, »und ich mußte meine Freunde wohl unter den Mauren wählen, da ich in meiner Familie nur Feinde fand.«

Don Federigo richtete sich immer stolzer, immer unerschrockener aus, je ungerechter und verletzender die Vorwürfe des Königs wurden.

»Wenn Ihr von meinem Bruder Enrique sprecht,« sagte er, »so habe ich nichts zu erwiedern, und das geht mich nichts an. Mein Bruder Enrique hat sich gegen Euch empört, er hat Unrecht gehabt, denn Ihr seid unser gesetzlicher Herr, sowohl durch das Alter, als durch die Geburt; doch mein Bruder Enrique will König von Castilien sein und man sagt, der Ehrgeiz lasse Alles vergessen; ich bin nicht ehrgeizig und nehme nichts in Anspruch. Ich bin Großmeister von San Jago; wenn Ihr Einen wißt, der würdiger ist, als ich, so bin ich bereit, mein Amt in seine Hände niederzulegen.«

Don Pedro antwortete nicht.

»Ich habe Coimbra von den Mauren erobert und mich darin wie in meinem Eigenthum eingeschlossen. Niemand hat ein Recht auf meine Stadt. Wollt Ihr Coimbra, mein Bruder? es ist ein guter Hafen.«

Don Pedro antwortete eben sowenig.

»Ich habe ein kleines Heer,« fuhr Don Federigo fort. »Doch ich sammelte es unter Eurem Gutheißen. Wollt Ihr meine Soldaten, um Eure Feinde zu bekämpfen?«

Don Pedro schwieg fortwährend.

»Ich besitze kein anderes Gut, als das meiner Mutter, Dona Eleonore von Guzman, und die Schätze, die ich von den Mauren erobert habe. Wollt Ihr mein Geld, mein Bruder?«

»Ich will weder Dein Amt, noch Deine Stadt, noch Deine Soldaten, noch Deinen Schatz,« rief Don Pedro, der bei dem Anblick des ruhigen jungen Mannes nicht mehr länger an sich halten konnte, »ich will Deinen Kopf.«

»Mein Leben gehört Euch, wie alles Uebrige, mein König; ich werde es ebenso wenig vertheidigen, als ich das Uebrige vertheidigt hätte.

Nur frage ich, warum wollt Ihr den Kopf nehmen, wenn das Herz unschuldig ist?«

»Unschuldig!« versetzte Don Pedro. »Kennst Du eine Französin, die sich Blanche von Bourbon nennt?«

»Ich kenne eine Französin, die sich Blanche von Bourbon nennt, und ich achte sie wie meine Königin und wie meine Schwester.«

»Ah! das ist es, was ich sagen wollte,« erwiderte Don Pedro: »Du nimmst Partei für Deine Königin und Deine Schwester, die Feindin Deines Bruders und Deines Königs.«

»Sire,« sprach der Großmeister, »wenn Ihr Feind denjenigen nennt, welchen Ihr beleidigt habt, und der das Andenken an diese Beleidigung in seinem Herzen bewahrt, so ist die Person, von der Ihr sprecht, vielleicht Eure Feindin. Doch bei meiner Seele, man könnte eben sowohl Eure Feindin die Gazelle nennen, die Ihr mit einem Pfeil verwundet, und die mit ihrer Wunde

entflieht.«

»Ich nenne meinen Feind Jeden, der meine Städte, zum Aufstand anreizt, und diese Frau hat Teledo zum Aufruhr bewogen. Ich nenne meinen Feind Jeden, der meine Brüder gegen mich bewaffnet, und diese Frau hat gegen mich meinen Bruder, nicht meinen Bruder Enrique den Ehrgeizigen, wie Du ihn so eben nanntest, sondern meinen Bruder Don Federigo, den Heuchler und Blutschänder, bewaffnet.«

»Mein Bruder, ich schwöre Euch . . .«

»Schwöre nicht, Du würdest einen falschen Eid schwören.«

»Mein Bruder . . .«

»Kennst Du dies?« fragte Don Pedro, indem er aus der Waidtasche von Fernando den Brief des Großmeisters zog.

Bei diesem Anblick, der ihm bewies, daß Fernando ermordet worden, bei diesem Beweis, daß seine Liebe in die Hände des Königs gefallen war, fühlte Don Federigo, wie seine Stärke von ihm wich. Er beugte das Knie vor dem König und blieb einen Augenblick das Haupt unter der Last des Unglücks gesenkt, das er vorhersah. Ein Gemurmeln des Erstaunens durchlief die Gruppe der Höflinge, welche am Ende der Gallerie standen: vor seinem Bruder aus den Knieen, flehte Federigo offenbar seinen König an; wenn er aber stehle, war er schuldig; sie dachten nicht, er könnte für einen Andern stehen.

»Sire,« sprach Don Federigo, »ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich unschuldig an dem bin, was Ihr mir vorwerft.«

»Das wirst Du also Gott sagen,« entgegnete der König: »denn ich, ich glaube es Dir nicht.«

»Mein Tod würde eine Befleckung abwaschen,« erwiderte der Großmeister; »wie wird es aber sein, wenn ich rein von Verbrechen bin?«

»Rein von Verbrechen!« rief der König Don Pedro; »wie nennst Du denn dieses?«

Und vom Zorn fortgerissen, schlug der König seinem Bruder mit dem Brief ins Gesicht, den er an Blanche von Bourbon geschrieben hatte.

»Es ist gut,« sprach Don Federigo und that einen Schritt rückwärts; »tödtet mich, beschimpft mich aber nicht! Ich weiß seit langer Zeit, daß die Menschen feige werden, wenn sie beständig mit Buhlerinnen und Sklaven leben! . . . König, Du bist ein Feiger, denn Du hast einen Gefangenen beschimpft!«

Herbei!« rief Don Pedro, »herbei, meine Wachen! man führe ihn weg und tödte ihn!«

»Einen Augenblick . . .« unterbrach ihn Don Federigo, die Hand gegen seinen Bruder ausstreckend, »so wüthend Du bist, wirst Du doch vor dem, was ich Dir sage, einhalten. Du hast eine unschuldige Frau beargwohnt, Du hast den König von Frankreich beschimpft, indem Du sie beargwohntest, doch Du wirst Gott nicht nach Deinem Wohlgefallen beleidigen. Ich aber will zu Gott beten, ehe Du mich ermordest, ich will eine Stunde, um mich mit meinem höchsten Herrn zu besprechen. Ich bin kein Maure!«

Don Pedro war beinahe wahnsinnig vor Wuth. Doch er hielt an sich, denn er hatte Zuschauer.

»Es ist gut, Du sollst eine Stunde haben,« sagte er; gehe!«

Alle diejenigen, welche dieser Scene beiwohnten, waren vor Furcht in Eis verwandelt. Die Augen des Königs stammten; doch aus denen von Don Federigo sprangen auch Blitze hervor.

»Halte Dich in einer Stunde bereit!« rief Don Pedro in dem Augenblick, wo er das Zimmer verließ.

»Sei unbesorgt, ich werde stets zu früh für Dich sterben, da ich unschuldig bin,« erwiderte der junge Mann.

Er blieb eine Stunde in seinem Gemach eingeschlossen, ohne daß sich Jemand näherte, von Angesicht zu Angesicht mit dem Herrn; dann, als diese Stunde abgelaufen war und die Henker nicht erschienen, trat er in die Gallerie und rief:

»Du läßt mich warten, Señor Don Pedro; die Stunde ist vorbei.«

Die Henker traten ein.

»Welchen Todes soll ich sterben?« fragte der Prinz.

Einer von den Henkern zog sein Schwert.

Federigo untersuchte es, indem er mit dem Finger über die Schneide fuhr.

»Nehmt das meinige,« sagte er. sein Schwert aus der Scheide ziehend, »es schneidet besser.«

Der Soldat nahm das Schwert.

»Wann werdet Ihr bereit sein, Großmeister?« fragte er.

Federigo hieß den Soldaten durch ein Zeichen einen Augenblick warten; dann trat er an einen Tisch, schrieb ein paar Zeilen auf ein Pergament, rollte dieses Pergament zusammen und nahm es zwischen seine Zähne.

»Was bedeutet dieses Pergament?« fragte der Soldat.

»Es ist ein Talisman, der mich unverwundbar macht,« erwiderte Don Federigo; »schlage nun, ich trotze Dir.«

Und der junge Fürst entblößte seinen Hals, hob seine langen Haare oben aus den Kopf und kniete, die Hände gefaltet und ein Lächeln aus den Lippen, nieder.

»Glaubst Du an die Macht dieses Talismans?« fragte ganz leise ein Soldat denjenigen, welcher schlagen sollte.

»Wir werden bald sehen,« erwiderte dieser.

»Schlage!« sprach Don Federigo.

Das Schwert flammte in den Händen des Scharfrichters; ein Blitz sprang aus der Klinge hervor, und mit einem einzigen Streiche gelöst, rollte der Kopf des Großmeisters auf den Boden.

In diesem Augenblick durchdrang ein furchtbares Geheul die Gewölbe des Palastes.

Der König, der an seiner Thüre horchte, entfloh erschrocken. Die Henker stürzten aus dem Gemache fort.

Aus dem Platze blieb nichts mehr, als Blut, ein vom Rumpf getrenntes Haupt und ein Hund, der, nachdem er eine Thüre gesprengt, sich bei diesen traurigen Ueberresten niederlegte.

---

## Neuntes Kapitel.

*Wie der Bastard von Mauléon das Billet erhielt,  
das er hatte holen wollen.*

Die ersten Schatten der Nacht fielen grau und finster auf den trostlosen Palast herab. Don Pedro saß düster und unruhig in den unteren Gemächern, wohin er sich geflüchtet hatte, da er es nicht wagte, in dem Gemach zu bleiben, welches an das stieß, wo der Leichnam seines Bruders lag. An seiner Seite weinte Maria Padilla.

»Warum weint Ihr, Senora?« fragte plötzlich der König voll Bitterkeit. »Habt Ihr denn nicht erlangt, was Ihr so sehr wünschtet? Ihr verlangtet von mir den Tod Eures Feindes; Ihr müßt befriedigt sein, denn Euer Feind ist nicht mehr.«

»Sire,« antwortete Maria, »ich habe vielleicht in einem Augenblick weiblichen Stolzes, in einem Ausbruch wahnsinnigen Zornes diesen Tod gewünscht. Gott verzeihe mir, wenn dieser Wunsch je in mein Herz eingedrungen ist! Doch ich glaube dafür stehen zu können, daß ich ihn nie gefordert habe.«

»Ah! so sind die Frauen!« rief Don Pedro; »glühend in ihren Wünschen, furchtsam in ihren Entschlüssen; sie wollen immer, doch sie haben nie den Muth, zu handeln; dann, wenn ein Anderer wahnsinnig genug ist, ihrem Gedanken Folge zu geben, leugnen sie, diesen Gedanken je gehabt zu haben.«

»Sire, im Namen des Himmels,« sprach Maria, »sagt nie, Ihr habet mir den Großmeister geopfert; es wäre meine Qual in diesem Leben, es wäre mein Gewissensbiß im andern . . . Nein, sagt mir das, was wahr ist, sagt mir, Ihr habet ihn Eurer Ehre geopfert. Ich will nicht, hört Ihr wohl? ich will nicht, daß Ihr mich verlaßt, ohne daß Ihr mir sagt, nicht ich habe Euch zu diesem Morde angetrieben. . .«

»Ich werde Alles sagen, was Ihr wollt Maria,« erwiderte mit kaltem Tone der König, indem er aufstand und Mothril entgegenging, der mit den Rechten eines Ministers und der Sicherheit eines Günstlings eintrat.

Anfangs wandte Maria die Augen ab, um diesen Menschen nicht zu sehen, gegen den der Tod des Großmeisters, obschon er ihren Interessen diene, ihren Haß noch verdoppelt hatte; sie ging in eine Fenstervertiefung und erblickte hier, während der König mit dem Mauren sprach, einen völlig gewappneten Ritter, der die Verwirrung benützend, welche die Hinrichtung von Don Federigo in das ganze Schloß gebracht hatte, in den Hof trat, ohne daß sich die Schildwachen um ihn bekümmerten und ihn fragten, wohin er gehen wollte.

Dieser Ritter war Agenor, der der Aufforderung des Großmeisters entsprach und mit den Augen die purpurnen Vorhänge suchend, welche ihm Federigo als die seiner Wohnung bezeichnet hatte, an der Ecke der Mauer verschwand.

Maria Padilla folgte maschinenmäßig mit ihren Augen, und ohne zu wissen, wer er war, dem Ritter, bis sie ihn aus dem Blicke verloren. Dann kehrte sie vom Aeußeren zum Inneren zurück, und schaute wieder nach dem König und nach Mothril.

Der König sprach lebhaft. Aus seinen Geberden ersah man, daß er furchtbare Befehle gab. Ein

Blitz durchzuckte den Geist von Dona Maria; mit jener raschen, den Frauen eigenthümlichen Anschauung errieth sie, wovon die Rede war.

Sie stürzte auf Don Pedro in dem Augenblick zu, wo er durch ein Zeichen Mothril weggehen hieß.

»Sire,« sprach sie, »Ihr werdet nicht zwei gleiche Befehle an einem und demselben Tage geben.«

Ihr, habt also gehört?« rief der König erbleichend.

»Nein, doch ich habe errathen. Oh! Sire, Sire,« fuhr Maria vor dem König aus die Kniee fallend fort, oft habe ich mich über sie beklagt, oft habe ich Euch gegen sie ausgereizt, doch tödtet sie nicht, Sire, tödtet sie nicht; denn nachdem Ihr sie getödtet, würdet Ihr mir auch sagen, wie Ihr mir in Beziehung aus Don Federigo gesagt habt, weil ich ihren Tod verlangt, habet Ihr sie getödtet.«

»Maria,« sprach der König mit finsterner Miene, »steht auf, bittet nicht, es ist vergeblich. Alles war voraus beschlossen. Man hätte nicht anfangen sollen, oder muß nun endigen: der Tod des Einen zieht den Tod des Andern nach sich. Wenn ich nur Don Federigo schlug, würde man alsbald glauben, Don Federigo habe nicht ein Verbrechen gesühnt, sondern er sei einer Privattrache geopfert worden.«

Dona Maria schaute den König voll Bangen an; sie war dem Reisenden ähnlich, der erschrocken vor einem Abgrund anhält.

»Oh!« sprach sie, »dies Alles wird aus mich zurückfallen, aus mich und meine Kinder: man wird sagen, ich habe Euch zu diesem doppelten Mord angetrieben, und Du siehst es doch, mein Gott,« fügte sie, sich zu seinen Füßen schleppend bei, »ich bitte ihn, ich siehe ihn an, mir nicht ein Gespenst aus dieser Frau zu machen.«

»Nein, denn ich werde laut meine Schande und ihr Verbrechen verkünden, nein, denn ich werde den Brief von Don Federigo an seine Schwägerin zeigen.«

»Aber Ihr werdet nie einen Spanier finden, der die Hand an seine Königin legen würde,« rief Dona Maria.

»Ich habe auch einen Mauren gewählt,« erwiderte unempfindlich Don Pedro.

»Wozu wären die Mauren gut, wenn man sie nicht thun ließe, was die Spanier zu thun sich weigern?«

»Oh! ich wollte diesen Morgen gehen, warum bin ich geblieben?« rief Dona Padilla. »Doch es ist noch diesen Abend Zeit, erlaubt, daß ich den Palast verlasse; mein Haus ist Euch zu jeder Stunde des Tags und der Nacht geöffnet, Ihr werdet mich in meinem Hause besuchen.«

»Thut, was Ihr wollt, Senora,« erwiderte Don Pedro, dem durch eine seltsame Wendung des Gedächtnisses in diesem Augenblick das Bild der schönen Maurin erschien, wie sie in ihrem wollüstigen Schlummer im Kiosk lag, während ihre Frauen mit großen Fächern über ihrem Schläfe wachten. »Thut, was Ihr wollt. Ich bin es müde, Euch immer sagen zu hören, Ihr werdet abreisen, ohne daß Ihr je reist.«

»Mein Gott!« sprach Maria Padilla, »Du bist Zeuge, daß ich von hier weggehe, weil ich, nachdem ich den Tod von Don Federigo nicht gefordert, vergebens das Leben der Königin Blanche fordere.«

Und ehe der König sich dieser Handlung widersetzen konnte, öffnete sie rasch die Thüre und schickte sich an, wegzugehen; doch in diesem Augenblick erscholl ein gewaltiger Lärmen im

Palast: man sah Leute von einem wahnsinnigen Schrecken ergriffen entfliehen; man hörte Schreie, deren Ursache man nicht begreifen konnte; der Schwindel schien mit weit geöffneten Flügeln über dem Palast zu schweben.

»Hört!« sagte Maria, »hört!«

»Was geht denn vor?« rief Don Pedro, sich der Spanierin nähernd, »was soll dies Alles bedeuten? Antwortet, Mothril,« fuhr der König fort, indem er sich an den Mauren wandte, der am anderen Ende des Vorplatzes flehend, bleich, die Augen aus einen Gegenstand geheftet, den Don Pedro nicht sehen konnte, unbeweglich, eine Hand an seinem Dolch, mit der andern den Schweiß abwischend, der von seiner Stirne stoß, verharrete.

»Gräßlich! Gräßlich!« wiederholten alle Stimmen. Ungeduldig machte Don Pedro einen Schritt vorwärts, und es traf in der That seine Blicke ein Grauen erregendes Schauspiel. Oben aus den breiten Platten der Treppe sah man den Hund von Don Federigo, die Haare gestäubt wie die eines Löwen, blutig und furchtbar erscheinen; er hielt in seinem Rachen den Kopf seines Herrn, den er sachte aus dem Marmor an seinen langen Haaren fortzog. Vor ihm flohen, die Schreie ausstoßend, welche Don Pedro gehört hatte, alle Diener, alle Wachen des Palastes. So muthig, so verwegen, so unempfindlich er war, suchte doch Don Pedro auch zu fliehen; doch seine Füße schienen wie die des Mauren aus den Boden genagelt. Eine blutige Spur hinter sich lassend, stieg der Hund immer weiter herab. Sobald er aber zwischen Don Pedro und Mothril kam, legte er, als hätte er in ihnen die zwei Mörder erkannt, den Kopf auf die Erde und gab ein so klägliches Geheul von sich, daß die Favoritin darob in Ohnmacht sank, und der König schauerte, als ob ihn der Engel des Todes mit seinen Flügeln berührt hätte; dann nahm er seine kostbare Last wieder auf und verschwand im Hof.

Noch ein anderer Mann hörte das Geheul des Hundes und schauerte dabei. Dieser Mann war der vollständig gewappnete Ritter, den Dona Maria in den Alcazar hatte eintreten sehen, und der als guter Christ, wenigstens so abergläubisch als ein Maure, sich bei dem Geheule bekreuzte und, Gott bat, jedes schlimme Zusammentreffen von ihm abzuwenden.

Dann versetzte ihn aber diese Schaar erschrockener Diener, welche, an einander stoßend, sich niederwerfend, entflohen, in ein Erstaunen, das dem Schrecken glich. Der würdige Ritter lehnte sich an eine Platane an und sah, die Hand an seinem Dolch, diese rasche Procession bleicher Schatten vor sich vorüberziehen; endlich erblickte er den Hund und der Hund erblickte ihn.

Der Hund ging gerade aus ihn zu, geleitet von dem seinen Instinkt, der ihn in dem Ritter den Freund seines Herrn erkennen ließ.

Agenor wurde von einem Schauer ergriffen. Dieses blutige Haupt, dieser Hund, einem Wolfe ähnlich, der seine Beute fortschleppt, diese Welt fliehender Diener mit bleichen Gesichtern und unterdrücktem Geschrei, Alles stellte ihm einen von jenen gräßlichen Träumen dar, wie sie die vom Fieber verzehrten Kranken machen. Der Hund näherte sich immer mehr mit einer schmerzlichen Freude, und legte zu seinen Füßen den von Staub befleckten Kopf; dann erhob er zu den Gewölben das traurigste und durch dringendste Geheul, das er noch ausgestoßen. Einen Augenblick unbeweglich vor Schrecken, glaubte Agenor, sein Herz müßte brächen; endlich errieth er einen Theil von dem, was vorgefallen war: er bückte sich, schob mit seinen Händen die schönen Haare auseinander, und erkannte, obgleich in die Schatten des Todes getaucht, die ruhigen, sanften Augen seines Freundes. Sein Mund war freundlich, wie da er noch lebte, und man hätte glauben sollen, das Lächeln, das bei ihm Gewohnheit war, wolle noch aus seinen blauen Lippen zu Tage ausgehen. Agenor sank aus seine Kniee, und schwere, stille Thränen

rollten aus seinen Augen über seine Wangen herab. Er wollte den Kopf nehmen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, und jetzt erst gewahrte er, daß die Zähne des unglücklichen Großmeisters eine kleine Pergamentrolle festhielten; er trennte sie mit seinem Dolch, entrollte das Pergament, und las gierig, wie folgt:

**»Freund, unsere traurigen Ahnungen täuschten uns nicht, mein Bruder tödtet mich. Benachrichtige und warne die Königin Blanche: auch sie ist bedroht. Du hast mein Geheimniß: bewahre mein Andenken.«**

»Ja, Herr,« sprach der Ritter: »ja, ich werde gewissenhaft Deinen letzten Willen vollziehen! . . . Doch wie von hier wegkommen?. . . Ich weiß nicht mehr, wie ich hereingekommen bin. Mein Kopf verwirrt sich: ich habe kein Gedächtniß mehr, und meine Hand zittert dergestalt, daß mir mein Dolch, den ich nicht mehr in die Scheide stecken kann, ent schlüpfen wird.«

Der Ritter erhob sich in der That bleich, schauernd, und beinahe wahnsinnig; er ging, ohne zu sehen, stieß sich an den marmornen Säulen und streckte die Hände vor sich aus wie ein Trunkener, der die Stirne zu zerschmettern befürchtet. Endlich befand er sich in einem herrlichen, ganz mit Orangenbäumen, Granatbäumen und Oleandern bepflanzten Garten: Wassergarben, denen silberner Cascaden ähnlich, sprangen in porphyrynen Vasen. Er lief zu einem dieser Bassins, trank gierig, erfrischte seine Stirne, indem er sie in das eiskalte Wasser tauchte, und suchte sich nun zurechtzufinden: da zog ein schwaches Licht, das er durch die Bäume erschaute, seinen Blick an und leitete ihn. Er lies daraus zu: eine weiße Gestalt, die sich aus das Geländer eines Balcon stützte, stieß einen Seufzer aus und flüsterte seinen Namen. Agenor schaute empor, sah eine Frau, die die Arme nach ihm ausstreckte, rief: »Aissa, Aissa!« und eilte aus dem Garten zu der Maurin: das Mädchen streckte ihm die Arme mit einem Ausdruck tiefer Liebe entgegen, doch plötzlich wich es voll Unruhe zurück und fragte:

»Oh! mein Gott! Franzose, bist Du verwundet?«

Agenor hatte in der That blutige Hände: doch statt ihr zu antworten, statt ihr eine lange Erklärung zu geben, legte er eine von seinen Händen auf ihren Arm und deutete mit der andern auf den Hund, der ihm gefolgt war. Bei dieser furchtbaren Erscheinung stieß das Mädchen ebenfalls einen Schrei aus; Mothril, der gerade nach seiner Wohnung zurückkehrte, vernahm diesen Schrei, Man hörte, wie seine Stimme nach Fackeln verlangte; man hörte seine Tritte und die seiner Diener, die sich näherten.

»Fliehe!« rief das Mädchen, »fliehe; er würde Dich tödten, und ich würde sterben, weil ich Dich liebe.«

»Aissa,« sprach der Ritter, »ich liebe Dich auch; »sei mir treu, und Du wirst mich wiedersehen.«

Dann schloß er das Mädchen an sein Herz, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen, ließ das Visir seines Helmes nieder, zog sein langes Schwert, sprang durch das niedrige Fenster und entfloh durch die Zweige streifend und die Blumen niedertretend; er kam bald vor den Garten, durchschnitt den Hof, stürzte ganz erstaunt, daß man ihn nicht aufzuhalten versuchte, aus dem Thor und erblickte in der Ferne Musaron, der fest in seinem Sattel saß und das schöne schwarze Roß an der Hand hielt, das ihm Don Federigo gegeben hatte.

Ein scharfes Schnaufen begleitete den Ritter von hinten; er wandte sich um, und der geringe Eifer, mit dem ihm die Wachen den Weg zu versperrern gesucht hatten, war ihm erklärlich. Der Hund, der den einzigen Freund, welcher ihm blieb, nicht hatte verlassen wollen, folgte ihm.

Von Angst ergriffen bei dem Geschrei, das er gehört hatte, lief Mothril mittlerweile zu Aissa. Er fand sie bleich und am Fenster stehend: er wollte sie befragen, doch sie erwiderte seine ersten Fragen nur durch ein düsteres Stillschweigen. Endlich vermuthete der Maure, was vorgefallen war.

»Ist Jemand hierhergekommen? . . . Aissa, antworte.«

»Ja,« sprach das Mädchen, »der Kopf vom Bruder des Königs.«

Mothril schaute das Mädchen aufmerksamer an. Aus dem weißen Gewande war der Abdruck einer blutigen Hand zurückgeblieben.

»Der Franzose hat Dich gesehen!« rief Mothril außer sich.

Doch diesmal schaute ihn Aissa mit stolzem Auge an und antwortete nicht.

---

## Zehntes Kapitel.

*Wie der Bastard von Mauléon in das Schloß  
Medina Sidonia kam.*

Am andern Morgen nach diesem furchtbaren Tag und als die ersten Sonnenstrahlen den Gipfel der Sierra Aracena beschienen, nahm Mothril, in einen weiten, weißen Mantel gehüllt, unten an den Stufen des Alcazar von Don Pedro Abschied.

»Ich stehe Euch für meinen Diener,« sagte der Maure, »er ist der Mann, wie Ihr ihn für Eure Sache braucht, Sire; ein sicherer, rascher Arm; dabei werde ich ihn überwachen. Laßt mittlerweile den Franzosen, den Mitschuldigen des Großmeisters, aufsuchen, und wenn Ihr ihn findet, habt kein Mitleid mit ihm.«

»Es ist gut,« sagte Don Pedro, »gehe rasch und komm bald zurück.«

»Sire,« erwiderte der Maure, »um größere Eile anzuwenden, werde ich meine Tochter zu Pferde und nicht in der Sanfte mitnehmen.«

»Warum lässest Du sie nicht in Sevilla?« versetzte der König, »hat sie denn nicht ihr Haus, ihre Frauen und ihre Duenen?«

»Sire, ich kann sie nicht verlassen. Wohin ich gehe, muß sie mir folgen. Es ist mein Schatz, den ich bewache.«

»Ah! ah! Maure, Du erinnerst Dich der Geschichte des Grafen Julian und der schönen Florinda?«

»Ich muß mich derselben erinnern,« erwiderte Mothril, »da ihr es die Mauren zu verdanken haben, daß sie nach Spanien gekommen sind, und da mir dadurch folglich die Ehre zu Theil geworden ist, der Minister Eurer Hoheit zu sein.«

»Du sagtest mir aber nichts davon, daß Du eine so schöne Tochter habest.«

»Es ist wahr, meine Tochter ist sehr schön.«

»Nicht wahr, so schön, daß Du sie aus beiden Knieen anbetest?«

Mothril stellte sich, als würde er durch diese Worte sehr beunruhigt.

»Ich!« sprach er, »wer konnte Eurer Hoheit sagen?«

»Man hat mir nichts gesagt, ich habe es gesehen,« antwortete der König. »Es ist nicht Deine Tochter.«

»Ah! Herr, glaubt nicht, es sei meine Frau oder meine Geliebte!«

»Aber wer ist es denn?«

»Eines Tages wird es der König erfahren; doch mittlerweile will ich die Befehle Seiner Hoheit vollziehen.«

Und er nahm Abschied von Don Pedro und entfernte sich. In einen weißen Mantel gehüllt, der nur ihre großen schwarzen Augen und ihre gebogenen Brauen sehen ließ, war Aissa wirklich unter dem Gefolge des Mauren; doch dieser log, als er sagte, sie müsse ihn aus der ganzen Reise begleiten. Zwei Meilen von Sevilla ging er von seinem Wege ab und brachte das Mädchen in Sicherheit in dem Palaste einer reichen Maurin, der er sich anvertraute.

Und dann trieb er rasch sein Pferd an und kürzte den Weg durch einen ununterbrochenen Laus ab.

Bald setzte er über den Quadabete an derselben Stelle, wo der König Don Rodrigo nach der bekannten Schlacht, welche sieben Tage dauerte, verschwunden war, und zwischen Tarisa und Cadix sah er das Schloß Medina Sidonia, ganz beladen mit jener Traurigkeit, welche aus der Wohnung der Gefangenen lastet, sich erheben.

Hier lebte eine junge, blonde, bleiche Dame, seit langer Zeit in Gesellschaft einer einzigen Frau. Die Wachen vermehrten sich um sie her, wie um die gefährlichsten Gefangenen, und unbarmherzige Augen folgten ihr unablässig, ob sie nun, die Arme hängend und den Kopf gesenkt, langsam die von der Sonne verzehrten Gärten durchwanderte, oder an ihrem mit eisernen Gittern verschlossenen Fenster liegend, nach Freiheit seufzend und den endlosen, beständig sich wiedergebärenden Wellen des ungeheuren Oceans folgend, mit einem schwermüthigen Blick den Raum befragte.

Diese Frau war Blanche von Bourbon, die Gemahlin von Don Pedro, die dieser in der Hochzeitnacht verstoßen hatte. Sie verzehrte sich allmählig in den Thränen. und in der Reue darüber, daß sie dem eitlen Gespenste der Ehre die so süße Zukunft geopfert, die sie einst in den blauen Augen von Don Federigo hatte glänzen sehen.

Wenn die arme Frau auf dem Felde die Mädchen vorübergehen sah, welche die Trauben von Xeres oder von Marbella gelesen hatten, wenn sie ihre Liebhaber, die ihnen entgegen gingen, singen hörte, dann schwoll ihr Herz an, dann entstürzten die Thränen ihren Augen, Und bedenkend, daß sie hätte fern vom Thron und frei wie eine von den jungen Winzerinnen mit der gebräunten Gesichtshaut geboren werden können, rief sie auch ein geliebtes Bild an, und flüsterte ganz leise einen Namen, den sie schon oft ausgesprochen hatte.

Seit Blanche von Bourbon hier gefangen saß, schien Medina Sidonia ein verfluchter Ort zu sein. Die Wachen entfernten davon den Reisenden, der stets in den Verdacht kam, er sei ein Mitschuldiger, oder mindestens ein Freund. Die Königin hatte jeden Tag nur einen Augenblick der Freiheit, oder vielmehr der Einsamkeit: dies war die Stunde, wo die Schildwachen, unter der glühenden Sonne Siesta haltend, selbst beschämt durch so viele Vorsichtsmaßregeln, die man nahm, um eine Frau zu bewachen, sich auf ihre Spieße stützten und im Schatten einer grünen Platane oder einer weißen Mauer schliefen.

Dann stieg die Königin auf die Terrasse hinab, welche auf einen Graben mit fließendem Wasser ging, und wenn sie in der Ferne einen Reisenden erblickte, streckte sie in der Hoffnung, sich deinen Freund aus ihm zu machen, der König Karl Nachricht von ihr bringen würde, ihre Arme flehend gegen ihn aus.

Doch Niemand hatte noch diese Anrufungen der Gefangenen erwidert.

Eines Tags jedoch sah sie auf dem Wege von Arcos zwei Reiter, von denen der eine trotz der Sonne, welche wie eine Feuerkugel auf seinen Helm drückte, in seiner vollständigen Rüstung ganz bequem zu sein schien. Er trug so stolz seine Lanze, daß man in ihm einen muthigen Ritter erkannte. Sobald sie ihn gewahrte, hefteten sich die Augen von Blanche auf ihn und vermochten ihn nicht mehr zu verlassen. Er sprengte im raschen Galopp eines kräftigen Rappen heran, und obgleich er sichtbar von Sevilla kam, obgleich er sich gegen Medina Sidonia zu wenden schien und alle Boten, die sie bis jetzt von Sevilla empfangen hatte, Schmerzensboten gewesen waren, erfaßte Blanche doch mehr ein Gefühl der Freude, als der Angst, da sie den Ritter gewahrte.

Sobald er sie ebenfalls erblickte, hielt er an. In einem unbestimmten Vorgefühl der Hoffnung

schlug das Herz der Gefangenen immer stärker; sie näherte sich dem Wall, machte das Zeichen des Kreuzes und faltete, wie aus Gewohnheit, die Hände.

Als bald ritt der Unbekannte im Galopp gerade gegen die Terrasse.

Eine Geberde des Schreckens von Seiten der Königin bezeichnete ihm die Schildwache, welche, an einen Adamsfeigenbaum angelehnt, schlief.

Der Ritter stieg ab, winkte seinen Knappen zu sich und sprach ein paar Augenblicke leise mit ihm.

Der Knappe führte die zwei Pferde hinter einen Felsen, der sie den Blicken entzog, kehrte dann zu seinem Herrn zurück, und Beide gingen nach einem Gebüsch von Mastixstauden und Myrthen, das man von der Terrasse aus mit der Stimme erreichen konnte.

Der würdige Ritter, der wie Karl der Große, in seinem Leben mit der Feder keine andere Zeichen hatte machen können, als Buchstaben, welche die Form eines Dolches oder eines Schwertes hatten, befahl seinem Knappen mit einem Bleistift, das der letztere, in den Wissenschaften besser bewandert, stets bei sich trug, ein paar Worte aus einen großen Kieselstein zu schreiben.

Dann bedeutete er der Königin durch ein Zeichen, sie möge sich ein wenig entfernen, weil er den Kieselstein aus die Terrasse schleudern werde.

Er ließ in der That mit kräftigem Arm den Stein stiegen: dieser durchschnitt die Lust und fiel auf die Platte, ein paar Schritte von der Königin.

Der Lärmen seines Falles machte, daß der in einen schweren Schlaf versunkene Soldat erwachte, da er aber um sich her nichts erblickte, als die unbewegliche, trostlose Königin, die er alle Tage an derselben Stelle zu sehen gewohnt war, schloß er seine geblendeten Augen und schlief bald wieder ein.

Die Königin hob den Kieselstein aus und las folgende Worte:

»Seid Ihr die unglückliche Königin Blanche, die Schwester meines Königs?«

Die Antwort der Königin war erhaben in Schmerz und Majestät. Sie kreuzte ihre Arme über ihrer Brust und machte von oben nach unten ein Zeichen mit dem Kopfe, wobei zwei schwere Thränen zu ihren Füßen fielen.

Der Ritter verbeugte sich ehrfurchtsvoll, wandte sich sodann an seinen Knappen, der schon mit einem zweiten Kieselstein für einen zweiten Brief versehen war, und sagte:

»Schreibe Folgendes:

»*Madame, könnt Ihr heute Abend um acht Uhr aus dieser Terrasse sein? Ich habe Euch einen Brief von Don Federigo zu übergeben.*«

Der Knappe gehorchte.

Das zweite Sendschreiben gelangte ebenso glücklich als das erste an Ort und Stelle. Blanche machte eine Bewegung der Freude, dachte lange Zeit nach und erwiderte:

»Nein!«

Ein dritter Stein wurde geschleudert.

»Gibt es ein Mittel bis zu Euch zu gelangen?« fragte genöthigt durch die Pantomime die Stimme, welche den Soldaten hätte erwecken können, oder die Schrift zu ergänzen, die sein Arm aus die andere Seite des Grabens zu schleudern nicht die Kraft hatte.

Die Königin bezeichnete dem Ritter einen Adamsfeigenbaum, mit dessen Hilfe er auf die

Mauer steigen konnte; dann deutete sie aus eine Thüre, welche von dieser Mauer nach dem von ihr bewohnten Thurme führte.

Der Ritter verbeugte sich. Er hatte begriffen.

In diesem Augenblick erwachte der Soldat und versah wieder seinen Dienst als Schildwache.

Der Ritter blieb eine Zeit lang verborgen, benützte sodann einen Augenblick, wo die Aufmerksamkeit der Schildwache nach einer andern Seite gezogen wurde, und schlüpfte mit seinem Knappen hinter den Felsen, wo die Pferde warteten.

»Edler Herr,« sagte der Knappe, »wir haben da ein schwieriges Stück Arbeit unternommen; warum habt Ihr nicht das Billet des Großmeisters sogleich der Königin zugeschleudert? Ich meinerseits würde nicht verfehlt haben, dies zu thun.«

»Weil es ein Zufall unter Weges losmachen konnte, und die Königin mir nicht geglaubt haben würde, wenn das Billet verloren gegangen wäre. Diesen Abend also, und laß uns ein Mittel suchen, aus die Terrasse zu kommen, ohne von der Schildwache gesehen zu werden.«

Es kam der Abend, und Agenor hatte noch kein Mittel gefunden, in die Beste zu dringen. Es mochte halb acht Uhr sein.

Agenor lag daran, wo möglich ohne Gewalt und eher mit List, als durch Anwendung der Kraft hineinzukommen. Doch wie gewöhnlich war Musaron gerade der entgegengesetzten Meinung.

»Wie Ihr Euch auch dabei benehmen möget, edler Herr,« sagte er, »stets werden wir genöthigt sein, ein Treffen zu liefern und zu tödten. Euer Bedenken ist also keines Wegs vernünftig. Tödten bleibt immer tödten, der Mord ist eine Sünde um halb acht Uhr wie um acht Uhr Abends. Ich behaupte also, daß von allen Mitteln, die Ihr vorschlagen könnt, das meinige allein annehmbar ist.«

»Worin besteht es?«

»Ihr sollt es sehen. Die Schildwache ist gerade ein häßlicher Maure, ein abscheulicher Ungläubiger, der weiße Augen im Kopfe rollt, als ob er schon halb in die Flammen getaucht wäre, in die er eines Tags ganz und gar hineingetaucht werden muß. Wollt also, Herr Ritte ein **In manus** sprechen, und im Geist diesem Ungläubigen die Taufe geben.«

»Und welches Resultat wird dies haben?« fragte Agenor.

»Das einzige, um das wir uns unter diesen Umständen bekümmern müssen. Wir tödten seinen Leib, doch wir retten seine Seele.«

Der Ritter begriff noch nicht ganz das Mittel, das Musaron anzuwenden gedachte: da er jedoch ein großes Zutrauen zu der Einbildungskraft seines Knappen hatte, welche er bei mehr als einer Gelegenheit zu würdigen im Stande gewesen war, so trat er dem Vorschlag bei und verrichtete das Gebet. Während dieser Zeit spannte Musaron mit einer Ruhe, als ob er einen silbernen Becher bei einem ländlichen Feste zu gewinnen gehabt hätte, seine Armbrust, legte einen Bolzen daraus und zielte aus den Mauren: beinahe in demselben Augenblick hörte man ein scharfes Schwirren. Agenor, der die Schildwache mit den Augen nicht verließ, sah, wie ihr Turban schwankte, wie ihre Arme sich ausstreckten. Zusammensinkend öffnete der Soldat den Mund, als wollte er schreien, doch es kam kein Ton aus seiner Kehle: erstickt durch das Blut und unterstützt durch die Mauer, an die er angelehnt war, blieb er beinahe aufrecht und gänzlich unbeweglich.

Agenor wandte sich nun gegen Musaron um, der, ein Lächeln aus seinen Lippen, die Armbrust wieder zurecht richtete, von welcher in diesem Augenblick der in das Herz geschnellte Bolzen

abgegangen war.

»Seht Ihr, Herr Ritter,« sagte Musaron, »es sind zwei Vortheile bei dem, was ich so eben gethan habe: der erste besteht darin, daß ich einen Mauren wider seinen Willen ins Paradies geschickt habe, der andere, daß ich ihn: Wer da! zu rufen verhinderte! Nun vorwärts, nichts hindert uns mehr, die Terrasse ist verlassen und der Weg ist uns geöffnet.«

Sie sprangen nach dem Graben, durch den sie schwammen. Das Wasser glitt von der Rüstung des Ritters ab, wie von den Schuppen eines Fisches. Was Musaron betrifft, so hatte er stets voll Vorsicht und Achtung für sich selbst seine Kleider ausgezogen, die er in einem Päckchen auf seinem Kopfe trug. Als sie an den Fuß des Adamsfeigenbaums kamen, kleidete er sich wieder an, während sein Herr das Wasser durch alle Oeffnungen seines Panzers ablaufen ließ, und an den Zweigen des Baumes hinaufkletternd, kam der Knappe zuerst zu dem Gipfel, der die gleiche Höhe mit dem Wall hatte.

»Nun!« fragte Mauléon, »was siehst Du?«

»Nichts,« erwiderte der Knappe, »wenn nicht die Thüre, welche Niemand bewacht, und die Eure Herrlichkeit mit zwei Artstreichen sprengen kann.«

Mauléon war zu derselben Höhe gelangt, wie sein Knappe, und konnte sich folglich durch sich selbst von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. Der Weg war frei und die bezeichnete, am Abend geschlossene, Thüre schnitt allein die Verbindung des Zimmers der Gefangenen mit den Terrassen ab.

Mit der Schneide seiner Art, die er zwischen die Steine schob, sprengte Agenor zuerst das Schloß und dann die zwei Riegel.

Die Thüre öffnete sich. Vor der Thüre zeigte sich eine Wendeltreppe, welche als Nebenausgang für die Wohnung der Königin diente, deren Hauptausgang im inneren Hofe war. Im ersten Stocke fanden sie eine Thüre, an welche der Ritter dreimal klopfte, ohne daß er Antwort erhielt.

Agenor vermuthete, die Königin befürchte einen Ueberfall.

»Fürchtet Euch nicht, Madame, wir sind es,« sagte der Ritter.

»Ich habe Euch wohl gehört,« erwiderte die Königin von der andern Seite der Thüre; »doch verrathet Ihr mich nicht?«

»Ich verrathe Euch so wenig, Madame,« sprach Agenor, »daß ich Euch diese Thüre öffne, um Euch fliehen zu lassen. Ich habe die Schildwache getödtet. Wir setzen über diesen Graben, das wird die Sache eines Augenblicks sein, und in einer Viertelstunde seid Ihr frei und im offenen Feld.«

»Aber diese Thüre, habt Ihr den Schlüssel dazu?« fragte die Königin. »Ich bin eingeschlossen.«

Agenor antwortete damit, daß er dasselbe Manoeuvre ausführte, welches ihm schon bei der unteren Thüre gelungen. Nach einem Augenblick war die der Königin gesprengt wie die erste.

»Mein Gott, ich danke!« rief die Königin, als sie ihre Befreier erblickte. »Aber,« fügte sie mit zitternder, beinahe unverständlicher Stimme bei, »aber Don Federigo?«

»Ah! Madame,« erwiderte langsam Agenor, indem er ein Knie auf die Erde setzte und der Königin das Pergament überreichte, »Don Federigo . . . hier ist sein Brief.«

Bei dem Scheine einer Lampe las Blanche das Bittet.

»Er ist verloren!« rief sie; »dieses Billet ist das letzte Lebewohl eines Sterbenden!«

Agenor antwortete nicht.

»Im Namen des Himmels!« rief die Königin, »im Namen Eurer Freundschaft für den Großmeister, sagt mir, ob er lebt, oder todt ist.«

»Ihr seht, daß Euch Don Federigo in dem einen und in dem andern Fall fliehen heißt.«

»Warum fliehen, wenn er nicht mehr ist? Warum leben, wenn er todt ist?« rief die Königin.

»Um seinem letzten Wunsche zu gehorchen, Madame, und um Rache in Eurem und in seinem Namen von Eurem Schwager, dem König von Frankreich, zu fordern.«

In diesem Augenblick öffnete sich die innere Thüre der Wohnung, und die Amme von Blanche, die ihr von Frankreich gefolgt war, trat bleich und erschrocken ein.

»Oh! Madame,« rief sie, »das Schloß ist voll von bewaffneten Männern, welche von Sevilla kommen, und man meldet einen Abgesandten des Königs, der Euch zu sprechen verlangt.«

»Kommt, Madame, es ist keine Zeit zu verlieren,« sagte Agenor.

»Im Gegentheil,« sprach die Königin, »wenn man mich in diesem Augenblick nicht fände, würde man uns nachsetzen und unfehlbar einholen. Es ist besser, ich empfangen diesen Abgesandten, und wenn er dann durch meine Anwesenheit und durch unsere Unterredung beruhigt ist, fliehen wir.«

»Doch wenn dieser Abgesandte mit unheilvollen Befehlen beauftragt wäre?« entgegnete der Ritter; »wenn er schlimme Absichten hätte?« »Ich werde durch ihn erfahren, ob er todt ist oder lebt,« sagte die Königin.

»Nun wohl, Madame, wenn Ihr ihn nur aus diesem einzigen Beweggrund empfangt, so werde ich Euch die Wahrheit sagen: Leider ist er todt!«

»Wenn er todt ist,« erwiderte die Königin Blanche, »was bekümmere ich mich um das, was dieser Mensch hier zu thun beabsichtigt? Denkt an Eure Sicherheit, Sire von Mauléon. . . Sagt diesem Menschen, ich folge Euch,« sprach Blanche zu ihrer Amme.

Als sie aber der Ritter immer noch zurückhalten wollte, nöthigte sie ihn durch eine königliche Geberde zum Gehorsam, und verließ das Zimmer.

»Herr Ritter,« sagte Musaron, »wenn Ihr mir glaubt, lassen wir die Königin ihre Angelegenheiten abmachen, wie es ihr gut scheint, und denken wir daran, auf unseren Weg zurückzukehren. Mir sagt Etwas, wir werden hier elendiglich umkommen. Wir wollen die Flucht der Königin auf morgen verschieben, und vor Allem. . .«

»Stille.« erwiderte der Ritter, »die Königin wird in dieser Nacht frei, oder ich werde todt sein.«

»Nun, edler Herr,« sagte der kluge Musaron, »so wollen wir wenigstens die Thüren wieder in Ordnung bringen, damit man nichts bemerkt, wenn man die Terrasse visitirt. Man wird den Leichnam des Mauren finden, Herr.«

»Stoße ihn in's Wasser.«

»Das ist ein Gedanke, doch höchstens aus eine Stunde gut; der Halsstarrige wird wieder aus die Oberfläche kommen.«

»Eine Stunde ist bei gewissen Fällen das Leben,« entgegnete der Ritter; »vorwärts also!«

»Ich möchte zugleich gehen und bei Euch bleiben; wenn ich nicht gehe, wird man den Mauren finden; wenn ich gehe, so habe ich bange, es könnte Euch während des Augenblicks, den ich Euch allein lasse, Unglück widerfahren.«

»Und was soll mir mit meinem Dolche und meinem Schwerte widerfahren?«

»Hm!« machte Musaron.

»Gehe, Du verlierst die Zeit.«

Musaron that drei Schritte gegen die Thüre, doch plötzlich blieb er stehen und sagte:

»Ah! Herr, hört Ihr diese Stimme?«

Es gelangte in der That das Geräusch einiger ziemlich laut ausgesprochenen Worte zu ihnen, und der Ritter horchte.

»Man sollte glauben, es wäre die Stimme von Mothril,« rief der Ritter; »das ist doch unmöglich.«

»Nichts ist unmöglich bei den Mauren, die von der Hölle und der Zauberkunst unterstützt werden,« erwiderte Musaron, der mit einer Schnelligkeit nach der Thüre stürzte, welche für sein Verlangen, sich wieder in freier Luft zu finden, zeugte.

»Ist es Mothril, so haben wir einen Grund mehr, zu der Königin hinein zu gehen,« rief der Ritter; »denn wenn es Mothril ist, so ist die Königin verloren!«

Und er machte eine Bewegung, um seiner hochherzigen Eingebung zu folgen, »Herr sprach Musaron, der ihn an seinem Waffenrock zurückhielt, »Ihr wißt, ob ich ein Feiger bin; ich bin nur vorsichtig, ich leugne das nicht, sondern ich rühme mich dessen sogar. Wartet nur noch einige Minuten, guter Herr, dann folge ich Euch in die Hölle, wenn Ihr wollt.«

»Warten wir,« versetzte der Ritter, »Du hast vielleicht Recht.«

Die Stimme sprach indessen immer fort und wurde allmählig dumpfer; die Königin, welche Anfangs mit leiser Stimme gesprochen hatte, nahm ihrerseits im Gegentheile einen energischen Ton an.

Auf diese seltsame Unterredung folgte ein kurzes Stillschweigen, dann ein gräßlicher Schrei.

Agenor konnte sich nicht mehr halten und stürzte in den Gang.

---

## Elftes Kapitel.

*Wie der Bastard von Mauléon von Blanche von Bourbon beauftragt wurde, der Königin von Frankreich, ihrer Schwester, einen Ring zu überbringen.*

Man vernehme, was vorgefallen war, oder was vielmehr bei der Königin vorfiel.

Kaum hatte Blanche von Bourbon den Corridor durchschritten und war, ihrer Amme folgend, einige Stufen hinaufgestiegen, welche in ihr Zimmer führten, als der schnelle Gang mehrerer Soldaten auf der großen Treppe des Thurmes erscholl.

Doch die Truppe stellte sich in den unteren Stockwerken auf, zwei Männer kamen herauf, und Einer von ihnen blieb noch im Corridor, während der Andere nach dem Zimmer der Königin ging.

Man klopfte an die Thüre.

»Wer ist da?« fragte die Amme ganz zitternd.

»Ein Soldat, der im Auftrage des Königs Don Pedro kommt, um Dona Blanche eine Botschaft zu überbringen,« antwortete eine Stimme.

»Oeffne,« sagte die Königin.

Die Amme öffnete und wich vor einem Mann von hoher Gestalt zurück, der, in ein Soldatengewand, nämlich in ein Panzerhemd gekleidet, das ihm den ganzen Leib umhüllte, überdies in einen weiten, weißen Mantel gewickelt war, dessen Capuze seinen Kopf verhüllte und dessen Falten seine Hände verbargen.

»Entfernt Euch, gute Amme,« sagte er mit dem leichten, gutturalen Accent, der auch die im Sprechen der castilianischen Sprache am meisten geübten Mauren unterschied, »entfernt Euch, ich habe mit Eurer Gebieterin über wichtige Dinge zu reden.«

Von einem ersten Gefühle bewogen, wollte die Amme trotz der Aufforderung des Soldaten bleiben; doch ihre Gebieterin, die sie mit dem Blicke befragte, hieß sie durch ein Zeichen weggehen, und sie gehorchte. Doch als sie durch den Corridor ging, bereute sie alsbald diesen Gehorsam, denn sie sah aufrecht und stillschweigend an der Mauer den zweiten Soldaten, der sich ohne Zweifel bereit hielt, die Befehle desjenigen zu vollziehen, welcher zu der Königin eingetreten.

Sobald die Amme an diesem Menschen vorübergegangen war und sie sich von ihrer Gebieterin durch diese zwei seltsamen Besuche, wie durch eine unübersteigbare Schranke, getrennt fühlte, begriff sie, daß Blanche verloren war.

Kalt und majestätisch, wie die Gefangene auf den angeblichen Soldaten deren Boten des Königs zu. Dieser neigte den Kopf als ob er erkannt zu werden befürchtete.

»Wir sind nun allein, sprecht,« sagte die Königin.

»Madame,« erwiderte der Unbekannte, »der König weiß, daß Ihr im Briefwechsel mit seinen Feinden gestanden seid, was, wie Euch bekannt, ein Verbrechen des Verraths an dem obersten Haupte ist.«

»Und der König weiß dies erst heute?« entgegnete die Königin mit derselben Ruhe und derselben Majestät. »Mir scheint, ich werde schon lange genug für das Verbrechen bestraft, das man erst seit heute zu wissen vorgibt.«

Der Soldat erhob das Haupt und erwiderte:

»Madame, der König spricht diesmal nicht von den Feinden seines Thrones, sondern von den Feinden seiner Ehre. Die Königin von Castilien darf in keinem Verdacht stehen, und dennoch hat sie Anlaß zum Aergerniß gegeben.«

»Vollzieht Euren Auftrag und geht, wenn Ihr damit zu Ende seid,« sprach die Königin.

Der Soldat schwieg einen Augenblick, als ob er weiter zu gehen zögerte, und sagte sodann:

»Kennt Ihr die Geschichte von Don Guitiere?«

»Nein.«

»Sie ist doch neu und hat ziemlich viel Lärmen erregt.«

»Die neuen Dinge weiß ich nicht,« erwiderte Blanche, »und der Lärmen, so groß er auch sein mag, dringt nur schwer durch die Mauern dieses Schlosses.«

»Nun wohl, ich will sie Euch erzählen,« sagte der Bote.

Genöthigt, zu hören, blieb die Königin ruhig und würdig stehen.

»Don Guitiere,« sprach der Bote, »heirathete eine junge, schöne Frau von sechzehn Jahren, gerade von dem Alter, das Eure Hoheit hatte, als sie den König Don Pedro heirathete.«

Die Königin blieb unempfindlich bei dieser Anspielung, so unmittelbar sie auch war.

»Diese Frau fuhr der Soldat fort, »nannte sich, ehe sie Senora Guitiere war, Dona Mencia, und unter diesem ihrem Mädchennamen hatte sie einen Herrn geliebt, der kein anderer war, als der Bruder des Königs, der Graf Enrique von Transtamare.

Die Königin schauerte.

Als Don Guitiere in einer Nacht nach Hause zurückkehrte, fand er sie ganz zitternd und ganz ängstlich. Sie behauptete, einen Mann in ihrem Zimmer verborgen gesehen zu haben. Don Guitiere nahm eine Kerze und suchte; doch er fand nichts, als einen so reichen Dolch, daß er wohl sah, dieser Dolch könne nicht einem einfachen Edelmann gehören.

Der Name des Fabrikanten stand auf dem Griff; er suchte ihn auf und fragte ihn, an wen er diesen Dolch verkauft habe.

»»An den Infanten Don Enrique, den Bruder des Königs Don Pedro,«« antwortete der Fabrikant.

Don Guitiere wußte Alles, was er wissen wollte. Er konnte sich nicht an dem Prinzen Don Enrique rächen, denn er war ein alter Castilianer, voll Achtung und Ehrfurcht für seine Herren, der, welche Beleidigung ihm auch angethan worden, seine Hände nicht in ein königliches Blut hätte tauchen wollen.

»Aber Dona Mencia war die Tochter eines einfachen Edelmanns, an ihr konnte er sich also rächen, und er rächte sich auch.«

»Wie dies?« fragte die Königin, fortgerissen durch die Theilnahme, die ihr die Erzählung dieses Abenteuers einflößte, welches eine so große Ähnlichkeit mit dem ihrigen hatte.

»Oh! aus eine ganz einfache Weise,« erwiderte der Bote. »Er erwartete einen armen Wundarzt Namens Ludovico vor seiner Thüre, und als dieser nach Hause kehrte, setzte er ihm den Dolch an die Kehle, verband ihm die Augen und führte ihn in sein Haus.

»Sobald sie hier waren, nahm er ihm die Binde ab. Eine Frau war aus ein Bett gefesselt; zwei Kerzen brannten, die eine zu ihren Häupten, die andere zu ihren Füßen, als ob sie schon todt wäre.

Ihr linker Arm besonders war so fest angebunden, daß sie sich vergebens angestrengt hätte, um sich von ihren Banden loszumachen. Der Wundarzt blieb ganz bestürzt, denn er begriff dieses Schauspiel nicht.

»»Oeffnet dieser Frau eine Ader,«« sprach Don Guttiere, »»und laßt ihr Blut fließen, bis sie stirbt.««

»Der Wundarzt wollte Widerstand leisten, doch er fühlte, wie der Dolch von Guttiere durch seine Kleider drang und seine Brust zu durchbohren im Begriff war, und gehorchte. In derselben Nacht warf sich ein bleicher, ganz blutiger Mann zu den Füßen von Don Pedro.

»»Sire,«« sprach er, »»in dieser Nacht hat man mich mit verbundenen Augen und den Dolch an meiner Kehle in ein Haus geschleppt, und daselbst durch Gewalt gezwungen, einer Frau eine Ader zu öffnen und das Blut fließen zu lassen, bis sie todt war,««

»»Wer hat Dich gezwungen?«« fragte der König, »»Wie heißt der Mörder?««

»»Ich weiß es nicht,«« antwortete Ludovico. »»Doch, ohne daß mich Jemand sah, tauchte ich meine Hand in das Gefäß, und da ich wegging, stellte ich mich, als stolperte ich, und drückte meine blutige Hand an die Thüre. Sucht, Sire, und das Haus, an dessen Thüre Ihr eine blutige Hand sehen werdet, ist das des Schuldigen.««

»Der König Don Pedro nahm den Alcayde von Sevilla mit sich, und sie durchwanderten mit einander die Stadt, bis er das blutige Merkmal gefunden hatte; er klopfte an die Thüre, und Don Guttiere öffnete selbst, denn er hatte durch das Fenster den hohen Besuch erkannt.«

»»Don Guttiere,«« sagte der König, »»wo ist Dona Mencia?««

»»Ihr sollt sie sehen, Sire,«« antwortete der Spanier.

»Und er führte den König in das Zimmer, wo die Kerzen noch brannten, und wo das Becken voll lauen Blutes noch rauchte, und sprach:

»»Sire, hier ist Diejenige, welche Ihr sucht.««

»»Was hatte Euch diese Frau gethan?«« fragte der König.

»»Sie hatte mich verrathen, Sire.««

»»Und warum habt Ihr Euch an Ihr und nicht an ihrem Mitschuldigen gerächt?««

»»Weil Ihr Mitschuldiger der Prinz Don Enrique von Transtamare, der Bruder des Königs Don Pedro ist.««

»»Habt Ihr einen Beweis für das, was Ihr sagt?«

» »»Hier ist der eigene Dolch des Prinzen, den er in dem Zimmer meiner Frau fallen ließ, und den ich daselbst bei meinem Eintritt fand.««

»»Es ist gut,«« sprach der König, »»laßt Dona Mencia beerdigen und die Thüre Eures Hauses reinigen, an der man eine blutige Hand sieht.««

»»Nein, Sire,«« entgegnete Don Guttiere:

»»Jeder, der ein, öffentliches Geschäft treibt, pflegt das darstellende Zeichen seines Gewerbes über seine Thüre zu setzen; ich bin der Arzt meiner Ehre, und diese blutige Hand ist mein Schild.««

»»Es sei,«« sprach Don Pedro, »»sie bleibe also daran und lehre Eure zweite Frau, wenn Ihr

eine solche nehmt, was sie an Treue und Verehrung ihrem Manne schuldig ist.««

»Und es ist nichts Anderes geschehen?«

»Doch, Senora; als der König Don Pedro in den Palast zurückkehrte, verbannte er den Infanten Don Enrique.«

»Nun! in welchem Zusammenhang steht diese Geschichte mit mir?« fragte die Königin, »und in welcher Hinsicht gleicht mir Dona Mencia?«

»Darin, daß sie wie Ihr die Ehre ihres Gatten verrathen hat,« erwiderte der Soldat, »und darin, daß der König Don Pedro wie Don Guttiere, dessen Verfahren er guthieß und den er begnadigte, schon an Eurem Mitschuldigen Gerechtigkeit geübt hat.«

»An meinem Mitschuldigen! Was willst Du damit sagen, Soldat?« fragte Blanche, welche diese Worte an das Billet von Don Federigo und an ihren vorangegangenen Schrecken erinnerten.

»Ich will damit sagen, daß der Großmeister todt ist,« antwortete mit kaltem Tone der Soldat »todt für das Verbrechen des Verraths an der Ehre seines Königs, und daß Ihr Euch, desselben Verbrechens schuldig, wie er, zum Sterben bereit halten müßt,«

Blanche war wie in Eis verwandelt, nicht durch die Ankündigung, daß sie sterben sollte, sondern durch die Nachricht, ihr Geliebter sei todt.

»Todt?« sagte sie, »es ist als, wahr, er ist todt!«

Die geschickteste Betonung der menschlichen Stimme hätte nicht, die Verzweiflung auszudrücken vermocht, welche in diesen Worten der jungen Frau lag.

»Ja, Senora,« erwiderte »er maurische Soldat, »und ich habe dreißig Soldaten mitgebracht, um den Leib der Königin von Medina Sidonia nach Sevilla zu begleiten, wo ihr, obgleich sie schuldig ist, die letzte Ehre erwiesen werden soll.«

»Soldat,« sprach die Königin, »ich habe Dir schon gesagt, der König Don Pedro sei mein Richter, und Du seist es nicht.«

»Es ist gut, Senora,« versetzte der Soldat.

Und er zog aus seiner Tasche eine lange, biegsame seidene Schnur, an deren Ende er eine Schlinge machte.

Diese kalte Grausamkeit empörte die Königin.

»Oh!« rief sie, »wie konnte der König Don Pedro in seinem ganzen Reiche einen Spanier finden, der diesen schändlichen Auftrag übernahm? . . .«

»Ich bin kein Spanier: ich bin ein Maure!« entgegnete der Soldat, während er den Kopf erhob und die weiße Capuze zurückschlug, die sein Gesicht verhüllte.

»Mothril!« rief sie, »Mothril, die Geißel Spaniens! . . .«

»Ein Mann von vornehmer Abkunft, Senora, der den Kopf seiner Königin, wenn er ihn berührt, nicht entehrt,« erwiderte Mothril lachend.

Und er that, den unseligen Strick in der Hand, einen Schritt gegen Blanche.

Der Instinct der Lebenserhaltung machte, daß die junge Frau von dem Mörder einen Schritt dem gleich, zurückwich, welchen er gethan hatte, um sich ihr zu nähern.

»Oh! Ihr werdet mich nicht so ohne Gebet und im Zustande der Sünde tödten!« rief Blanche.

»Senora,« erwiderte der wilde Bote, »Ihr seid nicht im Zustande der Sünde, da Ihr Euch unschuldig nennt.«

»Elender! der Du es wagst, Deine Königin zu beschimpfen, ehe Du sie erwürgst. Oh!

Feigling! daß ich nicht einen meiner braven Franzosen zu meinem Schutze hier habe!«

»Ja,« sagte Mothril lachend, »doch unglücklicher Weise sind Eure braven Franzosen jenseits der Pyrenäen, und wenn nicht Euer Gott ein Wunder thut. . .«

»Mein Gott ist groß!« rief Blanche.

»Zu Hilfe! Ritter zu Hilfe!«

Und sie sprang nach der Thüre; doch ehe sie die Schwelle erreicht, hatte Mothril die Schnur geschleudert, welche auch auf ihren Schultern blieb.

Er zog nun die Schlinge an sich, und in diesem Augenblick geschah es, daß die Königin, als sie fühlte, wie ihr das kalte Halsband die Kehle zusammenschnürte, das klägliche Geschrei ausstieß. In diesem Augenblick geschah es auch, daß Mauléon, den Rath seines Knappen vergessend, nach die Seite fortstürzte, woher die Stimme der Königin kam.

»Zu Hilfe!« rief die junge Frau mit zusammengepreßter Stimme, während sie sich auf dem Boden sträubte.

»Rufe, rufe,« sprach der Maure, die Schlinge anziehend, an welche sich die junge Frau mit beiden Händen krampfhaft anklammerte, »rufe, und wir werden sehen, wer Dir zu Hilfe kommt. Dein Gott oder Dein Liebhaber,«

Plötzlich klirrten Sporen im Corridor, und auf der Thürschwelle erschien der Ritter vor dem erstaunten Mauren.

Die Königin stieß einen Seufzer gemischt aus Freude und Schmerz aus. Agenor schwang sein Schwert, doch Mothril zwang mit kräftigem Arm die Königin, sich zu erheben, und machte sich einen Schild aus ihrem Leibe.

Das Stöhnen der Unglücklichen hatte sich in ein dumpfes, ersticktes Röcheln verwandelt, ihre Arme krümmten sich durch die Gewalt des Schmerzes und ihre Lippen wurden blau.

»Kedir!« rief Mothril arabisch, »Kedir! komm mir zu Hilfe.«

Und er bedeckte sich zugleich mit dem Leibe der Königin und mit einem von jenen furchtbaren Säbeln, deren innere Krümmung einen Kopf, wenn sie ihn faßt, abschneiden und fliegen macht, wie die Sichel eine Aehre.

»Ah! Ungläubiger!« rief Agenor, »Du willst eine Tochter Frankreichs tödten!«

Und er suchte über dem Kopfe der Königin Mothril mit seinem Schwerte zu schlagen.

Doch in demselben Augenblick fühlte er sich mitten um den Leib gepackt und zurückgebogen durch Kedir, dessen beide Arme ihm einen eisernen Gürtel machten.

Er wandte sich gegen diesen neuen Gegner um, doch damit ging eine kostbare Zeit verloren. Die Königin war wieder auf ihre Kniee gefallen; sie schrie nicht mehr, sie röchelte nicht mehr. Sie schien todt zu sein.

Kedir suchte mit den Augen an dem Ritter eine Stelle, wo er, die Arme eine Secunde von seinem Leibe lösend, den Dolch einbohren könnte, den er zwischen den Zähnen hielt.

Diese Scene hatte weniger Zeit gebraucht, um bis zu dem Punkte zu gelangen, wo wir sind, als der Blitz braucht, um zu glänzen und zu verschwinden. Es war auch die Zeit, die Musaron brauchte, um seinem Herrn zu folgen und ebenfalls in das Zimmer der Königin zu kommen.

Er kam.

Der Schrei, den er ausstieß, als er sah, was vorging, belehrte Agenor von der unerwarteten Verstärkung, die er erhielt.

»Die Königin zuerst!« rief der Ritter, stets von dem kräftigen Kedir zusammengepreßt.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, dann hörte Mauléon ein Schwirren an seinem Ohr vorüber, und er fühlte, wie sich die Arme des Mauren lösten.

Der von der Armbrust von Musaron geschleuderte Bolzen hatte ihm die Kehle durchbohrt.

»Geschwinde an die Thüre!« rief Agenor; »versperre jeden Zugang: ich will den Räuber tödten!«

Und den Leichnam von Kedir abschüttelnd, der noch durch einen Rest von Kraftanwendung an ihm hing und dann schwerfällig aus den Boden fiel, sprang er aus Mothril zu; und ehe dieser Zeit gehabt hatte, sich zu erheben und in Verteidigung zu setzen, führte er einen so gewaltigen Streich, daß das schwere Schwert die doppelte eiserne Verhüllung des Kopfes durchschnitt und in den Schädel eindrang. Die Augen des Mauren verdunkelten sich, sein dickes schwarzes Blut überströmte seinen Bart, und er fiel aus Blanche, als hätte er noch in seinen letzten Convulsionen sein Opfer ersticken wollen.

Agenor entfernte den Mauren durch einen Fußtritt, neigte sich über die Königin herab und zog rasch die beinahe gänzlich im Fleisch verborgene Schlinge auseinander. Ein langer Seufzer deutete allein an, daß die Königin noch nicht todt war; doch ihre ganze Person schien gelähmt.

»Der Sieg ist unser!« rief Musaron. »Herr Ritter, nehmt die junge Dame beim Kopf, ich will sie bei den Füßen nehmen, und so bringen wir sie fort.«

Als ob sie diese Worte gehört hätte, als ob sie ihren Befreiern hätte zu Hilfe kommen wollen, erhob sich die Königin mit einer krampfhaften Bewegung, und das Leben stieg wieder aus ihre Lippen.

»Unnöthig, unnöthig,« sagte sie; »laßt mich; ich bin schon mehr als halb im Grabe. Nur ein Kreuz, daß ich das Sinnbild unserer Erlösung küssend sterbe.«

Agenor gab ihr den Griff seines Schwertes zu küssen, der ein Kreuz bildete.

»Ach! Ach!« sprach die Königin, »kaum vom Himmel herabgestiegen, steige ich wieder zu ihm hinaus, kehre ich unter die Jungfrauen, meine Gefährtinnen, zurück. Gott wird mir vergeben, denn ich habe sehr geliebt, denn ich habe sehr gelitten.«

»Kommt, kommt,« sagte der Ritter, »noch ist es Zeit, wir werden Euch retten.«

Sie ergriff die Hand von Agenor.

»Nein, nein!« sagte sie, »Alles ist für mich vorbei. Ihr habt Alles gethan, was Ihr thun konntet. Flieht, verlaßt Spanien, kehrt nach Frankreich zurück, sucht meine Schwester auf, erzählt ihr Alles, was Ihr gesehen habt, und sie räche uns. Ich will Don Federigo sagen, wie sehr Ihr ein edler und treuer Freund seid.«

Und sie streifte einen Ring von ihrem Finger, reichte ihn dem Ritter und sagte: »Ihr werdet ihr diesen Ring einhändigen, es ist derjenige, welchen sie mir in der Stunde meiner Abreise im Namen ihres Gemahls, des Königs Karl, gegeben.«

Nach diesen Worten erhob sie sich zum zweiten Mal zu dem Kreuz des Schwertes von Agenor, und sie verschied in dem Augenblick, wo sie das symbolische Eisen mit ihren Lippen Berührte.

»Hoher Herr!« rief Musaron, nach dem Gange hinhorchend, »sie kommen, sie laufen, sie sind zahlreich.«

»Man darf den Leib meiner Königin nicht mit den Leibern von Mördern vermischt finden,« sprach Agenor; »hilf mir, Musaron.

Und er nahm den Leichnam von Manche, setzte ihn majestätisch aus ihren geschnitzten Stuhl und stellte ihren Fuß aus das blutige Haupt von Mothril, wie die Maler und Bildhauer den Fuß der Jungfrau aus den zermalnten Kopf der Schlange gesetzt haben.

»Und nun laß uns von hinnen eilen, wenn wir nicht eingeschlossen sind,« sprach Agenor.

Zehn Minuten nachher befanden sich die zwei Franzosen wieder unter dem Himmelsgewölbe und sahen, als sie den Weg nach dem Adamsfeigenbaum nahmen, den Leichnam des Soldaten, der, in derselben Stellung und stets durch die Mauer gehalten, an die er sich angelehnt hatte, mit seinen großen blicklosen Augen, die der Tod zu schließen vergessen hatte, noch Schildwache zu stehen schien.

Sie befanden sich schon jenseits des Grabens, als ein rasches Bewegen der Fackeln und eine Verdoppelung des Geschreis sie belehrten, daß das Geheimniß des Thurms entdeckt war.

---

## Zwölftes Kapitel.

*Wie der Bastard von Mauléon nach Frankreich  
abreiste, und was ihm unterwegs begegnete.*

Agenor schlug, um nach Frankreich zurückzukehren, beinahe denselben Weg ein, den er gewählt hatte, um nach Spanien zu kommen. Allein und folglich keine Furcht einstoßend, arm und daher keinen Neid, keine Begierde erregend, hoffte er sich mit Glück der Sendung zu entledigen, mit der ihn die sterbende Königin beauftragt hatte; doch er mußte aus dem Wege mißtrauen:

Zuerst den Aussätzigen, welche, wie man sagte, die Brunnen mit einer Mischung von beschmierten Haaren, Natternköpfen und Krötenfüßen vergifteten;

Sodann den Juden, die mit den Aussätzigen und gewöhnlich mit Allem, was den Christen Schaden oder Böses zufügen konnte, verbunden waren;

Ferner dem König von Navarra dem Feinde des Königs von Frankreich, und folglich der Franzosen;

Ferner *Jacques*, die, nachdem sie lange Zeit das Volk gegen den Adel aufgewiegelt, es dahin gebracht hatten, daß sie den Dreschflegel und die Sense gegen die Rüstung erhoben;

Ferner dem Engländer, der sich verrätherischer Weise an allen guten Ecken des schönen Frankreichs aufpflanzte, in Bayonne, in Bordeaux, im Dauphiné, in der Normandie, in der Picardie und im Falle der Roth auch sogar in den Vorstädten von Paris;

Den großen Compagnien endlich, heterogenen Vereinen, welche dies Alles znsammenfaßten und gegen den Reisenden, gegen das Eigenthum, gegen den Einwohner, gegen die Schönheit, gegen die Macht, gegen den Reichthum ein ewig ausgehungertes Contingent von Aussätzigen, von Juden, von Navarresen, von Engländern, von *Jacques* lieferten, die andern Länder Europas nicht zu rechnen, welche jeder Frankreich durchziehenden und verheerenden Bande ein Muster des gebrechlichsten und schlechtesten Theils ihrer Bevölkerung geliefert zu haben schienen. Es gab sogar Araber in diesen großen, so glücklich und reich buntscheckigen Compagnien: nur hatten sie sich aus Widerspruchsgeist zu Christen gemacht, was ihnen wohl gestattet war, da sich die Christen ihrerseits zu Arabern gemacht hatten.

Abgesehen von den Beschwerden und Fährlichkeiten, von denen wir nur ein ungenügendes Programm gegeben haben, reiste Agenor auf das Aller bequemste.

Es war für den Reisenden in jener Zeit eine Verpflichtung, das Manoeuvre des diebischen Sperliags zu studiren. Er macht keinen Sprung, er beginnt keinen Flug, keine Bewegung, ohne den Kopf rasch nach den vier Himmelsgegenden zu drehen, um zu sehen, ob er nicht eine Flinte, ein Netz, eine Schleuder, einen Hund, ein Kind, eine Ratte oder einen Habicht erblicke.

Musaron war dieser unruhige Sperling, er war von Agenor mit der Führung der Börse beauftragt worden, und hätte nicht gern ihre nicht sehr goldene Mittelmäßigkeit in eine völlige Nichtigkeit verwandelt gesehen.

Er errieth daher von fern die Aussätzigen, er roch die Juden auf fünfhundert Schritte, er sah die Engländer in jedem Gebüsch; er grüßte die Navarresen voll Höflichkeit und zeigte den *Jacques* sein langes Messer und seine kurze Armbrust; was die großen Compagnien betrifft, so

fürchtete er sie viel weniger als Mauléon, oder er fürchtete sie vielmehr gar nicht.

»Denn,« sagte er zu seinem Herrn, »wenn man uns gefangen nimmt, Herr Ritter, nun so treten wir selbst in die großen Compagnien ein, um uns loszukaufen, und bezahlen unsere Freiheit mit der Freiheit, die wir Andern gestohlen haben.«

»Dies Alles wird schön und gut sein, wenn ich meine Sendung erfüllt habe,« erwiderte Agenor, »dann mag geschehen, was Gott gefällt; doch mittlerweile möge es ihm gefallen, daß uns nichts begegne.«

So durchzogen sie, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, das Roussillon, das Languedoc, das Dauphiné, das Lyonnais und gelangten bis Chalon-sur-Saone. Daß sie so ungestraft ihres Weges zogen, war ihr Verderben: überzeugt, so nahe am Hasen würde ihnen nichts mehr begegnen, wagten sie es, eine Nacht zu reisen, und am Morgen nach dieser Nacht geriethen sie in einen so zahlreichen und so gut gestellten Hinterhalt, daß kein Widerstand möglich war; der kluge Musaron legte auch seine Hand auf den Arm seines Herrn, in dem Augenblick, wo dieser unbedachtsamer Weise vom Leder ziehen wollte, und so wurden sie ohne Schwertstreich gefangen genommen. Was sie am meisten befürchtet, oder was vielmehr der Ritter am meisten befürchtet hatte, begegnete ihnen; Musaron und er waren in der Gewalt eines Compagnie - Kapitäns, des Messire Hugo von Caverley, eines Engländers der Geburt, eines Juden dem Geiste, eines Arabers dem Charakter, eines Navarresen der Schlaueit und über Allem beinahe eines Aussätzigen dem Leibe nach, denn er hatte, wie er sagte, den Krieg in so heißen Ländern mitgemacht, daß er zu sehr an die Wärme gewöhnt worden war, um seine Rüstung und seine eisernen Handschuhe ablegen zu können.

Was seine Verleumder betrifft, und der Kapitän hatte wie alle Menschen von erhabenem Verdienst deren viele, so behaupteten sie ganz einfach, der Kapitän lege seine Rüstung nicht ab und behalte seine Panzerhandschuhe, um seinen zahlreichen Freunden die Krankheit nicht mitzutheilen, die er aus Italien zurückzubringen das Unglück gehabt habe.

Man führte den Ritter und Musaron unmittelbar vor den Kapitän. Es war dies ein schlauer Bursche, der Alles selbst sehen und fragen wollte, denn er sagte immer, in diesen gefährlichen Zeiten könnten seine Leute einen als Bauern verkleideten Prinzen entlassen, wodurch er eine Gelegenheit, sein Glück zu machen, verlieren würde.

In einem Augenblick war er vertraut mit den Angelegenheiten von Mauléon, wohl verstanden mit denjenigen Angelegenheiten, welche sich zugestehen ließen; daß Anfangs von der Sendung der Königin Blanche nicht die Rede war, versteht sich von selbst. Man sprach hauptsächlich vom Lösegeld.

»Entschuldigt mich,« sagte Caverley, »ich war hier am Wege wie die Spinne unter einem Balken. Ich erwartete irgend Jemand oder irgend Etwas, Ihr kamet, und ich nahm Euch fest; doch ohne eine böse Absicht gegen Euch; ach! seit König Karl V. Regent ist, nämlich seit dem Ende des Krieges gewinnen wir unseren Lebensunterhalt nicht mehr. Ihr seid ein sehr artiger Cavalier, und ich ließe Euch mit aller Höflichkeit gehen, wenn wir in gewöhnlichen Zeiten lebten, aber seht Ihr, in der Zeit der Hungersnoth liest man die Krümchen auf.«

»Hier sind die meinigen,« erwiderte der Ritter, indem er dem Parteigänger den Grund seiner Börse zeigte. »Ich schwöre Euch nun bei Gott und bei dem Antheil, den er mir, wie ich hoffe, am Paradies geben wird, daß ich weder in Ländereien, noch in Geld, noch in sonstigen Dingen etwas Anderes besitze. Wozu sollte ich Euch also nützen? Laßt mich gehen.«

»Einmal, mein junger Freund,« entgegnete der Kapitän Caverley, während er die kräftige

Gestalt und die martialische Miene des Ritters prüfend betrachtete, »einmal würdet Ihr dazu dienen, eine herrliche Wirkung in der ersten Reihe unserer Compagnie hervorzubringen, sodann habt Ihr Euer Pferd, Euren Knappen, doch das ist noch nicht Alles, was aus Euch einen kostbaren Fang für mich macht.«

»Welcher unglückliche Umstand verleiht mir denn einen so großen Werth in Euren Augen?« fragte Agenor.

»Ihr seid Ritter, nicht wahr?«

»Ja, und zwar in Narbonne von einem der ersten Fürsten der Christenheit bewehrt.«

»Ihr bleibt also ein kostbarer Geißel für mich, da Ihr zugesteht, daß Ihr Ritter seid.«

»Ein Geißel?«

»Allerdings; Karl V. nehme einen von meinen Leuten, einen von meinen Lieutenants, und wolle ihn am ersten Baum aufknüpfen lassen; ich drohe ihm. Euch aufknüpfen zu lassen, und das hält ihn zurück. Läßt er ihn trotz dieser Drohung wirklich aufknüpfen, so lasse ich Euch auch aufknüpfen, und es ist ihm peinlich, daß man einen Edelmann gehenkt hat. Doch verzeiht,« fügte Caverley bei, »ich sehe hier an Eurer Hand ein Juwel, das ich nicht bemerkt hatte. . . etwas wie einen Ring. Teufel! zeigt mir das doch einmal, Ritter. Ich bin ein Liebhaber von gut gearbeiteten Dingen, besonders wenn die Kostbarkeit des Stoffes den Werth der Arbeit erhöht,«

Mauléon erkannte nun leicht, mit wem er es zu thun hatte. Der Kapitän Caverley war einer von den Bandenführern; er hatte sich zum Räuberhauptmann gemacht, weil er, wie er selbst sagte, sein Soldatengewerbe auf eine ehrliche Weise fortsetzend nichts mehr zu thun wußte.

»Kapitän,« sprach Agenor, seine Hund zurückziehend, »achtet Ihr etwas auf der Welt?«

»Alles, wovon ich Furcht habe,« antwortete der Condottiere. »Doch es ist wahr, ich habe vor nichts Furcht.«

«Das ist ärgerlich,« sagte Agenor mit kaltem Tone, »sonst wäre dieser Ring von einem Werthe von . . .«

»Von dreihundert Livres dem Goldgewichte nach, und die Fason nicht zu rechnen,« unterbrach ihn der Kapitän, indem er einen einfachen Blick auf das Juwel warf.

»Nun wohl! dieser Ring, Kapitän, der Eurem eigenen Zugeständniß nach dreihundert Livres werth ist, würde Euch, wenn Ihr etwas gefürchtet hättet, tausend eingetragen haben.«

»Wie so? spricht, mein junger Freund, man lernt in jedem Alter, und ich belehre mich gerne.«

»Habt Ihr wenigstens ein Wort, Kapitän?«

»Ich glaube, daß ich früher eines hatte; doch dadurch, daß ich es oft gegeben, habe ich keines mehr.«

»Ihr traut aber mindestens dem von Anderen, welche, da sie es nie gegeben, das ihrige noch haben?«

»Ich würde nur dem eines einzigen Menschen trauen, und Ihr seid dieser Mensch nicht, Ritter,«

»Wer ist es denn?«

»Messire Bertrand Duguesclin. Doch würde Messire Duguesclin für Euch gut stehen?«

»Ich kenne ihn nicht, wenigstens nicht persönlich; aber so fremd er mir auch ist, — wenn Ihr mich gehen laßt, wohin ich nothwendig gehen muß, wenn Ihr mich diesen Ring an seine Bestimmung übergeben laßt, verspreche ich Euch im Namen von Messire Duguesclin selbst,

nicht tausend Livres, sondern tausend Goldthaler.«

»Ich will lieber in baarem Geld die drei hundert Livres, die der Ring werth ist,« sagte Caverley lachend, und er streckte die Hand gegen Agenor aus.

Der Ritter wich rasch bis zu dem Fenster zurück, das aus den Fluß ging, und sprach, indem er den Ring von seinem Finger zog und die Hand über die Saone ausstreckte: »Dieser Ring ist der der Königin Blanche von Castilien, und ich überbringe ihn dem König von Frankreich. Wenn Du mir Dein Wort gibst, daß Du mich gehen lassest, und ich traue ihm, so verspreche ich Dir tausend Goldthaler. Weigerst Du Dich, so werfe ich den Ring in den Fluß, und Du verlierst Ring und Lösegeld.«

»Ja, aber ich behalte Dich und lasse Dich hängen.«

»Was eine geringe Entschädigung für einen Rechner ist, wie Du bist; und zum Beweis, daß Du meinen Tod nicht zu tausend Thaler anschlägst, dient, daß Du nicht nein sagst.«

»Ich sage nicht nein, weil. . .«

»Weil Du Furcht hast, Kapitän; sage nein, und der Ring ist verloren und Du lassest mich hernach hängen, wie Du willst.

Nun! sagst Du nein, sagst Du ja?«

»Meiner Treue!« rief Caverley voll Bewunderung, »das nenne ich einen hübschen Jungen. Der Teufel soll mich holen! bei der Milz unseres heiligen Vaters des Papstes, ich liebe Dich, Ritter.«

»Sehr gut, und ich bin Dir dankbar dafür, wie es sich gezielt. Doch antworte.«

»Was soll ich antworten?«

»Ja oder nein, ich verlange nichts Anderes, und das ist bald gesagt!«

»Nun . . . ja.«

»So ist es gut,« sprach der Ritter und steckte den Ring wieder an seinen Finger.

»Doch unter einer Bedingung,« fuhr der Kapitän fort.

»Nennt sie.«

Caverley wollte antworten, als ein gewaltiger Lärmen seine Aufmerksamkeit erregte; dieser Lärmen fand am Ende des Dorfes, statt, das am User des Flusses lag und ganz mit Wäldern umgeben war. Mehrere Soldaten zeigten ihre erschrockenen Gesichter an der Thüre und riefen:

»Kapitän, Kapitän!«

»Es ist gut, es ist gut, ich komme,« erwiderte der Condottiere, an dergleichen Vorfälle gewöhnt.

Dann sich gegen den Ritter umwendend:

»Du bleibst hier, zwölf Mann werden Dich bewachen; ich hoffe, daß ich Dir damit Ehre anthue, wie?«

»Es sei,« sprach der Ritter, »doch sie sollen mir nicht nahe kommen, denn bei dem ersten Schritt, den sie machen, schleudere ich den Ring in die Saone.«

»Nähert Euch ihm nicht, verlaßt ihn aber auch nicht,« sagte Caverley zu seinen Banditen.

Und er grüßte den Ritter, ohne einen Augenblick sein Helmvisir ausgehoben zu haben, und begab sich mit einem Schritte, welcher die Sorglosigkeit aus Gewohnheit bezeichnete, nach der Stelle des Lagers, wo der Lärm am stärksten war.

Während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit blieben Mauléon und sein Knappe beim Fenster stehen; die Wachen waren aus der andern Seile des Zimmers und hielten sich unbeweglich vor

der Thüre.

Der Lärmen dauerte fort, obgleich er allmählig abnahm; endlich hörte er ganz aus, und eine halbe Stunde nach seinem Abgang erschien Hugo von Caverley wieder und brachte einen neuen Gefangenen mit, den die über das Land wie ein Lerchengarn ausgespannte Compagnie gemacht hatte.

Der Gefangene schien ein Landedelmann zu sein und war schön gewachsen! er war mit einem verrosteten Helm und mit einem Panzer bewaffnet, der aussah, als wäre er von einem seiner Ahnen aus dem Schlachtfeld von Roncevaux ausgehoben worden. Beim Anblick dieser seiner Rüstung konnte man sich Anfangs des Lachens nicht erwehren; aber etwas Stolz in seiner Haltung, etwas Kühnes in seinem Wesen, das er jedoch demüthig zu machen versuchte, gebot den Spöttern, wenn nicht Ehrfurcht, doch wenigstens Vorsicht.

»Habt Ihr ihn gut durchsucht?« fragte Caverley.

»Ja, Kapitän,« antwortete ein deutscher Lieutenant, dem Caverley die Wahl der glücklichen Stellung, die er einnahm, zu verdanken hatte, eine Wahl, welche jenem nicht durch die Vortrefflichkeit dieser Stellung, sondern durch die vorzüglichen Weine, die man schon damals an den Ufern der Saone erzeugte, eingegeben worden war.

»Wenn ich sage ihn,« fügte der Kapitän bei, »so meine ich ihn und seine Leute.«

»Seid unbesorgt, die Operation ist mit aller Strenge vorgenommen worden,« erwiderte der deutsche Lieutenant.

»Und was habt Ihr bei ihnen gefunden?«

»Eine Mark Gold und zwei Mark Silber.«

»Bravo!« sagte Caverley, »der Tag scheint gut zu werden.«

Dann sich gegen den neuen Gefangenen umwendend:

»Nun wollen wir ein wenig mit einander reden, mein Paladin; obschon Ihr sehr einem Neffen von Kaiser Karl dem Großen gleicht, wäre es mir doch nicht unangenehm, aus Eurem eigenen Munde zu erfahren, wer Ihr seid: sagt uns das offenherzig und ohne Rückhalt.«

»Ich bin, wie Ihr an meiner Aussprache bemerken könnt« ein armer Edelmann aus Aragonien, der Frankreich besucht,« antwortete der Unbekannte.

»Ihr habt Recht,« sagte Caverley, »Frankreich ist ein schönes Land.

»Ja,« bemerkte der Lieutenant, »nur ist der Augenblick, den Ihr gewählt habt, schlecht.«

Mauléon mußte unwillkürlich lächeln, denn er vermochte besser, als irgend Jemand, die Richtigkeit dieser Bemerkung zu würdigen.

Der fremde Edelmann blieb unempfindlich.

»Sprich,« sagte Caverley, »Du hast uns bis jetzt nur Dein Vaterland genannt, das heißt, die Hälfte von dem, was wir wissen wollen; wie ist Dein Name?«

»Sagte ich Euch denselben, so würdet Ihr ihn nicht kennen,« antwortete der Ritter; »übrigens habe ich keinen Namen, ich bin ein Bastard.«

»Wenn Du nicht ein Jude, ein Türke oder ein Maure bist, hast Du wenigstens einen Taufnamen.«

»Ich heiße Enrique,« erwiderte der Ritter.

»Du hast Recht. Nun lüpfе Deinen Helm ein wenig, daß wir das gute Gesicht des aragonischen Strohjunktens sehen.«

Der Unbekannte zögerte und schaute umher, als wollte er sich versichern, daß keiner von seinen Bekannten da sei.

Aergerlich, daß er warten mußte, machte Caverley ein Zeichen. Einer von den Abenteurern näherte sich dem Gefangenen, schlug mit dem Heft seines Degens an den Knopf des Helms, und hob das eiserne Visir in die Höhe, das das Gesicht des Unbekannten bedeckte.

Mauléon stieß einen Schrei aus: dieses Gesicht war das auffallende Ebenbild des unglücklichen Großmeisters Don Federigo, an dessen Tod er indessen nicht zweifeln konnte, da er seinen Kopf in seinen Händen gehabt hatte.

Musaron erbleichte vor Schrecken und bekreuzte sich.

»Ah! ah! Ihr kennt Euch?« sagte Caverley, indem er abwechselnd Mauléon und den Ritter mit dem verrosteten Helm betrachtete.

Bei dieser Aufforderung schaute der Unbekannte Mauléon mit einer gewissen Unruhe an; doch ein Blick zeigte ihm, daß er den Ritter zum ersten Mal sah, und sein Antlitz heiterte sich wieder aus.

»Nun?« fragte Mauléon.

»Ich!« erwiderte der Fremde, »Ihr täuscht Euch, ich kenne diesen Edelmann nicht.«

»Und Du?«

»Ich auch nicht.«

»Warum hast Du denn so eben einen Schrei ausgestoßen?« fragte der Kapitän ziemlich ungläubig, trotz des doppelten Leugnens seiner zwei Gefangenen.

»Weil ich glaubte, Dein Soldat, als er ihm an sein Visir schlug, schlage ihm den Kopf ab.«

Lachend rief Caverley:

»Wir stehen also in einem sehr schlimmen Ruf? doch sprich offenherzig, kennst Du diesen Spanier oder kennst Du ihn nicht?«

»Bei meinem Ritterwort, ich sehe ihn heute zum ersten Male,« antwortete Mauléon.

Und während er diesen Schwur that, der strenge der Wahrheit entsprach, zitterte Mauléon noch ob dieser seltsamen Aehnlichkeit. Caverley richtete seine Augen von dem Einen aus dem Andern. Der unbekannte Ritter war wieder unempfindlich geworden und sah aus wie eine Marmorstatue.

»Sprich,« sagte Caverley ungeduldig, dieses Geheimniß zu ergründen, »Du bist zuerst da gewesen Ritter von . . . Ich habe vergessen, Dich nach Deinem Namen zu fragen; doch vielleicht bist Du auch ein Bastard.«

»Ja, ich bin es,« antwortete der Ritter.

»Gut,« versetzte der Abenteurer.

»Und Du hast auch keinen Namen?«

»Doch, ich habe einen, ich heiße Agenor, und da ich in Mauléon geboren bin, so nennt man mich gewöhnlich den Bastard von Mauléon.«

Caverley warf einen raschen Blick auf den Unbekannten, um zu sehen, ob der Name, den der Ritter ausgesprochen, einen Eindruck auf ihn machte.

Keine Muskel seines Gesichts rührte sich.

»Wohl, Bastard von Mauléon,« sprach Caverley, »Du bist zuerst da gewesen, und wir wollen vor Allem Deine Sache abmachen; dann gehen wir zu der von Herrn Enrique über. Wir sagten

also: den Ring für zweitausend Thaler.«

»Für tausend Thaler,« erwiderte Mauléon.

»Du glaubst?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Das kann wohl sein. Den Ring also für tausend Thaler. Du betheuerst mir, daß es der Ring von Blanche von Bourbon ist?«

»Ja!« sagte der Ritter.

Der Unbekannte machte eine Bewegung des Erstaunens, welche Mauléon nicht entging.

»Der Königin von Castilien?« fuhr Caverley fort.

»Der Königin von Castilien,« erwiderte Agenor.

Der Unbekannte verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

»Der Schwägerin von König Karl V.?« fragte der Kapitän.

»Der Schwägerin von König Karl V.«

Der Unbekannte war ganz Ohr geworden.

»Derselben, welche im Schlosse Medina Sidonia auf Befehl ihres Gemahls des Königs Don Pedro gefangen sitzt?« sagte Caverley.

»Derselben, welche auf Befehl ihres Gemahls Don Pedro im Schlosse Medina Sidonia erdrosselt worden ist,« antwortete der Unbekannte mit kaltem, aber einschneidendem Tone.

Mauléon schaute ihn ganz verwundert an.

»Ah! Ah!« rief Caverley, »die Sache verwickelt sich.«

»Woher wißt Ihr diese Kunde?« fragte Mauléon den Unbekannten; »ich glaubte der Erste zu sein, der sie nach Frankreich brächte.«

»Habe ich Euch nicht gesagt, ich sei ein Spanier und komme aus Aragonien?« erwiderte der Unbekannte.

»Ich erfuhr diese Katastrophe, welche im Augenblick meiner Abreise großen Lärmen in Spanien machte.«

»Aber wenn die Königin Blanche von Bourbon todt ist, woher hast Du ihren Ring?« fragte Caverley.

»Sie hat ihn mir übergeben, ehe sie starb, um ihn ihrer Schwester der Königin von Frankreich zu übergeben und ihr zugleich zu sagen, wer ihren Tod befohlen und wie sie gestorben.«

»Ihr habt also ihren letzten Augenblicken beigewohnt?« fragte der Unbekannte lebhaft.

»Ja,« antwortete Agenor, »und ich war es sogar, der ihren Mörder tödtete.«

»Einen Mauren?« fragte der Unbekannte.

»Mothril,« antwortete der Ritter.

»So ist es, doch Ihr habt ihn nicht getödtet.«

»Wie?«

»Ihr habt ihn nur verwundet.«

»Alle Wetter!« sagte Musaron, »wenn ich das gewußt hätte! Ich hatte noch elf Bolzen in meinem Köcher.«

»Dies Alles,« sprach Caverley, »kann für Andere sehr interessant sein, doch mich geht es nicht im Geringsten an, in Betracht, daß ich weder ein Spanier, noch ein Franzose bin.«

»Das ist richtig,« erwiderte Mauléon; »es ist also abgemacht, Du behältst Alles, was ich bei mir hatte, Du gibst mir und meinem Knappen die Freiheit.«

»Von dem Knappen war nicht die Rede,« entgegnete Caverley.

»Weil sich das von selbst verstand. Du lassest mir diesen Ring, und dafür gebe ich Dir tausend Thaler.«

»Vortrefflich; doch dabei nur eine kleine Bedingung.«

»Eine Bedingung?«

»Die ich Dir in dem Augenblick, wo wir gestört wurden, sagen wollte.«

»Es ist wahr,« sagte Agenor, »ich erinnere mich nun: und was war diese Bedingung«

»Außer diesen tausend Thalern, zu deren Betrag ich den Laufpaß schätze, den ich Dir gebe, bist Du mir noch den Dienst in meiner Compagnie während der ganzen Zeit des ersten Feldzugs schuldig, bei dem es König Karl V. uns zu verwenden beliebte wird, oder den ich für eigene Rechnung zu führen beliebte werde.«

Mauléon machte einen Sprung des Erstaunens.

»Ah! das sind meine Bedingungen,« sprach Caverley; »so wird es sein, oder es wird nicht sein.

Du unterzeichnest, daß Du zur Compagnie gehörst, und gegen diese Zusage bist Du frei . . . für den Augenblick wenigstens.«

»Und wenn ich nicht zurückkomme?« sagte Mauléon.

»Oh! Du wirst zurückkommen, da Du behauptest, Du habest ein Wort,« erwiderte Caverley.

»Gut, es sei, ich willige ein, doch unter einem einzigen Vorbehalt.«

»Unter welchem?«

»Daß Du mich unter keinerlei Vorwand die Waffen gegen Frankreich führen lassen kannst.«

»Das ist billig; ich dachte nicht daran,« erwiderte Caverley, »ich, der ich keinen andern König habe, als den von England, und auch . . . Wir schreiben also einen Vertrag, und Du unterzeichnest ihn.«

»Ich kann nicht schreiben,« entgegnete der Ritter, der, ohne sich im Geringsten zu schämen, die unter den Adeligen jener Zeit im Allgemeinen verbreitete Unwissenheit theilte. »Doch mein Knappe wird schreiben.«

»Und Du machst ein Kreuz?« sagte Caverley.

»Ich mache es.«

Er nahm ein Pergament, eine Feder, und reichte Beides Musaron, der unter seinem Dictate Folgendes schrieb:

*»Ich, Agenor, Ritter von Mauléon, mache mich verbindlich, sobald meine Sendung bei König Karl V. vollendet ist, zu Messire Hugo von Caverley, wo er auch sein mag, zurückzukehren und ihm mit meinem Knappen während der ganzen Dauer des ersten Feldzugs zu dienen, vorausgesetzt, daß dieser erste Feldzug weder gegen den König von Frankreich, noch gegen Monseigneur den Grafen von Foix, meinen Oberlehensherrn, gerichtet ist.«*

»Und die tausend Thaler?« bemerkte Caverley.

»Das ist richtig,« sprach Agenor, »ich vergaß sie.«

»Ja, aber ich habe ein gutes Gedächtniß.«

Agenor dictirte Musaron weiter.

»Und ich werde genanntem Sire Hugo Caverley die Summe von tausend Thalern zustellen, die ich ihm dafür, daß er mir für den Augenblick meine Freiheit gegeben, schuldig zu sein anerkenne.«

Der Knappe fügte den Tag und die Jahreszahl bei; dann nahm der Ritter die Feder, wie er ungefähr einen Dolch genommen hätte, und machte kühn ein Zeichen in Form eines Kreuzes.

Caverley nahm das Pergament, las es mit ängstlicher Aufmerksamkeit, nahm Sand, bestreute damit die noch feuchte Schrift, legte das Pergament sauber zusammen und schob es in sein Wehrgehänge.

»Das ist nun gut,« sagte er. »Du kannst gehen, Du bist frei.«

»Höre,« sprach der Unbekannte, »da ich keine Zeit zu verlieren habe und auch durch eine wichtige Angelegenheit nach Paris gerufen werde, so biete ich Dir an, mich unter denselben Bedingungen wie dieser Ritter loszukaufen.«

Lachend erwiderte Caverley:

»Ich kenne Dich nicht.«

»Kennst Du Messire Agenor von Mauléon, der, wie mir scheint, erst seit einer Stunde in Deinen Händen ist, besser?«

»Ja,« sprach Caverley; »wir Beobachter brauchen nicht einmal eine Stunde, um die Menschen zu würdigen, und während der Stunde, die der Ritter bei mir zugebracht, hat er etwas gethan, wodurch ich ihn kennen lernte,«

Der aragonische Ritter lächelte seltsam.

»Du nimmst also meinen Vorschlag nicht an?« sagte er.

»Durchaus nicht.«

»Du wirst es bereuen.«

»Bah!«

»Höre, Du hast mir Alles genommen, was ich besaß, ich habe also für den Augenblick nichts, was ich Dir bieten könnte. Behalte meine Leute als Geißeln, behalte mein Reisegeräthe und laß mich allein mit meinem Pferde ziehen.«

»Alle Teufel! Du machst mir da ein schönes Geschenk; Dein Reisegeräthe und Deine Leute gehören mir, da ich sie in meinen Händen habe.«

»So laß mich wenigstens zwei Worte zu diesem jungen Herrn sagen, da er frei weggeht.«

»Zwei Worte in Beziehung auf Dein Lösegeld?«

»Ganz gewiß; zu wie viel schätzt Du mich?«

»Zur Summe, die man Dir und Deinen Leuten abgenommen hat: zu einem Mark Gold und zu zwei Mark Silber.«

»Es sei,« sagte der Ritter.

»Nun, so sprich mit ihm, was Dir gut dünkt,« versetzte Caverley.

»Hört mich, Ritter,« sprach der aragonische Edelmann.

Und Beide zogen sich in einen Winkel zurück, um frei mit einander reden zu können.

---

## Dreizehntes Kapitel.

*Wie sich der aragonische Ritter gegen zehntausend  
Goldthaler loskaufte.*

Der Kapitän Caverley folgte sehr aufmerksam mit den Augen dem Gespräche der zwei fremden Ritter; doch der Spanier hatte Agenor weit genug von dem Abenteurer weggeführt, daß nicht eines ihrer Worte zu ihm gelangen konnte.

»Herr Ritter,« sagte der Unbekannte, »wir sind hier aus dem Bereiche der Stimme, doch nicht aus dem Bereiche der Augen: ich bitte Euch, schlagt Euer Helmvisir nieder, daß Ihr unverständlich und unempfindlich für alle die Menschen seid, die uns umgeben.«

»Und Ihr, edler Herr,« erwiderte Agenor, »laßt mich noch einmal, ehe Ihr das Eurige niederschlagt, einige Augenblicke Euer Gesicht betrachten; glaubt mir Euer Anblick gewährt mir eine schmerzliche Freude, die, Ihr nicht begreifen könnt.«

Der Unbekannte lächelte traurig.

»Herr Ritter,« sagte er, »schaut mich nach Eurem Belieben an, denn ich werde mein Visir nicht niederschlagen. Obschon ich kaum fünf oder sechs Jahre älter bin als Ihr, habe ich doch genug gelitten, um meines Gesichtes sicher zu sein. Es ist ein gehorsamer Diener und sagt immer nur das, was es nach meinem Willen sagen soll, m,d wenn es Euch an die Züge irgend einer geliebten Person erinnert, so wird das für mich eine Ermuthigung sein, einen Dienst von Euch zu fordern.«

»Sprecht.«

, »Ihr scheint bei dem Banditen, der uns gefangen genommen hat, sehr wohl gelitten; nicht dasselbe ist, wie es scheint, bei mir der Fall, denn während er mich hartnäckig zurückhält, erlaubt er Euch, Eure Reise fortzusetzen.«

»Ja, edler Herr,« erwiderte Agenor, sehr erstaunt, als er sah, daß der Spanier, seitdem er insgeheim mit ihm redete, während er noch einen leichten Accent beibehielt, doch das reinste Französisch sprach.

»Nun!« sagte der Aragonier, »wie groß auch Euer Bedürfniß sein mag, Eure Reise fortzusetzen, so ist doch das meinige nicht minder groß, und ich muß, um welchen Preis es auch sein mag, aus den Händen dieses Menschen kommen.«

»Herr,« sprach Agenor, »wenn Ihr mir schwört, daß Ihr Ritter seid, wenn Ihr mir Euer Wort gebt, so kann ich meine Ehre bei dem Kapitän Caverley verpfänden, daß er Euch frei mit mir ziehen läßt,«

»Das ist,« rief der Fremde freudig, »das ist gerade der Dienst, um den ich Euch bitten wollte. Ritter, Ihr seid ebenso verständig als artig.«

Agenor verbeugte sich und fragte:

»Ihr seid also adelig?«

»Ja, Sire Agenor, und ich darf sogar beifügen, daß wenige Edelleute adeliger als ich zu sein sich rühmen können.«

»Dann habt Ihr einen andern Namen, als den, welchen Ihr angegeben?«

»Ja, gewiß,« erwiderte der Ritter: »doch gerade hierin wird Eure Artigkeit groß sein; Ihr müßt Euch mit meinem Worte begnügen, ohne meinen Namen, zu erfahren, denn diesen Namen kann ich nicht sagen.«

»Nicht einmal einem Mann, dessen Ehre Ihr anruft, nicht einmal einem Mann, den Ihr für Euch gut zu stehen bittet?« fragte Agenor erstaunt.

»Herr Ritter,« erwiderte der Unbekannte, »ich mache mir diese Vorsicht als Eurer und meiner unwürdig zum Vorwurf; doch wichtige Interessen, die nicht einmal die meinigen sind, gebieten sie. Erlangt also meine Freiheit, um welchen Preis Ihr wollt, und ich bezahle diesen Preis, so groß er auch sein mag, so wahr ich ein Edelmann bin. Wollt Ihr mir dann erlauben, ein Wort beizufügen, so sage ich Euch, daß Ihr es nicht bereuen werdet, mich bei dieser Gelegenheit Euch verbunden zu haben.«

»Genug, genug, edler Herr,« erwiderte Mauléon, »verlangt von mir einen Dienst, kauft ihn mir aber nicht zum Voraus ab.«

»Später, Sire Agenor,« versetzte der Unbekannte »später werdet Ihr die Loyalität zu schätzen wissen, die mich so mit Euch zu sprechen zwingt; ich hätte für den Augenblick lügen und Euch einen falschen Namen sagen können, da Ihr mich nicht kennt; Ihr wäret genöthigt gewesen, Euch damit zu begnügen.«

»Ich dachte so eben daran,« erwiderte Mauléon. »Ihr werdet also zu gleicher Zeit mit mir frei sein, Herr Ritter, wenn der Kapitän Hugo von Caverley mir seine Gunst bewahrt hat.«

Agenor verließ den Fremden, der an demselben Platze blieb, und kehrte zu Caverley zurück, welcher ungeduldig das Resultat der Unterredung erwartete.

»Nun!« fragte der Kapitän, »seid Ihr weiter vorgerückt, als ich, mein lieber Freund, und wißt Ihr, wer der Spanier ist?«

»Ein reicher Kaufmann aus Toledo, der In Frankreich Handel treiben will und behauptet, seine Gefangenschaft würde ihm einen beträchtlichen Nachtheil zuziehen.

Er fordert mich auf, Bürgschaft für ihn zu leisten, nehmt Ihr sie an?«

»Seid Ihr bereit, sie zu geben?«

»Ja. Da ich einen Augenblick seine Lage getheilt habe, so mußte ich natürlich einwilligen. Auf, Kapitän, macht das Geschäft rund ab.«

Caverley besann sich.

»Ein reicher Kaufmann,« fuhr er fort, »der seiner Freiheit bedarf, um seinen Handel zu betreiben.«

»Herr Ritter,« flüsterte Musaron seinem Herrn ins Ohr, »ich glaube, Ihr habt da ein unkluges Wort gesprochen.«

»Ich weiß, was ich thue,« erwiderte der Ritter.

Musaron verbeugte sich als ein Mensch, der die gebührende Achtung vor der Klugheit seines Herrn hat.

»Ein reicher Kaufmann!« wiederholte Caverley.

»Teufel! Ihr begreift, das wird dann theurer zu stehen kommen, als bei einem Edelmann, und es kann nun bei unserem ersten Anschlag zu einem Mark Gold und zwei Mark Silber nicht mehr sein Verbleiben haben.«

»Ich habe Euch offenerherzig gesagt, was er ist, Kapitän; denn ich will Euch nicht hindern, von Eurem Gefangenen ein seinen Verhältnissen entsprechendes Lösegeld zu ziehen.«

»Ritter, ich habe es schon gesagt, Ihr seid entschieden ein hübscher Junge. Und wie viel bietet er? Er mußte das während Eures langen Gespräches mit einem Worte berühren.«

»Er hat mir gesagt, ich könne bei Euch bis auf fünfhundert Thaler Silber oder Gold gehen. Gold. . . bei fünfhundert Thaler Silber wäret Ihr betrogen.«

Caverley antwortete nicht, er berechnete immer.

»Fünfhundert Goldthaler,« sagte er endlich, »würden bei einem einfachen Kaufmann genügen; doch Ihr habt ihn einen reichen Kaufmann genannt, wie Ihr Euch erinnern werdet.«

»Ich erinnere mich dessen und sehe auch, daß ich Unrecht gehabt habe, dies zu sagen, Herr Kapitän, doch da man die Strafe für sein Unrecht bezahlen muß, so setzen wir das Lösegeld aus tausend Thaler fest, und wenn ich fünfhundert Thaler für meine Schwatthaftigkeit entrichten soll, so werde ich sie entrichten.«

»Das ist nicht genug für einen reichen Kaufmann,« erwiderte Caverley. »Tausend Goldthaler sind höchstens das Lösegeld für einen Ritter.«

Agenor befragte mit dem Auge denjenigen, dessen Interessen er zu vertheidigen beauftragt war, um zu wissen, ob er weiter gehen könnte.

Der Aragonier machte mit dem Kopf ein bestätigendes Zeichen.

»Verdoppeln wir die Summe, und Alles sei abgemacht,« sprach der Ritter.

»Zweitausend Goldthaler,« sagte der Condottiere, der sich selbst über den hohen Preis, den der Unbekannte aus seine Person setzte, zu wundern anfang. »Zweitausend Goldthaler, das ist also der reichste Kaufmann von Toledo? Meiner Treue, nein, ich glaube, daß ich einen guten Schlag gethan habe und will Nutzen daraus ziehen. Nun! er verdopple ein wenig und wir werden sehen.«

Agenor schaute abermals seinen Clienten an, der ihm ein zweites, dem ersten ähnliches Zeichen machte.

»Wohl,« sagte der Ritter, »da Ihr so anspruchsvoll seid, werden wir bis aus viertausend Goldthaler gehen.«

»Viertausend Goldthaler,« rief Caverley zugleich erstaunt und entzückt, »dann ist es ein Jude, und ich bin ein zu guter Christ, als daß Ich einen Juden um weniger losließe, als um. . .«

»Um weniger, als um wie viel?« fragte Agenor.

»Um weniger als . . .« (der Kapitän zögerte selbst vor der Summe, die er im Munde hatte, so übertrieben kam ihm diese Summe vor), »um weniger als zehntausend Goldthaler. Ah! meiner Treue, das Wort ist gesagt, und das ist noch kein Preis, bei meinem Ehrenwort!«

Der Unbekannte machte ein unmerkliches Zeichen der Beistimmung.

»Schlagt ein,« sprach Agenor, indem er Caverley die Hand reichte.

»Die Summe ist uns genehm und der Preis ist gemacht.«

»Wartet einen Augenblick,« rief Caverley, »für zehntausend Thaler nehme ich die Bürgschaft des Ritters nicht an, bei der Milz des Papstes! Für eine solche Garantie müßte ich einen Prinzen haben, und ich kenne sogar viele, die ich nicht annehmen würde.«

»Treuloser!« rief Mauléon, während er, die Hand an seinem Schwerte, gerade aus Caverley zuschritt, »ich glaube, Du mißtraust mir.«

»Ei! nein, mein Kind,« erwiderte Caverley, »Du täuschest Dich: nicht Dir mißtraue ich, sondern ihm. Denkst Du zufällig, einmal aus meinen Klauen, werde er die zehntausend Thaler bezahlen? Nein. Beim ersten Kreuzweg wird er sich rechts drehen, und Du siehst ihn nie mehr; er ist nur so großartig in Worten oder, wenn Du lieber willst, in Geberden gewesen, denn ich habe die Geberden gesehen, die er Dir machte, weil er die Absicht hat, nicht zu bezahlen,«

Trotz der Unempfindlichkeit, der sich der Fremde gerühmt hatte, sah Agenor, wie ihm die Röthe des Zorns ins Gesicht stieg; doch alsbald sich wieder bezwingend, machte er dem Ritter mit der Hand ein fürstliches Zeichen und rief:

»Kommt, Herr Agenor, ich habe Euch noch ein Wort zu sagen.«

»Gehe nicht,« sprach Caverley; »er will Dich nur durch schöne Worte verführen und Dir dann die zehntausend Thaler auf dem Nacken lassen.«

Doch der Ritter fühlte instinctartig, daß der Aragonier noch mehr war, als er zu sein schien, und er näherte sich ihm daher mit vollem Vertrauen und sogar mit einer gewissen Ehrfurcht.

»Ich danke, edler Ritter,« sprach der Spanier mit leiser Stimme; »Du hast wohl daran gethan, Dich für mich und auf mein Wort verbindlich zu machen; Du hast nichts zu befürchten; ich würde, diesen Caverley auf der Stelle bezahlen, wenn es mir beliebte, denn ich habe im Sattel meines Pferdes für mehr als dreimal hunderttausend Goldthaler in Diamanten; doch der Elende würde mein Lösegeld annehmen und mich, wenn er es angenommen hätte, erst nicht freilassen. Ihr werdet also Folgendes thun. Ihr tauscht Euer Pferd mit mir, reist ab und laßt mich hier; in der nächsten Stadt trennt Ihr sodann den Sattel, zieht einen ledernen Sack heraus und nehmt aus diesem Sack, was Ihr an Diamanten braucht, um zehntausend Goldthaler zu bekommen; sobald Ihr sie habt, holt Ihr mich hernach mit einem ansehnlichen Geleite ab.«

»Herr,« sprach Agenor ganz erstaunt, »mein Gott! wer seid Ihr denn, daß Ihr über so große Mittel verfügt?«

»Indem ich in Eure Hände Alles lege, was ich besitze, glaube ich Euch hinreichend Vertrauen zu schenken, um nicht nöthig zu haben, Euch zu sagen, wer ich bin.«

»Herr! Herr!« versetzte Mauléon, »ich zittere nun und Ihr wißt nicht, welche Bedenklichkeiten mich bestürmen. Diese seltsame Aehnlichkeit, dieser Reichthum, das Geheimniß, das Euch umgibt. . . Herr, ich habe in Frankreich Interessen zu vertheidigen . . . heilige Interessen . . . welche vielleicht den Einigen entgegengesetzt sind.«

»Antwortet mir,« sprach der Unbekannte mit dem Tone eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist, »nicht wahr, Ihr geht nach Paris?«

»Ja,« erwiderte der Ritter.

»Ihr geht dahin, um König Karl V. den Ring der Königin von Castilien zu überbringen?«

»Ja.« »Ihr wollt dort in ihrem Namen Rache fordern?«

»Ja.«

»Gegen den König Don Pedro?«

»Gegen den König Don Pedro.«

»Dann seid unbesorgt,« sprach der Spanier; »unsere Interessen sind dieselben, denn der König Don Pedro hat meine . . . Königin getödtet, und auch ich habe geschworen, Dona Blanche zu rächen.«

»Ist das wahr, was Ihr da sagt?« fragte Agenor.

»Herr Ritter,« erwiderte der Unbekannte mit festem, majestätischem Ton, »schaut mich wohl

an . . . Ihr behauptet, ich gleiche einem Eurer Bekannten: wer war dieser Eine, sprecht?«

»Oh! mein unglücklicher Freund,« rief der Ritter, »oh! edler Großmeister! . . . Herr, Ihr gleicht zum Täuschen Seiner Hoheit Don Federigo.«

»Ja, nicht wahr?« versetzte lächelnd der Unbekannte; »eine seltsame Ähnlichkeit, eine Ähnlichkeit von Brüdern.«

»Unmöglich!« sprach Agenor, indem er den Aragonier beinahe mit Schrecken anschaute.

»Geht in das nächste Städtchen, Herr Ritter,« fuhr der Unbekannte fort, »verkauft die Diamanten an einen Juden und sagt dem Anführer der spanischen Truppe, Don Enrique von Transtamare sei Gefangener des Kapitän Caverley . . . Ruhe; ich sehe Euch durch Eure Rüstung beben; bedenkt, daß man uns beobachtet.«

Agenor zitterte in der That vor Erstaunen. Er verbeugte sich vor dem Prinzen vielleicht ehrfurchtsvoller als er es hätte thun sollen, und kehrte zu Caverley zurück, der ihm, um ihm die Hälfte des Weges zu ersparen, entgegenkam.

»Nun!« sagte der Kapitän, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, »er hat schöne Worte, goldene Worte, und Du lässest Dich durch sie bethören, armes Kind!«

»Kapitän,« erwiderte Agenor, »die Worte dieses Kaufmanns sind in der That golden, denn er hat mir ein Mittel angegeben, Euch sein Lösegeld noch vor heute Abend zu bezahlen.«

»Die zehntausend Goldthaler?«

»Die zehntausend Goldthaler.«

»Nichts kann leichter sein,« sprach der Unbekannte hinzutretend: »der Ritter setzt seine Reise bis an den ihm bewußten Ort fort, wo ich einiges Geld niedergelegt habe; er bringt Dir dieses Geld, zehn Säcke, jeden von tausend Goldthalern: man laßt Dich dieses Geld sehen, berühren, damit Du Dich überzeugst, und wenn Du Dich vollkommen überzeugt hast, wenn das Gold in Deinen Kisten ist, so lassest Du mich gehen. Heißt das zu viel verlangen? Ist das abgemacht?«

»Abgemacht, Meiner Treue, ja, wenn Du Dein Versprechen ausführst,« erwiderte Caverley, der zu träumen glaubte.

Dann sich gegen seinen Lieutenant umwendend, sprach er:

»Das ist Einer, der seinen Werth sehr hoch anschlägt. Wir werden sehen, wie er seine Werthschätzung bezahlt.«

Agenor schaute den Prinzen an.

»Sire Mauléon,« sagte dieser, »in Erinnerung an den guten Dienst, den Ihr mir leistet, und zur Dankbarkeit, die ich Euch bewahre, tauschen wir nach der brüderlichen Sitte der Ritter Pferd und Schwert. Ihr verliert vielleicht bei dem Tausch, doch ich werde Euch später entschädigen.«

Agenor dankte, Caverley, der dies mitangehört hatte, brach in ein Gelächter aus.

»Er, betrügt Dich abermals,« sagte er leise zu dem jungen Manne.

»Ich habe sein Pferd gesehen, es ist nicht so viel werth, als das Deinige. Das ist offenbar weder ein Ritter, noch ein Kaufmann, noch ein Jude; es ist ein Araber.«

Der Prinz setzte sich ruhig an einen Tisch und hieß Musaron einen zweiten Vertrag, dem ersten ähnlich, abfassen, und als dieser abgefaßt, war, zeichnete Agenor, der für den Prinzen Bürgschaft leistete, sein Kreuz darunter, wie er es bei dem seinigen gethan; dann, nachdem der Kapitän Caverley die Schrift mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit geprüft hatte, brach der Ritter nach Chalons auf, das man jenseits der Saone erblickte. Alles ging, wie es der Prinz gesagt hatte.

Agenor fand im Sattel das lederne Säckchen und in dem ledernen Säckchen die Diamanten. Er verkaufte davon für zwölftausend Thaler, denn von Caverley völlig geplündert, mußte der Prinz seine Börse wieder füllen. Als er sodann nach dem Lager zurückkehrte, fand er den spanischen Kapitän, den ihm Don Enrique Transtamare bezeichnet hatte; er erzählte ihm das Ereigniß des Prinzen und ließ sich von ihm und seinen Leuten bis zu einem kleinen Walde begleiten, der ungefähr eine Viertelmeile von der Stelle des Lagers entfernt war; hier machten die Spanier Halt, und Agenor ritt weiter.

Die Dinge gingen auf eine noch redlichere Weise, als es der Ritter hoffte. Caverley zählte und überzählte seine Goldthaler, und stieß dabei schwere Seufzer aus, denn nun erst kam ihm der Gedanke, daß man hätte von einem Mann, der so rasch und pünktlich bezahlte, das Doppelte von dem, was er gefordert, verlangen können, und man würde es erhalten haben.

Doch man mußte sich entschließen und, da der Ritter sein Wort streng gehalten hatte, auch dem seinigen Genüge leisten.

Caverley ließ also die zwei jungen Leute sich entfernen, doch nicht ohne Agenor daran zu erinnern, daß er sich seiner Schuld gegen ihn noch nicht entledigt habe, und daß er ihm seinerseits Noch tausend Thaler und den Dienst für einen ganzen Feldzug schuldig sei.

»Ich hoffe, Ihr werdet nie zu diesem Banditen zurückkehren,« sprach der Prinz, sobald sie frei waren.

»Ach!« erwiderte Agenor, »ich werde es wohl thun müssen.«

» »Ich bezahle Alles, was Ihr braucht, um Euch loszukaufen.«

»Ihr werdet mein Wort nicht loskaufe«, mein Prinz, und mein Wort ist gegeben.«

»Bei Gott!« rief der Prinz, »ich habe das meinige nicht gegeben, und ich lasse Caverley hängen, so wahr wir Beide leben. Auf diese Art habe ich es nicht zu bedanken, daß ihm meine Thaler zukamen.«

In diesem Augenblick kam man zu dem kleinen Walde, in welchem der spanische Kapitän mit seinen zwanzig Lanzen lag, und Enrique fand sich freudig, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu sein, endlich wieder mit seinen Freunden zusammen.

Dies war der Ausgang der schlimmen Angelegenheit des Prinzen und des Ritters, aus der sich der Prinz durch das Wort des Ritters gezogen hatte.

Agenor aber, der ohne Geld und ohne Freunde aufgebrochen war, hatte nun beinahe einen Schatz zu seiner Verfügung und zu seiner Beschützung einen Prinzen.

Musaron hielt hierüber tausend Abhandlungen, von denen die eine immer geistreicher war, als die andere; doch diese Abhandlungen, obwohl philosophisch, sind seit dem Alterthum zu sehr bekannt, als daß wir sie hier berichten sollten.

Er endigte seine Reden mit einer Frage, welche so wichtig ist, daß wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen können.

»Hoher Herr,« sagte er »ich begreife nicht, warum Ihr, da Ihr zwanzig Lanzen zu Eurer Verfügung hattet, allein mit einem Knappen und nur zwei oder drei Dienern marschirt seid?«

»Mein Lieber,« erwiderte der Prinz lachend, »dies geschah, weil der König Don Pedro, mein Bruder, auf allen Straßen, welche von Spanien, nach Frankreich führen, Spione und Mörder geschickt hat. Ein glänzender Zug hätte mich erkenntlich gemacht, und ich wünschte das Incognito zu beobachten. Die Dunkelheit taugt mehr für mich als der helle Tag. Ueberdies soll man von mir sagen: »»Enrique ist aus Spanien mit drei Dienern weggegangen und ist mit einem

ganzen Heere dahin zurückgekehrt. Don Pedro hatte im Gegentheile sein ganzes Heer in Spanien und ist allein daraus weggegangen.«

»Brüder! . . .« murmelte Agenor, »Brüder! . . .«

«Mein Bruder hat meinen Bruder getödtet, und ich werde meinen Bruder rächen,« entgegnete Enrique von Transtamare.

»Herr Ritter,« sagte Musaron, einen Augenblick benützend, wo der Prinz mit seinem Lieutenant plauderte, »das ist ein Vorwand, den der edle Enrique von Transtamare nicht für zehntausend Thaler geben würde.«

»Wie er dem tapferen Großmeister gleicht! Hast Du es bemerkt, Musaron?«

»Herr Ritter,« erwiderte der Knappe, »Don Federigo war blond und dieser ist roth; das Auge des Großmeisters war schwarz, und dieser hat ein graues Auge; der eine hatte eine Adlernase, der andere hat einen Geierschnabel; der erste war schlank, der zweite ist mager; Don Federigo hatte Feuer auf den Wangen, der Prinz Enrique von Transtamare hat Blut; nicht Don Federigo gleicht er, sondern Don Pedro. Zwei Geier, Messire Agenor, zwei Geier.«

»Das ist wahr,« dachte Mauléon, »und sie schlagen sich auf dem Leibe der Taube.«

---

## Vierzehntes Kapitel.

*Wie der Bastard von Mauléon König Karl V. den Ring seiner Schwägerin, der Königin Blanche von Castilien, übergab.*

Im Garten eines schönen Gebäudes, das sich in der Rue Saint-Paul erhob, aber noch in mehreren seiner Theile unverändert war, ging ein Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, gekleidet in eine lange Robe von dunkler Farbe, mit Umschlägen von schwarzem Summet, und am Leibe umschlossen von einer Schnur, deren Eicheln bis aus seine Füße herabfielen. Gegen die Gewohnheit der Zeit hatte dieser Mann weder Degen, noch Dolch, noch irgend ein unterscheidendes Merkmal des Adels, Der einzige Schmuck, den er trug, war ein kleiner Kranz von goldenen Lilien, der einen Kreis um eine von jenen schwarzen Sammetmützen bildete, welche der Mode des Chaveron vorhergegangen sind. Dieser Mann hatte alle Charaktere der reinen fränkischen Race; er hatte blonde Haare, zum Zeichen hoher Geburt viereckig geschnitten, blaue Augen und einen kastanienbraunen Bart; aus seinem Gesichte, obgleich es das von uns genannte Alter angab, war keine Leidenschaft ausgeprägt, und sein ernster Charakter bezeichnete den Mann der tiefen Gedanken und des langen Nachsinnens. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sein Haupt sank aus seine Brust, und er überließ eine Hand zum Lecken zwei großen Windhunden, welche an seiner Seite gingen, stehen blieben, wenn er stehen blieb, und weiter schritten, wenn er weiter schritt. In einiger Entfernung von diesem Mann lehnte an einem Baum und einen gehaubten Falken aus der Faust ein junger Page mit sorglosem Gesicht, der den Raubvogel neckte, in welchem man an seinen goldenen Schellen einen Lieblingsdiener erkennen konnte.

In der Ferne und an den entlegenen Stellen des Gartens hörte man die freudigen Gesänge der Vögel, welche von den Blumen und Bäumen der neuen königlichen Wohnstätte Besitz ergriffen, denn der Mann mit dem nachdenkenden Gesicht war kein Anderer, als der Regent Karl V., der das Königreich Frankreich regierte, während sein Vater, der König Johann, ein Sklave des gegebenen Wortes, als Gefangener in England verweilte, und der dieses schöne, neue Gebäude errichten ließ, um das Schloß des Louvre und den Palast der Cité zu ersetzen, wo der emsige Monarch, der einzige von den französischen Königen, den die Nachwelt den Weisen nennen sollte, bei seinen Studien nicht genug Einsamkeit und Ruhe fand.

In den Gängen sah man die zahlreiche Dienerschaft dieses prachtvollen Hauses hin und hergehen, und über dem ungeduldigen Geschrei des Falken, dem entfernten Gezwitzcher der Vögel und dem Lärm der Worte, welche, sich durchkreuzend, die Diener austauschten, hörte man zuweilen wie einen rollenden Donner das Brüllen großer Löwen, welche König Johann von Afrika hatte kommen lassen, und die man in tiefen Gräben eingeschlossen hielt.

König Karl V. folgte einem Gange dieses Gartens und kehrte dann wieder um, wenn er zu einem gewissen Punkte gekommen war, um nicht die Thüre des Gebäudes, die aus sechs äußeren Stufen nach der Terrasse führte, nach der dieser Gang ausmündete, aus dem Gesichte zu verlieren.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und heftete die Augen aus diese Thüre, durch welche er

Jemand zu erwarten schien, und obgleich diese Person wohl lebhaft ersehnt war, setzte er, ohne daß sein Gesicht die geringste Ungeduld nach jedem vergeblichen Warten ausdrückte, feinen Spaziergang mit demselben Schritte und mit demselben tiefen Ernste wieder fort.

Endlich erschien oben auf der Freitreppe ein schwarzgekleideter Mann, der ein ebenholzernes Schreibzeug und Pergamente in der Hand hielt. Er überschaute mit einem Blick den Garten, in welchen er hinabsteigen wollte, und ging, als er den König gewahrte, gerade auf diesen zu.

»Ah! Ihr seid es, Doctor,« sagte Karl ihm entgegen schreitend, »ich erwartete Euch; kommt Ihr aus dem Louvre?«

»Ja, Sire.«

»Ist ein Bote von unseren Gesandtschaften zurückgekommen?«

»Niemand, es sind nur zwei Ritter, welche eine lange Reise gemacht zu haben scheinen, angekommen, und haben inständig um die Ehre gebeten, Eurer Hoheit vorgestellt zu werden, der sie, wie sie sagen, Dinge von der größten Wichtigkeit mittheilen müssen.«

»Und was habt Ihr gethan?«

»Ich habe sie mitgebracht, und sie warten auf das Belieben des Königs in einem Saale des Hotel,«

»Und keine Nachrichten von Seiner Heiligkeit dem Papste Urban V.?«

»Nein, Sire.«

»Keine Nachrichten von Duguesclin, den ich an ihn abgeschickt habe?«

»Noch nicht, doch wir müssen ohne Verzug erhalten, da er Eurer Hoheit vor zehn Tagen schreiben ließ, er würde am andern Tag Avignon verlassen.«

Der König blieb einen Augenblick nachdenkend und beinahe sorgenvoll; dann, als faßte er einen Entschluß, sagte er:

»Nun, Doctor, laßt die Depechen sehen.«

Und ganz zitternd, als ob jeder neue Brief ihm ein neues Unglück mittheilen müßte, setzte sich der König unter eine Laube, wo durch die Geißblattranken die Strahlen einer Augustsonne durchschienen.

Derjenige, welchen der König unter dem Namen Doctor bezeichnet hatte, öffnete ein Portefeuille, das er unter dem Arme trug, und zog daraus mehrere große Briefe hervor.

»Nun?« fragte der König.

»Botschaft aus der Normandie; die Engländer haben eine Stadt und zwei Dörfer verbrannt.«

»Trotz des Friedens!« murmelte der König, »trotz des Vertrags von Bretigny, der uns so theuer zu stehen gekommen ist!«

»Was werdet Ihr thun, Sire?«

»Ich werde Geld schicken.«

»Botschaft von Forez.«

»Laßt hören.«

»Die großen Compagnien haben die User der Saone überfallen.

Drei Städte sind geplündert worden, sie haben die Ernte auf dem Lande abgeschnitten, die Reben ausgerissen und das Vieh weggeführt. Man hat hundert Frauen verkauft.«

Der König verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

»Ist denn Jacob von Bourbon nicht dort?« fragte er; »er versprach mir, mich aller dieser

Räuber zu entledigen!«

»Wartet,« sagte der Doctor, eine dritte Depeche öffnend. »Hier folgt ein Brief, worin von ihm die Rede ist. Er ist mit den großen Compagnien in Brignais zusammengetroffen, er hat ihnen eine Schlacht geliefert; doch . . .«

Der Doctor stockte und zögerte.

»Doch? . . versetzte der König, indem er den Brief aus seinen Händen nahm. »Laßt sehen, was ist es?«

»Leset selbst, Sire.«

»Unterlegen und getödtet!« murmelte der König, »ein Prinz vom Hause Frankreich getödtet und erwürgt von Banditen! Und unser heiliger Vater antwortet mir nicht. Die Entfernung von Avignon bis hierher ist doch nicht groß.«

»Was befiehlt Ihr, Sire?« fragte der Doctor.

»Nichts; was soll ich in Abwesenheit von Duguesclin befehlen? Ist nicht unter dem Allem ein Bote von meinem Bruder dem König von Ungarn gekommen?«

»Nein, Sire,« antwortete schüchtern der Doctor. als er sah, daß die Last dieser Unfälle das königliche Haupt immer schwerer bedrückte.

»Und die Bretagne?«

»Immer noch in vollem Kriege begriffen: der Gras von Montfort hat Vortheile errungen.«

Karl V. schlug einen weniger verzweifelten, als träumerischen Blick zum Himmel aus und sprach mit leiser Stimme: »Großer Gott! solltest Du Dein Frankreich verlassen? Mein Vater war ein guter König, doch zu kriegerisch; ich habe fromm gelebt, o Gott, ich habe stets das Blut Deiner Geschöpfe zu schonen gesucht, denn ich betrachtete diejenigen, über welche Du mich gestellt, als Menschen, von denen ich Dir Rechenschaft geben müßte, und nicht als Sklaven, deren Blut nach meiner Laune stießen könnte. Und dennoch hat mir Niemand für meine Menschlichkeit Dank gewußt, nicht einmal Du, mein Gott. Ich will der Barbarei, welche die Welt nach dem Chaos zurückweichen macht, einen Damm setzen. Die Absicht ist gut, dessen bin ich sicher, doch Niemand hilft mir, Niemand versteht mich.«

Und der König ließ sein träumerisches Haupt wieder aus seine Hand fallen.

In diesem Augenblick vernahm man einen gewaltigen Lärmen von Trompeten und Ausrufungen, welche die Straßen durchliefen und bis an das zerstreute Ohr des Königs schollen. Der Page hörte auf den Falken zu reizen und befragte den Doctor mit dem Auge.

»Seht, was es ist,« sagte der Doctor.

»Sire,« fügte er, sich an den König wendend, bei, »hört Ihr diese Fanfaren?«

»Ich spreche zum Himmel von Frieden und Philosophie und er antwortet mir Krieg und Gewaltthat.«

»Sire,« sprach der Page herbeilaufend, »es ist Messire Bertrand Duguesclin, der von Avignon zurückkehrt und in die Stadt einzieht.«

»Er sei willkommen,« sprach der Könige und mit sich selber redend, flüsterte er, »obgleich er mit mehr Lärmen kommt, als mir lieb ist.«

Und er stand rasch auf, um ihm entgegenzugehen; doch ehe er das Ende der Allee erreicht hatte, erschien eine lange Linie von Menschen unter dem Gewölbe und strömte durch das Gartenthor herein: dies waren die Leibwachen, die Ritter und das Volk, bebend vor Freude und

einen Mann von mittlerem Wuchse, mit großem Kopf, breiten Schultern und durch die Gewohnheit, zu reiten, gebogenen Beinen umgebend.

Dieser Mann war Messire Bertrand Duguesclin, der mit seinem gewöhnlichen, aber sanften Gesichte und seinen gescheiten Augen lächelte und dem Volke, den Leibwachen und den Rittern, die ihn mit Segnungen überhäuften, dankte.

In diesem Augenblick erschien der König am Ende der Allee; Alle verbeugten sich und Bertrand Duguesclin stieg rasch die Stufen hinab, um dem König seine Huldigung darzubringen.

»Mau wirft sich vor mir nieder,« murmelte Karl, »doch man lächelt Duguesclin zu; man achtet mich, aber man liebt ihn. Dies geschieht, weil er das Bild jenes falschen Ruhmes ist, der so mächtig wirkt bei allen gemeinen Geistern, und weil ich für sie den Frieden darstelle, das heißt, für ihre kurzsichtigen Blicke, die Schmach und die Unterwürfigkeit. Diese Leute gehören ihrem Jahrhundert an, ich gehöre dem meinigen nicht an, und ich würde sie alle eher ins Grab legen, als sie zu einer Aenderung veranlassen, welche weder ihrem Geschmack, noch ihren Gewohnheiten entspricht. Doch wenn mir Gott die Kraft verleiht, werde ich ausdauern.«

Dann heftete er seinen ruhigen, wohlwollenden Blick auf den Ritter, der ein Knie vor ihm auf die Erde setzte, und sprach laut, indem er ihm die Hand mit einer Anmuth reichte, die seiner Person wie ein natürlicher Wohlgeruch entströmte:

»Seid willkommen.«

Duguesclin drückte seine Lippen auf die erhabene Hand.

»Edler König,« sprach der Ritter aufstehend, »hier bin ich. Ich habe mich beeilt, wie Ihr seht, und bringe Neuigkeiten.«

»Gute?« fragte der König.

»Sehr gute, ja, Sire. Ich habe dreitausend Lanzen angeworben.«

Das Volk brach in Freudenschreie als, als es hörte, welche Verstärkung ihm unter Anführung eines so tapferen Generals zukam.

»Das ist gut, erwiderte Karl, der der Freude, welche die Worte von Duguesclin in der bewundernden Versammlung erregt hatten, nicht entgegneten wollte.

Dann sagte er mit leiser Stimme:

»Ach! Messire, Ihr hättet nicht dreitausend Lanzen anwerben, sondern eher sechstausend unterdrücken sollen. Wir werden immer noch, genug Soldaten haben, wenn wir sie anzuwenden wissen.«

Und er nahm den Arm des guten Ritters, der über diese Ehre ganz erstaunt war, stieg die Stufen hinauf und durchschritt die Menge des Volkes, der Höflinge, der Leibwachen, der Ritter und Frauen, die, als sie sah, welches gute Einverständniß zwischen dem König und dem General herrschte, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt, jauchzte, daß die Gewölbe zitterten.

Karl V. grüßte Jedermann mit der Hand und mit einem Lächeln, und führte den bretagnischen Ritter in eine große Gallerie, welche später zum Ertheilen der Audienzen bestimmt war und an seine Wohnung stieß. Das Geschrei der Menge folgte ihm dahin, und man hörte es noch, als der König schon die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

»Sire sprach Bertrand ganz freudig, »mit der Hilfe des Himmels und der Liebe dieser braven Leute werden wir Euer ganzes Erbe wiedererlangen, und ich bin überzeugt, daß in zwei Jahren eines gut geführten Krieges . . .«

»Aber um Krieg zu führen, Bertrand, braucht man Geld, viel Geld, und wir haben keines.«

»Bah! Sire, mit einer kleinen Auflage auf die Felder. . .«

»Es gibt keine Felder mehr, mein Freund: die Engländer haben Alles verheert, und unsere guten Verbündeten haben vollends verschlungen, was der Engländer verschonte.«

»Sire, Ihr legt eine Steuer von einem Franken für den Kopf auf jedes Mitglied der Geistlichkeit, und erhebt einen Zehnten von ihren Gütern: die Geistlichen erheben diesen Zehnten schon lange genug von den unserigen.«

»Gerade deshalb schickte ich Euch zu unserem heiligen Vater dem Papst Urban V.,« sagte der König; »gibt er uns Vollmacht, diesen Zehnten zu erheben?«

»Oh! ganz im Gegentheil,« erwiderte Bertrand, »denn er beklagt sich über die Armuth der Geistlichkeit und verlangt Geld.«

»Ihr seht wohl, mein Freund,« sagte der König mit einem traurigen Lächeln, »auf dieser Seite ist nichts zu machen.«

»Ja, Sire; doch er bewilligt Euch eine große Gunst.«

»Jede Gunst, welche viel kostet, Bertrand, ist keine Gunst mehr für einen König, dessen Kassen leer sind.«

»Sire, er bewilligt sie unentgeltlich.«

»So sprecht geschwinde, was für eine Gunst ist es?«

»Sire, die Geißel Frankreichs sind in diesem Augenblick die großen Compagnien, nicht wahr?«

»Ja, gewiß; hat der Papst ein Mittel gefunden, sie zu verabschieden?«

»Nein, Sire, das übersteigt seine Gewalt, doch er hat sie excommunicirt.«

»Ah! damit macht er uns den Garaus!« rief der König, während Bertrand, der ihm diese Neuigkeit mit triumphirender Miene verkündigt hatte, nicht mehr wußte, was er denken sollte; »aus Räubern werden sie Mörder werden, aus Wölfen werden sie sich zu Tigern machen; es gab vielleicht noch Einige unter ihnen, welche Gott fürchteten, und diese hielten die Andern im Zügel. Nun werden sie nichts mehr zu fürchten haben und nichts mehr schonen. Wir sind verloren, mein armer Bertrand!«

Der würdige Ritter kannte die tiefe Weisheit und den scharfen Geist des Königs. Er hatte die bei einem Mann von geringerem Scharfsinn kostbare Eigenschaft, daß er ein dem seinigen überlegenes Urtheil achtete; er dachte nach, und sein gesunder Verstand zeigte ihm, daß der König richtig errathen hatte.

»Es ist wahr,« sagte er, »sie werden lachen, wenn sie erfahren, daß unser heiliger Vater der Papst sie wie Christen behandelt hat, und sie werden uns wie Mahometaner und Juden behandeln.«

»Du siehst wohl, in was für einer ärgerlichen Lage wir uns befinden, mein lieber Bertrand.«

»Daran hatte ich in der That nicht gedacht, und ich glaubte Euch eine gute Nachricht zu überbringen. Soll ich zum Papst zurückkehren und ihm sagen, er möge sich nicht beeilen?«

»Ich danke, Bertrand,« erwiderte der König.

»Entschuldigt mich, Sire,« sprach Bertrand. »Ich muß gestehen, ich bin ein schlechter Botschafter. Mein Geschäft ist es, zu Pferde zu steigen und anzugreifen, wenn Ihr mir sagt: »Steige zu Pferde, Guesclin, und greif an.«« Doch bei allen Fragen, bei welchen mau mit Federstrichen statt mit Schwertstreichen streitet, Sire, bin ich ein armseliger Politiker.«

»Und dennoch wäre nichts verloren, wenn Du mir helfen wolltest, mein lieber Bertrand.«

»Wie, wenn ich Euch helfen wollte, Sire!« rief Duguesclin; »ich glaube wohl, daß ich will! Meinen Arm, mein Schwert, meinen Leib, Alles stelle ich zu Eurer Verfügung.«

»Oh! Du wirst mich nicht verstehen können,« sagte der König mit einem Seufzer.

»Ah! Sire, das ist wohl möglich, mein Kopf ist etwas hart, was übrigens ein großes Glück für mich ist, denn ich habe so viele Hiebe darauf bekommen, daß er, wenn ihn die Natur nicht so geschaffen hätte, heute bedeutend beschädigt wäre.«

»Ich hatte Unrecht, zu sagen, Du könntest mich nicht verstehen, mein lieber Bertrand; ich hätte sagen müssen, Du würdest mich nicht verstehen wollen.«

»Ich würde nicht wollen?« versetzte Bertrand erstaunt. »Und wie könnte ich etwas nicht wollen, was mein König will?«

»Ei! mein lieber Bertrand, weil wir in der Regel nur die Dinge wollen, welche in unserer Natur, in unseren Gewohnheiten oder in unseren Neigungen liegen, und weil das, was ich von Dir zu verlangen habe, Dir beim ersten Anblick sonderbar und sogar seltsam vorkommen wird.«

»Sprecht immerhin, Sire.«

»Bertrand,« sagte der König, »Du kennst unsere Geschichte, nicht wahr?«

»Nicht genau, Sire,« erwiderte Duguesclin; »ein wenig die von Bretagne, weil das mein Vaterland ist.«

»Doch Du hast von allen den großen Niederlagen sprechen hören, welche das Königreich Frankreich zu wiederholten Malen bis auf zwei Finger breit an den Rand seines Untergangs gebracht haben.«

»Was das betrifft, ja, Sire. Eure Majestät meint ohne Zweifel die Schlacht von Courtrai, zum Beispiel, wo der Graf von Artois getödtet worden ist, die Schlacht von Crécy, wo König Philipp von Valois sich nur mit sieben von seinen Leuten flüchtete, und endlich die Schlacht von Poitiers, wo König Johann zum Gefangenen gemacht worden ist?«

»Nun wohl, Bertrand,« sagte der König, »hast Du je über die Ursachen nachgedacht, welche den Verlust dieser Schlachten herbeiführten?«

»Nein, Sire; ich denke so wenig als möglich nach: das ermüdet mich.«

»Ja, ich begreife das wohl; doch ich habe über diese Ursache nachgedacht, und sie gefunden.«

»Wahrhaftig!«

»Ja, und ich will sie Dir sagen.«

»Ich höre, Sire.«

»Hast Du bemerkt, daß die Franzosen, sobald sie in der Schlacht sind, statt sich wie die Flamänder hinter ihren Piken, oder wie die Engländer hinter ihren Pfählen zu verschanzen, und statt ihren Vortheil zu benützen, wenn ihnen der Augenblick günstig dünkt. Alle untereinander nach Belieben angreifen, ohne sich um das Terrain zu bekümmern, wobei Jeder nur darauf bedacht ist, daß er zuerst ankommt und die größten Hiebe thut? Daraus entsteht ein Mangel an aller Einheit, denn Jeder gehorcht nur seinem Willen, folgt nur einem Gesetze, dem seiner Laune, hört nur auf eine Stimme, der, welche ihm vorwärts zuruft. So kommt es, daß die Flamänder und die Engländer, was ernste und disciplinirte Völker sind, welche der Stimme eines einzigen Führers gehorchen, zu rechter Zeit angreifen und uns beinahe immer auf das Haupt schlagen.«

»Es ist wahr,« sagte Duguesclin, »es geht allerdings so, doch welches Mittel hat man, um die Franzosen vom Angriff abzuhalten, wenn sie den Feind vor sich sehen?«

»Dahin müßte man es aber gerade bringen, mein guter Duguesclin.«

»Das wäre noch möglich,« sagte der Ritter, »wenn sich der König an unsere Spitze stellte. Vielleicht würde man dann aus seine Stimme hören.«

»Du täuschest Dich, mein guter Bertrand; man weiß, daß ich friedlicher Natur, und darin ganz verschieden von meinem Vater Johann und meinem Bruder Philipp bin. Wenn ich nicht aus den Feind losmarschirte, würde man glauben, es geschehe aus Furcht, denn die Könige von Frankreich Pflügen immer dahin zu marschiren, wo der Feind ist; es könnte also nur ein anerkannter Rus, ein gegründetes, fleckenloses Ansehen ein solches Wunder bewirken! Bertrand Duguesclin also, wenn er es wollte.«

»Ich, Sire!« rief der Ritter, den König mit großen verwunderten Augen anschauend.

»Ja, Du, nur Du allein, denn man weiß, Gott sei Dankt daß Du die Gefahr liebst, und wenn Du ihr ausweichen würdest, so könnte nicht ein Mensch argwöhnen, es geschehe aus Furcht.«

»Sire, was Ihr da sagt, ist gut für mich, aber wer würde alle diese Edelleute, alle diese Ritter zum Gehorsam bringen?«

»Du, Bertrand.«

»Ich! Sire,« erwiderte der Ritter den Kopf schüttelnd, »ich bin ein sehr kleiner Geselle, um unserem ganzen Adel, von dem die Hälfte edler ist, als ich, Befehle zu geben.«

»Bertrand, wenn Du mich unterstützen wolltest, wenn Du nur dienen wolltest, wenn Du mich verstehen wolltest, würde ich Dich mit einem Wort größer machen, als alle diese Leute.«

»Ihr, Sire?«

»Ja, ich,« sagte Karl V.

»Und was würdet Ihr denn aus mir machen?«

»Ich würde Dich zum Connetable machen.«

Bertrand entgegnete lachend:

»Eure Hoheit spottet meiner.«

»Nein, Bertrand, ich spreche im Gegentheil im Ernst.«

»Aber, Sire, das Schwert mit der Klinge, worauf die Lilien eingegraben, glänzt gewöhnlich nur in beinahe königlichen Händen.«

»Das ist gerade das Unglück der Nation, denn die Prinzen, welche dieses Schwert empfangen, empfangen es als eine Apanage ihres Ranges, und nicht als eine Belohnung für ihre Dienste; da sie dieses Schwert gleichsam ihrer Geburt, und nicht den Händen ihres Königs zu verdanken haben, so vergessen sie die Pflichten, die es ihnen auferlegt, während Du, so oft Du dieses Schwert aus der Scheide ziehst, an Deinen König, der es Dir gegeben, und an das denken wirst, was er Dir bei der Uebergabe desselben empfohlen hat.«

»Es ist wahr, Sire,« sagte Duguesclin, »wenn mir je eine solche Ehre zu Theil würde . . . doch nein, das ist unmöglich.«

»Wie! unmöglich?«

»Ja! ja! das würde Eurer Hoheit nur schaden. Und man würde mir nicht gehorchen wollen, da ich nicht hinreichend vornehmer Herr bin.«

»Gehorche nur mir,« erwiderte Karl, indem er seinem Gesichte den Ausdruck eines festen

Willens gab, »gehörche mir, und ich übernehme es, Dir Gehorsam zu verschaffen.«

Duguesclin schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Höre, Duguesclin,« fuhr Karl fort, »glaubst Du, daß wir geschlagen werden, weil wir zu tapfer sind?«

»Meiner Treue,« erwiderte Duguesclin, »ich gestehe, ich habe nie darüber nachgedacht; doch wenn ich es bedenke, glaube ich, daß ich der Ansicht Eurer Hoheit bin.«

»Nun wohl, mein lieber Bertrand, so wird Alles gut gehen. Man muß es nicht versuchen, die Engländer zu schlagen, man muß es versuchen, sie zu verjagen; und zu diesem Ende keine Schlacht, Duguesclin, keine Schlacht: Kämpfe, Gefechte, Scharmützel, und nicht mehr. Man muß die Feinde im Einzelnen aufreiben, Einen um den Andern, an der Ecke der Wälder, beim Uebergang über die Flüsse, in den Dörfern, wo sie sich verspäten; dies wird länger dauern, ich sehe es wohl; aber es wird sicherer sein.«

»Ei! mein Gott, ja, ich weiß es; doch nie wird Euer Adel einen solchen Krieg führen wollen.«

»Bei der heiligen Dreieinigkeit! er wird es thun müssen, wenn es zwei Menschen gibt, welche dasselbe wollen, und diese zwei Menschen König Karl V. und der Connetable Duguesclin sind.«

»Hierzu müßte der Connetable Duguesclin dieselbe Macht haben, wie König Karl V.«

»Du wirst dieselbe haben, Bertrand; ich trete Dir mein Recht über Leben und Tod ab.«

»Ueber die Bauern, gut, doch über die Edelleute?«

»Ueber die Edelleute.«

»Bedenkt, Sire, daß es Prinzen im Heere gibt.«

»Ueber die Prinzen, über die Edelleute, über alle Welt. Duguesclin, höre, ich habe drei Brüder, die Herzoge von Anjou, von Burgund und von Berry. Ich mache aus ihnen nicht Deine Lieutenants, sondern Deine Soldaten; sie werden den andern Edelleuten den Gehorsam verleihen, und wenn sich einer derselben dagegen verfehlt, so lässest Du ihn aus dem Platze, wo er gefehlt hat, niederknien. Du lässest den Henker kommen und ihm als einem Verräther den Kopf abschlagen.«

Duguesclin schaute den König voll Erstaunen an. Nie hatte er diesen so guten und so sanften Fürsten mit einer solchen Heftigkeit sprechen hören.

Der König bestätigte mit dem Blick, was er mit dem Mund gesagt hatte.

»Ah! Sire,« sprach Duguesclin, »wenn Ihr solche Mittel zu meiner Verfügung stellt, so werde ich gehorchen und einen Versuch machen.«

»Ja, mein guter Duguesclin,« sagte der König, indem er seine beiden Hände auf die Schultern des Ritters legte: »ja, Du wirst den Versuch machen, und es wird Dir gelingen; und ich werde mich mittlerweile mit den Finanzen beschäftigen, ich werde Geld in die Sparkassen schaffen, mein Schloß Bastille vollends aufbauen, die Mauern von Paris erheben, oder vielmehr eine neue Ringmauer ziehen. Ich werde eine Bibliothek gründen, denn damit ist nicht Alles gethan, daß man den Leib der Menschen nährt, man muß auch ihren Geist nähren. Wir sind Barbaren, Duguesclin, wir beschäftigen uns nur damit, daß wir den Rost von unsern Panzern scheuern, ohne daß wir daran denken, auch den unseres Geistes verschwinden zu machen. Diese Mauren, welche wir verachten, sind unsere Herren; sie haben Geschichtschreiber, sie haben Gesetzgeber, während wir nichts von Allem dem haben.«

»Das ist wahr, Sire,« sagte Duguesclin, »doch mir scheint, daß wir so auch zufrieden sind.«

»Ja, wie die Engländer mit dem Mangel an Sonne zufrieden sind, weil sie es nicht anders

machen können; doch damit ist nicht gesagt, daß der Nebel der reinen Luft an Werth gleichkomme; der gute Gott verleihe mir nur das Leben und Dir, Duguesclin, guten Muth, und wir Beide werden Frankreich Alles geben, was ihm fehlt, und um ihm Alles zu geben, was ihm fehlt, müssen wir ihm vor Allem den Frieden geben.«

»Und besonders die Mittel finden, es von den großen Compagnien zu befreien, Mittel, die uns nur ein Wunder allein bieten kann.«

»Dieses Wunder wird Gott verrichten,« sprach der König. »Wir sind Beide zu gute Christen und haben Beide zu gute Absichten, als daß er uns nicht unterstützen sollte.«

In diesem Augenblick wagte es der Doctor, die Thüre zu öffnen.

»Sire,« sagte er, »Eure Hoheit vergißt die zwei Ritter.«

»Ah! das ist wahr!« rief der König. »Aber seht Ihr, Doctor, Duguesclin und ich waren gerade im Zuge, aus Frankreich das erste Land der Welt zu machen. . . Laßt sie nun eintreten.«

Die zwei Ritter wurden sogleich eingeführt. Der König ging ihnen entgegen. Nur der Eine hatte sein Visir aufgeschlagen. Der König kannte ihn nicht; das Lächeln, mit dem er ihn empfing, war aber darum nicht minder wohlwollend.

»Ihr habt mich zu sprechen verlangt, Ritter, und man hat beigefügt, es wäre in einer wichtigen Angelegenheit.«

»Das ist wahr, Sire,« antwortete der junge Mann.

»Seid also willkommen,« sprach Karl.

»Beeilt Euch nicht zu sehr, mir den Willkomm zu wünschen, mein König,« sagte der Ritter, »denn ich überbringe Euch eine traurige Nachricht.«

Ein schwermüthiges Lächeln schwebte über die Lippen von Karl.

»Eine traurige Nachricht!« rief er; »seit langer Zeit empfangen ich keine andere. Doch wir gehören nicht zu denjenigen, welche die Botschaft mit dem Boten verwechseln. Sprecht also, Ritter.«

»Ach! Sire.«

»Von welchem Lande kommt Ihr?«

»Von Spanien.«

»Seit geraumer Zeit erwarten wir nichts Gutes mehr von dieser Seite; Ihr überrascht uns also nicht, was Ihr uns auch sagen dürft.«

»Sire, der König von Castilien hat die Schwester unserer Königin sterben lassen.«

Karl machte eine Bewegung des Schreckens. Der Ritter fuhr fort:

»Er hat sie durch Mord getödtet, nachdem er sie zuvor durch Verleumdung entehrt.«

»Getödtet! getödtet! meine Schwägerin getödtet!« sprach der König erbleichend; »das ist unmöglich.«

Der Ritter, der niedergekniet war, stand ungestüm aus und sprach mit zitternder Stimme:

»Sire, es ist schlimm von einem König, auf diese Art einen guten Edelmann zu beleidigen, der so viel gelitten hat, um seinem Fürsten einen Dienst zu leisten. Da Ihr nur nicht glauben wollt, so nehmt hier den Ring der Königin; vielleicht werdet Ihr ihm mehr glauben, als mir.«

Karl V. nahm den Ring, betrachtete ihn lange Zeit, und allmählig schwoll seine Brust an, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

»Ach! Ach!« sagte er, »er ist es, ich erkenne ihn, denn ich habe ihn denselben gegeben. Nun,

Bertrand, hörst Du? Auch noch dieser Schlag,« fügte er sich gegen Duguesclin umwendend bei.

»Sire,« sprach der gute Ritter, »Ihr seid dem braven jungen Mann für das Wort, das Ihr ihm gesagt, ein Bedauern schuldig.«

»Ja,« erwiderte Karl, »ja; doch er wird mir verzeihen, denn ich bin vom Schmerz niedergebeugt, und wollte Anfangs nicht glauben, und glaube jetzt noch nicht.«

In diesem Augenblick näherte sich der zweite Ritter, schlug sein Helmvisir auf und sprach:

»Und mir, Sire, werdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch dasselbe sage, wie er? Werdet Ihr mir glauben, der ich bei Euch das Ritterthum gelernt habe, mir, der ich ein Kind des Hofes von Frankreich bin, mir, der ich Euch so sehr geliebt habe?«

»Mein Sohn, mein Sohn Enrique!« rief Karl: »Enrique von Transtamare! Oh! in meinem Elend kommst Du, um mich wiederzusehen, ich danke Dir!«

»Ich komme, Sire,« erwiderte der Prinz, »um mit Euch den grausamen Tod der Königin von Castilien zu beweinen. Ich komme, um mich unter Eurem Schilde in Sicherheit zu stellen, denn wie Don Pedro Eure Schwägerin Dona Blanche getödtet hat, so hat er auch meinen Bruder Don Federigo getödtet.«

Bertrand Duguesclin erröthete vor Zorn, das vertilgende Feuer glänzte in seinen Augen und er rief:

»Das ist ein abscheulicher Fürst, und wenn ich König wäre . . .«

»Nun, was würdest Du thun?« sagte Karl, indem er sich rasch gegen ihn umwandte.

»Sire,« sprach Enrique, der immer noch kniete, »beschützt mich, Sire, rettet mich.«

»Ich werde es versuchen,« erwiderte Karl V.; »doch woher kommt es, daß Du, ein Spanier, der aus Spanien erscheint. Du, der Du so tief bei dieser ganzen Angelegenheit interessirt bist, woher kommt es, daß Du Dich verbargst, während dieser Ritter auf mich zutrat, daß Du schwiegst, während er sprach?«

»Sire,« antwortete Enrique, »davon, daß dieser Ritter, den ich Euch als einen der edelsten und rechtschaffensten, die ich kenne, empfehle, daß dieser Ritter, sage ich, mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet hat, und es folglich ganz einfach war, daß ich ihm die wohlverdiente Ehre, zuerst zu sprechen, überließ. Er hat mich aus den Händen eines Compagniekapitäns losgekauft; er ist mir ein redlicher Gefährte gewesen, und dann konnte Niemand in der Welt besser, als dieser Ritter, zum König von Frankreich sprechen, denn er hat die Königin von Castilien verscheiden sehen, denn er hat das blutige Haupt meines unglücklichen Bruders berührt.«

Bei diesen Worten, welche Enrique durch Schluchzen und Thränen unterbrach, schien Karl V. vom Schmerz zerrissen, und Bertrand Duguesclin stampfte heftig mit dem Fuß auf die Erde.

Durch den Panzerhandschuh, mit dem er seine Augen bedeckte, beobachtete Enrique aufmerksam, welche Wirkung seine Worte hervorbrachten. Diese Wirkung überstieg seine Hoffnung.

»Nun!« sprach der König von Zorn entbrannt, »das ist eine Erzählung, welche meinem Volke mitgetheilt werden soll, und Gott strafe mich, wenn ich nicht meinerseits den Kriegsdämon entfessele, welchen ich so lange in seiner Höhle gekettet gehalten habe. Ja, ich werde dabei sterben, ja, ich werde auf dem Leichnam meines letzten Dieners fallen! Ganz Frankreich wird verschlungen werden, doch Blanche soll gerächt sein!«

Doch je mehr Karl V. sich belebte, desto nachdenkender wurde Bertrand,

»Ein König wie Don Pedro schändet den Thron Castiliens!« sprach Enrique.

»Marschall,« sagte Karl V., indem er sich an Bertrand wandte, »nun werden uns Eure dreitausend Lanzen nützlich sein!«

»Ich hatte sie für Frankreich angeworben, und nicht, um über das Gebirge zu ziehen erwiderte Duguesclin. »Das wird sehr viel Krieg zugleich für uns sein! Was mir Eure Hoheit so eben gesagt hat, machte mich nachdenken, während wir in Spanien Krieg führen, Sire, wird der Engländer nach Frankreich zurückkehren und sich mit den großen Compagnien verbinden.«

»Dann werden wir unterliegen,« sprach der König. »Gott will es ohne Zweifel so und dabei müssen die Geschicke des Reiches stehen bleiben! Doch man wird erfahren, warum König Karl sein Glück hat untergehen lassen. Die Völker werden niedersinken, doch sie werden wenigstens für eine Sache gestorben sein, welche viel gerechter und viel wichtiger ist, als der Besitz eines Stückes Land oder eine Botschafterstreitigkeit.«

»Ah!« versetzte Bertrand, »wenn Ihr Geld hättet, Sire.«

»Ich habe!« sprach der König mit leiser Stimme und als hätte er befürchtet, man könnte ihn außerhalb des Gemaches hören. »Doch mit Geld werden wir weder meiner Schwägerin, noch seinem Bruder das Leben wiedergeben.«

»Das ist wahr, Sire,« sprach Duguesclin, »aber wir werden sie rächen, und zwar ohne Frankreich zu entblößen.«

»Erkläre Dich,« sprach Karl.

»Das werde ich,« erwiderte Bertrand.

»Mit Geld werben wir die Kapitäne von einigen Compagnien an. Es sind Teufel, denen wenig daran liegt, ob sie sich schlagen, wenn sie sich nur für Geld schlagen.«

»Wenn Eure Hoheit mir ein einziges Wort zu sagen erlauben wollte,« äußerte Mauléon schüchtern . . .

»Höret ihn, Sire,« sprach Enrique, »denn trotz seiner Jugend ist er ebenso weise, als brav und redlich.«

»Sprecht,« sagte Karl.

»Ich glaube begriffen zu haben, Sire, daß diese Compagnien Euch zur Last sind.«

»Sie verheeren das Königreich, Ritter, sie richten meine Unterthanen zu Grunde.«

»Nun wohl, vielleicht gäbe es, wie Messire Duguesclin gesagt hat, ein Mittel, Euch von ihnen zu befreien.«

»Oh! spricht, spricht!« rief der König.

»Sire, alle diese Banden versammeln sich in diesem Augenblick an der Saone. Als ausgehungerte Raben, welche keine Beute mehr in einem durch den Krieg zu Grunde gerichteten Staat sehen, werden sie sich dem ersten Köder zuwenden, der sich ihnen bietet. Messire Duguesclin, die Blüthe der Ritterschaft, er, den der letzte derselben kennt und ehrt, stellte sich an ihre Spitze und führe sie nach Castilien, wo es so viel zu rauben und zu brennen gibt, und Ihr werdet sie auf das Wort dieses großen Feldherrn ihre Banner erheben und bis auf den letzten Mann zu diesem neuen Kreuzzuge aufbrechen sehen.«

»Doch ist nicht Gefahr, wenn ich gehe, daß sie mich behalten und Lösegeld bezahlen lassen?« entgegnete Bertrand. »Ich bin nur ein armer bretagnischer Edelmann.«

»Ja,« sagte Karl; »aber Du hast Könige zu Freunden.«

»Und ich,« sprach Mauléon, »ich biete mich demüthig an, Eure Herrlichkeit bei dem

furchtbarsten von ihnen, bei Sire Hugo von Caverley, einzuführen.«

»Was seid Ihr denn?« fragte Bertrand.

»Nichts, Messire, oder wenigstens beinahe nichts; doch ich bin in die Hände der Banditen gefallen, und, habe sie mein Wort achten gelehrt; denn auf mein Wort ließen sie mich frei, und wenn ich von Eurer Hoheit scheide, so geschieht es, um ihnen tausend Thaler zu bringen, die ich ihnen schuldig bin und die mir der Prinz Enrique großmüthig geschenkt hat, und um ein Jahr in ihrer Compagnie zu dienen.«

»Ihr, unter diesen Banditen!« rief Duguesclin.

»Messire,« erwiderte Mauléon, »ich habe mein Wort verpfändet, und nur unter dieser Bedingung entließen sie mich aus ihren Händen; sobald Ihr übrigens befiehlt, werden es keine Banditen mehr sein, sondern Soldaten.«

»Und Ihr glaubt, sie werden abgehen?« sagte der König von Hoffnung belebt; »Ihr glaubt, sie werden Frankreich verlassen? Ihr glaubt, sie werden einwilligen, das Königreich aufzugeben?«

»Sire,« antwortete Mauléon, »ich bin dessen, was ich sage, sicher, und es sind dies fünf und zwanzigtausend Soldaten für Euch.«

»Und ich werde sie so fern führen,« sprach Duguesclin, »daß nicht Einer nach Frankreich zurückkehrt, das schwöre ich Euch, mein guter König; sie wollen den Krieg, nun wohl, bei Gott! man wird ihnen den Krieg geben.«

»Das war meine Meinung,« sprach Mauléon, »und Messire Bertrand hat meinen Gedanken vervollständigt.«

»Aber wer seid Ihr denn?« fragte der König, indem er den jungen Mann voll Erstaunen anschaute.

»Sire,« antwortete Agenor, »ich bin ein einfacher Edelmann aus Bigorre, im Dienste von einer der Compagnien, wie ich Eurer Hoheit gesagt habe.«

»Seit wie lange?« fragte der König.

»Seit vier Tagen, Sire.«

»Und wie seid Ihr hierzu gekommen?«

»Erzählt das, Ritter,« sagte Enrique; »Ihr kennt dabei nur gewinnen.«

Mauléon erzählte dem König Karl V. und Messire Bertrand Duguesclin die Geschichte seines Vertrags mit Caverley, so daß der König, der sich auf die Weisheit verstand, und der Marschall, der sich auf das Ritterthum verstand, ganz darüber entzückt waren.

---

## **Fünfzehntes Kapitel.**

*Wie der Bastard von Mauléon zu dein Kapitän  
Hugo von Caverley zurückkehrte und was daraus  
erfolgte.*

Karl V. war ein zu weiser Fürst und hatte zu oft über die Angelegenheiten des Königreichs nachgedacht, um nicht mit dem ersten Blicke das Resultat zu erschauen, das er aus der Lage der Dinge ziehen könnte, wenn die Ereignisse sich so gestalten würden, wie sie Mauléon vorzubereiten sich anheischig gemacht hatte. Der Unterstützung der großen Compagnien, dieser Geißeln, mit denen sie das Land verheerend durchzogen, beraubt, würden sich die Engländer genöthigt sehen, Truppen zu bezahlen, um diejenigen zu ersetzen, welche sich ganz allein bezahlten und für ihre Rechnung einen Gewinn bringenden Krieg führten, der das Reich zu Grunde richtete. Es müßte daraus ein Waffenstillstand für Frankreich erfolgen, während dessen Dauer neue Institutionen den Franzosen ein wenig Ruhe geben würden, und die dem König große Arbeiten auszuführen erlaubte, die er für die Verschönerung von Paris und für die Verbesserung der Finanzen begonnen hatte.

Was den Krieg in Spanien betrifft, so sah Duguesclin nicht, daß sich ihm große Hindernisse entgegenstellten. Die französische Ritterschaft war an Stärke und Taktik allen Rittern der Welt überlegen. Die Castilianer mußten also geschlagen werden; überdies gedachte Bertrand einen guten Handel mit diesen Compagnien zu machen, denn er wußte, daß, je theurer er den Sieg bezahlen müßte, desto vortheilhafter dieser Sieg für Frankreich sein würde, und daß er, je mehr er Leichen auf dem spanischen Schlachtfelde ausstreuen würde, desto weniger Räuber in das Reich zurückbrächte.

Die Politik jener Zeit war ganz selbstüchtig, oder wenigstens ganz persönlich; man hatte noch nicht den Gedanken gehabt, die Grundsätze über internationale Rechte festzustellen, welche seitdem die Kriegsfragen zwischen den Königen vereinfachten. Jeder Fürst bewaffnete für seine Rechnung mit seinen Mitteln, durch die Ueberredung, durch die Gewalt oder durch das Geld, und er hatte kraft seiner Waffen ein Recht, das viele Leute geltend zu machen bereit waren.

»Don Pedro hat seinen Bruder getödtet und meine Schwägerin ermordet,« sagte Karl zu sich selbst; »doch er wird ein Recht gehabt haben, dies zu thun, wenn ich es nicht so anordne, daß ich ihm beweise, er habe Unrecht gehabt.«

Don Enrique von Transtamare sagte:

»Ich bin der Ältere, da ich im Jahre 1333 geboren bin, während mein Bruder Don Pedro erst 1336 geboren ist. Alfonso, mein Vater, war mit Leonora von Guzman, meiner Mutter, verlobt; diese also, welche er nicht geheirathet hat, war in Wirklichkeit seine legitime Gattin. Der Zufall allein hat aus mir einen Bastard, nach der Ansicht der Welt, gemacht. Doch als ob dieser vortreffliche Grund nicht hinreichend wäre, schickt mir der Himmel besondere Beleidigungen und politische Verbrechen zu rächen. Don Pedro wollte meine Frau entehren, er ist der Mörder meines Bruders Federigo und hat endlich die Schwägerin des Königs von Frankreich getödtet. Ich habe also Recht, wenn ich Don Pedro entthronen will, in Betracht, daß ich, wenn es mir

gelingt, aller Wahrscheinlichkeit nach an seiner Stelle den Thron besteigen werde.«

Don Pedro sagte zu sich selbst:

»Als König der Sache nach und als legitimes Kind, habe ich kraft eines Vertrags, der mir Frankreich zum Verbündeten gab, eine junge Prinzessin von königlichem Blut, Namens Blanche von Bourbon, geheirathet; statt mich zu lieben, wie es ihre Pflicht war, liebte sie Don Federigo meinen Bruder; und als ob es nicht genug für mich wäre, daß ich zu einem politischen Bündniß gezwungen worden bin, ergriff meine Frau gegen mich Partei für meine Brüder Tello und Enrique, die mich bekriegten, und das ist ein Verbrechen des Hochverraths; mehr noch, sie befleckte meinen Namen mit meinem dritten Bruder Don Federigo, und das ist ein Verbrechen, welches die Todesstrafe verdient; ich habe Don Federigo und sie sterben lassen und war in meinem Recht.«

Doch sah nur, als er umherschaute, um zu beobachten, ob dieses Recht eine feste Unterstützung hätte, seine Castilianer, seine Mauren und seine Juden, während Don Enrique von Transtamare Aragonien, Frankreich und den Papst für sich hatte. Die Partie war nicht gleich, weshalb Don Pedro, einer der gescheitesten Fürsten seiner Zeit, zuweilen ganz leise zu sich sagte, obgleich er mit dem Recht haben angefangen, dürfte er doch wohl mit dem Unrechthaben endigen.

Die Vorkehrungen waren rasch am Hofe von Frankreich getroffen. König Karl verlor nur so viel Zeit, als er brauchte, um das Schwert des Connetable in die Hände von Bertrand Duguesclin zu legen und den Prinzen und dem Adel eine Rede zu halten, in der er sie, nachdem er ihnen angekündigt, welche Ehre er dem bretagnischen Edelmann erwies, aufforderte, dem neuen Connetable wie ihm selbst zu gehorchen. Dann, da es sich darum handelte, vor Allem sich für den beabsichtigten Feldzug der Mitwirkung der großen Compagnien zu versichern, ehe etwas ruchbar würde, aus Furcht, Don Pedro könnte um Geld, nicht die Unterstützung der Kapitäne in Spanien, sondern ihr Verweilen in Frankreich erkaufen, ein Verweilen, das natürlich Karl V. verhindern würde, auswärts von seinen Waffen Gebrauch zu machen, entließ Karl den Connetable und den Ritter von Mauléon, der ihm zum Einführen dienen sollte.

Der Unterstützung von König Karl sicher, folgte ihnen Enrique von Transtamare als ein einfacher Ritter.

Die Reise ging geräuschlos vor sich; die Abgesandten hatten kein anderes Gefolge, als ihre Knappen, ihre Knechte und ein Dutzend Bewaffneter.

Bald erblickte man die Saone und die zahllosen Zelte der Compagnien, welche, nachdem sie die von ihnen abgenagten Enden Frankreichs verlassen, sich allmählig dem Mittelpunkte genähert, wie es die Jäger thun, um das Wildpret vor sich herzutreiben, und wie eine Herde von Barbaren in Erwartung eines neuen Aetius ihre Fahnen in diesen fruchtbaren Ebenen vereinigt hatten.

Agenor ritt voran, und ließ den Connetable in Sicherheit in der Burg Rochepot, welche noch Honig Karl gehörte, und warf sich, nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen, in die stets ausgespannten Garne der Compagnien.

Derjenige, aus dessen Truppe er stieß, war ein beinahe ebenso bekannter Kapitän, als Messire Hugo von Caverley; man nannte ihn den Grünen Ritter, und er hatte an diesem Tage die Vorhut. Man führte Agenor vor ihn, und da Agenor nicht Lust hatte, zweimal Lösegeld zu bezahlen, so berief er sich auf Messire Hugo von Caverley, unter dessen Zelt ihn der Grüne Ritter selbst geleitete.

Der furchtbare Anführer der Abenteurer stieß einen Freudenschrei aus, als er seinen ehemaligen Gefangenen, oder vielmehr seinen neuen Verbündeten erblickte.

Ehe irgend eine Erklärung stattfand, ließ Agenor Musaron vortreten, der aus einem durch die Freigebigkeit des Prinzen Enrique und des Königs Karl V. gehörig gespickten ledernen Sack tausend Thaler zog, die er auf dem Tisch auszählte.

So lange diese Operation dauerte, sprach Niemand ein Wort. Als aber der letzte Stoß neben den neun anderen errichtet war, sagte Messire Hugo von Caverley:

»Ah! das ist ein schöner Zug, Kamerad. Ich gestehe, ich erwartete nicht, Dich so bald wiederzusehen. Du bist also schon an den Gedanken, unter uns zu leben, der Dir Anfangs so bange gemacht hatte, gewöhnt?«

»Ja, Kapitän, denn ein wahrer Soldat lebt überall, und lebt überall, wie er will. Und dann dachte ich, eine gute Nachricht komme nie zu früh, und ich bringe Euch eine so außerordentliche Nachricht, daß Ihr dessen bin ich sicher, entfernt nicht eine solche erwartet.«

»Bah!« sagte Caverley, der bei diesem Eingang befürchtete, Mauléon stelle ihm eine Falle, um seines Wortes entbunden zu werden. »Bah! eine außerordentliche Nachricht, sagst Du?«

»Messire, Kapitän,« erwiderte Mauléon, »jüngst sprach ich von Euch mit dem König von Frankreich, an den ich, wie Ihr wißt, von seiner sterbenden Schwägerin abgeschickt war, und ich erzählte ihm, wie artig Ihr Euch gegen mich benommen habt.«

»Ah! Ah!« machte Caverley geschmeichelt, »er kennt mich also, der König von Frankreich?«

»Gewiß, Kapitän; denn Ihr habt sein Reich sattsam verwüstet, um seiner Erinnerung eingeprägt zu bleiben: das Geschrei verbrannter Mönche, die Lamentationen genothzüchtiger Frauen, die Klagen der Stadtbürger, die Ihr Lösegeld zu bezahlen gezwungen, haben Euren Namen triumphirend in seinen Ohren klingen gemacht,«

Caverley bebte vor Stolz und Vergnügen unter seiner schwarzen Rüstung; es war etwas Unheilvolles um die Freude dieser ehernen Statue.

»Der König kennt mich also?« sagte er, »Karl V. weiß den Namen des Kapitän Hugo von Caverley?«

»Er weiß ihn und wird ihn nie vergessen, dafür stehe ich Euch.«

»Und was hat er in Beziehung auf mich gesagt?«

»Der König hat mir gesagt: »Ritter, sucht den guten Kapitän Hugo auf, oder vielmehr . . .«« fügte er bei.

Der Kapitän schien mit dem Blick an den Lippen von Mauléon zu hängen.

»»Oder,«« fuhr der Ritter fort, »» oder ich werde ihm vielmehr einen von meinen ersten Dienern schicken.««

»Einen von seinen ersten Dienern?«

»Ja.«

»Doch einen Edelmann hoffentlich?«

»Bei Gott!«

»Bekannt?«

»Oh! sehr bekannt.«

»Der König von Frankreich erweist mir viel Ehre,« sprach Caverley, indem er wieder seinen scherzhaften Ton annahm. »Er will also etwas von mir, dieser gute Karl V.?«

»Er will Euch bereichern, Kapitän.«

»Junger Mann! junger Mann!« rief der Abenteurer mit einer plötzlichen Kälte, »spottet meiner nicht, denn das ist ein Spiel, das alle diejenigen, welche es spielen wollten, theuer zu stehen kam. Der König von Frankreich möchte vielleicht gern etwas von mir haben, meinen Kopf zum Beispiel; ich glaube wohl, daß es ihm nicht darum leid thäte: aber so geschickt er sich auch dabei benehmen mag, Ritter, so bin ich doch in Verzweiflung, Euch sagen zu müssen, daß er ihn durch Eure Vermittlung noch nicht bekommen wird.«

»So ist es, wenn man immer Schlimmes thut,« erwiderte mit ernstem Tone Mauléon, dessen edles Antlitz dem Banditen beinahe Ehrfurcht einflößte; »man mißtraut Jedem, man klagt alle Welt an, und man verleumdet sogar einen König, der den Titel des ehrlichsten Menschen seines Reiches verdient hat. Ich fange an zu glauben, Kapitän,« fügte er den Kopf schüttelnd bei, »der König hat Unrecht gehabt, Jemand an Euch abzusenden: das ist eine Ehre, die sich Fürsten gegenseitig erweisen; und Ihr sprecht in diesem Augenblick wie ein Banditenanführer, und nicht wie ein Fürst.«

»He! He!« erwiderte Caverley, ein wenig beunruhigt durch diese Kühnheit, »mißtrauen, lieber Freund, heißt vernünftig sein. Und offenherzig gestanden, wie sollte der König mich lieben, nach dem Geschrei der verbrannten Mönche, nach den Lamentationen der genothzünftigen Frauen und nach den Klagen der Stadt Bürger, die ich Lösegeld zu bezahlen gezwungen, wovon Ihr so eben beredt gesprochen habt?«

»Sehr gut,« sagte Mauléon, »ich sehe, was mir zu thun bleibt.«

»Und was bleibt Euch zu thun, laßt hören?« fragte der Kapitän Hugo von Caverley.

»Ich habe nur Jemand an den Gesandten des Königs abzuschicken und ihm sagen zu lassen, seine Botschaft sei erfüllt, insofern ein Anführer von Abenteurern dem Worte von König Karl V. mißtraue.«

Nachdem er so gesprochen, wandte sich Mauléon nach dem Ausgange des Zeltes, um seine Drohung in Ausführung zu bringen.

»Oho!« rief Caverley; »ich habe nicht ein Wort von dem gesagt, was Ihr denkt, und nicht ein Wort von dem gedacht, was Ihr sagt. Ueberdies wird es immer noch Zeit sein, diesen Ritter zurückzuschicken. Laßt ihn im Gegentheile hierher rufen, lieber Freund, und er soll willkommen sein.«

Mauléon schüttelte den Kopf und erwiderte mit kaltem Tone:

»Der König von Frankreich mißtraut Euch und wird nicht einen seiner vornehmsten Diener in Euer Lager gehen lassen, wenn Ihr nicht hinreichende Garantie leistet.«

»Bei der Milz des Papstes!« schrie Caverley, »Ihr beleidigt mich, Gevatter!«

»Nein, mein lieber Kapitän,« erwiderte Mauléon, »denn Ihr habt das Beispiel des Mißtrauens gegeben.«

»Ei! alle Teufel! weiß man nicht, daß ein Abgesandter eines Königs für Jedermann unverletzlich ist, selbst für uns, die wir die Dinge nicht übel verletzen? Dieser ist also von einer besonderen Art?«

»Vielleicht.«

»Dann will ich ihn aus Neugierde sehen.«

»So unterzeichnet einen vollkommen geordneten Geleitbrief.«

»Das ist leicht.«

»Ja, doch Ihr seid nicht allein hier, Kapitän, und ich bin nur zu Euch besonders gekommen, weil Ihr der Erste von Allen seid, und weil ich den Vortheil gehabt habe, mit Euch und nicht mit den Andern in Verbindung zu stehen.«

»Der Gesandte ist also nicht für mich allein?« fragte Caverley.

»Nein, er ist für alle Anführer der Compagnien.«

»Der gute König Karl will also nicht mich allein bereichern?« sagte Caverley mit spöttischem Tone.

»König Karl ist mächtig genug, um, wenn es ihm beliebt, alle Räuber des Königreichs zu bereichern,« erwiderte Mauléon mit einem Gelächter, das an Ironie das Gelächter des Kapitän Caverley weit hinter sich ließ.

Es scheint, man mußte so mit dem Anführer der Abenteurer sprechen, denn dieser Scherz schlug seine ganze schlechte Laune in die Flucht.

»Man lasse meinen Schreiber kommen,« sagte er, »und er fasse einen Geleitbrief in guter Form ab.«

Ein langer, hagerer, zitternder, ganz schwarz gekleideter Mann trat vor: es war dies der Schulmeister eines benachbarten Dorfes, den der Kapitän Hugo von Caverley für den Augenblick zu seinem Schreiber erhoben hatte.

Er faßte unter der Aufsicht von Musaron den genauesten und regelmäßigsten Geleitbrief ab, der je aus der Feder eines Doctors auf Pergament geflossen ist. Dann ließ der Kapitän durch einen Pagen jeden von den vornehmsten Banditen, seinen Genossen, rufen, fing, mochte er nun nicht schreiben können, oder wollte er aus einem ihm bekannten Grunde seinen eisernen Panzerhandschuh nicht ausziehen, damit an, daß er den Knopf seines Dolches unter die Schrift drückte, und ließ sofort die andern Führer unter sein Monogramm die einen ihr Kreuz, die andern ihr Siegel, und wieder andere ihren Federzug setzen; und während sie dieses Manoeuvre ausführten, lachten die Führer unter einander, im Glauben, sie wären erhaben über alle Fürsten der Erde, da sie Geleitbriefe den Botschaftern des Königs von Frankreich gaben.

Als das Pergament mit allen Siegeln und Federzügen versehen war, wandte sich Caverley gegen Mauléon um und fragte ihn:

»Und der Name des Gesandten?«

»Ihr sollt ihn erfahren, wenn er kommt, und auch dies nur, wenn es ihm beliebt, Euch denselben zu nennen,« antwortete Agenor.

»Oh!« rief der Grüne Ritter lachend, »das ist irgend ein Baron, dem wir sein Schloß verbrannt und seine Frau entführt haben werden, und der nun kommt, um zu sehen, ob es nicht möglich ist, seine keusche Gattin gegen sein Pferd oder seine Falken loszukaufen.«

»Haltet Eure schönsten Rüstungen bereit,« sprach Mauléon mit stolzem Tone; »befehlt Euren Pagen, wenn Ihr habt, ihre reichsten Kleider anzuziehen, und schweigt, wenn derjenige, welchen ich verkündige, erscheint, wollt Ihr nicht später bereuen, einen großen Fehler für Männer gemacht zu haben, welche im Waffenhandwerk erfahren sind.«

Hiernach verließ Mauléon das Zelt, wie ein Mann, der das Gewicht des Schlages fühlt, den er gethan hat. Ein Gemurmel des Zweifels und des Erstaunens durchlief die Gruppe.

»Er ist verrückt,« sagten die Einen.

»Oh! Ihr kennt ihn nicht,« sprach Caverley.

»Nein, nein, er ist nicht verrückt, und wir haben etwas Neues zu erwarten.«

Es verging ein halber Tag. Das Lager hatte wieder sein gewöhnliches Aussehen angenommen. Die Einen badeten sich im Fluß, die Andern tranken unter den Bäumen, wieder Andere ergötzen sich im Grase. Man sah Banden von Räubern zurückkehren, verkündigt durch Freudenschreie und Wehklagen; dann erschienen Frauen mit zerzausten Haaren, Männer mit Quetschungen und Wunden, am Schweif ihrer Pferde herbeigeschleppt. Vieh, das sich gegen die unbekanntenen Herren sträubte, wurde blökend unter die Zelte geführt sogleich geschlachtet und für das Abendmahl zerhackt, während die Anführer herbeikamen, um den Erfolg der Expedition zu sehen und ihren Theil an der Beute zu wählen, doch nicht ohne daß sie in ernste Streitigkeiten mit den trunkenen oder ausgehungerten Soldaten geriethen.

Etwas entfernter übte man Rekruten ein, ihren Hütten entrissene und mit Gewalt angeworbene Bauern, welche nach Verlauf von drei bis vier Jahren Alles vergessen sollten, um, wie ihre neuen Gefährten, Leute der Plünderung und des Blutes zu werden. Ganze Heere von Knechten, Schaaren von Troßbuben spielten oder bereiteten das Mahl für die Herren. Fässer mit ausgeschlagenem Boden, gestohlene Betten, zerbrochene Geräthschaften, zersetzte Matratzen lagen aus dem Boden umher, während ungeheure herrenlose Hunde unter diesen Gruppen durchschweiften, um sich Futter zu suchen, die Räuber beraubten und die verirrtten Kinder aus ihrem Wege schreien machte.

An den Thoren dieses Lagers, das wir zu schildern versucht haben, von dem jedoch nur der Anblick einen Begriff zu geben vermochte, ließen plötzlich vier Trompeter geräuschvolle Fanfaren schmettern; ihnen voran flatterte ein weißes Banner mit zahllosen Lilien, was damals noch das Wappen von Frankreich war,<sup>1</sup> Sogleich entstand eine gewaltige Bewegung im Lager der Compagnien. Die Trommeln rasselten, die Unterofficiere eilten, um ihre herumschleudernden Leute zu sammeln und die Hauptposten zu besetzen. Bald defilirte durch ein gedrängtes Spalier neugieriger und erstaunter Köpfe ein langsamer feierlicher Zug. Dies waren zuerst die vier Trompeter, deren Fanfaren das Lager erweckt hatten, dann ein Wappenherold, entblößt und hoch in der Luft das Schwert des Connetable mit der breiten Klinge, woraus die Lilien, und mit dem goldenen Griffe tragend; endlich, um einige Schritte zwölf Männern oder vielmehr zwölf ehernen Bildsäulen voranreitend, ein Ritter mit herabgelassenem Visir und stolzer Haltung. Sein mächtiges schwarzes Roß kaute an einem goldenem Gebiß, und ein langes Schlachtschwert mit einem nach dem Gebrauche jener Zeit blank geglättetem Griff funkelte in der Höhe seiner Seite.

In der Nähe dieses Ritters, doch etwas hinter ihm ritt Mauléon. Er führte die ganze Truppe nach dem allgemeinen Zelte der Chefs, wo der Rath versammelt war.

Das Stillschweigen des Erstaunens und der Erwartung schwebte über dem ganzen kurz zuvor noch so geräuschvollen Lager. Derjenige, welcher der Anführer der Truppe zu sein schien, stieg ab, ließ beim Schalle der Trompeten das königliche Banner erheben und trat in das Zelt.

Die Anführer, welche saßen, standen bei seinem Eintritt nicht aus und schauten sich nur lächelnd an. »Das ist das Banner des Königs von Frankreich,« sprach der Ritter mit sanfter, aber eindringender Stimme, indem er sich vor demselben verbeugte.

»Wir erkennen es wohl,« erwiderte Messire Hugo von Caverley, der nun aufstand, um dem Fremden zu antworten, »doch wir warten, bis der Abgesandte des Königs von Frankreich sich nennt, um uns vor ihm zu verbeugen, wie er sich vordem Wappen seines Herrn verbeugt hat.«

»Ich,« sprach bescheiden der Ritter, sein Helmvisir ausschlagend, »ich bin Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich und abgesandt zu den edlen Herren Anführern der

großen Compagnien, denen Gott jede Freude und jegliche Wohlfahrt verleihen möge.«

Kaum hatte er diese Worte vollendet, als alle Stirnen entblößt, als alle Schwerter aus der Scheide waren und in der Luft geschwungen wurden; überall brach die Ehrfurcht oder vielmehr die Begeisterung in langen Schreien hervor, und dieses elektrische Feuer verbreitete sich rasch wie Laupulver, entzündete das ganze Lager, die ganze Armee schlug ihre Piken und Schwerter aneinander und rief vor der Thüre:

»Heil! Heil! Freude dem guten Connetable!«

Dieser verbeugte sich mit seiner gewöhnlichen Demuth und grüßte unter donnerndem Beifallsgeschrei.

---

## Sechzehntes Kapitel.

*Wie die Anführer der großen Compagnien Messire Duguesclin versprochen, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen, wenn es ihm beliebte, sie dahin zu führen.*

Diese erste enthusiastische Bewegung machte bald einer so großen Aufmerksamkeit Platz, daß die Worte des Connetable, obgleich mit der Ruhe der Kraft gesprochen, die Reihen der Menge durchdrangen und klar und deutlich zu den Enden des Lagers gelangten, wo sie die letzten Soldaten gierig auffaßten.

»Meine Herren Kapitäne,« sprach Bertrand mit jener beinahe unterwürfigen Höflichkeit, die ihm das Herz aller derjenigen gewann, mit welchen er in Verbindung stand, »der König von Frankreich schickt mich zu Euch, damit ich mit Euch die einzige That vielleicht vollbringe, welche braver Kriegerleute, wie Ihr seid, würdig ist.«

Der Eingang war schmeichelhaft; doch der allgemeine Charakter des Geistes bei den Kapitänen der großen Compagnien war das Mißtrauen, und in Folge hiervon, da man nicht wußte, worauf der Connetable abzielte, erkaltete die Begeisterung seiner Zuhörer; er sah, daß er fortfahren mußte, und sprach, das erste Gefühl, das er eingefloßt hatte, benützend:

»Jeder von Euch besitzt Ruhm genug, um nicht mehr zu wünschen; doch keiner besitzt Reichthümer genug, um zu sagen: »Ich finde mich reich genug.«« Ueberdies muß Jeder von Euch zu dem Punkte gelangt sein, daß er die Ehre der Waffen mit dem Nutzen der daraus folgen soll, zu vermählen wünscht. Würdige Kapitäne, denkt Euch Nun, was eine Expedition von Euch gegen einen mächtigen und reichen Prinzen geführt wäre, dessen Verlassenschaft durch das Recht eines gesetzlichen Krieges in Eure Hände fallend, Euch ebenso glorreiche, als einträgliche Trophäen bieten würde. Ich bin auch ein Abenteurer wie Ihr; ich bin auch ein Glücksofficier wie Ihr. Doch, meine edlen Herren, seid Ihr nicht müde, wie ich es selbst bin, der Unterdrückung, die wir mit einander gegen Feinde, schwächer als wir, geübt haben? Habt Ihr nicht Lust, statt des Stöhnens von Kindern und des Geschreis von Frauen, wie ich es so eben. Euer Lager durchziehend, hörte, die Fanfaren der Trompeten, welche eine wirkliche Schlacht verkündigen, und das Brüllen des Feindes zu hören? Ihr braven Ritter von allen Nationen, die Ihr folglich jeder eine nationale Ehre aufrecht zu erhalten habt, wäret Ihr nicht, abgesehen von dem Ruhm und dem Reichthum, den ich Euch versprochen, glücklich, Euch abermals für eine Sache zu vereinigen, welche die Menschheit verherrlicht? Denn welches Leben führen wir im Ganzen, wir Kriegerleute? Kein von Gott erwählter Fürst bevollmächtigt uns zu unseren Räubereien und Erpressungen. Das Blut, das wir vergießen, ist zuweilen ein Blut, das um Rache schreit, und dessen Stimme nicht nur zum Himmel aufsteigt, sondern auch unwillkürlich unsere gegen die Schauer und Schrecknisse des, Krieges verhärtete Seele erschüttert: werden wir nicht, nach einem Leben der Launen und Phantasien Soldaten eines großen Königs, Streiter Gottes, reich und mächtig geworden, das wahre Geschick jedes Mannes, der sich dem harten Gewerbe des Ritterthums weihet, haben in Erfüllung gehen sehen?«

Diesmal durchlief ein langes Gemurmel des Beifalls die Reihen der Kapitäne, denn sie war sehr mächtig bei ihnen, die Stimme des gewaltigsten Lanzenbrechers, des kräftigsten Kämpfers

jener Zeit. Alle hatten Bertrand an einem Schlachttage bei der Arbeit gesehen, und Mehrere hatten die Schneide seines Schwertes oder das Gewicht seines Streitkolbens gefühlt; es schien ihnen ihrer würdig, sich der Meinung eines solchen Soldaten anzuschließen.

»Meine Herren,« fuhr Duguesclin, glücklich über die durch den ersten Theil seiner Rede hervorgebrachte Wirkung, fort, »vernehmt den Plan, den unser guter König, Karl V. mir zur Ausführung anvertraut hat. In Spanien sind die Mauren und Sarazenen frecher und grausamer als je zurückgekommen. In Kastilien regiert ein König, der frecher und grausamer ist als Mauren und Sarazenen, ein Mensch, der seinen Bruder getödtet hat, meine Herren; einen gewappneten Ritter, der die goldene Kette und die goldenen Sporen trägt und seine Frau, die Schwägerin von unserem König Karl, getödtet hat; ein Vermessener endlich, der durch dieses Verbrechen der Stärke der ganzen Ritterschaft der Welt getrotzt zu haben scheint, denn damit ein solches Verbrechen ungestraft bliebe, müßte es keine Ritter mehr auf Erden geben.«

Diese zweite Periode schien einen geringen Eindruck auf die Abenteurer zu machen. Das Tödtens seines Bruders, die Ermordung einer Frau kamen ihnen als etwas unregelmäßige Akte vor, doch nicht als Verbrechen, welche zu rächen man fünfundzwanzigtausend ehrliche Leute beunruhigt. Duguesclin bemerkte, daß seine Sache ein wenig verloren hatte, doch er ließ sich nicht entmuthigen und fuhr fort:

»Seht, meine Herren, ob sich je ein Kreuzzug glorreicher und besonders nützlicher gezeigt hat. Ihr kennt Spanien, Einige von Euch haben es durchwandert, Alle haben davon sprechen hören. Spanien, das Land der Silberminen; Spanien mit den mit arabischen Kostbarkeiten gepflasterten Palästen; Spanien, wo die Mauren und Sarazenen die der halben Welt geraubten Schätze begraben haben; Spanien, wo die Frauen so schön sind, daß König Roderich für eine einzige Frau sein Reich verloren hat. Nun wohl, dahin werde ich Euch führen, meine edle Herren, wenn Ihr mir folgen wollt, denn dahin gehe ich mit einigen von meinen guten Freunden, die ich unter den besten Lanzen Frankreichs auserwählt habe: dahin gehe ich, um zu erfahren, ob die Ritter des Königs Don Pedro so feig sind, als ihr Herr, und zu probieren, ob die Härting ihrer Schwerter so viel werth ist, als die Härting unserer Aexte. Es ist eine schöne Reise, meine Herren Kapitäne, solltet Ihr dabei sein?«

Der Connetable endigte seine Rede durch eine von jenen treuherzigen Geberden, welche beinahe immer die überlegenden Gesellschaften fortreißen. Hugo von Caverley, der während der ganzen Rede so aufgereggt geschienen hatte, als ob der Dämon der Kämpfe sein Schlachtroß unter ihm gestachelt hätte, durchlief den Kreis, fragte Jeden um seine Meinung, und bald beeilte sich Jeder, zu ihm herantretend, ihm die seinige zu geben; dann kehrte er zu Bertrand Duguesclin zurück, der, während ihn die Soldaten mit den Augen verschlangen, ruhig mit Agenor und mit Enrique von Transtamare plauderte, dessen Herz seit dem Anfang der Scene aus das Heftigste schlug, denn für ihn, so unbekannt er dieser Menge, war der Erfolg dieser Scene ein Thron oder die Dunkelheit, das heißt, das Leben oder der Tod. Ein Mensch von diesem Schlage hat den Ehrgeiz an der Stelle des Herzens, und jede Wunde ist hier tödtlich.

Die Berathung währte kaum einige Minuten; dann trat Hugo von Caverley zum Connetable und sprach unter einem tiefen Stillschweigen:

»Geehrter Herr Bertrand Duguesclin, schöner Sire, Bruder und Gefährte, Ihr, der Ihr heute der Spiegel der ganzen Ritterschaft seid, erfahrt, daß wir Euch Eurem Muthe und Eurer Rechtschaffenheit zu Liebe dienen wollen. Ihr sollt unser Anführer und nicht unser Verbündeter, unser Kapitän und nicht unseres Gleichen sein. In jedem Fall und bei jedem Zusammentreffen

gehören wir Euch, und wir werden Euch folgen bis ans Ende der Welt. Mögen es Mauren, mögen es Sarazenen, mögen es Spanier sein, sprecht und wir marschiren gegen sie. Nur gibt es unter uns viele englische Ritter, und diese lieben den König Eduard III. und seinen Sohn den Prinzen von Wales; doch mit Ausnahme von diesen Beiden werden sie mit Männiglich Krieg führen. Ist Euch das genehm, Sire?«

Der Connetable verbeugte sich, machte ihnen Allen Zeichen tiefer Dankbarkeit und fügte einige Worte bei, um herauszuheben, welche Ehre ihm solche Krieger zu erweisen die Güte hätten, und hierin log Bertrand nicht. Eine solche Huldigung seiner Ueberlegenheit dargebracht mußte dem Mann des vierzehnten Jahrhunderts schmeicheln, dessen ganzes Leben das eines Soldaten war.

Die Kunde von diesem Entschluß erregte eine unbeschreibliche Begeisterung im Lager. Es war in der That ein anstrengendes Leben für diese Abenteurer, das ewige Streiten gegen die vereinigten Dörfer, der Krieg hinter den Hecken und aus den Schluchten hervor, die Hungersnoth mitten im Reichthum, die Trostlosigkeit im Triumph. In einem anderen Lande, in einem noch neuen Lande, auf einem beinahe jungfräulichen Boden, unter einem milden Himmel leben, Weine und Frauen wechseln, die reiche Verlassenschaft der Spanier, der Mauren und der Sarazenen erobern, das war ein Traum, der wohl dadurch zur Wirklichkeit wurde, daß man zum Anführer den Spiegel der europäischen Ritterschaft hatte, wie den Connetable Messire Hugo von Caverley nannte. Bertrand Duguesclin wurde auch mit wüthendem Freudengeschrei empfangen und erreichte das Zelt, das man ihm an der sichtbarsten und erhabensten Stelle des Lagers bereitet hatte, unter einem Porticus, gebildet von den Lanzen, welche über seinem Haupte, die, nicht vor dem Banner Frankreichs, sondern vor dem Träger desselben gebückten Abenteurer kreuzten.

»Hoher Herr,« sprach Bertrand zu Enrique von Transtamare, als sie unter ihre Zelte zurückgekehrt waren, und während Hugo von Caverley und der Grüne Ritter Agenor zu seiner Rückkehr und besonders zu den Umständen, von denen diese Rückkehr begleitet war, Glück wünschten, »hoher Herr, Ihr müßt zufrieden sein; die schwierigste Aufgabe ist erfüllt. Wir sind Alle zufrieden. Diese Leute werden sich wie blutgierige Fliegen auf die Haut der Mauren, der Sarazenen und der Spanier stürzen und sie grausam stechen; während sie ihre Geschäfte betreiben, werden sie die Eurigen betreiben; während sie sich bereichern, werden sie Euch einen Thron geben. Was die Fieber Andalusiens, was die Hinterhalte in den Gebirgen, was die Uebergänge über die Flüsse, deren rascher Lauf Pferde und Reiter fortreißt, was den entnervenden Mißbrauch des Weines und der Liebe, die Trunkenheit und die Wollust betrifft, so rechne ich darauf, daß dies Alles die Hälfte der Banditen niederwerfen wird. Die andere Hälfte wird hoffentlich schon unter den Streichen der Sarazenen, der Mauren und der Spanier zu Grunde gegangen sein, welche gute Hämmer für solche Amboße sind. Wir werden in jeder Hinsicht Sieger sein. Ich setze Euch auf dem Throne Castiliens fest und kehre nach Frankreich zur großen Zufriedenheit des guten Königs Karl mit meinen Kriegern zurück, die ich durch die Aufopferung dieser Schurken schonen werde.«

»Ja, Messire,« erwiderte Enrique von Transtamare nachdenkend; »doch mißtraut Ihr nicht irgend einem unvorhergesehenen Entschluß des Königs Don Pedro? Er ist ein gewandter Anführer und ein Kopf voll von Mitteln.«

»Ich sehe nicht so fern, mein Prinz,« sprach Duguesclin; »je mehr wir Mühe haben werden, desto glorreicher werden wir sein, und desto mehr Caverleys und Grüne Ritter werden wir auf

der guten Erde Castiliens zurücklassen. Eines nur beunruhigt mich: das ist unser Eindringen in Spanien; denn es ist gut, den Krieg mit dem König Don Pedro, mit seinen Sarazenen und seinen Mauren zu führen, aber es ist nicht gut, ihn mit allen vereinigten Spaniern zuführen; fünfhundert Compagnien würden hierzu nicht genügen; und es ist viel schwieriger, eine Armee in Spanien, als in Frankreich zu ernähren.«

«Ich werde auch,« erwiderte Enrique, »ich werde dem auch zuvorkommen, und den König von Aragonien in Kenntniß setzen, der einer meiner Freunde ist und Euch, aus Liebe für mich und aus Haß gegen den König Don Pedro, freien Durchzug in seinen Staaten nebst Lebensmitteln und Unterstützung an Menschen und Geld gewähren wird, so daß wir, wenn wir zufällig in Castilien auf's Haupt geschlagen würden, eines guten Rückzugs sicher sein könnten.«

»Man sieht, hoher Herr, daß Ihr bei dem guten König Karl, der Allem, was ihn umgibt, Weisheit verleiht, aufgezogen worden seid,« sprach der Connetable. »Euer Rath ist äußerst klug; geht also und nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht fängt, und der Krieg wird sogleich beendigt sein; denn wenn ich mich nicht täusche, schlagen wir uns, um einen König abzusetzen und einen neuen zu machen, und nicht aus einem andern Grunde.«

»Ah! Messire, erwiderte Enrique ärgerlich über die Scharfsichtigkeit desjenigen, welchen er für einen bloßen Raufdegen ohne alle Feinheit hielt, »werdet Ihr, ist Don Pedro einmal entthront, nicht glücklich sein, wenn Ihr ihn durch einen treuen Freund Frankreichs ersetzen könnt?«

»Mein Prinz,« erwiderte Duguesclin, »glaubt mir, der König Don Pedro wäre ein treuer Freund Frankreichs, wenn Frankreich nur ein wenig Freund von Don Pedro sein wollte. Doch darüber entsteht kein Streit, und die Frage ist zu Euren Gunsten gelöst. Dieser ungläubige Mörder, dieser christliche König, der der Christenheit Schande macht, muß bestraft werden, und Ihr seid so viel werth, als jeder Andere, um die Rolle der Gerechtigkeit Gottes zu spielen. Hiernach, hoher Herr, und da Alles zwischen uns verabredet und beschlossen ist, brecht rasch auf, denn es drängt mich, mit den Compagnien in Spanien zu sein, ehe der König Don Pedro Zeit gehabt hat, seine Börse zu öffnen und uns, wie Ihr so eben sagtet, einen Streich nach seiner Art zu spielen.«

Enrique antwortete nicht, er fühlte sich gedemüthigt im Grunde seines Herzens durch diese Protection, der er sich von Seiten eines einfachen Edelmanns unterziehen mußte, wenn er nicht in seinem königlichen Unternehmen scheitern wollte. Doch die Krone, die er in seinen Träumen der Zukunft und des Ehrgeizes glänzen sah, tröstete ihn für diese vorübergehende Demüthigung.

Während Bertrand die vornehmsten Häupter der Compagnien nach Paris führte, um sie dem König Karl V. vorzustellen, während sie der Fürst mit Ehren und reichen Geschenken überhäufte und sich heiter für seinen Dienst tödten zu lassen geneigt machte, schlugen Enrique und Agenor, dem sein treuer Musaron folgte, wieder den Weg nach Spanien ein, wobei sie die Straße vermieden, der sie bei ihrer Reise nach Frankreich gefolgt waren, aus Furcht, von denjenigen erkannt zu werden, welche ihnen eine Unannehmlichkeit hätten bereiten können, obgleich sie mit guten Geleitbriefen, ausgestellt vom Kapitän Hugo von Caverley und von Messire Bertrand Duguesclin, versehen waren.

Sie hielten sich rechts, was übrigens für sie der kürzeste Weg war, um das Bearn zu erreichen und sodann Aragonien zu durchziehen. Sie reisten also längs der Auvergne, folgten dem User der Vezère und setzten in Castillon über die Dordogne.

Beinahe sicher, unter der Tracht und unter dem Namen eines niedrigen Ritters nicht erkannt zu werden, wollte sich Enrique durch sich selbst der Gesinnung der Engländer in Beziehung auf

seine Person versichern und es versuchen, ob es nicht möglich wäre, den Prinzen von Wales auf seine Seite zu bringen, ein Resultat, das ihm nicht unmöglich vorkam, nach dem Eifer, mit dem die Kapitäne Messire Bertrand Duguesclin gefolgt waren, aus welchem Eifer hervorging, daß der schwarze Prinz noch keinen Entschluß gefaßt hatte. Den Sohn von Eduard III. zur Unterstützung haben, ihn, der als Kind seine Sporen bei Crécy gewonnen, der als Jüngling den König Johann bei Poitiers geschlagen hatte, hieß nicht nur die moralische Stärke seiner Sache verdoppeln, sondern auch fünf bis sechs tausend Lanzen mehr nach Castilien werfen, denn dies waren die Streitkräfte, über welche der Prinz von Wales, ohne seine Garnison in Guienne zu schwächen, verfügen konnte.

Dieser Prinz hielt sein Lager, oder vielmehr seinen Hof in Bordeaux. Da man nun, wenn nicht Frieden, doch wenigstens Waffenstillstand mit Frankreich hatte, so zogen die zwei Ritter ohne Schwierigkeit in die Stadt ein; allerdings war es am Abend eines Festtags und man gab wegen des Tumultes nicht aus sie Obacht.

Agenor hatte Anfangs dem Prinzen Enrique von Transtamare vorgeschlagen, mit ihm bei seinem Vormund Messire Ernauton von Sainte-Colombe zu wohnen, welcher ein Haus in der Stadt hatte; doch die Furcht, sein Gefährte könnte das Geheimniß nicht genug bewahren, ließ ihn zuerst dieses Anerbieten ausschlagen! es wurde sogar verabredet, daß zu größerer Sicherheit Mauléon, ohne seinen Vormund zu sehen, durch Bordeaux reiten sollte, was Mauléon versprach, so schwer es ihn auch ankam, so nahe, ohne ihn zu grüßen, an dem würdigen Beschützer vorüberzuziehen, der ihm als Vater gedient hatte; nachdem man aber die Stadt in allen Richtungen durchritten, nachdem man an die Thüren aller Wirthshäuser geklopft und, in Betracht des großen Zustromes von Menschen, die Unmöglichkeit, in irgend einem Gasthaus ein Unterkommen zu finden, erkannt hatte, sah sich der Prinz genöthigt, aus das Anerbieten, das ihm Agenor gemacht, zurückzukommen; man wandte sich also nach der Wohnung von Messire Ernauton, welche in einer der Vorstädte von Bordeaux lag, nachdem die zwei Reisenden feierlich dahin übereingekommen waren, daß der Name des Prinzen nicht genannt werden, und daß er nur für einen einfachen Ritter, Freund und Waffenbruder von Agenor gelten sollte.

Der Zufall bediente indessen vortrefflich die Reisenden. Messire Ernauton von Sainte-Colombe befand sich im Augenblick in der Heimath von Mauléon, wo er ein Schloß und einige Güter hatte. Zwei oder drei Diener waren in Bordeaux zurückgeblieben und empfingen den jungen Mann, als ob er nicht der Mündel, sondern der Sohn des alten Ritters gewesen wäre.

Ein vertrauter Diener, welcher Agenor von seiner Geburt an kannte, erwies den zwei Reisenden die Ehre des Hauses. Dieses Haus hatte sich übrigens seit den vier Jahren, daß Mauléon nicht mehr nach Bordeaux gekommen, gewaltig verändert. Seine ungeheuren Gärten, welche einen für die Strahlen der Sonne und die Blicke der Menschen unzugänglichen Aufenthaltsort boten, waren nun durch ein große Mauer von dem Hauptgebäude getrennt und schienen eine besondere Wohnstädte zu bilden.

Agenor fragte den alten Diener hierüber und er, fuhr, daß diese Gärten, in denen er im Schatten von Sycomoren und Platanen seine sorglose Jugend zugebracht hatte, von seinem Vormund an den Prinzen von Wales verkauft worden waren, welcher hier ein prachtvolles Haus hatte erbauen lassen, in das er alle Gäste einquartierte, die er sichtbar in seinem Palast nicht empfangen wollte oder konnte. Es kamen aber Höflinge von allen Ländern und Boten von allen Königen an den Sohn von Eduard III.; denn da er keine Niederlage erlitten hatte, so stand er bei aller Welt im Rufe eines Siegers.

Enrique bedeutete Agenor durch ein Zeichen, er möge sich diese Erklärung mit allen ihren Einzelheiten wiederholen lassen, denn er war, wie man sich erinnert, nach Bordeaux gekommen in der Absicht, den schwarzen Prinzen zu sehen, und in der Hoffnung, sich ihn zum Freunde zu machen; da es jedoch schon spät, da man eine starke Tagereise gehabt hatte, und die Reisenden müde waren, so ertheilte der Prinz seinen Dienern Befehl, sein Zimmer bereit zu halten, in das er sich auch sogleich nach dem Abendbrot begab. Agenor ahmte ihn nach und begab sich in das seinige, das im ersten Stocke des Hauses lag und aus die herrlichen Gärten ging, in denen er zu seinem Ergötzen wie Blumen der Vergangenheit die schönen Erinnerungen aus seiner Jugendzeit pflücken wollte.

Statt sich niederzulegen, wie es der Prinz that, setzte er sich also an das Fenster und fing an mit der ganzen Poesie seiner zwanzig Jahre, die Augen auf die herrlichen Bäume geheftet, durch deren Blätterwerk nur mit Mühe einige Mondstrahlen drangen, wieder an dem Gestade des Lebens hinaufzusteigen, das immer mehr mit Blumen bestreut ist, je mehr man sich der Kindheit nähert. Der Himmel war rein, die Luft mild und ruhig; der Fluß glänzte in der Ferne wie die silbernen Schuppen einer ungeheuren Schlange; doch in Folge einer Laune der Einbildungskraft, geschah es nun durch die Aehnlichkeit der Landschaft, durch die Rückkehr der gleichen Stunde, oder durch die Wohlgerüche der Orangenbäume der Guienne, welche so sehr an die von Portugal und Andalusien erinnern, zog sein Geist mit Flammenflügeln über die Berge hin und ließ sich zu den Füßen der Sierra Estrella, am Ufer des Fließchens nieder, das sich in den Tajo wirst und an dessen Rande er, angezogen durch die Töne der Guzla, zum ersten Male mit der schönen Maurin von Liebe gesprochen hatte.

Plötzlich, mitten unter dieser mächtigen Berausung glänzte ein Schein, von dem geheimnißvollen Palaste kommend, wie ein Stern durch das Blätterwerk, und bald, o seltsames Wunder! das der Ritter für einen Irrthum seiner Sinne hielt, glaubte Mauléon die Töne einer Guzla zu hören, Er horchte ganz bebend aus diese Accorde, welche nur ein Vorspiel waren; daraus aber sang eine reine, melodische Stimme, eine Stimme, welche man nie mehr verkennen durfte, wenn man sie einmal gehört hatte, in schönem Castilianisch die alte spanische Romanze:

Ein kühner Ritter mit stolzer Miene,  
Auf bäumendem Rosse mit muthigem Gang,  
Ein schöner Ritter aus Aragons Gauen,  
Auf wilder Jagt den Tag entlang,  
Hatt' Falken und Hund' im Gehölze verloren.

Er setzt unter weithin astiger Eiche  
Ermattet sich nieder im Abendstrahl,  
Lauscht Zaubertönen sanft wie die Liebe  
Und stark wie rauschender Wassen Schall  
In wundersamem Gemenge.

Er schaut zum Wipfel, der fränkische Ritter,  
Und siehe, es däucht ihm ein wirrender Traum;  
Sirenenblick funkelt dem Späher entgegen,  
Ein Fräulein hoch oben schwebend am Baum,  
Gebunden an goldenen Locken der Haare.

Hernieder sie ruft mit lieblicher Stimme:  
Gewaltiger Ritter, erzittere nicht!  
Das Fräulein, verstoßen, dem außer dem Neste  
Von Moos und Geblättern Alles gebricht,  
Ist Tochter des Königs und seiner Gemahlin.

Ein Sprößling von mächtigem Herrengeschlecht,  
An ihrer Wiege ein glänzender Thron,  
Castiliens Königin nennt sie die Mutter,  
Der Ahnherren jeder ein Königssohn,  
In fürstlicher Gruft als Könige schlummernd.

Weh' mir, es ward mir das Urtheil gesprochen.  
schmachten, wohin kein Retterarm dringt,  
In einsamer Waldnacht zum fünfzehnten Jahre,  
Doch morgen die Rettungsstunde erklingt,  
Da werd' ich zum zweiten Male geboren.

Freund Ritter, oh! nimm mich mit Dir von hinnen,  
Ich fleh', wie liegend aus bebendem Knie  
Wir fleh'n hinaus zu den Heil'gen des Himmels  
Und gläubigen Herzens zur Mutter Marie.  
Nimm mich als Freundin Dir oder Verlobte.

Agenor hörte nicht mehr; er machte einen Sprung, als wollte er aus seinem Traum herausstürzen, tauchte seinen gierigen Blick in die Platanen des Gartens und murmelte mit fieberhafter Hoffnung:

»Aissa! Aissa!

---

## Siebzehntes Kapitel.

*Wie Agenor diejenige wiederfand, welche er suchte,  
und der Prinz Enrique den, welchen er nicht suchte.*

Sobald sich Agenor überzeugt glaubte, daß es die Stimme von Aissa war, die er gehört hatte, nahm er, der ersten bei einem jungen Mann von zwanzig Jahren so natürlichen Bewegung nachgebend, seinen Degen, hüllte sich in seinen Mantel und schickte sich an, in den Garten zu dringen. Doch in dem Augenblick, wo er auf's Fenster stieg, fühlte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte; er wandte sich um, es war sein Knappe.

»Herr Ritter,« sagte dieser, »ich habe immer bemerkt, daß einige von den Thorheiten, die man in der Welt begeht, auf dem Wege durch die Thüren begangen werden, daß man aber die übrigen, das heißt die Mehrzahl, auf dem Wege durch die Fenster begeht.«

Agenor machte eine Bewegung, um sein Unternehmen fortzusetzen. Musaron hielt ihn mit achtungsvoller Gewalt zurück.

»Laßt mich,« sprach der junge Mann.

»Hoher Herr,« sagte Musaron, »ich bitte Euch um fünf Minuten. In fünf Minuten soll es Euch freistehen, alle Thorheiten zu begehen, die Ihr begehen wollt.«

»Weißt Du, wohin ich will?«

»Ich vermuthe es.«

»Weißt Du, wer in diesem Garten ist?«

»Die Maurin.«

»Aissa selbst, Du hast es gesagt.

Du denkst noch, mich zurückzuhalten?«

»Je nachdem Ihr vernünftig oder wahnsinnig sein werdet.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Daß die Maurin nicht allein sei.«

»Allerdings nicht, sie ist bei ihrem Vater, der sie nie verläßt.«

»Und ihr Vater wird wiederum beständig von einem Dutzend Mauren bewacht.«

»Nun?«

»Nun! Sie streifen unter dem Schatten dieser Bäume umher.

Ihr werdet Euch an Einem derselben stoßen, Ihr werdet ihn tödten. Ein Anderer wird auf das Geschrei von diesem herbeieilen, und Ihr werdet ihn auch tödten. Doch ein Dritter, ein Vierter, ein Fünfter werden kommen, es wird ein Streit, ein Kampf entstehen, die Schwerter werden klirren, man wird Euch erkennen, gefangen nehmen, tödten vielleicht,«

»Es sei, doch ich werde sie sehen.«

»Pfui doch! eine Maurin!«

»Ich will sie wiedersehen.«

»Ich hindere Euch nicht, sie wiederzusehen, doch seht sie, ohne Gefahr zu laufen.«

»Hast Du ein Mittel?«

»Ich habe keines; doch der Prinz wird Euch eines geben.«

»Wie, der Prinz?«

»Allerdings. Glaubt Ihr, er sei bei der Gegenwart von Mothril in Bordeaux minder interessirt, als Ihr, und er habe nicht, wenn er erfährt, daß dieser hier ist, ein ebenso großes Verlangen als Ihr, zu erfahren, was der Vater hier suchen will, als Ihr, zu wissen, was die Tochter hier macht?«

»Du hast Recht,« sagte Agenor.

»Ah! Ihr seht das ein,« versetzte Musaron zufrieden, »Nun, so benachrichtige den Prinzen. Ich bleibe hier, um das kleine Licht nicht aus dem Blick zu verlieren.«

» Und Ihr werdet die Geduld haben, uns zu erwarten?«

»Ich werde horchen,« sprach Agenor.

Die sanfte Stimme fuhr in der That fort in der Nacht zu erklingen, und die Guzla vibrirte bebend in Begleitung derselben. Es war nicht der Garten von Bordeaux, den er vor seinen Augen hatte, es war der Garten des Alcazar; es war nicht das weiße Haus des Prinzen von Wales, sondern der maurische Kiosk mit dem grünen Vorhang. Jeder Ton der Guzla drang tief in sein Herz ein, das sich allmählig mit Trunkenheit füllte. Kaum glaubte er sich allein, als er die Thüre wieder öffnen hörte und Musaron, gefolgt von dem Prinzen, der wie er in seinen Mantel gehüllt war und wie er sein Schwert in der Hand trug, eintreten sah.

Mit einigen Worten war der Prinz über die Lage der Dinge unterrichtet, da ihm Agenor ohne Rückhalt sein früheres Verhältniß zu der schönen Maurin, sowie die wüthende Eifersucht von Mothril mitgetheilt hatte.

»Ihr müßt es versuchen, mit dieser Frau zu sprechen,« sagte der Prinz; »durch sie werden wir mehr erfahren, als durch alle Spione der Erde. Eine Frau, die man in der Sklaverei hält, beherrscht häufig ihren Despoten.«

»Ja, ja,« rief Mauléon, der vor Ungeduld, zu Aissa zu gelangen, brannte, »ich bin bereit, den Befehlen Eurer Hoheit zu gehorchen.«

»Ihr seid sicher, sie gehört zu haben?«

»Gehört, wie ich Euch höre, gnädigster Herr. Ihre Stimme kam von dort und würde mich mitten durch die Finsterniß der Hölle leiten.«

»Es sei! Doch das Schwierige für uns ist, in dieses Haus zu bringen, ohne unter eine bewaffnete Truppe zu gerathen.«

»Ihr habt gesagt, für uns, gnädigster Herr?«

»Allerdings, ich begleite Euch, doch wohl verstanden, ich bleibe beiseit und lasse Euch frei mit Eurer Geliebten sprechen.«

»Dann ist nichts mehr zu befürchten, hoher Herr. Zwei Kämpen wie Ihr und ich nehmen es mit zehn Christen und mit zwanzig Mauren auf.«

»Ja, aber sie lärmen, aber sie tödten, und genöthigt, zu fliehen, haben sie am andern Tag einer leeren Großthuerei den Erfolg einer wichtigen Angelegenheit geopfert. Wir müssen klug sein, Ritter; seht Eure Geliebte, doch mit aller nöthigen Vorsicht. Hütet Euch besonders, Euren Dolch in den Gärten oder in den Gemächern eines Vaters oder eines eifersüchtigen Gatten zu verlieren. Daß ich den meinigen in dem Zimmer von Don Guttiere fallen ließ, hat mich die Frau gekostet, die ich am Innigsten liebte.«

»Ja, Klugheit! Klugheit!« murmelte Musaron.

»Ja; doch mit zu viel Klugheit werden wir sie vielleicht verlieren,« erwiderte Agenor.

»Seid unbesorgt,« sprach Enrique, »das wird meine erste Wegnahme bei den Mauren sein, wenn ich je den Thron Castiliens besteige. Doch mittlerweile schonen wir diesen Thron.«

»Ich erwarte die Befehle Eurer Hoheit,« sprach Mauléon, nur mit Mühe seine Ungeduld bewältigend.

»Gut, gut!« sagte Enrique, »Ich sehe, daß Ihr ein disciplinirter Soldat seid, und es wird Alles nur um so besser gehen, wenn Ihr mir gehorchen wollt. Wir sind Kapitäne und müssen die schwache Seite eines Platzes recognosciren. Gehen wir in den Garten hinab, untersuchen wir die Mauern, und wenn wir eine zum Ersteigen günstige Stelle gefunden haben, werden wir hinaussteigen.«

»Ei! Herr,« sagte Musaron. »das Ersteigen wird keine Schwierigkeit sein, denn ich habe eine Leiter im Hof gesehen, und es ist folglich eine Stelle der Mauer so günstig, als die andere. Hinter der Mauer aber gibt es Mauren mit Säbeln, Wälder von Piken. Doch wenn es sich um das Leben eines so erhabenen Prinzen und eines so ausgezeichneten Ritters handelt. . .«

»Sprich für den Prinzen,« sagte Agenor.

»Dieser gute Knappe gefällt mir,« bemerkte Enrique, »er wird eine äußerst nützliche Nachhut bilden.«

Dann erhob er die Stimme und sprach, sich an seinen Knappen wendend, der bei der Thüre wartete: »Perajo, seid Ihr bewaffnet?«

»Ja, Hoheit,« antwortete derjenige, an welchen die Frage gerichtet war.

»So folgt mir.«

Musaron sah, daß sich nichts einwenden ließ. Alles, was er erreichte, war, daß man durch die Thüre hinausging und die Treppe hinabstieg, statt durch das Fenster zu steigen. Doch wie immer, wenn einmal sein Entschluß gefaßt war, ging er ernst auf das Ziel zu. Es fand sich in der That eine Leiter im Hof; er lehnte sie an der Mauer an. Der Prinz wollte zuerst hinauf; Agenor folgte ihm, dann kam Perajo und endlich Musaron, der die Leiter aus die andere Seite der Mauer zog,

»Bewache diese Leiter,« sagte der Prinz; »die Art, wie Du gesprochen, gibt mir volles Vertrauen zu Dir.«

Musaron setzte sich aus die letzte Sprosse; Perajo wurde zwanzig Schritte weiter hinter einem Feigenbaume aufgestellt, und Enrique und Agenor rückten unter den großen Schatten der Bäume vor, die sie natürlich vor denjenigen verbargen, welche im Lichte ausgestellt sein konnten.

Bald befand man sich so nahe heim Haus, daß man in Ermangelung der Töne der Guzla, welche aufgehört hatten, die Seufzer der Sängerin hörte.

»Prinz,« sagte Agenor, der seine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, »erwartet mich unter dieser Geißblattlaube; ehe zehn Minuten vergehen, habe ich mit der Maurin gesprochen und weiß, weshalb ihr Vater nach Bordeaux gekommen ist. Würde ich angegriffen, so gefährdet nicht Euer Dasein und kehrt zur Leiter zurück. Ich werde Euch durch den Ruf:

Auf die Mauer! benachrichtigen.«

»Wenn Ihr angegriffen werdet,« erwiderte Enrique, so erinnert Euch, Ritter, daß Niemand vielleicht, mit Ausnahme von König Don Pedro meinem Bruder und Messire Duguesclin meinem Lehrer den Degen handhabt, wie ich dies zu thun verstehe. Ich werde Euch dann zeigen, Ritter, daß ich mich dessen nicht mit Unrecht rühme.«

Agenor dankte dem Prinzen, der im Schatten verschwand, wo ihn die Augen des Ritters

vergebens suchten. Agenor aber setzte seinen Gang nach dem Hause fort; doch zwischen diesem und dem Gehölze hatte er einen freien und vom Mond beleuchteten Raum zu durchschreiten. Agenor zögerte einen Augenblick, ehe er so zu sagen das Licht herausforderte. Doch er war im Begriff, diesen freien Raum kühn zu durchschreiten, als durch eine Seitenthüre des Hauses, die sich knarrend öffnete, drei Männer herauskamen, welche mit leiser Stimme plauderten. Derjenige, welcher am nächsten vor dem unbeweglich und stumm unter dem Schatten einer Platane stehenden Agenor vorüberkommen mußte, war Mothril, den man leicht an seinem weißen Burnus zu erkennen vermochte; der in der Mitte war ein Ritter in schwarzer Rüstung; der, welcher am nächsten an Don Enrique vorbeigehen mußte, war ein vornehmer Herr, der ein reiches castilianisches Kleid unter einem Purpurmantel trug.

»Hoher Herr,« sagte lachend der letztere zudem schwarzen Ritter, »Ihr dürft Mothril nicht böse sein, daß er sich weigert, Euch seine Tochter diesen Abend zu zeigen. Ich, der ich seit beinahe sechs Wochen Tag und Nacht mit ihm reise, habe es nur mit Mühe dahin gebracht, daß er sie mich sehen ließ.«

Der schwarze Ritter antwortete; doch Agenor kümmerte sich nichts um seine Antwort. Was er zu wissen wünschte, wußte er nun: daß Aissa allein war. Bei dem Klange der väterlichen Stimme hatte sie sich sogar erhoben und neugierig, wie eine Christin, aus ihrem Fenster geneigt, um mit dem Auge den drei geheimnißvollen Spaziergängern zu folgen.

Der Ritter eilte aus dem Gebüsch hervor und war mit zwei Sprüngen unter dem Fenster, das ungefähr zwanzig Fuß über der Erde sein mochte.

»Aissa, erkennst Du mich?« sagte er.

So sehr sie auch Herrin über sich sein mochte, so wich die maurische Jungfrau doch mit einem unwillkürlichen kleinen Schrei zurück. Doch alsbald erkannte sie denjenigen, welcher beständig in ihren Gedanken wohnte, streckte die Arme gegen ihn aus und fragte ihn: »Bist Du es, Agenor?«

»Ja, ich bin es, meine Liebe. Doch wie soll ich zu Dir gelangen, zu Dir, die ich auf eine so wunderbare Weise wiederfinde? Hast Du nicht eine seidene Leiter?«

»Nein,« erwiderte Aissa, »aber morgen werde ich eine haben. Mein Vater wird die Nacht im Palast des Prinzen zubringen. Komm' morgen; doch diesen Abend nimm Dich in Nacht, denn sie sind in der Gegend.«

»Wer dies?« fragte Agenor.

»Mein Vater, der schwarze Prinz und der König.«

»Welcher König?«

»Der König Don Pedro.«

Agenor dachte an Enrique, der sich vielleicht seinem Bruder von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, sprach: »Morgen!« und eilte unter die Bäume, wo er alsbald verschwand.

Agenor täuschte sich nur halb. Die drei Spaziergänger hatten sich nach der Gegend gewendet, wo sich Enrique verborgen hielt. Der Prinz erkannte zuerst Mothril.

»Gnädigster Herr,« sagte er in dem Augenblick, wo seine Stimme hörbar wurde, »Eure Hoheit hat Unrecht, unablässig auf Aissa zurückzukommen. Der edle Sohn des Königs von England, der glorreiche Prinz von Wales ist nicht in dieses Haus eingetreten, um ein armes afrikanisches Mädchen zu sehen, sondern um mit uns über das Schicksal eines großen Königreichs zu

entscheiden.«

Enrique, der den Oberleib vorgebeugt hatte, um besser zu hören, zog sich rasch zurück.

»Der Prinz von Wales!« murmelte er mit einem unsäglichen Erstaunen, während er neugierig die in Europa seit den blutigen Schlachten von Crécy und Poitiers so bekannte schwarze Rüstung betrachtete.

»Morgen,« sprach der Prinz, »werde ich Euch bei mir empfangen, und es wird dann, ehe wir uns trennen Alles hoffentlich geordnet sein, und die ganze Angelegenheit läßt sich öffentlich machen. Heute mußte ich mich in die Wünsche meines königlichen Gastes fügen, ich durfte die Neugierde der Höflinge nicht erregen; ich mußte auch, ehe ich einen Entschluß fassen konnte, genau die Absichten Seiner Hoheit des Königs Don Pedro von Castilien wissen.«

Bei diesen Worten verbeugte sich der schwarze Prinz höflich gegen den Cavalier im Purpurmantel.

Der Schweiß stieg Don Enrique auf die Stirne; doch dies war noch ganz anders, als eine ihm wohlbekannte Stimme die Worte sprach: »Ich bin nicht der König von Castilien, hoher Herr, sondern ein Flehender, der genöthigt ist, fern von seinem Reiche Hilfe zu suchen, denn meine grausamsten Feinde sind in meiner Familie: von drei Brüdern, die ich hatte, wollte sich der Eine an meiner Ehre, die zwei Andern an meinem Leben vergreifen. Denjenigen, welcher sich an meiner Ehre vergreifen wollte, habe ich getödtet: es bleiben Enrique und Tello; Tello befindet sich in Aragonien, um ein Heer gegen mich auf die Beine zu bringen; Enrique ist in Frankreich bei König Karl und schmeichelt ihm mit der Hoffnung, mein Königreich zu erobern, so daß Frankreich, durch Eure Siege erschöpft, gern in Kastilien neue Kräfte sammeln möchte, um Euch zu bekämpfen. Ich dachte also, es läge in Eurer Politik, gnädigster Herr, das gute Recht eines legitimen Monarchen zu unterstützen, indem Ihr bei ihm mit den Mitteln, die er Euch an Menschen und Geld bietet, den Krieg fortsetzen würdet, den dieser heuchlerische Waffenstillstandsbruch gegen Frankreich zu führen Euch gestattet. Ich erwarte die Antwort Eurer Hoheit, um zu wissen, ob ich an meiner Sache verzweifeln soll.«

»Nein, Ihr dürft nicht verzweifeln, Hoheit, denn Eure Sache ist, wie Ihr sagt, eine legitime. Aber beinahe Vicekönig der Guienne, wollte ich nicht allein das Gewicht meines Vicekönigthums tragen. Ich verlangte von meinem Vater einen Rath, bestehend aus weisen Männern. Dieser Rath ist mir bewilligt worden. Diesen Rath muß ich befragen, doch seid versichert, daß wenn die Ansicht der Mehrzahl auch die meinige ist und meiner Neigung, Euch zu Gefallen, beitrifft, nie ein getreuerer und, ich wage es wohl zu behaupten, tatkräftigerer Verbündeter unter Euren Fahnen gefochten haben wird. Kommt Ihr morgen in den Palast, so erhaltet Ihr eine genauere und umständlichere Antwort. Bis dahin zeigt Euch nicht. Das Gelingen hängt besonders von der Geheimhaltung ab.«

»Oh! seid unbesorgt, Niemand kennt uns hier.« »Und dieses Haus ist sicher,« sagte der Prinz, »und sogar sicher genug,« fügte er lachend bei, »um dem edlen Herrn Mothril seine Furcht in Beziehung auf seine Tochter zu benehmen.«

Der Maure stammelte ein paar Worte, welche Enrique nicht verstand, denn schon fingen die Spaziergänger an sich von ihm zu entfernen; überdies durchwühlte ihn ein einziger, glühender, toller, beinahe unüberwindlicher Gedanke, seitdem er diese verfluchte Stimme gehört hatte; hier, zwei Schritte von ihm, war sein Todfeind, das Gespenst, das sich zwischen ihm und dem Ziele erhob, das er erreichen wollte; hier, im Bereiche seines Schwertes, war der Mann, der nach seinem Blute dürstete, und nach dessen Blut er dürstete; ein einziger Stoß von einer Hand

geführt, die der Haß leitete, endigte den Krieg, schnitt jeden Zweifel ab. Dieser Gedanke machte das Herz des Prinzen springen und zog seinen Arm gegen seinen Feind hin.

Doch Enrique gehörte nicht zu den Menschen, die einem ersten Gefühle nachgeben, und wurde dieses Gefühl auch von einem tödtlichen Hasse eingeflößt. »Nein, nein,« sagte er, »ich würde ihn tödten, aber nichts sonst. Und es ist nicht genug für mich, daß ich ihn tödte, ich muß ihm auf dem Thron folgen. Ich würde ihn tödten, doch der Prinz von Wales würde seinen ermordeten Gast rächen, er würde mich schmachvoll sterben lassen, oder in einem ewigen Kerker einschließen. . . Ja,« fuhr Enrique fort, als er einen Augenblick geschwiegen hatte, »doch ich könnte mich auch flüchten, und Tello, der dort ist,« fügte er bei, sich selbst darüber zulächelnd, daß er einen seiner Brüder hatte vergessen können, obgleich dieser Bruder sein Verbündeter war, »Tello, den ich auf dem Throne finden würde. . . Das wäre nur, um wieder anzufangen.«

Diese Betrachtung hielt den Arm von Enrique zurück; sein halb gezogenes Schwert fiel wieder in die Scheide.

Die Geister der Finsterniß mußten wohl lachen über ihren Bruder, den Ehrgeiz, der diesmal die Hand des Ehrgeizigen von seinem Dolche entfernte.

In diesem Augenblick befanden sich die drei Spaziergänger außer dem Bereiche der Stimme, Mothril sprach die Worte, die der Prinz nicht hörte.

In derselben Minute kam Agenor zu ihm zurück; der Eine war finster, der Andere strahlte; der Eine hatte den Krieg, die Intriguen, die Fürsten, die Welt vergessen; der Andere zerrte an den Maschen seiner eisernen Panzerhandschuhe, denn schon glaubte er seine Feinde zu zermalen und sich an den Stufen des Thrones von Castilien anzuklammern.

---

## Fünftes bis achttes Bändchen

### Achtzehntes Kapitel.

#### *Der Leithund.*

Das Geheimniß der Reise von Mothril nach Bordeaux war nun erklärt, und Aissa konnte dem Ritter nichts mehr über diesen Gegenstand mitzuthemen haben; doch es blieben für Beide viel wichtigere Dinge übrig: dies waren die tausend Liebesgeständnisse, die den Liebenden immer neu vorkommen, und die auch in der That für Agenor und Aissa um so neuer waren, als sie sich dieselben nie mit Muße gemacht hatten.

Andererseits wußte Enrique von Transtamare den Plan seines Bruders, als ob ihm dieser Plan mitgetheilt worden wäre, und er ahnete zum Voraus die Antwort des Prinzen von Wales, als ob er dem Rath, der am andern Tag gehalten werden sollte, beigewohnt hätte. Ueberzeugt, Don Pedro würde die Unterstützung der Engländer erlangen, konnte er sich zu nichts Anderem entscheiden, als Bordeaux zu verlassen, ehe das Bündniß zwischen ihnen beschworen wäre; denn dann, sollte er erkannt werden, würde man ihn zum Kriegsgefangenen machen, und Don Pedro könnte wohl, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, zudem raschen Mittel greifen, welches gegen seinen Bruder anzuwenden Enrique nur eine Berechnung des Ehrgeizes abgehalten hatte.

Als der Prinz und der Ritter sich ihre Gedanken mitgetheilt hatten, als der eine, sich an die Klugheit des andern wendend, einen weisen Rath über den Entschluß, den er fassen sollte, erhalten, als nämlich Agenor Enrique aufgefordert hatte, rasch nach Aragonien abzureisen, um dort die ersten Compagnien zu empfangen, welche der Connetable absandte, dachte der Prinz an die Privatangelegenheiten seines jungen Gefährten.

»Und Eure Liebschaft?« sagte er.

»Gnädigster Herr,« erwiderte Agenor, »ich verberge nicht, daß ich mit tiefer Traurigkeit daran denke. Es war so schön, als ich zehn Schritte von mir das Glück fand, von dem ich so lange geträumt hatte, und dem ich mein ganzes Leben, ohne es einzuholen, nachzulaufen befürchtete, aber . . .«

»Nun!« versetzte der Prinz, »was hat sich daran verändert, und was verhindert Euch, der Ihr keinen Bruder zu bekämpfen und keinen Thron zu erobern habt, was hindert Euch, dieses Glück im Vorübergehen zu pflücken?«

»Mein Prinz, reist Ihr nicht ab?« fragte Agenor.

»Ich reise sicherlich, doch so zart auch die Freundschaft ist, die ich in meinem Herzen für Euch entstehen fühle, mein lieber Agenor, so kann sie doch nicht, Ihr werdet das zuerst begreifen, den Interessen eines königlichen Glückes und der Wohlfahrt eines ganzen Volkes das Gleichgewicht halten. Handelte es sich um Eure Existenz,« fügte der Prinz plötzlich bei, »oh! dann wäre es etwas Anderes, denn Eurer Existenz würde ich mein Glück und meinen Ehrgeiz

opfern.«

Und die scharfen Augen des Prinzen tauchten sich in den klaren, durchsichtigen Blick des jungen Franzosen, um hier die Dankbarkeit zu suchen.

»Aber,« fuhr Enrique fort, »Eurer, erlaubt mir, es Euch zu sagen, mein Freund, Eurer ziemlich tollen Leidenschaft für die Tochter des Verräthers Mothril werde ich meine Krone nicht opfern.«

»Ich weiß dies wohl, Hoheit, und ich wäre sogar ein Wahnsinniger, wenn ich mir nur einen Augenblick diese Hoffnung gemacht hätte. . . Lebewohl, arme, Aissa . . . «

Und von seinem Fenster schaute, er so traurig nach dem unter den Sycomoren verborgenen Pavillon, daß der Prinz lächelte.

»Glücklicher Verliebter!« sagte er, während seine Stirne düster wurde z »er lebt für einen süßen Gedanken, der beständig in seinem Herzen blüht und sein Dasein durchduftet. Ach! auch ich habe diese reizende Qual gekannt, welche in der Tiefe der Seele alle edle und jugendlichen Gefühle vibrieren macht.«

»Ihr nennt mich glücklich, hoher Herr,« rief Agenor, »und Aissa erwartet mich morgen; morgen sollte ich Aissa sehen, und ich werde sie nicht sehen; hoher Herr, wenn alle Hoffnungen eines zwei und zwanzigjährigen Herzens in dem Augenblick, wo sie in Erfüllung gehen sollten, verschwindend ein Unglück bilden, so bin ich der unglücklichste Mensch unter der Sonne.«

»Du hast Recht, Agenor,« sprach der Prinz, »denke also nur an die gegenwärtige Stunde; Du trachtest nicht nach Schätzen, Du verfolgst nicht eine Krone, Du verlangst ein süßes Wort, Du forderst einen ersten Kuß: Dein Reichthum ist eine Frau, Dein Thron ist der Sitz von Blumen, den sie morgen mit Dir theilen sollte. Oh! verliere diesen Abend nicht, Agenor, vielleicht wird dies die schönste Perle sein, welche die Jugend in eine Deiner Erinnerungen niederlegt.«

»Ihr werdet also ohne mich von hier abgehen, gnädigster Herr?« sprach Agenor.

»Noch in dieser Nacht. Ich will das Gebiet des Engländers verlassen; Du begreifst, der Tag muß mich auf neutralem Lande finden. Drei bis vier Tage verweile ich in Navarra, in Pampeluna. Folge mir rasch, Agenor, denn ich kann nicht länger auf Dich warten.«

»Oh! mein Prinz,« rief Agenor, »ich soll Euch verlassen, während Euch eine Gefahr bedroht! Mir scheint, für alle Schätze dieser Liebe, die mich erwartet und die Ihr mir verspricht, würde ich nicht hierzu einwilligen.«

»Uebertreiben wir nicht, Agenor, wenn wir diesen Abend aufbrechen, bedroht uns keine Gefahr. Steige also den blühenden Abhang hinab. Gehe, Perajo wird mich begleiten, und Du weißt, das ist ein gutes Schwert; doch komm rasch zurück.«

»Aber, Hoheit . . .«

»Und dann höre: wenn Du die Maurin liebst, wie Du sagst . . . «

»Ei! gnädigster Herr, ich wage es nicht, Euch zu sagen, wie sehr ich sie liebe, denn kaum habe ich sie gesehen, kaum habe ich zwei Worte mit ihr ausgetauscht.«

»Zwei Worte sind genug, wenn man sie in unserer schönen castilianischen Sprache gut zu wählen weiß. Ich wollte Dir also sagen, wenn Du diese Maurin liebst, werde dies ein doppelter Triumph für Dich sein, da Du zugleich Mothril die Tochter und der Hölle eine Seele entführst.«

Diese Worte waren die eines Königs und eines Freundes. Agenor begriff, daß Enrique von Transtamare schon diese doppelte Rolle spielte, und um in der seinigen pünktlich zu sein, kniete er vor dem Prinzen nieder, für den alle diese Interessen so verächtlich, so geringfügig waren, daß sich sein Geist schon davon entfernt hatte und jenseits der Pyrenäen in den Wolken schwebte,

welche den Gipfel der Sierra Aracena bekränzen.

Es wurde nun verabredet, daß der Prinz ein paar Stunden ausruhen und dann nach der Grenze aufbrechen sollte. Mauléon aber, der von nun an frei war und seine goldene Kette für den Augenblick gebrochen fühlte, lebte nicht mehr auf der Erde, er schwamm im Himmel.

Der Schlaf der Verliebten ist wenig tief, doch lang, denn er ist voll von Träumen, die sie mit einander verketten, und die so sehr dem Glück gleichen, daß sie alle Mühe haben, zu erwachen.

Als Agenor die Augen öffnete, war die Sonne auch schon hoch am Horizont. Er rief sogleich Musaron und erfuhr von diesem, der Prinz sei am Morgen um vier Uhr zu Pferde gestiegen und habe sich von Bordeaux mit der Schnelligkeit eines Menschen entfernt, der die Gefahr einer schwierigen Lage fühlt.

»Gut,« sagte er, als er die Erzählung des Knappen, verschönert mit allen Commentaren, die dieser beifügen zu müssen glaubte, gehört hatte, »gut, Musaron. Wir unsererseits bleiben noch in Bordeaux diesen Abend und vielleicht sogar morgen; doch während dieser Zeit, das ist beschlossen, gehen wir nicht aus und lassen uns vor Niemand sehen. Wir werden in der Stunde des Aufbruchs, welche jeden Augenblick eintreten kann, nur um so frischer sein. Du, mein Freund, Pflege die Pferde gut, damit sie den Prinzen einholen können, selbst wenn man ihnen eine doppelte Last und eine doppelte Schnelligkeit auferlegen würde.

»Oho!« rief Musaron, der wie man weiß, sich gegen seinen Herrn frei benahm, besonders wenn dieser guter Laune war, »wir treiben also nicht mehr Politik, wir gehen zu etwas Anderem über. Wenn ich wüßte, zu was wir übergehen, so könnte ich Euch vielleicht helfen.«

»Du wirst das um Mitternacht sehen, Musaron; »bis dahin verhalte Dich still und ruhig und thue, was ich Dir sage.«

Stets entzückt über sich selbst wegen des ungeheuren Vertrauens, das er zu seinen eigenen Mitteln hatte, striegelte Musaron seine Pferde, machte er seine doppelten Mahle und erwartete Mitternacht, ohne die Nase an ein einziges Fenster zu halten.

Nicht dasselbe war bei Agenor der Fall, denn dieser hatte beständig die Augen an den niedergelassenen Vorhängen und verlor das benachbarte Haus nicht aus dem Blick,

Doch Agenor war, wie gesagt, spät aufgestanden, und da Musaron, der noch mehr in die Nacht hinein gewacht, seinen Herrn nachgeahmt, so hatte weder der Eine, noch der Andere in dem Garten, der einen Theil der Wohnung von Don Pedro bildete, einen Mann bemerkt, welcher schon vor Tagesanbruch, auf den Boden gebückt, mit sichtbarer Aengstlichkeit die der frischen Erde des Gartens eingedrückten Spuren von Tritten und die zerknitterten und zerbrochenen Zweige an den Gebüsch in der Umgegend des Gemaches von Aissa untersuchte.

Dieser in einen weiten Mantel gehüllte Mann war der Maure Mothril, welcher mit der seiner Race eigenthümlichen Scharfsinnigkeit die verschiedenen Eindrücke verglich, deutete, verfolgte, wie ein Leithund eine Spur verfolgt, von der ihn nichts abbringt, nicht einmal die augenblicklichen Unterbrechungen.

»Ja,« sagte der Maure, das Auge glühend und die Nase weit aufgesperrt, »ja, das sind wohl meine Tritte in dieser Allee; ich erkenne sie an der Form meiner Pantoffeln. Dies sind die tiefer eingedrückten des Prinzen von Wales; er hatte eiserne Stiefel, und seine Rüstung machte ihn noch schwerer. Diese hier sind die des Königs Don Pedro; man gewahrt sie kaum, denn er hat einen Gang so leicht wie der der Gazelle. Immer folgen sich unsere drei Eindrücke, doch diese . . . diese kenne ich nicht,«

Mothril ging von der Geißblattlaube zu dem Gebüsch, wo sich Mauléon lange verborgen gehalten hatte.

»Hier,« murmelte er, »hier sind tiefe, ungeduldige, abwechselnde Spuren. Woher kamen sie? wohin gingen sie? Nachdem Haus. . . Ja, ich sehe sie hier, und sie erreichen den Fuß, der Mauer. Dort sind sie noch tiefer eingegraben. Derjenige, welcher hier wartete, hat sich auf den Fußspitzen erhoben; ohne Zweifel versuchte er es, den Balcon zu erreichen: er wollte zu Aissa, das unterliegt keinem Zweifel. War nun Aissa mit ihm einverstanden? Das werden wir zu erfahren bemüht sein.«

Und über den Eindruck gebückt, untersuchte der Maure diesen mit ernster Unruhe.

Nach einem Augenblick fuhr er fort:

»Dieser Tritt ist der eines Mannes mit einer Fußbekleidung, wie sie die fränkischen Ritter haben. Hier ist die vom Sporn gezogene Furche; wir wollen sehen, woher sie kommt.«

Mothril nahm die Spur wieder auf, die ihn zu der Geißblattlaube führte, wo seine Nachforschungen abermals begannen.

»Es hat sich noch ein Anderer hier aufgehalten,« murmelte er; »ich sage ein Anderer, denn der Tritt ist nicht derselbe. Dieser war ohne Zweifel unseretwegen gekommen, während der Andere Aissa zu Liebe kam. An diesem gingen wir so nahe vorüber, daß wir ihn fast streiften, und er mußte uns hören. Was sprachen wir, als wir hier vorbeikamen?«

Mothril suchte sich zu erinnern, welche Worte an dieser Stelle aus seinem Munde und aus dem seiner zwei Gefährten gekommen waren. Doch es war nicht die Politik, was Mothril am meisten beschäftigte, und er kehrte bald zu der Untersuchung der Tritte zurück.

Da entdeckte er den Zug der Eindrücke, welche bis zur Mauer hinaufgingen. Drei Männer waren herabgestiegen; der Eine war bis zu dem Feigenbaum gegangen, in welchem er sich verborgen hatte, denn die unteren Zweige des Baumes waren abgebrochen. Dieser mußte eine einfache Schildwache sein.

Der Andere war bis zu der Geißblattlaube gekommen, und dies war ohne Zweifel ein Spion.

Der Dritte war bis zu dem Gebüsch gegangen, hatte hier einen Augenblick Halt gemacht, und sich sodann aus dem Gebüsch zum Pavillon von Aissa geschlichen: dieser war sicherlich ein Liebhaber.

Mothril folgte wieder der Spur aufwärts und befand sich am Fuße der Mauer, welche das Haus von Ernauton von Sainte-Colombe von dem an den Prinzen von Wales verkauften Pavillon trennte. Hier wurde Alles klar und offenkundig, als ob er in einem Buche lesen würde.

Das Untertheil der Leiter hatte zwei Löcher ausgehöhlt und das Obertheil hatte die Mauerkappe beschädigt.

»Alles kommt von daher,« sagte der Maure.

Dann erhob er sich selbst über die Mauerkappe und tauchte seinen gierigen Blick in den Garten von Ernauton, doch es war frühzeitig, und Agenor und Musaron schliefen, wie gesagt, lange. Mothril sah also nichts; er bemerkte nur jenseits der Mauer eine andere Spur von Tritten, welche nach dem Hause zuing.

»Ich werde wachen,« sagte er.

»Den ganzen Tag erkundigte sich Mothril in der Nachbarschaft, doch die Diener von Ernauton waren verschwiegen; überdies kannten sie Enrique von Transtamare nicht und sahen Agenor zum ersten Mal. Sie waren so wortkarg und unterrichteten den Spion des Mauren und Mothril

selbst so wenig, indem sie sagten: »Unser Gast ist der Taufpathe von Herrn Ernauton von Carmainges,« daß Mothril sich nur auf sich selbst zu verlassen beschloß.

Es kam die Nacht.

Don Pedro wurde mit seinem getreuen Botschafter im Palaste des Prinzen von Wales erwartet. Zu der für den Besuch verabredeten Stunde fand sich Mothril bereit und trat, den Prinzen begleitend, in den Rath wie ein Mann ein, den die Sorgen für das eigene Haus nicht von seinen Pflichten abzubringen vermögen.

Mauléon, der den Ausgang des Mauren belauert hatte, nahm, sobald er Aissa allein wußte, sein Schwert, befahl seinem Knappen, die Pferde gesattelt im Hof von Ernauton bereit zu halten, bemächtigte sich der Leiter, die er an der Mauer an derselben Stelle, wie am Tage vorher, anlegte, und stieg ohne einen Unfall in den Garten des Prinzen von Wales hinab.

Es war eine Nacht, ähnlich den schönen Nächten des Orients, ähnlich der schönen vorhergehenden Nacht, ähnlich dem, was die folgende Nacht sein sollte, nämlich voll von Wohlgerüchen und Geheimnissen.

Nichts störte also die Heiterkeit des Herzens von Agenor, wenn nicht gerade die Fülle seiner Freude; denn das, was man die Ahnung nennt, ist zuweilen nur das Uebermaß der Seligkeit, welches bewirkt, daß man für dieses zerbrechliche Glück zittert, das durch so viele Stöße zertrümmert werden kann. Wer nicht Unruhe empfindet, ist nicht völlig glücklich, und selten ist der muthigste Liebhaber zu dem Rendezvous gegangen, das ihm seine Gebieterin gegeben, ohne einen Schauer der Angst zu fühlen.

Wüthend vor Liebe, wie jene schönen Feen der brennenden Klimate, wo sie zuerst das Tageslicht erblickte, hatte Aissa ihrerseits den ganzen Tag an die vorhergehende Nacht, die ihr wie ein Traum vorkam, und an die Nacht, welche sie erwartete und die ihr der süßeste Ausdruck des Glückes zu sein schien, gedacht; auf den Knien am offenen Fenster, die Abendluft und den Wohlgeruch der Blumen einathmend, alle sympathetischen Empfindungen schlürfend, welche die Gegenwart ihres Geliebten offenbarten, lebte sie nur durch den Gedanken an diesen Mann, den sie noch nicht hörte, noch nicht sah, aber im geheimnißvollen Schweigen der Nacht errieth.

Plötzlich vernahm sie etwas wie ein Streifen in den Blättern, und sie neigte sich erröthend vor Wonne unter die Blumen, die ihren Balcon zierten.

Das Geräusch verdoppelte sich, ein schüchterner Tritt, der die Pflanzen berührte, ein unsicherer, bei nahe schwebender Tritt verkündigte ihr, daß sich ihr Viel geliebter nahte.

Mauléon erschien in dem breiten Streifen des silbernen Lichtes, das der Mond aus den Raum zwischen den Gebüsch und dem Haus warf.

Als bald hing sich, leicht wie eine Schwalbe, die schöne Maurin, welche nur diese Erscheinung erwartete, an eine lange seidene Schnur, die am steinernen Balcon befestigt war, fiel, indem sie sich aus den Sand herabgleiten ließ, in die Arme von Agenor und sprach, seinen Kopf mit ihren zarten Händen umschlingend:

»Hier bin ich, Du siehst, daß ich Dich erwartete.«

Und verwirrt vor Liebe, schauernd in einer süßen Bangigkeit, fühlte Mauléon seine Lippen gefangen unter einem glühenden Kuß.

---

## Neunzehntes Kapitel.

*Liebe.*

Doch wenn Mauléon nicht sprechen konnte, konnte er doch wenigstens handeln. Rasch zog er Aissa unter die Geißblattlaube, welche am Tage vorher Enrique von Transtamare beschützt hatte, setzte hier die schöne Maurin auf eine Rasenbank und fiel vor ihr auf die Kniee.

»Ich erwartete Dich,« wiederholte Aissa.

»Habe ich denn aus mich warten lassen?« fragte Agenor.

»Ja,« erwiderte das Mädchen, »denn ich erwarte Dich nicht erst seit gestern, sondern seit dem ersten Tage, wo ich Dich gesehen.«

»Du liebst mich also?« fragte Agenor in der höchsten Freude.

»Ich liebe Dich,« erwiderte das Mädchen, »und Du, liebst Du mich?«

»Oh! ja, ja, ich liebe Dich,« sprach der junge Mann.

»Ich, ich liebe Dich, weil Du tapfer bist,« sagte Aissa; »und Du, warum liebst Du mich?«

»Weil Du schön bist.«

»Es ist wahr: Du kennst nichts von mir, als mein Gesicht, während ich mir erzählen ließ, was Du gethan hast.«

»Du weißt also, daß ich der Feind Deines Vaters bin?«

»Ja.«

»Du weißt also, daß ich nicht nur sein Feind bin, sondern daß ein Krieg auf Leben und Tod zwischen uns stattfindet?«

»Ich weiß das.«

»Und Du hassest mich nicht, weil ich Mothril hasse?«

»Ich liebe Dich!«

»In der That, Du hast Recht. Ich hasse diesen Menschen, weil er Don Federigo, meinen Waffenbruder, auf die Schlachtbank geschleppt hat! Ich hasse diesen Menschen, weil er die unglückliche Blanche von Bourbon ermordet hat. Ich hasse diesen Menschen endlich, weil er Dich mehr wie eine Geliebte, als wie eine Tochter bewacht. Bist Du denn wohl seine Tochter, Aissa?«

»Höre, ich weiß es nicht. Mir scheint, eines Tags, da ich noch ein Kind war, erwachte ich nach einem langen Schlaf, und als ich die Augen öffnete, war das erste Gesicht, das ich erblickte, das dieses Menschen; er nannte mich seine Tochter, und ich nannte ihn meinen Vater. Doch ich liebe ihn nicht; er macht mir bange.«

»Ist er denn böse oder streng gegen Dich?«

»Im Gegentheil; eine Königin ist nicht besser bedient, als ich es bin. Jeder von meinen Wünschen ist ein Befehl. Ich brauche nur ein Zeichen zu machen, und man gehorcht mir. Alle seine Gedanken scheinen sich auf mich zu beziehen, seine ganze Zukunft scheint auf mir zu beruhen. Ich weiß nicht, welche Pläne er auf meinen Kopf gebaut hat, doch zuweilen erschrecke ich vor dieser düsteren, eifersüchtigen Zärtlichkeit.«

»Du liebst ihn also nicht, wie eine Tochter ihren Vater lieben soll?«

»Ich habe Bange vor ihm, Agenor. Höre: zuweilen tritt er bei Nacht in mein Zimmer wie ein Geist, und ich zittere. Er nähert sich dem Bett, auf dem ich ruhe, und sein Tritt ist so leicht, daß er nicht einmal meine auf den Matten entschlummerte Frauen aufweckt, unter denen er hingeht, als ob seine Füße die Erde nicht berührten. Doch ich, ich schlafe nicht, und hinter meinen Augenlidern hervor, die der Schrecken blinzeln macht, sehe ich sein furchtbares Lächeln. Er nähert sich sodann, er bückt sich über mein Bett. Sein Hauch verzehrt mein Gesicht, und der Kuß, ein seltsamer Kuß, halb der eines Vaters, halb der eines Liebhabers, der Kuß, durch den er meinen Schlaf zu beschirmen glaubt, läßt auf meiner Stirne, »der auf meiner Lippe einen schmerzlichen Eindruck, wie der eines glühenden Eisens, zurück. Das sind die Visionen, die mich belagern, Visionen voll Wirklichkeit. Das sind die Befürchtungen, mit denen ich jede Nacht entschlafe, und dennoch sagt mir etwas, daß ich Unrecht habe, zu zittern, denn ich wiederhole Dir, schlafend oder wachend, übe ich eine seltsame Herrschaft über ihn; oft habe ich ihn beben sehen, wenn ich die Stirne faltete, und nie konnte sein so durchdringendes, so stolzes Auge das Feuer meines Blickes ertragen. Doch warum sprichst Du mir von Mothril, mein braver Ritter? Du hast keine Furcht vor ihm, Du hast vor nichts Furcht?«

»Nein, gewiß nicht, und ich fürchte nur für Dich.«

»Du fürchtest für mich, weil Du mich sehr liebst?« sagte Aissa mit einem reizenden Lächeln.

»Aissa, ich habe die Frauen meines Landes, wo doch die Frauen so schön sind, nie geliebt, und oft wunderte ich mich über diese Gleichgültigkeit, doch ich weiß nun, warum. Es war so, damit der Schatz meines Herzens ganz Dir gehöre. Du fragst, ob ich Dich liebe, Aissa; höre und beurtheile meine Liebe. Verlangtest Du von mir, daß ich Alles Deinetwegen verlasse, Alles Deinetwegen verleugne, meine Ehre ausgenommen, Aissa, ich würde Dir dieses Opfer bringen.«

»Und ich,« sprach das Mädchen mit einem göttlichen Lächeln, »ich würde noch mehr thun, ich würde Dir meinen Gott und meine Ehre opfern.«

Agenor kannte noch nicht diese glühende Poesie der orientalischen Leidenschaft und begriff sie erst, als er das Lächeln von Aissa erschaute.

»Wohl,« sprach er, indem er sie mit seilten Armen umschlang, »ich will nicht, daß Du mir Deinen Gott und Deine Ehre opferst, ohne daß ich mein Leben mit dem Deinigen verknüpfe. In meinem Lande, Aissa, werden die Frauen, die man liebt, Freundinnen, bei denen man lebt und stirbt, und die, wenn sie unsern Treuschwur erhalten haben, sicher sind, nie in einem Harem verlassen zu werden, um hier den neuen Geliebten desjenigen, welchen sie liebt, zu dienen. Werde Christin, Aissa, verlasse Mothril, und Du sollst meine Frau sein.«

»Ich wollte Dich darum bitten,« sprach das Mädchen.

Agenor stand auf und hob, während er aufstand, zugleich seine Geliebte in seine nervigen Arme, und das Herz schlagend an ihrem Herzen, das Gesicht sanft geliebkost von ihren frischen, duftenden Haaren, die Freude im Gemüth, die Trunkenheit auf der Stirne, lief er nach der Mauer, an die er die Leiter angelegt hatte.

Die süße Last hatte in der That kaum ein Gewicht für den jungen Mann, der wie ein Pfeil durch die Baumgruppen und Alleen hinschoß.

Schon erblickte er die düstere, halb unter einer Reihe von Bäumen verborgene Mauer, als plötzlich Aissa, behender als eine Natter, mit ihrem ganzen Leib an dem Leibe des jungen Mannes hinstreifend, aus den Armen von Agenor schlüpfte, Mauléon blieb stehen, die Maurin

war zu seinen Füßen gekauert und streckte die Hände in der Richtung der Mauer aus.

»Siehst Du!« sagte sie: Mauléon folgte dein bezeichnenden Finger und erblickte eine weiße, hinter den ersten Sprossen gekauerte Form.

»Oho!« sprach Agenor zu sich selbst, »sollte es Musaron sein, der für mich bange hat und über uns wacht? Nein, nein,« fügte er bei, »Musaron ist zu klug, um sich der Gefahr auszusetzen, durch einen Mißgriff einen Degenstich zu bekommen.«

Der Schlitten erhob sich, und ein bläulicher Blitz zuckte aus seinem Gürtel.

»Mothril!« rief Aissa.

Durch dieses Wort erweckt, nahm Agenor das Schwert in die Hand.

Ohne Zweifel hatte der Maure das Mädchen noch nicht erblickt, oder vielmehr noch nicht in der seltsamen Gruppe erkannt, welche der Christ die Maurin in seinen Armen forttragend bildete: aber sobald er die Ausrufung von Aissa gehört, sobald sich ihre hohe, schlanke Gestalt vom Schatten losgemacht hatte, stieß er einen furchtbaren Schrei aus und stürzte blindlings gegen Agenor zu.

Doch die Liebe war noch behender als der Haß.

Mit einer Bewegung, rasch wie der Gedanke, ließ Aissa das Helmvisir auf das Gesicht des Ritters fallen, und der Maure sah sich einer ehernen von den Armen seiner Tochter umschlungenen Bildsäule gegenüber.

Mothril blieb stehen und ließ die Arme fallen.

»Aissa,« murmelte er niedergeschmettert.

»Ja, Aissa!« sagte sie mit einer wilden Energie, welche die Liebe von Mauléon verdoppelte, während sie einen Schauer durch die Adern des Mauren jagte; »willst Du mich tödten? stoße zu. Was diesen betrifft, so weißt Du wohl, daß er keine Furcht vor Dir hat.«

Und sie bezeichnete mit einer Geberde Agenor.

Mothril streckte eine Hand aus, um sie zu ergreifen; sie machte doch einen Schritt rückwärts und entblößte Mauléon, der unbeweglich und das Schwert in der Hand an seinem Platze stand.

Und ihr Auge strahlte von einem so heftigen Hasse, daß Mauléon das Schwert erhob.

Doch nun fühlte er, wie der Arm von Aissa den seinigen zurückhielt.

»Nein,« sagte sie, »schlage ihn nicht vor mir. Du bist stark. Du bist bewaffnet. Du bist unverwundbar, gehe an ihm vorüber.«

»Ah!« rief Mothril, indem er die Leiter mit einem Fußstoße umwarf, »Du bist stark. Du bist bewaffnet. Du bist unverwundbar, wir wollen das sehen.

« In demselben Augenblick vernahm man ein schrilles Pfeifen, und es erschien ein Dutzend Mauren, die Art und den Säbel in der Faust.

»Ah! ungläubige Hunde,« rief Agenor, »kommt herbei, und wir werden sehen.«

»Tödtet den Christen!« rief Mothril, »tödtet ihn!«

»Fürchte Dich nicht,« sprach Aissa.

Und sie trat ruhigen, festen Schrittes zwischen den Ritter und seine Gegner.

»Mothril,« sagte sie, »ich will diesen jungen Mann von hier weggehen sehen, hörst Du? Ich will ihn unversehrt und ohne daß ein Haar von seinem Haupte fällt, weggehen sehen, oder wehe Dir!«

»Du liebst also diesen Elenden?« rief Mothril.

»Ich liebe ihn,« erwiderte Aissa.

»Ein Grund mehr, daß er stirbt; stoß zu!« rief Mothril, während er selbst seinen Dolch schwang.

»Mothril,« sprach, die Stirne faltend, das Mädchen, aus dessen Augen ein doppelter Blitz hervorsprang, »hast Du nicht verstanden, was ich sagte? Muß ich Dir noch einmal wiederholen, es sei mein Wille, daß dieser Mann auf der Stelle von hier weggehe?«

»Stoß zu!« rief Mothril wüthend.

Agenor machte eine Bewegung, um sich zu verteidigen.

»Warte,« sagte sie, »und Du wirst den Tiger ein Lamm werden sehen.«

Bei diesen Worten zog sie aus ihrem Gürtel einen seinen, scharfen Dolch, entblößte ihren Busen, so schön und golden wie die Granaten von Valencia, und preßte die Spitze auf das Fleisch, das unter dem gefährlichen Druck nachgab.

Der Maure stieß ein Angstgeschrei aus.

»Höre,« sprach sie, »beim Gott der Araber, den ich verleugne, beim Gott der Christen, der fortan mein Gott sein wird, schwöre ich Dir, daß ich mich tödte, wenn diesem jungen Mann Unglück widerfährt.«

»Aissa!« rief der Maure, »habe Mitleid, Du machst mich wahnsinnig!«

»So wirf Deinen Kandschar weg,« sagte das Mädchen.

Der Maure gehorchte.

»Befehl Deinen Sklaven, daß sie sich entfernen.«

Mothril machte ein Zeichen und die Sklaven entfernten sich.

Aissa schaute mit einem langen Blicke umher, wie es eine Königin thut, welche sich versichern will, ob man ihr gehorche.

Dann heftete sie auf den jungen Mann ihren gleich von Zärtlichkeit feuchten und von Verlangen glühenden Blick und sprach mit leiser Stimme:

»Komm, Agenor, komm, daß ich Dir Lebewohl sage.«

»Folgst Du mir nicht?« fragte der junge Mann ebenso leise.

»Nein, denn er würde mich lieber tödten, als mich verlieren. Ich bleibe, um uns Beide zu retten.«

»Aber Du wirst mich immer lieben?« sagte Mauléon.

»Schau' jenen Stern an,« sprach Aissa, nach dem glänzendsten der Gestirne deutend, die am Firmamente flammten.

»Oh! ich sehe ihn,« sagte Agenor.

»Nun wohl, er wird am Himmel erlöschen, ehe die Liebe in meinem Herzen erlischt. Lebe wohl!«

Und sie schlug das Helmvisir ihres Geliebten auf und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen, während der Maure sich vor Wuth die Brust zerfleischte.

»Nun gehe,« sagte Aissa zu dem Ritter, »doch sei auf Alles gefaßt.«

Und sie stellte sich an den Fuß der Leiter, welche Agenor an die Mauer angelegt hatte, und lächelte, während sie den jungen Mann anschaute und die Hand gegen Mothril ausstreckte, wie die Tigerbändiger, welche unter einer Geberde das Thier niederliegen machen, von dem man glaubte, es sei im Begriff, sie zu verschlingen.

»Gott befohlen!« sprach zum letzten Mal Agenor, »denke an Dein Versprechen.«

»Auf Wiedersehen! ich werde es halten,« sagte die schöne Maurin.

Agenor sandte einen letzten Kuß dem Mädchen zu, und sprang auf die andere Seite der Mauer. Ein Brüllen des Mauren begleitete die Beute, die ihm entging.

»Laß mich nun nicht sehen, daß Du mich zu streng bewachst,« sprach Aissa zu Mothril, »laß mich nicht argwohnen, Du behandelst mich als Sklavin, denn Du weißt, ich habe das Mittel, mich frei zu machen. Vorwärts! es ist spät, mein Vater, kehren wir in das Haus zurück.«

Mothril ließ sie träumerisch auf dem Wege nach dem Pavillon zurückgehen. Er hob seinen langen Dolch auf, fuhr mit einer Hand über seine Stirne und murmelte:

»Kind! in einigen Monaten, in einigen Tagen vielleicht wirst Du Mothril nicht so bezähmen.«

In dem Augenblick, wo das Mädchen den Fuß auf die Thürschwelle setzte, hörte Mothril Schritte hinter sich.

»Gehe rasch hinein, Aissa,« sagte er; »der König kommt.«

Das Mädchen ging hinein und schloß die Thüre, ohne sich mehr zu beeilen, als wenn sie nichts gehört hätte.

Mothril sah sie verschwinden; einen Augenblick nachher war der König bei ihm.

»Triumph, Freund Mothril,« sprach der König, »wir haben den Sieg davon getragen. Doch warum hast Du die Sitzung in dem Augenblick verlassen, wo die Berathung anfang?«

»Weil ich dachte, es sei nicht der Platz eines armen maurischen Sklaven mitten unter so mächtigen christlichen Fürsten,« antwortete Mothril.

»Du lügst, Mothril,« entgegnete Don Pedro, »Du warst besorgt über Deine Tochter und bist zurückgekehrt, um sie zu bewachen.«

»Ei! Hoheit,« erwiderte Mothril lächelnd über diese Kundgebung des Königs Don Pedro, »bei meiner Ehre! man sollte glauben, Ihr dächtet noch mehr hieran als ich.«

Und Beide traten in das Haus ein, doch nicht ohne daß Don Pedro einen neugierigen Blick nach dem Fenster des Pavillon warf, hinter welchem der Schatten einer Frau sichtbar war.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

*Worin man sehen wird, daß Messire Bertrand  
Duguesclin nicht minder guter Arithmetiker, als großer  
General war.*

Während der Prinz Enrique von Transtamare und sein Gefährte Agenor sich nach Bordeaux wandten, wo ihrer die von uns erzählten Ereignisse harrten, versammelte Duguesclin, mit Vollmachten von König Karl V. versehen, die Hauptführer der Compagnien und setzte ihnen seinen Feldzugsplan auseinander.

Es war mehr Taktik und militärische Kunst, als man denkt, bei diesen Räubern, welche wie ihres Gleichen, die Raubvögel, oder wie ihre Brüder, die Wölfe, sich zur täglichen Uebung der Wachsamkeit, der Industrie und der Entschlossenheit genöthigt sahen, die den gewöhnlichen Menschen die Ueberlegenheit und den erhabenen Leuten das Genie verleiht.

Sie begriffen also vortrefflich die allgemeine Disposition, die der bretagnische Held ihrem Urtheil unterwarf, die Anordnungen, welche jene Gesamtheit der Operationen bildeten, die man stets zum Voraus feststellen kann, und woraus die besonderen Operationen hervorgehen, welche die Umstände gebieten. Doch diesem ganzen kriegerischen Pläne hielten sie ein Argument entgegen, auf das nichts zu erwiedern war: Geld.

Der Billigkeit gemäß ist hier zu erwähnen, daß bei dieser Einwendung Einhelligkeit stattfand, und daß das Argument einstimmig ausgesprochen wurde.

»Es ist wahr,« antwortete Duguesclin, »und ich dachte auch schon daran.

« Die Anführer machten ein Zeichen mit dem Kopf, womit sie sagen wollten, sie wissen ihm Dank für diese Vorhersehung.

»Doch Ihr werdet nach der ersten Schlacht bekommen,« fügte Duguesclin bei.

»Aber wir müssen bis dahin leben und unseren Soldaten irgend eine Bezahlung geben,« bemerkte der Grüne Ritter.

»Wenn wir nicht auf Kosten des französischen Bauern zu leben fortfahren,« sagte Caverley. »Doch dieses Geschrei (die Teufel von Bauern schreien immer), dieses Geschrei würde unserem erhabenen Connetable die Ohren schinden, lieber dies, wozu ein ehrlicher Kapitän werden, wenn man plündern soll, als ob man noch Abenteurer wäre?«

»Ganz außerordentlich richtig,« sagte Duguesclin.

»Ich füge bei,« sagte Claude der Schinder, ein anderer Bursche, ganz würdig, mit solchen Wölfen zu heulen, ein Mensch, der für minder wild, aber für tausendmal verrätherischer und diebischer galt, als Caverley; »ich füge bei, daß wir nun die Verbündeten Seiner Hoheit des Königs von Frankreich sind, da wir den Tod seiner Schwägerin rächen sollen, und daß wir dieser Ehre, einer für einfache Abenteurer wie wir unschätzbaren Ehre, unwürdig wären, wenn wir nicht, für den Augenblick wenigstens, aufhören würden, das Volk unseres königlichen Verbündeten zu ruiniren.«

»Aeußerst tief und richtig bemerkt,« erwiderte Duguesclin; »doch schlägt mir ein Mittel vor, Geld anzuschaffen.«

»Es ist nicht unsere Sache, Geld anzuschaffen,« entgegnete Hugo von Caverley, »es ist unsere Sache, Geld zu bekommen.«

»Hierauf ist nichts zu erwidern,« sagte Duguesclin »und der Doctor wäre kein besserer Logiker, als Ihr, Sire Hugo; doch sprecht, was verlangt Ihr?«

Die Anführer schauten einander an und schienen sich mit den Augen zu besprechen; dann übertrug ohne Zweifel Jeder Caverley die Sorge für das allgemeine Interesse, denn Caverley antwortete:

»Wir werden billig sein, Messire Connetable, so wahr ich Kapitän bin!«

Bei diesem Versprechen und dieser Betheuerung fühlte Duguesclin, wie ein Schauer seinen ganzen Leib durchlief.

»Ich warte,« sagte er, »sprecht.«

»Nun wohl, Seine Hoheit Karl V. bezahle uns nur einen Goldthaler für den Mann, bis wir in Feindesland sind. Das ist gewiß nicht viel; doch wir ziehen in Betracht, daß wir die Ehre haben, seine Verbündeten zu sein, und sind bescheiden aus Rücksicht für diesen würdigen Fürsten. Wir haben so etwa fünfzigtausend Soldaten.«

»Ungefähr,« sagte Duguesclin.

»Einen mehr, einen weniger.«

»Einen weniger, glaube ich.«

»Gleichviel,« erwiderte Caverley, »wir machen uns anheischig mit dem, was wir haben, zu thun, was Andere mit fünfzigtausend thun würden. Es ist also gerade, als ob wir sie hätten.«

»Das macht also fünfzigtausend Goldthaler,« sagte Bertrand.

»Ja, für die Soldaten,« versetzte Caverley.

»Nun?« fragte Duguesclin.

»Es bleiben die Officiere.«

»Das ist richtig,« sprach der Connetable, »ich vergaß die Officiere. Wie viel werdet Ihr den Officieren geben?«

»Ich denke,« erwiderte der Grüne Ritter, der ohne Zweifel befürchtete, Caverley konnte eine Schätzung unter dem Werthe machen, »ich denke, daß diese braven Leute, welche der Mehrzahl nach geübte und kluge Männer sind, wohl fünf Goldthaler dem Kopfe nach werth sein mögen; bedenkt, daß beinahe alle Knappen, Knechte und Waffenschmiede, nebst drei Pferden haben.«

»Teufel!« rief Bertrand, »diese Officiere sind besser bedient, als die des Königs meines Herrn.«

»Wir halten große Stücke hierauf,« sprach Caverley.

»Und Ihr sagt fünf Goldthaler für jeden Mann?«

»Das ist die geringste Summe, die man meiner Ansicht nach für sie in Anspruch nehmen kann. Ich wollte sechs verlangen, doch da der Grüne Ritter einen Preis gemacht hat, so werde ich ihn nicht Lügen strafen und das, was er einmal gesagt, hinnehmen.«

Bertrand schaute sie an und glaubte, er habe es abermals mit den jüdischen Menschen zu thun, zu denen ihn zuweilen sein Herr geschickt hatte, um kleine Anlehen zu negociiren<sup>2</sup>.

»Verfluchte Schurken,« dachte er, während er seine freundlichste Miene annahm, »wie wollte ich Euch alle baumeln lassen, wenn ich der Stärkere wäre!«

Dann sprach er laut: »Meine Herren, ich habe, wie Ihr gesehen, über Euer Gesuch

nachgedacht, da ich einen Augenblick Euch zu antworten zögerte, und die Summe von fünf Goldthalern für den Officier kommt mir nicht übertrieben vor.«

»Ah! ah!« machte der Grüne Ritter, erstaunt über die Leichtigkeit von Duguesclin.

»Und wie viel habt Ihr Officiere?« fragte Messire Bertrand.

Caverley streckte die Nase in die Luft, schaute dann seine Freunde an, und Alle besprachen sich abermals mit den Augen.

«Ich habe tausend,« sagte Caverley.

Er verdoppelte die Zahl.

»Ich habe achthundert,« sagte der Grüne Ritter.

Er verdoppelte wie sein College.

»Ich habe tausend,« sagte Claude der Schinder.

Dieser verdreifachte.

Die Andern ahmten das edle Beispiel nach, und die Summe der Officiere wuchs auf viertausend an.

»Das macht einen Officier auf elf Soldaten,« sprach Duguesclin voll Verwunderung.

»Großer Gott! was für eine herrliche Armee muß das sein, und welche Disciplin muß hierbei herrschen!«

»Ja,« sagte Caverley bescheiden, »es ist wahr, die Führung ist ziemlich gut.

« »Das macht also zwanzig tausend Thaler,« sprach Bertrand.

»Gold,« bemerkte der Grüne Ritter.

»Ganz richtig!« versetzte der Connetable, »sagen wir zwanzig tausend Goldthaler, was nebst den bewilligten fünfzig tausend Thalern siebzig tausend ausmacht,«

»Das ist allerdings die Summe, ungefähr auf einen Carolus,« bemerkte der Grüne Ritter, welcher die Leichtigkeit bewunderte, mit der der Connetable addirte.

»Aber. . .« sprach Caverley.

Bertrand ließ ihm nicht Zeit, seinen Satz zu vollenden.

»Aber ich begreife,« sagte er, »wir vergessen die Anführer.

»Caverley riß die Augen weit auf. Bertrand bestätigte nicht nur seine Einwendungen, sondern er kam ihnen sogar entgegen.

»Ihr vergeßt Euch selbst,« fuhr er fort; »edle Eigennützigkeit! doch ich vergaß Euch nicht, meine Herren. Zählen wir also. Ihr seid zehn Anführer, nicht wahr?«

Die Abenteurer zählten nach Duguesclin. Sie hatten große Lust, zwanzig zu finden, doch das war nicht möglich.

»Zehn Anführer,« wiederholten sie.

Caverley, der Grüne Ritter und Claude der Schinder suchten wieder am Plafond.

»Das macht,« fuhr der Connetable fort, »das macht zu drei tausend Goldthaler für den Anführer dreißig tausend Goldthaler, nicht wahr?«

Geblendet, verwirrt durch diese Freigebigkeit, und eben so glücklich über die ungeheure Summe, zu der sie angeschlagen wurden, als über die Wertschätzung ihres Verdienstes, welche sie drei-tausendmal über ihre Soldaten stellte, hoben sie ihre riesigen Schwerter in die Höhe, ließen ihre Helme in die Luft stiegen und riefen:

»Heil! Heil! Glück, Freude und Ehre dem guten Connetable!«

»Ah! Ihr Schurken,« murmelte dieser, indem er heuchlerisch die Augen niederschlug, als ob ihm der Zuruf der Abenteurer zum Herzen ginge, »mit der Hilfe des Herrn und Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel werde ich Euch an einen Ort führen, von wo keiner von Euch zurückkehren soll.«

Dann sprach er laut: »Gesamtsumme, hunderttausend Goldthaler, mittelst welcher wir alle unsere Rechnungen berichtigen werden.

« »Heil, Heil!« wiederholten die Abenteurer in der höchsten Begeisterung.

»Ihr habt nun mein Ritterwort, meine Herren, daß Euch diese Summe bezahlt wird,« sagte Duguesclin. »Ihr begreift nur, daß Ihr sie nicht sogleich bekommt, denn ich trage den königlichen Schatz nicht bei mir.«

»Das ist recht und billig,« sprachen die Anführer, noch zu freudig, um schon wieder anspruchsvoll zu sein.

»Ihr gebt also dem König von Frankreich Credit auf das Wort seines Connetable, das ist abgemacht; und,« sagte er, indem er sein Haupt mit seiner stolzen Miene erhob, welche die Bravsten zittern machte, »das Wort ist gut; doch als rechtschaffene Soldaten brechen wir auf, und wenn in dem Augenblick, wo wir in Spanien einziehen, das Geld nicht gekommen ist, nun! meine Herren, so habt Ihr zwei Garantien, Eure Freiheit zuerst, die ich Euch zurückgebe, und dann einen Gefangenen, der wohl hunderttausend Thaler werth ist.«

»Wer ist dies?« fragte Caverley.

»Ich selbst, bei Gott! so arm ich bin,« antwortete Duguesclin; »denn wenn die Frauen meines Landes Tag und Nacht spinnen müßten, um mir hunderttausend Thaler Lösegeld zu verschaffen, ich verspreche Euch, daß das Lösegeld bezahlt werden würde.

« »Abgemacht,« erwiderten einstimmig die Abenteurer. Und sie berührten alle die Hand des Connetable - zum Zeichen des Bündnisses.

»Wann brechen wir auf?« fragte der Grüne Ritter.

»Sogleich, wenn es Euch beliebt, meine Herren.«

»Sogleich!« wiederholte Hugo. »In der That, meine Herren, da es hier nichts mehr zu scheeren gibt, so ist es mir lieber, wenn wir alsbald anderswo sind.«

Jeder lief auf der Stelle an seinen Posten und ließ sein Banner über seinem Zelte erheben. Die Trommeln rasselten, es entstand eine ungeheure Bewegung im Lager, und man sah abermals nach den Hauptzelten die Soldaten zuströmen, welche bei der Ankunft von Duguesclin herbeigelaufen und sodann, den Wellen der Fluth ähnlich, ins Weite zurückgekehrt waren.

Zwei Stunden nachher waren die Zelte abgeschlagen und die Saumthiere bogen sich unter ihrer Last; die Pferde wieherten und die Lanzen gruppirt in den Strahlen der Sonne, welche breite Blitze daraus hervorspringen machte.

Man sah indessen auf den beiden Ufern des Flusses die Bauern entfliehen, welche lange Zeit in Sklaverei gehalten worden waren und, etwas spät der Freiheit zurückgegeben, nach ihren verödeten Hütten ihre Weiber und ihre etwas beschädigten Gerätschaften zurückbrachten.

Gegen Mittag setzte sich die Armee in Marsch, sie zog an der Saone hinab und bildete zwei Colonnen, von denen jede einem Ufer folgte. Man hätte glauben sollen, es wäre eine Wanderung von Barbaren, welche eine von den furchtbaren Sendungen, zu denen sie der Herr bestimmt, erfüllen wollten, und unter der Anführung von einer jener Geißeln Gottes marschirten, die man

Alarich, Genserich oder Attila nannte.

Und dennoch war derjenige, unter dessen Anführung sie marschirten, der gute Connetable Bertrand Duguesclin, der hinter seinem Banner, nachdenkend, den Kopf zwischen seine beiden Schultern gesenkt, im Schritte seines kräftigen Pferdes einher ritt und zu sich sagte:

»Das geht gut, wenn es nur so fort dauert. Doch woher soll ich das Geld bekommen? Und wenn ich es nicht bekomme, wie wird der König eine Armee sammeln, welche stark genug wäre, um die Rückkehr diesen Schurken zu verschließen, welche ausgehungert als je von den Pyrenäen wieder herabsteigen werden?«

In diese düsteren Gedanken versenkt, ritt der gute Connetable immer weiter, wobei er sich nur von Zeit zu Zeit umwandte, um hinter sich die buntscheckigen, geräuschvollen Wogen dieser Menge rollen zu sehen, und sein geistvolles Gehirn arbeitete für sich allein mehr, als die fünfzigtausend Gehirne dieser Abenteurer.

Und Gott weiß, was Jeder von ihnen träumte, indem er sich schon für seinen Antheil als den Herrn und Gebieter von Indien betrachtete; um so übertriebene Träume, als dieses Land fast unbekannt war.

Plötzlich, als die Sonne hinter die letzte orangefarbige Wolke am Horizont schlüpfte, sahen die Anführer, welche hinter dem guten Ritter marschirten und sich über seine Schweigsamkeit zu wundern anfangen, wie er das Haupt erhob, seine Schultern wie ein Sieger schüttelte, und zu gleicher Zeit hörte man ihn seinen Edelknechten zurufen:

»Hollah! Jacelard! hollah! Berniquet! einen Schluck Wein vom besten, den Ihr auf Eurem Wagen habt.«

Dann murmelte er in sein Visir:

»Bei Unserer Lieben Frau von Auray, ich glaube, ich habe die hunderttausend Thaler, und zwar ohne in irgend einer Beziehung dem guten König Karl zu schaden.«

Hiernach wandte er sich gegen die Anführer der Abenteurer um, welche nicht ganz ohne Unruhe waren, da sie den Connetable seit der Mitte des Tages so sorgenvoll sahen, und rief mit seiner wohlklingenden Stimme:

»Gottes Donner! meine Herren, wie wäre es, wenn wir einen Schluck trinken würden.

« Dies war ein Aufruf, welchem nicht zu entsprechen die Abenteurer sich wohl hüteten; sie liefen auch herbei, und man leerte mit diesem Schluck eine hübsche Schleifkanne Wein von Chalons auf die Gesundheit des Königs von Frankreich.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

*Worin man einen Papst seine Excommunicationskosten wird bezahlen sehen.*

Die Armee marschirte immer weiter.

Da jeder Weg nach Rom führt, so führt um so viel mehr der Weg von Avignon nach Spanien. Die Abenteurer folgten also dem Wege nach Avignon voll Vertrauen.

Hier hielt Papst Urban V. seinen Hof. Anfangs Benedictiner, dann Abt von Saint-Germain d'Aurere und Prior von Saint-Victor In Marseille, war er zum Papst unter der Bedingung gewählt worden, daß er in keiner Hinsicht in ihrer irdischen Glückseligkeit die Cardinäle und römischen Fürsten stören würde, eine Bedingung, die er auch, sobald er gewählt war, eifrigst in ihrer ganzen wohlwollenden Strenge zu erfüllen sich bemühte, und durch welche er sich das Recht, so spät als möglich im Geruche der Heiligkeit zu sterben, zu gründen hoffte, was ihm auch gelang.

Man erinnert sich, daß der Nachfolger des heiligen Petrus von den Klagen des Königs von Frankreich über die großen Compagnien gerührt gewesen war, und daß er diese großen Compagnien excommunicirt hatte, ein Meisterwerk der Politik, dessen unangenehme Seite Karl V. in seiner verständigen Vorhersehung der Zukunft Duguesclin fühlbar machte, was seit der Besprechung des Fürsten mit seinem Connetable im Geiste des letzteren den lebhaften Wunsch, die Dinge in ihren Normalzustand zu versetzen, zurückließ.

Der leuchtende Gedanke nun, der Bertrand auf der Landstraße von Chalons nach Lyon bei dem schönen Sonnenuntergang gekommen war, wovon wir, in Anspruch genommen durch die Schweigsamkeit des guten Connetable, nur ein einziges Wort sagten, bestand darin, daß er mit seinen fünfzigtausend Abenteurern, einen mehr oder einen weniger, wie Caverley sagte, Papst Urban V. einen Besuch machen wollte. Dies ging um so besser, als die Abenteurer, je mehr sie sich den Staaten dieses Kirchenfürsten näherten, gegen den sie, so harmlos auch die Excommunication war, einen Groll hegten, immer mehr ihre kriegerischen, wilden Instincte erwachen fühlten.

Sie waren auch in der That zu lange vernünftig gewesen.

Als man bis auf zwei Meilen zu der Stadt gekommen war, ließ Bertrand Halt machen, versammelte die Anführer und befahl ihnen, die Front ihrer Truppe so zu erweitern, daß sie, einen ungeheuren Bogen bildend, dessen Sehne der Fluß wäre, die Stadt umschließen.

Dann stieg er mit einem Dutzend Gewappneter und französischer Ritter, welche sein Gefolge bildeten, zu Pferde, erschien vor dem Thore von Bauclose und verlangte den Papst zu sprechen.

Urban, der diese Menge von Räubern kommen fühlte, wie man eine Ueberschwemmung kommen sieht, hatte seine Armee gesammelt, welche aus zwei bis dreitausend Mann bestand, und da er den ganzen Werth seiner Hauptmasse kannte, so schickte er sich an, einen erhabenen Schlag mit den Schlüsseln des heiligen Petrus auf das Haupt der Abenteurer zu thun.

Doch es ist nicht zu leugnen, sein Grundgedanke war, bestürzt über ihre Excommunication, kämen die Räuber, um ihn um Gnade zu bitten und sich anzubieten, durch einen neuen Kreuzzug ihre Sünden zu sühnen, wobei sie auf ihre Anzahl und ihre Stärke vertrauten, um ihre

demuthsvolle Unterwürfigkeit geltend zu machen.

Er sah den Connetable mit einer Eile herbeikommen, die ihn sehr in Erstaunen setzte. Gerade in diesem Augenblick speiste er zu Mittag auf der ganz von Orangenbäumen und Oleandern beschatteten Terrasse, in Gesellschaft seines Bruders, des Canonicus Auglie Grinvald, den er zum Bisthum Avignon, einem der vornehmsten Sitze der Christenheit, erhoben hatte.

»Ihr, Messire Bertrand Duguesclin!« rief der Papst, »Ihr seid also bei dieser Armee, welche plötzlich bei uns erscheint, ohne daß wir wissen, woher sie kommt, und warum sie kommt?«

»Ach! leider, heiligster Vater, leider befehle ich sie,« sagte der Connetable niederknieend.

»Dann athme ich,« sprach her Papst.

»Oh! oh! ich auch,« fügte Auglie seine Ernst durch einen freudigen Seufzer erweiternd bei.

»Ihr athmet, heiliger Vater!« rief Bertrand.

Und er stieß ebenfalls einen traurigen Seufzer aus, als ob er die päpstliche Beklemmung geerbt hätte.

»Und warum athmet Ihr?« fuhr er fort.

»Ich athme, weil ich ihre Absichten kenne.«

»Ich glaube nicht,« sagte Bertrand.

»Bei einem Führer wie Ihr, Connetable, bei einem Mann, der die Kirche achtet!«

»Ja, heiliger Vater, ja, ich achte die Kirche,« sprach der Connetable.

»Nun, so seid willkommen, theurer Sohn. Doch laßt hören, was will diese Armee von mir?«

»Vor Allem,« antwortete Bertrand, der die Frage umging und die Erklärung, so viel in seiner Macht lag, zu verzögern suchte, »vor Allem wird Eure Heiligkeit, wie ich nicht bezweifle, mit Vergnügen hören, daß es sich um einen heftigen Krieg gegen die Ungläubigen handelt.

« Urban V. warf seinem Bruder einen Blick zu, welcher besagen wollte:

»Nun, habe ich mich getäuscht?«

Zufrieden mit diesem neuen Beweise der Unfehlbarkeit, den er sich selbst gegeben hatte, wandte er sich sodann gegen den Connetable um und sprach voll Salbung:

»Gegen die Ungläubigen, mein Sohn?«

»Ja, heiliger Vater.«

»Und gegen welche, mein Sohn?«

»Gegen die Mauren in Spanien.«

»Connetable, das ist ein heilsamer und eines christlichen Helden würdiger Gedanke, denn ich nehme an, daß Ihr ihn gehabt habt.«

»Ich und der gute König Karl V., heiliger Vater,« erwiderte Bertrand.

»Ihr werdet den Ruhm theilen, und Gott wird den Theil des Kopfes, der den Gedanken gefaßt, und den des Armes, der ihn ausgeführt hat, zu machen wissen. Es ist also Eure Absicht. . .«

»Unsere Absicht, und Gott gestatte, daß sie erreicht werde! unsere Absicht ist es, sie auszurotten, heiliger Vater, und den größeren Theil ihrer Verlassenschaft der Verherrlichung der katholischen Religion zu weihen.«

»Mein Sohn, umarmt mich,« sprach Urban V. bis in's Herz gerührt und durchdrungen von Bewunderung für den tapferen Degen, der sich so in den Dienst der Kirche stellte.

Bertrand wies eine so große Ehre von sich und begnügte sich, seiner Heiligkeit die Hand zu küssen.

»Aber,« fuhr der Connetable nach einer kurzen Pause fort, »es ist Euch nicht unbekannt, heiliger Vater, die von mir befehligten Soldaten, welche eine so heldenmüthige Pilgerschaft unternehmen, sind dieselben, die Seine Heiligkeit vor nicht langer Zeit excommuniciren zu müssen geglaubt hat.«

»Ich hatte damals Recht, mein Sohn, und ich glaube sogar, daß Ihr zu jener Zeit selbst meiner Ansicht gewesen seid.«

»Eure Heiligkeit hat immer Recht,« erwiderte Bertrand, diese Worte umgehend: »doch sie sind nun einmal excommunicirt, und ich kann Euch nicht verbergen, heiliger Vater, daß dies eine abscheuliche Wirkung in Beziehung auf die Leute hervorbringt, welche für die christliche Religion kämpfen sollen.«

»Mein Sohn,« sagte Urban, langsam sein Glas leerend, das von einem goldenen Monte Pulciano voll war, den er mehr als alle Weine und sogar mehr als diejenigen liebte, welche an den Ufern des schönen Flusses wachsen, dessen Wasser die Mauern seiner Hauptstadt bespühlen, »mein Sohn, die Kirche, so wie, ich sie haben will, ist weder unduldsam, noch unversöhnlich; jeder Sünde sei Barmherzigkeit gewährt, besonders wenn der Sünder aufrichtig bereut, und wenn Ihr, einer der Pfeiler des Glaubens, Gewährung leistet für ihre Rückkehr zur Rechtgläubigkeit.«

»Oh! gewiß, ja, heiliger Vater.«

»Dann widerrufe ich das Anathem und will aus ihnen nur noch einen Theil des Gewichts meines Zornes lasten lassen, der, wie Ihr seht, voll Nachsicht ist,« fügte der Papst lächelnd bei.

Bertrand biß sich in die Lippen bei dem Gedanken, daß sich Seine Heiligkeit immer mehr in den Irrthum vertiefte.

Urban fuhr dann mit einer Stimme voll Milde fort, welche jedoch nicht der Festigkeit entbehrte, die demjenigen so wohl ansteht, welcher verzeiht, während er aber verzeiht, das Gewicht der Beleidigung kennt, die er vergeben will.

»Ihr begreift, mein theurer Sohn, diese Leute haben gottlose Reichtümer angehäuft, und wie Jesus Sirach sagt:

**»Omne malum in pravo soenore.«**

»Ich verstehe das Hebräische nicht, heiliger Vater,« erwiderte Bertrand demüthig.

»Ich sprach auch einfach Lateinisch, mein Sohn,« sagte lachend Urban V.; »doch ich vergaß, daß die Kriegsleute keine Benedictiner sind. Ich übersetze Euch also die Worte, die ich Euch sagte, und Ihr werdet sehen, daß sie vortrefflich auf die Lage der Dinge passen: Jeder Unstern ist in einem schlecht erworbenen Gut enthalten,«

»Wie schön ist das!« sagte Duguesclin, in seinen dicken Bart über den Streich lächelnd, den das Sprichwort Seiner Heiligkeit spielen sollte.

»Ich habe also beschlossen,« fuhr Urban fort, »und dies auf Rücksicht für Euch allein, mein Sohn, das schwöre ich Euch, daß diese Ungläubigen, denn es sind Ungläubige, obgleich sie bereuen, daß diese Ungläubigen, sage ich, einen Zehnten von ihrer Habe abgeben und gegen diese Entschädigung von ihrer Excommunication freigesprochen werden sollen. Obgleich ich nun freiwillig, und ohne von Euch bedrängt zu werden handle, rühmt ihnen die Gunst, die ich ihnen angedeihen lasse, lieber Sohn, denn sie ist ungeheuer,«

»Sie ist in der That ungeheuer,« sprach Bertrand niederknieend, »und ich bezweifle, ob sie dieselbe, wie sie es verdient, anerkennen werden.«

»Nicht wahr? Nun, mein Sohn, zu welcher Summe wollen wir die Abgabe für die Loskaufung bestimmen?« sagte Urban, und wandte sich, als wollte er sich mit ihm über diese zarte und ernste Frage berathen, gegen seinen Bruder um, welcher hier auf eine sanfte Weise sein Handwerk als zukünftiger Papst lernte.

»Heiliger Vater,« erwiderte Auglie, der sich in seinem Lehnstuhle zurückwarf und den Kopf schüttelte, »Ihr werdet viel zeitliches Gold brauchen, um den Schmerz Eurer geistlichen Blitze zu compensiren.«

»Allerdings,« sagte Urban; »doch wir sind milde, und man muß gestehen, Alles fordert uns zur Milde auf. Der Himmel ist so schön in der Gegend von Avignon, die Luft ist so rein, wenn der Mistral vergessen lassen will, daß er in den Höhlen des Berges Ventour existiert, daß alle diese Wohlthaten des Herrn den Menschen die Barmherzigkeit und die Bruderliebe verkünden. Ja,« fügte der Papst bei, indem er einen goldenen Becher einem weiß gekleideten jungen Pagen reichte, der ihn sogleich füllte, »ja, die Menschen sind entschieden Brüder.«

»Erlaubt, heiliger Vater,« sprach Bertrand, »ich vergaß, Eurer Heiligkeit zu sagen, in welcher Eigenschaft ich hierhergekommen bin. Ich bin als Gesandter dieser Leute gekommen, von denen die Rede ist.«

»Und als solcher verlangt Ihr unseren Ablaß von uns, nicht wahr?«

»Ja, heiliger Vater, vor Allem Euren Ablaß, denn er ist immerhin etwas Vortreffliches für uns arme Soldaten, die wir jeden Augenblick getödtet werden können.«

»O! diesen Ablaß, Ihr habt ihn, mein Sohn. Wir wollen von unserer Barmherzigkeit oder von unserer Vergebung sprechen, wenn Ihr lieber wollt.«

»Wir zählen auch hierauf, heiliger Vater.«

»Ja, doch Ihr wißt, unter welcher Bedingung wir sie bewilligen können.«

»Ach! eine unannehmbare Bedingung, denn Eure Heiligkeit vergißt, was die Armee in Spanien thun will.«

»Was sie in Spanien thun will?« . . .

»Ja, heiliger Vater, ich glaubte Euch gesagt zu haben, sie wolle für die christliche Kirche kämpfen.«

»Nun?«

»Da sie eine so heilige Sendung zu erfüllen im Begriffe ist, so hat sie ein Recht nicht nur auf die ganze Verzeihung und den ganzen Ablaß Eurer Heiligkeit, sondern auch auf ihre Hilfe.«

»Auf meine Hilfe, Messire Bertrand,« erwiderte Urban, den eine gewisse Unruhe zu fassen anfing; »was meint Ihr mit diesen Worten?«

»Ich meine, heiliger Vater, der apostolische Stuhl sei freigebig, er sei reich, die Verbreitung des Glaubens sei ihm sehr ersprießlich und er könne für sein Interesse bezahlen.«

»Was sagt Ihr da, Messire Bertrand?« unterbrach ihn Urban, der mit schlecht verhehltem Zorn von seinem Stuhle aufstand.

»Seine Heiligkeit hat mich vollkommen begriffen, wie ich sehe,« erwiderte der Connetable, während er sich vom Boden erhob und seine Kniee abputzte.

»Nein!« rief der Papst, der im Gegentheil durchaus nicht begreifen wollte, »nein, erklärt Euch.«

»Hört, heiliger Vater: die vortrefflichen, allerdings etwas ungläubigen, aber äußerst

reumüthigen Soldaten, die Ihr von hier aus sehen könnt, zahlreich wie die Blätter des Waldes und wie der Sand des Meeres — die Vergleichung ist, glaube ich, aus der heiligen Schrift genommen — die vortrefflichen Soldaten, die Ihr von hier aus unter den Befehlen von Herrn Hugo von Caverley, vom Grünen Ritter, von Claude dem Schinder, vom Stammler von Villaines, von Olivier von Mauney und anderen tapferen Rittern seht, erwarten von Eurer Heiligkeit eine Subsidie, um ins Feld zu ziehen. Der König von Frankreich hat ihnen hunderttausend Goldthaler zugesagt; das ist ein sehr christlicher Fürst, der ebenso gut wie ein Papst heilig gesprochen zu werden verdient. Eure Heiligkeit, die der Schlüssel des Gewölbes der Christenheit ist, wird nun wohl etwa zweimal hunderttausend Thaler geben können.«

Urban sprang abermals von seinem Stuhle auf.

Doch diese Elasticität in den Muskeln des heiligen Vaters, eine Elasticität, welche nur von einer Nervenüberreizung herrühren konnte, brachte Bertrand nicht aus der Fassung, und dieser verhartete in derselben ehrfurchtsvollen, aber festen Stellung.

»Messire,« sagte Seine Heiligkeit, »ich sehe, daß man in der Gesellschaft von Räubern verdorben wird, und gewisse Leute, die ich nicht nennen werde, und die bis jetzt in großer Gunst beim heiligen Stuhle gestanden sind, würden, wie mir scheint, besser nach ihrem Verdienste belohnt worden sein, wenn sie mit mehr Strenge verfahren wären.«

Dieses furchtbare Wort, von dem der Papst eine mächtige Wirkung erwartete, ließ den Connetable zum großen Erstaunen von Urban V. unempfindlich.

»Ich habe sechstausend Soldaten,« fuhr der heilige Vater fort.

Bertrand bemerkte beiseit, daß Urban V., wie Hugo von Caverley und der Grüne Ritter, gerade um die Hälfte log, was ihm, trotz der Dringlichkeit der Umstände, für einen Papst ein wenig gewagt vorkam.

»Ich habe in Avignon sechstausend Soldaten und dreißigtausend waffenfähige Einwohner.

« Diesmal log Urban nur um ein Drittel.

»Waffenfähige Einwohner: die Stadt ist befestigt, und hätte sie auch weder Wall, noch Graben, noch Piken, so habe ich die Tiara des heiligen Petrus auf der Stirne und werde allein, unter Anrufung Gottes, Barbaren aufhalten, welche weniger muthig sind, als die Soldaten von Attila, die der Papst Leo vor Rom aufhielt.«

»Ei! heiliger Vater, bedenkt doch: den geistlichen und weltlichen Waffen der Statthalter Christi gelingt es schlecht gegen die Könige von Frankreich, welche die ältesten Söhne der Kirche sind. Ein Zeuge hiervon ist Bonifaz VIII., der, Gott behüte mich, daß ich eine solche Frechheit entschuldige! der, sage ich, eine Ohrfeige von Colonna erhielt und im Gefängniß starb, nachdem er sich die Fäuste abgenagt hatte. Ihr seht schon, wozu Euch die Excommunication genützt hat, da diejenigen, die Ihr excommunicirtet, statt zu fliehen und sich zu zerstreuen, sich im Gegentheil vereinigt haben, um mit bewaffneter Hand Vergebung von Euch zu verlangen. Was die zeitlichen Waffen betrifft, so sind sechstausend Soldaten und zwanzigtausend ungeschickte Bürger sehr wenig; im Ganzen sechsundzwanzig tausend Mann, wenn ich jeden Bürger zu einem Mann rechne, gegen fünfzigtausend erprobte Krieger, die weder Gott, noch den Teufel fürchten, und viel mehr an die Päpste gewöhnt sind, als die Soldaten von Attila, welche zum ersten Mal einen Papst sahen; letzteren Punkt bitte ich Seine Heiligkeit besonders zu bedenken, ehe sie sich den Abenteurern zeigt,«

»Sie würden es wagen!« rief Urban mit zornfunkelndem Auge.

»Heiliger Vater, ich weiß weder, ob sie es wagen würden, noch was sie wagen würden; doch es sind sehr verwegene Bursche.«

»Den Gesalbten des Herrn! Die Unglücklichen! . . . Christen! . . . «

»Erlaubt, erlaubt, heiliger Vater, es sind keine Christen, es sind Excommunicirte! Was sollen sie schonen, diese Leute? . . . Ah! wenn Ihr sie nicht excommunicirt hättet, dann wäre es etwas Anderes, sie könnten die Excommunication fürchten; doch nun fürchten sie nichts.«

»Je stärker die Beweisführung war, desto mehr wuchs der Zorn des Papstes; er stand ganz auf, ging auf Bertrand zu und sagte zu ihm:

»Ihr, der Ihr mir diesen seltsamen Rath gebt, Ihr glaubt Euch also sehr in Sicherheit hier?«

»Ich,« erwiderte Bertrand mit einer Ruhe, welche selbst den heiligen Petrus aus der Fassung gebracht hätte, »ich bin mehr in Sicherheit, als Eure Heiligkeit selbst, denn angenommen, was ich indessen nicht voraussetze, es würde mir ein Unglück widerfahren, so stehe ich Euch zum Voraus dafür, daß weder von der guten Stadt Avignon, noch von dem prachtvollen Palast, den Ihr habt erbauen lassen, so solid er auch sein mag, kein Stein auf dem andern bliebe. O! diese Bursche sind tüchtige Zerstörer, welche eine Festung in ebenso wenig Zeit zertrümmern, als eine regelmäßige Armee brauchen würde, um ein unhaltbares Nest zu demolieren; dann würden sie es auch nicht hierbei bewenden lassen: nachdem sie von der Stadt zum Schloß übergegangen wären, würden sie vom Schloß auf die Garnison und von der Garnison auf die Bürger übergehen, und es bliebe von Euren dreißigtausend Mann kein Knochen auf dem andern, wobei also viele Seelen durch den Fehler Eurer Heiligkeit verloren gehen würden: da ich weiß, wie klug Eure Heiligkeit ist, so fühle ich mich auch hier mehr in Sicherheit, als in meinem Lager.«

»Wohl!« rief der Papst wüthend, und sich gegen das Gebiß sträubend, das ihm der Connetable anlegte, »wohl! ich werde ausharren und warten.«

»In der That, heiliger Vater, ich schwöre Euch bei meinem adeligen Worte, daß ich Eure Heiligkeit an dieser Weigerung nicht erkenne; ich war überzeugt, doch ich täuschte mich, wie ich sehe, ich war überzeugt, Eure Heiligkeit würde dem Opfer entgegenkommen, das der Glaube von ihr heischt, und es würden, nach dem von dem guten König Karl V. gegebenen Beispiel, von dem heiligen apostolischen Stuhle die zweimal hunderttausend Thaler dargebracht werden. Glaubt mir, heiliger Vater,« fügte der Connetable bei, indem er eine äußerst klägliche Miene annahm, »glaubt mir, es ist sehr schmerzlich für einen guten Christen, wie ich, den ersten Fürsten der Kirche seinen Beistand einer frommen Unternehmung, wie die, welche wir verfolgen, verweigern zu sehen; nie werden es diese würdigen Führer glauben wollen.«

Und der Connetable verbeugte sich demüthiger als je vor Urban V., der über das unerwartete Ereigniß, dem er die Stirne bieten sollte, ganz erstaunt war, verließ beinahe rückwärtsschreitend die Terrasse, stieg die Treppe hinab, fand vor der Thüre des Palastes sein Gefolge, das sich über ihn zu beunruhigen anfang, und schlug wieder den Weg nach dem Lager ein.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

*Wie Monseigneur der Legat in das Lager der Abenteurer kam, und wie er hier ausgenommen wurde.*

In das Lager zurückgekehrt, fing Duguesclin an zu begreifen, daß er große Schwierigkeiten bei Ausführung des schönen Planes finden würde, den er entworfen hatte, um damit drei große Resultate zu erlangen: es sollten nämlich mit Hülfe dieses Planes die Abenteurer bezahlt, die Kosten des Feldzugs gedeckt, der König in Erbauung des Hotel Saint-Paul unterstützt werden.

Die Kirche ist hartnäckig. König Karl V. war skrupulös. Man durfte sich nicht mit seinem Herrn entzweien unter dem Vorwand, ihm zu dienen; man durfte sich nicht schon am Anfang dem Aberglauben bloßstellen, der bei den ersten Niederlagen, die man erleiden könnte, unfehlbar diese Niederlagen der Irreligiosität des Heerführers und den rächenden Gebeten des Papstes zuschreiben würde.

Doch Duguesclin war Bretagner, das heißt für sich allein hartnäckiger, als alle früheren und zukünftigen Päpste. Um seine Hartnäckigkeit zu rechtfertigen, hatte er für sich überdies die Nothwendigkeit, welche das Alterthum einen eisernen Keil in der Hand dargestellt hat.

Er beschloß also, sein Vorhaben zu verfolgen, mit der Absicht, mit den Umständen zu Rathe zu gehen, und je nachdem sich die Umstände entwickeln würden, weiter fortzuschreiten, oder stehen zu bleiben.

Dem zu Folge ließ er seine Leute bewaffnen, befahl seine Karren herbeizuführen, hieß seine Bretagner, welche zwei Tage zuvor unter der Anführung von Olivier von Mauney und dem Stammler von Villaines eingetroffen waren, sich gegen Villeneuve wenden, so daß der Papst von seiner Terrasse herab, die er nicht verlassen hatte, den großen bläulichen Cordon wie eine azurne Schlange sich entrollen sah, auf welche die untergehende Sonne an verschiedenen Theilen ihrer Spiralen einen Reflex wärmer als das Gold und düsterer als die Blitze des päpstlichen Anathems warf.

Urban V. war beinahe ein ebenso guter General, als vortrefflicher Mönch, Er hatte nicht nöthig, seinen Generalkapitän zu rufen, um zu begreifen, daß diese Schlange nur noch einen Schritt thun durfte, um Avianon in ihre Krümmung einzuschließen.

»Oho!« sagte er zu seinem Legaten, während er mit unruhigem Auge dieses Manoeuvr verfolgte, »sie werden sehr frech, wie mir scheint.«

Und da er sehen wollte, ob die großen Compagnien und die Anführer dieser großen Compagnien wirklich so aufgebracht wären, als sie Duguesclin geschildert halte, so schickte Urban V., ohne einen anderen Plan, als den, sich über den Zustand ihres Geistes zu versichern, seinen Legaten an den Obergeneral ab.

Der Legat hatte der Unterredung, welche zwischen ihm und Duguesclin stattgefunden, nicht beigewohnt. Er wußte also nicht, daß Duguesclin etwas Anderes forderte, als eine Milderung der gegen die großen Compagnien geschleuderten Excommunication, eine Unwissenheit, die ihm die Ueberzeugung gab, er würde mit einigem Ablauf und einigem Segen Alles abmachen können.

Er brach also, auf einem Maulthiere reitend und begleitet von einem bleichen Sacristan, auf.

Der Legat war, wie gesagt, von nichts unterrichtet. Der Papst dachte, wenn man seine Befürchtungen einem Gesandten mittheile, so vermindere man dadurch das Vertrauen, das er zu der Macht seines Herrn haben müsse. Man sah auch den Legaten strahlend und stolz zwischen der Stadt und dem Lager einherreiten, denn er ergötzte sich zum Voraus an den Kniebeugungen und Kreuzeszeichen, mit denen man ihn bei seiner Ankunft empfangen würde.

Doch als geschickter Diplomat hatte Duguesclin die Wache des Lagers den Engländern übertragen, Leuten, welche für die Interessen des Papstes keinen großen Eifer hatten, um so mehr, als sie schon über hundert Jahre mit ihm im Streite lagen und der Connetable war überdies so vorsichtig gewesen, mit ihnen zu reden, um ihnen eine seinen Absichten entsprechende Meinung beizubringen.

»Meine Kameraden, seid wohl auf der Hut,« hatte er bei seiner Rückkehr ins Lager gesagt. »Es wäre möglich, daß uns der Papst einige Compagnien von seinen Soldaten schickte. Ich habe mit Seiner Heiligkeit einen kleinen Streit wegen einer Höflichkeit gehabt, die er uns meiner Ansicht nach für den berüchtigten Kirchenbann, den er auf uns geschleudert, schuldig war. Ich sage auf uns, denn von dem Augenblick an, wo Ihr meine Soldaten geworden seid, betrachte ich mich als nicht mehr und nicht minder als Ihr excommunicirt und der Hölle geweiht.«

Bei dieser unerwarteten Anrede bebten die Engländer wie Doggen, deren Zorn der Herr zu seiner Belustigung übt.

»Gut! gut!« riefen sie, »der Papst reibe sich an uns, und er wird sehen, daß er es mit wahren Excommunicirten zu thun hat!«

Nach dieser Antwort hielt sie Duguesclin für hinreichend unterrichtet, und ging in das Lager der Franzosen.

»Meine Freunde,« sprach er, »es wäre möglich, daß Ihr einen Abgesandten des Papstes kommen sehen würdet. Der heilige Vater, glaubt Ihr das? der heilige Vater, dem wir Avignon und das Comtat gegeben haben, verweigert mir den Beistand, den ich von ihm für unsern guten König Karl V. forderte, und ich muß gestehen, sollte mir dies auch in Eurem Geiste Eintrag thun, wir haben uns so eben ein wenig gestritten. Bei diesem Streit, den zu erheben ich vielleicht Unrecht, hatte, was Euer Gewissen beurtheilen mag, bei diesem Streit beging der Papst die Ungeschicklichkeit, mir zu sagen, wenn die geistlichen Waffen nicht genügten, so würde er seine Zuflucht zu den weltlichen nehmen . . . Ihr seht mich noch ganz ärgerlich hierüber.«

Die Franzosen, bei denen, wie es scheint, schon im vierzehnten Jahrhundert die Soldaten des Papstes in sehr schlechtem Rufe standen, beschränkten sich darauf, daß sie mit einem gewaltigen Gelächter die kleine Rede von Duguesclin erwiderten.

»Gut!« sagte der Connetable, »diese werden ihn auszischen, und das Zischen ist heut zu Tage ein unangenehmes Geräusch. Nun zu meinen Bretagnern, bei denen es etwas schwieriger sein wird.«

Die Bretagner, und besonders die Bretagner jener Zeit, ascetisch gottesfürchtige Leute, konnten allerdings Furcht haben, sich mit dem heiligen Vater zu entzweien.

Um sie gleich von Anfang zu seinen Gunsten zu stimmen, trat auch Duguesclin mit einem völlig verstörten Gesichte bei ihnen ein. Seine Soldaten beteten ihn nicht nur als ihren Landsmann, sondern auch als ihren Vater an, denn es war keiner unter ihnen, der den Connetable nicht persönlich durch einige Dienste kannte, und viele waren sogar von ihm aus der Gefangenschaft, vom Tod oder von der Armuth errettet worden.

Bei dem Anblick dieses Gesichtes, das, wie gesagt, eine tiefe Bestürzung andeutete, drängten sich die Kinder der alten Armorica um ihren Helden.

»Oh! meine Kinder,« rief Duguesclin, »Ihr seht mich in Verzweiflung.

Solltet Ihr glauben, daß der Papst nicht nur bei seinem Kirchenbann gegen die großen Compagnien beharrt, sondern daß er ihn sogar auf diejenigen ausdehnt, welche sich mit ihnen verbinden, um den Tod der Schwägerin unseres guten König Karl zu rächen, so daß wir, würdige und rechtschaffene Christen, ungläubige Hunde, Wölfe geworden sind, auf die Jedermann Jagd machen kann. Der Papst ist bei meiner Seele ein Narr.«

Die Bretagner ließen ein langes Gemurre vernehmen.

»Man muß auch sagen,« fuhr Bertrand Duguesclin fort, »er ist ganz und gar schlecht berathen. Von wem? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er uns mit seinen italienischen Rittern bedroht, und daß er sich in diesem Augenblick beschäftigt, womit? solltet Ihr es wohl vermuthen? sie mit Indulgenzen zu überhäufen, damit sie uns bekämpfen.«

Die Bretagner brüllten.

»Und was verlangte ich von unserem heiligen Vater? Das Recht, die katholische Communion und ein christliches Begräbniß zu erhalten. Das ist doch das Wenigste für Leute, welche die Ungläubigen bekämpfen wollen. So steht es nun mit uns, meine Kinder. Ich habe ihn hierüber verlassen. Was Eure Ansicht ist, weiß ich nicht, ich halte mich für einen eben so guten Christen als irgend Jemand, doch ich erkläre, wenn unser heiliger Vater Urban V. den irdischen König gegen uns machen will, so werden wir wissen, was wir zu thun haben; wir können uns doch nicht von diesen Päpstern schlagen lassen!«

Die Bretagner sprangen bei diesen Worten mit einer solchen Wuth auf, daß Duguesclin sie zu beschwichtigen genöthigt war.

Gerade in diesem Augenblick erschien der Legat, der über die Brücke von Benezet geritten war, in dem ersten Umkreise des Lagers.

Er lächelte vor Gottseligkeit.

Die Engländer liefen an die Pallisaden, um ihn zu sehen, kreuzten die Arme mit frechem Phlegma und sagten:

»Oho! was will dieses Maulthier von uns?«

Der Sacristan erbleichte vor Zorn bei dieser Beleidigung, dennoch aber nahm er jenen den Mitgliedern der Kirche eigenthümlichen väterlichen Ton an und sprach:

»Dieser ist der Legat Seiner Heiligkeit.«

Oh!« machten die Engländer, »wo sind die Geldsäcke? Ist Dein Maulthier stark genug, um sie zu tragen? Zeige uns das ein wenig, laß sehen.«

»Geld! Geld!« riefen die Andern einstimmig.

Erstaunt über diesen Empfang, den er entfernt nicht erwartet hatte, schaute der Legat den Sacristan an, der sich vor Schrecken bekreuzte.

Und sie setzten ihren Weg durch die Reihen der Soldaten fort, welche unablässig wiederholten:

»Geld! Geld! Geld!«

Nicht ein Anführer zeigte sich; vorher von Duguesclin benachrichtigt, hatte sich Jeder in sein Zelt zurückgezogen.

Die zwei Gesandten kamen durch die erste Linie, welche, wie gesagt, englisch war, und drangen in das Lager der Franzosen, die bei dem Anblick des Legaten diesem entgegen stürzten.

Der Legat glaubte, dies geschehe, um ihm Ehre zu erweisen, und fing an sich in die Brust zu werfen, als er, statt der demüthigen Begrüßung, die er erwartete, von allen Seiten schallendes Gelächter hörte.

»Ei! guten Morgen, Herr Legat!« rief der Soldat, der im vierzehnten Jahrhundert schon so spöttisch war, als er es in unsern Tagen ist, »schickt Euch Seine Heiligkeit zufällig als ein Muster seiner Cavalerie zu uns?«

»Gedenkt,« sagte ein Anderer, »gedenkt uns der heilige Vater mit dem Kinnbacken des Maulthieres seines Botschafters über die Klinge springen zu lassen?«

Und während sie mit Gerten gewaltig auf das Thier des Botschafters schlugen, lachten und spotteten sie so geräuschvoll und so anhaltend, daß sie dem Legaten damit mehr wehe thaten, als die Engländer mit ihren Geldforderungen. Diese hatten ihn indessen nicht gänzlich verlassen, und einige folgten ihm und riefen mit der ganzen Macht ihrer Lungen:

»Money! Money!«

Der Legat ritt so schnell er konnte durch die zweite Linie.

Dann kam die Reihe an die Bretagner; doch diese scherzten weniger als die Andern. Sie gingen dem Legaten entgegen, die Augen funkelnd und ihre großen Fäuste geballt, und riefen mit ihren furchtbaren Stimmen:

»Absolution! Absolution!«

Und zwar dergestalt, daß es nach Verlauf einer Viertelstunde dem Legaten unmöglich war, irgend etwas unter allen diesen verschiedenen Schreien, unter diesem furchtbaren, dem der wüthenden Wellen, des rollenden Donners, des pfeifenden Nordostwinds und der krachend ans User zurückgeworfenen Strandsteine ähnlichen Lärmen zu hören.

Der Sacristan verlor allmählig seine Sicherheit und zitterte an allen Gliedern. Längst floß der Schweiß von der Stirne des Legaten, längst klapperten seine Zähne.

Immer mehr erbleichend, sang der Legat an, die Kräfte seines Maulthieres, auf dessen Kreuz mehr als ein Franzose auf dem Wege gesprungen war, ungenügend zu finden, und er fragte mit schüchternem Tone:

»Die Anführer, meine Herren, wo sind die Anführer? Wer würde die Güte haben, mich zu den Anführern zu geleiten?«

Nun erst, da er diese klägliche Stimme hörte, hielt es Duguesclin für geeignet, ins Mittel zu treten.

Er drang durch die Menge mit seinen mächtigen Schultern, welche die Menschen um ihn her wogen machten, wie die Brust des Büffels das Gras der Savannen und die Rohre der pontinischen Sümpfe wogen macht.

»Ah! Ah!« sagte er, »Ihr seid es, Herr Legat, ein Abgesandter unseres heiligen Vaters; großer Gott! welch ein Glück für Excommunicirte! Zurück, Soldaten! Zurück! Ah! Herr Legat, wollt doch die Güte haben, in mein Zelt einzutreten. Meine Herren,« rief er mit einer sehr wenig zornigen Stimme, »ich bitte Euch, achtet den Herrn Legaten, er bringt uns ohne Zweifel eine gute Antwort von Seiner Heiligkeit. Herr Legat, wollt meine Hand nehmen, damit ich Euch von Eurem Maulthier absteigen helfe. So, gut! seid Ihr schon auf dem Boden? Gut, kommt nun.«

Der Legat hatte sich das in der That nicht zweimal sagen lassen! er griff nach der kräftigen

Hand, die ihm der bretagnische Ritter bot, sprang zu Boden und durchschritt die Menge der Soldaten der drei Nationen, welche herbeigelaufen waren, um ihn zu sehen, mitten unter den komischen Geberden, dem Achselzucken, dem Gelächter und den Commentaren, wobei sich die Haare auf dem Haupte des Sacristans sträubten, obgleich er die Gabe der Sprachen nicht hatte, so sehr ersetzte bei den Ungläubigen die ausdrucksvolle Geberde das Wort.

»Welche Gesellschaft!« murmelte die Kirchenratte, »welche Gesellschaft!«

Sobald Bertrand Duguesclin in seinem Zelte war, machte er tiefe Verbeugungen vor dem Legaten und bat ihn für seine Soldaten mit Worten um Verzeihung, welche dem traurigen Botschafter wieder etwas Muth verliehen.

Der Legat, der sich nun gleichsam außer Gefahr und unter den Schutz der Ehre des Connetable gestellt sah, rief seine ganze Würde zu Hilfe und begann eine Rede, deren Sinn war: Der Papst habe zwar zuweilen Absolution für die Rebellen, aber Geld für Niemand.

Die andern Personen, welche nach dem Rathe von Duguesclin allmählig herbeigekommen und eine nach der andern eingetreten waren, hörten diese Antwort und verbargen dem Legaten nicht, daß sie nur sehr wenig damit zufrieden waren.

»Herr Legat,« sagte Duguesclin, »ich fange an zu glauben, daß wir aus unseren Soldaten nie werden ehrliche Leute machen können.«

»Nun!« sprach der Legat, »der Gedanke an die ewige Verdammniß, zu der sie mit einem Wort so viele Seelen verurtheilte, hat Seine Heiligkeit gerührt, in Betracht, daß sich unter diesen Seelen einzelne finden können, welche minder schuldig sind als die andern, oder aufrichtig bereuen. Seine Heiligkeit wird dem zu Folge ein Wunder der Milde und Güte thun.«

»Ah! ah!« riefen die Anführer, »und welches denn? Laßt ein wenig das Wunder hören.«

»Seine Heiligkeit wird das Wunder bewilligen, nach dem Ihr Euch so sehr seht,« erwiderte der Legat.

»Und hernach?« fragte Bertrand.

»Ei! ist denn das nicht Alles?« entgegnete der Legat, der Seine Heiligkeit von nichts Anderem hatte sprechen hören.

»Nein, nein,« sagte Bertrand, »es fehlt sogar noch viel. Es handelt sich auch noch um Geld.«

»Davon hat der Papst nicht mit mir gesprochen, und diese Frage ist mir völlig fremd,« erwiderte der Legat.

»Ich glaubte, die Engländer hätten es mit zwei Worten gegen Euch berührt,« versetzte der Connetable. »Ich habe sie: Money! Money! rufen hören, und das bedeutet: Geld! Geld!«

»Der heilige Vater hat keines. Die Kassen sind leer.«

Duguesclin wandte sich gegen die Anführer um, als wollte er sie fragen, ob diese Antwort genügend sei.

Die Anführer zuckten mitleidig die Achseln.

»Was sagen diese Herren?« fragte der Legat sehr unruhig.

»Sie sagen, der heilige Vater brauche es nur zu machen, wie sie es machen, wenn ihre Kassen leer sind.

« »Und wie machen sie es?«

»Sie füllen sie,« sprach Duguesclin und stand auf.

Der Legat begriff, daß die Audienz beendet war. Eine leichte Röthe war auf die gebräunten

Backenknochen des Connetable getreten.

Der Legat bestieg sein Maulthier und schickte sich an, in Gesellschaft seines immer mehr erschrockenen Sacristans nach Avignon zurückzukehren.

»Wartet, wartet,« sagte Duguesclin; »wartet, Monseigneur! Geht nicht so allein; Ihr könntet unter Weges angegriffen werden, und das wäre mir, bei Gott! ärgerlich.«

Der Legat machte eine ungestüme Bewegung, welche dafür zeugte, daß, wenn Duguesclin nicht an seine Worte glaubte, er an die Worte von Duguesclin glaubte.

An der Seite des Maulthieres einhergehend, das der Sacristan am Zügel führte, geleitete der Connetable in der That den Legaten bis an die Grenzen des Lagers zurück, ohne selbst etwas zu sagen, jedoch gefolgt von so beredtem Beben, von so schrecklichem Waffengeklirre und so bedrohlichen Verwünschungen, daß der Abgang, obschon durch den Connetable beschützt, dem armen Legaten noch viel furchtbarer vorkam, als die Ankunft.

Er gab auch, sobald er außerhalb des Lagers war, seinem Maulthier die Ferse, als befürchtete er, man könnte ihn wieder einholen wollen.

---

## **Dreiundzwanzigstes Kapitel.**

*Wie Seine Heiligkeit der Papst Urban V.  
sich endlich entschloß, den Kreuzzug zu bezahlen und die  
Kreuzfahrer zu segnen.*

Der unglückliche Flüchtling war noch nicht nach Avignon zurückgekehrt, als Duguesclin, der seine Truppen noch weiter vorschob, vollends den furchtbaren Kreis schloß, der Urban V., als er ihn von seiner Terrasse herab sich bilden sah, so sehr erschreckt hatte. Bei dieser Bewegung wurden Villeneuve la Beguide und Gervasy ohne irgend einen Widerstand genommen, obgleich in Villeneuve eine Garnison von fünf- bis sechshundert Mann lag.

Der Connetable hatte Hugo von Caverley beauftragt, die Bewegung zu bewerkstelligen und sich in diesen Städten einzuquartieren. Er kannte ihre Art und Weise, wie sie ihr Lager bereiteten, und zweifelte nicht an dem Eindruck, den dieser Anfang des Feldzugs auf die Einwohner von Avignon hervorbringen würde.

Diese Einwohner von Avignon konnten in der That schon an demselben Abend von ihren Mauern herab große Feuer brennen sehen, die sich zuweilen nur mit Mühe entzündeten, am Ende aber immer flammten, daß es wunderbar anzuschauen war. Allmählig, als sie sich orientirten, und die Punkte, wo die Flammen sichtbar, genau erkannten, bemerkten sie, daß ihn Häuser brannten und daß ihre Oelbäume dabei als Schwefelhölzchen dienten.

Zu gleicher Zeit vertauschten die Engländer ihre Weine von Chalons, Thorins und Beaune, deren Ueberreste sie noch genossen, gegen die von Rivesaltes, Hermitage und Saint,Peray, die ihnen wärmer und süßer vorkamen.

Bei dem Schimmer aller dieser Feuer, welche die Stadt einschlossen und die Engländer bei ihren nächtlichen Vorbereitungen beleuchteten, versammelte der Papst seinen Rath.

Die Cardinäle waren ihrer Gewohnheit nach und mehr noch als gewöhnlich getheilt. Viele waren für eine Verdoppelung der Strenge, welche nicht nur unter den Abenteurern, sondern auch in Frankreich einen heilsamen Schrecken verbreiten sollte.

Aber der Herr Legat, in dessen Ohren noch das verschiedenartige Geschrei des excommunicirten Heeres erscholl, verbarg Seiner Heiligkeit und ihrem Rathe den Eindruck nicht, den er empfangen hatte.

Der Sacristan erzählte seinerseits in den Küchen des Papstes von den Gefahren, denen er in Gesellschaft des Herrn Legaten preisgegeben gewesen, und denen sie Beide nur durch ihre heidenmäßige Haltung, welche den Engländern, den Franzosen und den Bretagnern imponirt habe, entgangen seien.

Während die Köche dem Muthe des Sacristans Ihren Beifall zollten, hörten die Cardinäle die Erzählung des Legaten an.

»Ich bin bereit,« sagte dieser, »mein Leben für den Dienst unseres heiligen Vaters hinzugeben, denn ich erkläre, daß ich es schon zum Opfer gebracht hatte, insofern es nie so sehr ausgesetzt gewesen war, als bei unserer Gesandtschaft im Lager. Ich sage auch gerade heraus, daß ich ohne einen ausdrücklichen Befehl Seiner Heiligkeit, die mich dann zum Märtyrthum schickte, ein

Märtyrthum, dem ich mit Freuden entgegen ginge, wenn ich denken könnte (doch ich denke dies nicht), der Glaube dürfte dadurch irgend eine Aneiferung erhalten, nicht zu diesen Wüthenden zurückkehren würde, ohne ihnen Alles zu überbringen, was sie verlangen,«

»Man wird sehen, man wird sehen!« sagte der Papst sehr bewegt und besonders sehr unruhig.

»Eure Heiligkeit,« entgegnete einer von den Cardinälen, »wir sehen schon und zwar sehr gut.«

»Was sehen wir?« fragte Urban.

»Wir sehen ein Dutzend Landhäuser brennen, worunter ich das meinige vollkommen unterscheide. Ei! schaut doch, heiliger Vater, gerade in diesem Augenblick stürzt das Dach ein.«

»Es ist nicht zu leugnen,« sagte Urban, »die Umstände scheinen mir sehr dringlich zu sein.«

»Und mir vollends, heiliger Vater, mir, der ich in meinen Kellern die Weinlese von sechs Jahren habe. Man sagt, die Ungläubigen nehmen sich nicht einmal die Zeit, das Faß anzuzapfen, sondern sie schlagen nur den Boden ein.«

»Ich,« sprach ein Dritter, »dessen Bastide sich der Lauf der Flammen unmerklich näherte »ich bin der Ansicht, daß man einen Gesandten an den Connetable abschicke, um ihn im Namen der Kirche zu bitten, er möge sogleich die Verheerungen einstellen lassen, welche die Soldaten aus unsern Gütern anrichten.«

»Wollt Ihr diese Sendung übernehmen, mein Sohn?« fragte der Papst.

»Ich würde es mit großem Vergnügen thun, Eure Heiligkeit, doch ich bin ein sehr schlechter Redner, und dann wäre es, da mich der Connetable nicht kennt, glaube ich, besser, ihm ein Gesicht zu schicken, das er schon gesehen hat.«

Der Papst wandte sich an den Legaten.

»Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um mein **in manus** zu sprechen,« erwiderte dieser.

»Das ist billig,« sagte der Papst.

»Doch beeilt Euch!« rief der Cardinal, dessen Haus zu brennen anfang.

Der Legat stand aus, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

»Ich bin bereit, dem Märtyrthum entgegen zu gehen.«

»Ich segne Euch.« sprach der Papst.

»Doch, was soll ich ihnen sagen?«

»Sie sollen das Feuer löschen, und ich werde meinen Zorn löschen; sie sollen zu brennen aufhören, und ich werde zu verfluchen aufhören.«

Der Legat schüttelte den Kopf, wie ein Mensch, der sehr an dem Erfolg seiner Sendung zweifelt: aber er ließ nichtsdestoweniger seinen getreuen Sacristan rufen, welcher kaum die Erzählung seiner Iliade beendet hatte, als er zu seinem großen Schrecken seine Odyssee unternehmen sollte.

Beide gingen aus dieselbe Weise wie das erste Mal ab. Der Papst wollte ihnen ein Geleite von Päpstlern geben, aber die Päpstler weigerten sich geradezu und erwiderten, sie seien in den Dienst Seiner Heiligkeit getreten, um Strümpfe zu stricken, wenn sie die Wache bezögen, und nicht, um mit Excommunicirten zu streiten.

Der Legat war also genöthigt, ohne sie aufzubrechen, und dies war ihm beinahe eben so lieb. Allein mit dem Sacristan, konnte er wenigstens auf seine Schwäche rechnen.

Diesmal machte der Legat, als er dem Lager nahe kam, ein freudiges Gesicht; er hatte einen

ganzen Oelbaum abgerissen, den er als Sinnbild des Friedens benützen wollte, und rief, sobald er die Engländer aus weiter Ferne erblickte:

»Gute Nachrichten! gute Nachrichten!«

So daß ihn die Engländer, welche die Sprache nicht verstanden, aber wohl seine Geberden begriffen, nicht zu schlimm empfinden; daß die Franzosen, welche ihn vollkommen verstanden, warteten, und daß die Bretagner, welche ungefähr verstanden, sich auf dem Weg vor ihm verbeugten.

Die Rückkehr des Legaten in das Lager glich nun insofern beinahe einem Triumph, als man mit unendlich viel gutem Willen die Brände für Freudenfeuer halten konnte.

Als er aber Duguesclin verkündigen mußte, er komme zurück, ohne etwas Anderes zu bringen, als das, was er bei seiner ersten Erscheinung versprochen hatte, nämlich die Vergebung, da entledigte sich der arme Legat seiner Botschaft mit Thränen in den Augen.

Um so mehr, als ihn Duguesclin, nachdem er geendigt hatte, mit einer Miene anschaute, welche sagen wollte:

»Und Ihr habt es gewagt, zurückzukommen, um mir einen solchen Vorschlag zu machen?«

Der Legat rief auch, ohne zu zögern:

»Rettet mir das Leben, Herr Connetable, rettet mir das Leben! denn wenn Eure Soldaten erfahren, daß ich, der ich ihnen gute Nachrichten verkündigt habe, mit leeren Händen zurückkomme, so werden sie mich sicherlich tödten.«

»Hm!« machte Duguesclin, »ich möchte nicht nein sagen, Monseigneur.«

»Ach! ach!« sprach der Legat, »ich sagte es Seiner Heiligkeit zum Voraus, sie schicke mich dem Märtyrthum entgegen.«

»Ich gestehe Euch,« sprach der Connetable, »das sind keine Menschen, sondern Wehrwölfe. Der Kirchenbann hat eine Wirkung auf sie hervorgebracht, die mich selbst in Erstaunen setzt. Ich glaubte, sie hätten eine zähere Haut, und in der That, wenn nicht Jeder von ihnen morgen zwei bis drei Goldthaler aus die Brandwunde legen kann, die ihm der Blitz gemacht hat, so stehe ich für nichts, und sie sind morgen im Stande, Avignon zu verbrennen, und in Avignon, ich befehle, es zu sagen, die Cardinäle, und mit den Cardinälen, ich schaudere darob, den Papst selbst.«

»Doch ich,« entgegnete der Legat, »Ihr begreift, Herr Connetable, daß ich ihnen diese Antwort bringen muß, damit sie einen Entschluß fassen, der so großem Unglück zuvorkommt, und damit sie diese Antwort erfahren und diesen Entschluß fassen, muß ich nothwendig unverseht zu ihnen gelangen.«

»Würdet Ihr ein wenig geschunden ankommen, so wäre meiner Ansicht nach die Wirkung nur um so größer.« sagte Duguesclin. »Aber,« fügte er schleunigst bei, »wir wollen Seine Heiligkeit nicht durch Gewalt zwingen, ihr Entschluß soll der Ausdruck ihres freien Willens sein; ich werde Euch also selbst zurückführen, wie ich es das erste Mal gethan habe, und Euch zu größerer Sicherheit durch eine Hinterthüre hinauslassen.«

»Ah! Sire Connetable,« sagte der Legat, »so ist es gut! Ihr seid ein Wahrer Christ!«

Duguesclin hielt sein Wort. Der Legat verließ das Lager unverseht! doch hinter ihm begann die einen Augenblick durch die Ankündigung guter Nachrichten unterbrochene Plünderung wieder mit erneuerter Wuth.

Das war natürlich, die Täuschung hatte den Zorn verdoppelt.

Die Weine wurden getrunken, die Geräthschaften wurden weggeschleppt, das Futter in den

Wind gestreut.

Die Einwohner von Avignon sahen von ihren Mauern herab, denn die Muthigsten wagten es nicht, die Stadt zu verlassen, wie sie völlig geplündert und zu Grunde gerichtet wurden.

Die Cardinäle lamentirten.

Der Papst ließ hundert tausend Thaler antragen.

»Bringt sie immerhin, und wir werden hernach sehen,« antwortete Duguesclin.

Der Papst versammelte seinen Rath und sprach mit einem tiefen Schmerz, der sich in seinen Zügen ausprägte:

»Meine Söhne, wir müssen zu dem Opfer einwilligen.«

»Ja!« riefen die Cardinäle einstimmig, »und wie Ezechiël sagt, der Feind hat unser Land überzogen, er hat unsere Städte mit Feuer und Schwert heimgesucht und unsere Frauen und Töchter geschändet,«

»Opfern wir uns also,« sprach Urban V.

Und schon hielt sich der Schatzmeister bereit, auf Befehl die Kassen zu untersuchen.

»Sie verlangen hundert tausend Thaler,« sagte der Papst.

»Man muß sie ihnen geben,« sprachen die Cardinäle.

»Ach! ja,« machte Seine Heiligkeit.

Und seine Augen zum Himmel aufschlagend, seufzte er tief.

Dann rief er:

»Angelo!«

Der Schatzmeister verbeugte sich,

»Angelo,« fuhr der Papst fort, »Ihr laßt in der Stadt verkündigen, ich schlage eine Steuer von hundert tausend Thalern, — Ihr sagt Anfangs nicht ob Goldthaler oder Silberthaler, das wird sich später aufklären, — ich schlage eine Steuer von hundert tausend Thalern auf das arme Volk.«

Eine Steuer auf Jemand schlagen war vielleicht nicht gerade der Ausdruck in Frankreich, aber er schien sehr römisch zu sein, da der Schatzmeister keine Bemerkung machte.

»Beklagt man sich,« fügte der Papst bei, »so sagt Ihr das, wovon Ihr Zeuge gewesen seid: daß nämlich weder meine Gebete, noch die meiner Cardinäle mein viel geliebtes Volk vor der für mein Herz so schmerzlichen Nothwendigkeit haben bewahren können.«

Die Cardinäle und der Schatzmeister schauten den Papst voll Bewunderung an,

»In der That,« sagte der Papst, »diese armen Leute sind noch sehr glücklich, daß sie um einen so geringen Preis ihre Güter und ihre Häuser loskaufen. Aber wahrhaftig,« fügte er, Thränen in den Augen, bei, »nichts ist so traurig für einen Fürsten, als so das Geld seiner Unterthanen hingeben zu müssen.«

»Das Eurer Heiligkeit bei jeder andern Veranlassung so nützlich gewesen wäre.«

»Nun, Gott will es!« rief der Papst.

Und die Steuer wurde unter vielem Gemurre, als man hörte es seien Silberthaler, und mit nicht geringem Widerstand erhoben, da man erfuhr, es seien Goldthaler gemeint.

Nun nahm Seine Heiligkeit ihre Zuflucht zu ihren Soldaten, und da sie es nicht mit Excommunicirten, sondern mit guten Christen zu thun hatten, so legten sie ihre Stricknadeln nieder und ergriffen ihre Piken auf eine so martialische Weise, daß die Einwohner von Avignon sogleich zu ihrer Pflicht zurückkehrten.

Bei Tagesanbruch zog der Legat, diesmal nicht mehr mit seinem Maulthier, sondern mit zehn reich geschirrten Pferden nach dem Lager der Excommunicirten.

Die Soldaten stießen bei diesem Anblick Freudenschreie aus, welche indessen aus den Legaten einen minder günstigen Eindruck machten, als ihre Verwünschungen einen ärgerlichen gemacht hatten.

Doch statt Bertrand, wie er erwartete, entzückt über diesen greifbaren und klingenden Beweis der Nachgiebigkeit des heiligen Stuhles zu finden, war er ganz erstaunt, als er ihn höchst mürrisch fand und sah, wie er ein kürzlich erst entsiegeltes Pergament zwischen seinen Händen hin und her drehte.

»Oh!« sagte der Connetable, den Kopf schüttelnd, »das ist ein schönes Geld, was Ihr mir da bringt, Herr Legat!«

»Nicht wahr?« versetzte der Botschafter, der sich einbildete, Geld sei Geld, und folglich immer gut.

»Ja,« fuhr Duguesclin fort, »doch ich habe ein Bedenken; woher kommt dieses Geld?«

»Von Seiner Heiligkeit, da es Euch Seine Heiligkeit schickt.«

»Sehr gut! doch wer hat es geliefert?«

»Bei Gott! Seine Heiligkeit, denke ich.«

»Verzeiht, Herr Legat, ein Geistlicher soll nicht lügen.«

»Ich bin aber Zeuge . . . « sprach der Legat.

»Leset dieses,« sagte Duguesclin und reichte dem Legaten das Pergament, das er zwischen seinen Fingern auf und abrolltet

Der Legat nahm das Pergament und las:

*»Ist es die Absicht des edlen Ritters Duguesclin, daß eine unschuldige, schon von ihrem Fürsten mit Erpressungen heimgesuchte Stadt, daß arme, halb zu Grunde gerichtete Bürger und Hungers sterbende Handwerksleute sich ihres letzten Stückes Brod berauben, um einen Krieg der Laune zu bezahlen? Diese Frage wird im Namen der Menschheit an den rechtschaffensten der christlichen Ritter von der armen Stadt Avignon gemacht, welche mit ihrem Blute hunderttausend Goldthaler geschwitzt hat, während Seine Heiligkeit in den Gewölben ihres Schlosses zwei Millionen Thaler aufbewahrt, die Schätze von Rom nicht zu rechnen.«*

»Nun?« fragte Bertrand ganz zornig, nachdem der Legat bis zu Ende gelesen hatte.

»Ah!« sprach der Legat, »Seine Heiligkeit muß hintergangen worden sein.«

»Was man mir da von vergrabenen Reichthümern sagt, ist also wahr?«

»Man behauptet es.«

»So nehmt dieses Geld zurück, Herr Legat,« sagte der Connetable; »nicht das Brod des Armen wollen Leute haben, welche die Sache Gottes vertheidigen, sondern den Ueberfluß des Reichen. Hört also wohl, was der Ritter Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich, zu Euch spricht: Wenn die zweimal hunderttausend Thaler des Papstes und der Cardinale nicht vor heute Abend hier sind, so verbrenne ich heute Nacht nicht nur die Vorstädte, nicht nur die Stadt, sondern den Palast und mit dem Palast die Cardinäle und mit den Cardinälen den Papst, so daß vom Papst, den Cardinälen und dem Palast morgen früh keine Spur mehr übrig sein wird. Geht, Herr Legat!«

Diese edlen Worte wurden von den Soldaten, den Officieren und den Anführern mit einer Beifallssalve ausgenommen, welche dem Legaten keinen Zweifel über die Einhelligkeit der

Meinungen ließ, so daß der Botschafter, mitten unter diesen geräuschvollen Ausrufungen dasselbe Stillschweigen beobachtend, mit seinen beladenen Pferden wieder den Weg nach Avignon einschlug.

»Kinder,« sprach der Connetable zu denjenigen von seinen Soldaten, welche, zu weit entfernt, nichts gehört hatten und sich über den Beifallsruf ihrer Kameraden wunderten, »dieses arme Volk hatte uns nur hundert tausend Thaler zu geben; das ist zu wenig, da es gerade nur so viel ist, als ich Euren Führern versprochen habe. Der Papst wird uns zweimal hundert tausend geben.«

Drei Stunden nachher kamen in der That zwanzig Pferde, die sich unter der Last bogen, um nicht mehr herauszukommen, in das Lager von Duguesclin, und der Legat, nachdem er drei Geldhaufen, den einen bestehend aus hunderttausend Thalern und die zwei andern jeden aus fünfzig gemacht hatte, fügte diesem den päpstlichen Segen bei, den die Abenteurer, gute Teufel, wenn man ihrem Verlangen nachgab, durch den Wunsch jeglicher Wohlfahrt erwiderten.

Als sodann der Legat wieder abgezogen war, sprach Duguesclin zu Hugo von Caverley, zu Claude dem Schinder und zum Grünen Ritter:

»Ordnen wir unsere Rechnungen.«

»Ordnen wir sie,« sagten die Abenteurer.

»Ich bin Euch fünfzigtausend Goldthaler, zu einem Thaler für den Soldaten, schuldig, Ist dies so verabredet?«

»Es ist so.«

Bertrand griff den größten Haufen an und sagte!

»Hier sind fünfzigtausend Goldthaler.«

Die Abenteurer zählten das Geld nach Bertrand Duguesclin, nach dem schon im vierzehnten Jahrhundert in Kraft stehenden Sprichwort:

»Es ist der Mühe werth, das Geld zweimal zu zählen.«

»Gut!« sagten sie, »das ist der Antheil der Soldaten, gehen wir nun zu dem der Officiere über.«

Bertrand nahm von demselben Haufen zwanzig tausend Thaler.

»Viertausend Officiere,« sagte er, »zu fünf Thaler für den Officier, mach! zwanzigtausend Thaler. Ist dies so?«

Die Anführer setzten die Haufen in Stöße.

»Es ist so,« sagten sie nach Kurzem.

»Gut,« sprach Duguesclin, »es bleiben die Führer.«

»Ja, es bleiben die Führer,« sagte Caverley, indem er wie ein freudig angelockter Mensch mit seiner Zunge über seine Lippen fuhr.

»Zehn Anführer also, zu dreitausend Thaler Jeder, nicht wahr?«

»Das ist die verabredete Summe.«

»Die Rechnung ist in Ordnung,« riefen die Abenteurer, «es ist nichts dagegen zu sagen.«

»Ihr habt also keine Einwendung mehr gegen das Beginnen des Feldzugs zu machen?« fragte Bertrand.

»Keine, und wir sind bereit,« erwiderte Caverley.

»Abgesehen jedoch von dem Eid des Gehorsams, den wir dem Prinzen von Wales geleistet

haben.«

»Ja,« entgegnete Bertrand, »doch dieser Eid geht nur die englischen Unterthanen an.«

»Einverstanden,« sagte der Kapitän.

»Das ist also abgemacht?«

»Wir sind zufrieden. Aber . . .«

»Aber, was?« fragte Duguesclin.

»Die weiteren hunderttausend Thaler?«

»Ihr seid zu vorsichtige Kapitäne, um nicht zu begreifen, daß eine Armee, welche ins Feld zieht, einen Geldvorrath braucht.«

»Ganz gewiß,« sprach Caverley.

»Nun wohl! fünfzigtausend Thaler sind für die allgemeine Kasse bestimmt.«

»Gut,« sagte Caverley zu seinen Gefährten, »ich begreife. Und die weiteren fünfzigtausend Thaler für die Privatkasse, Teufel! welch ein geschickter Mann!«

»Kommt, mein Kaplan,« fügte Bertrand bei, »wir wollen mit einander ein kleines Sendschreiben für unsern guten Herrn den König von Frankreich abfassen, für den ich die fünfzigtausend Thaler, die mir noch bleiben, bestimme.«

»Ah!« machte Caverley, »das ist wahrhaftig schön; ich würde nicht so viel thun, nicht einmal für Seine Hoheit, den Prinzen von Wales.«

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

*Wie Messire Hugo von Caverley beinahe hunderttausend  
Thaler gewonnen hätte.*

Man erinnert sich, daß wir nach der Scene im Garten Aissa nach dem Hause ihres Vaters zurückkehren ließen, während Agenor jenseits der Mauer verschwand.

Musaron begriff, daß seinen Herrn nichts mehr in Bordeaux zurückhielt; als der junge Mann aus der Träumerei erwachte, in welche ihn die so eben vorgefallenen Ereignisse versenkt hatten, fand er auch sein Pferd ganz gesattelt und gezäumt und Musaron ganz zum Aufbruch bereit, Agenor war mit einem Sprung im Sattel, gab seinem Pferde beide Sporen und verließ die Stadt im Galopp, gefolgt von Musaron, der seiner Gewohnheit gemäß seine Späße trieb.

»Ei! gnädiger Herr,« sagte er, »wir flüchten uns sehr rasch, wie mir scheint. Wo Teufels habt Ihr den Schatz untergebracht, den Ihr bei den Ungläubigen holtet?«

Agenor zuckte die Achseln und antwortete nicht.

»Tödtet Euer gutes Pferd nicht, Herr, wir werden es für den Feldzug brauchen, es kann nicht lange so rasch gehen, das sage ich Euch zum Voraus, besonders wenn Ihr, wie der Prinz Enrique von Transtamare, nur so etwa fünfzig Mark Gold in das Futter Eures Sattels eingenäht habt.«

»In der That,« sagte Agenor, »ich glaub«, Du hast Recht, fünfzig Mark Gold und fünfzig Mark Eisen, das ist zu viel für ein einziges Thier.«

Und er ließ auf die Schulter des unehrerbietigen Knappen seine ganz mit Eisen beschlagene Lanze fallen, und seine Heiterkeit verminderte sich, wie es Agenor vorhergesehen hatte, beträchtlich durch diesen Zuwachs an Gewicht.

So durchzogen sie, von Nahem den Spuren des Prinzen Enrique folgend, doch ohne ihn einholen zu können, die Guienne und das Bearn; dann stiegen sie über die Pyrenäen und gelangten nach Aragonien.

Erst in dieser Provinz erreichten sie den Prinzen, den sie an dem Scheine einer durch den Kapitän Hugo von Caverley angezündeten kleinen Stadt erkannten.

So bezeichneten die Compagnien ihre Ankunft in Spanien. Als ein Liebhaber des Pittoresken hatte er diese Stadt, aus der er sich einen Leuchthurm zu machen gedachte, auf einer Anhöhe gewählt, damit die Flammen auf zehn Meilen in der Runde das Land erhellten, das er noch nicht kannte und von dem er Kenntniß zu nehmen wünschte.

Enrique wunderte sich nicht über diese Phantasie des englischen Kapitäns; er kannte seit langer Zeit alle Anführer der Compagnien und ihre Handlungsweise. Er bat nur Messire Bertrand Duguesclin, von seinem Ansehen bei den unter seine Befehle gestellten Compagnien Gebrauch zu machen, daß diese so wenig als möglich zerstörten.

»Denn,« sagte er sehr richtig, »da dieses Königreich dereinst mir gehören soll, so will ich es lieber in gutem Zustand, als zu Grunde gerichtet haben.«

»Wohl, es sei, gnädigster Herr,« sprach Caverley, »doch unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß Eure Hoheit eine Abgabe für jedes unberührte Haus und für jede genothzüchtigte Frau bezahlt.«

»Ich verstehe nicht,« sagte der Prinz, den Widerwillen beherrschend, den es ihm machte, daß er sich der Mitwirkung solcher Banditen bedienen sollte.

»Es kann nichts einfacher sein,« versetzte Caverley: »die Verschonung Eurer Städte und die Verdoppelung Eurer Einwohnerschaft sind wohl Geld werth, wie mir scheint.«

»Gut, es sei,« sprach Enrique, der zu lächeln suchte; »wir werden morgen hiervon reden; doch mittlerweile?«

»Mittlerweile, hoher Herr, kann der Aragonier ruhig schlafen. Ich sehe für die ganze Nacht hier klar und Hugo von Caverley steht, Gott sei Dank! nicht im Ruf eines Verschwenders.«

Nach diesem Versprechen, auf das man vertrauen konnte, so seltsam es auch war, zog sich Enrique mit Mauléon in sein Zelt zurück, während der Connetable sich wieder nach dem seinigen begab.

Statt sich niederzulegen, wie man glauben konnte, daß er es nach einem so ermüdenden Tag machen würde, horchte Messire Hugo von Caverley auf das Geräusch der Tritte, die sich entfernten; als sie sich sodann im Raume verloren hatten, wie die Körper, die das Geräusch in der Dunkelheit verursachten, erhob er sich sachte und rief seinem Geheimschreiber.

Dieser Geheimschreiber war ein sehr wichtiger Mann in dem Hause des braven Kapitäns, denn konnte der letztere nicht schreiben, was sehr wahrscheinlich ist, oder verschmähte er es, eine Feder zu halten, er war diese würdige Person, welche den Auftrag hatte, alle Verträge ins Reine zu bringen, die zwischen dem Anführer der Abenteurer und den Gefangenen, die er auf Lösegeld setzte, abgeschlossen wurden. Es vergingen aber wenige Tage, ohne daß der Schreiber von Messire Hugo von Caverley einen solchen Vertrag auszufertigen hatte.

Der Schreiber erschien, seine Feder in einer Hand, das Tintenfaß in der andern, eine Rolle Pergament unter dem Arm.

»Komm hierher, Meister Robert,« sagte der Kapitän, »und setze mir eine Quittung mit Laufpaß auf.«

»Eine Quittung, für welche Summe?« fragte der Schreiber.

»Laß die Summe aus; doch spare den Raum nicht, denn es wird eine runde Summe sein.«

»Auf wessen Namen?« fragte der Schreiber.

»Laß den Namen aus, wie die Summe.«

»Und auch Raum?«

»Ja; denn auf diesen Namen werden nicht wenige Titel folgen.«

»Gut! Gut! Gut!« sagte Meister Robert, und er ging an sein Geschäft mit einem Eifer, daß man hätte glauben können, er bekomme einen bestimmten Antheil an der Einnahme. »Doch wo ist der Gefangene?«

»Man macht ihn eben.«

Der Schreiber kannte die Gewohnheit seines Patrons und zögerte daher nicht einen Augenblick, die Quittung zu schreiben; da der Kapitän gesagt hatte, man sei im Begriff, den Gefangenen zu machen, so war der Gefangene schon gemacht.

Diese Meinung hatte nichts zu Vortheilhaftes für den Kapitän, denn kaum hatte der Schreiber die letzte Hand an die Quittung gelegt, als man in der Richtung des Berges ein Geräusch

vernahm, das immer näher kam.

Caverley schien nicht gehört, wohl aber dieses Geräusch geahnet zu haben, denn ehe es das lauernde Ohr der Schildwache erreicht hatte, hob der Kapitän die Leinwand des Zelt auf.

»Wer da?« rief beinahe in demselben Augenblick die Schildwache.

»Freunde!« antwortete die wohlbekanntete Stimme des Lieutenants von Caverley.

»Ja, ja, Freunde,« sagte der Abenteurer, sich die Hände reibend, »laß sie vorbei, und hebe Deine Pike auf, wenn man vorbeigeht. Diejenigen, welche ich erwarte, sind wohl so viel werth,«

In diesem Augenblick sah man bei dem letzten Schimmer des Brandes, der nach und nach erstarb, umgeben von fünfundzwanzig bis dreißig Burschen, eine kleine Truppe von Gefangenen herbeikommen. Diese Truppe bestand aus einem Ritter, der zugleich in der Kraft und in der Blüthe des Alters zu stehen schien, aus einem Mauren, welcher die Vorhänge einer großen Sänfte nicht hatte verlassen wollen, und aus zwei Knappen.

Sobald Caverley sah, daß diese Truppe wirklich aus den verschiedenen Personen bestand, die wir bezeichnet haben, hieß er aus seinem Zelte alle diejenigen, welche sich darin befanden, mit Ausnahme seines Schreibers, weggehen. Die Leute, die er wegschickte, gingen mit einem Bedauern, das sie nicht einmal zu verbergen suchten, denn sie vermutheten, welchen Werth die Beute hatte, die in die Klauen des Raubvogels gefallen war, den sie als ihren Führer anerkannten.

Beim Anblick der vier Personen, die man in sein Zelt brachte, machte Caverley eine tiefe Verbeugung und sprach sodann, sich an den Ritter wendend:

»Herr König, sollten zufällig meine Leute der Höflichkeit gegen Eure Hoheit ermangelt haben, so vergebt ihnen; sie kannten Euch nicht.«

»Herr König!« wiederholte der Gefangene mit einem Ton, dem er den Ausdruck des Erstaunens zu geben suchte, zugleich aber mit einer Blässe, die seine Unruhe verrieth, »sprecht Ihr mit mir, Kapitän?«

»Mit Euch selbst, Sire Don Pedro, mit Euch, dem gefürchteten König von Castilien und Murcia.«

Zuvor schon bleich, wurde der Ritter leichenfarbig. Ein verzweifeltes Lächeln suchte auf seine Lippen hervorzutreten.

»In der That, Kapitän,« sagte er, »es thut mir sehr leid für Euch, aber Ihr begeht einen großen Irrthum, wenn Ihr mich für denjenigen haltet, welchen Ihr genannt habt.«

»Meiner Treue, Hoheit, ich halte Euch für das, was Ihr seid, und glaube einen guten Fang gemacht zu haben.«

»Glaubt, was Ihr wollt,« sagte der Ritter, indem er eine Bewegung machte, um sich zu setzen, »ich sehe, es wird mir nicht schwer sein, Euch von dieser Meinung abzubringen.«

»Damit ich davon abkomme, Hoheit, müßtet Ihr nicht die Unklugheit begehen, zu marschiren.«

Der Ritter ballte die Fäuste.

»Und warum dies?« fragte er.

»Weil Eure Knochen bei jedem Schritte, den Ihr thut, krachen, was eine sehr angenehme Musik für einen armen Compagniekapitän ist, dem die Vorsehung die Gnade erweist, einen König in seine Netze fallen zu lassen.«

»Gibt es nur den König Don Pedro, dessen Knochen, wenn er geht, dieses Geräusch machen,

und kann nicht auch ein anderer Mensch dasselbe Gebrechen haben?«

»In der That,« sagte Caverley, »das ist möglich, und Ihr setzt mich in Verlegenheit! doch ich habe ein sicheres Mittel, um zu erfahren, ob ich mich irre, wie Ihr sagt.«

»Welches?« fragte die Stirne faltend der Ritter, den dieses Verhör sichtbar ermüdete.

»Der Prinz Enrique von Transtamare ist nur hundert Schritte von hier, ich will ihn holen lassen, und wir werden wohl sehen, ob er seinen geliebten Bruder erkennt.«

Der Ritter machte unwillkürlich eine Bewegung des Zorns.

»Ah? Ihr erröthet!« rief Caverley; »ei! so gesteht, und wenn Ihr gesteht, so schwöre ich Euch, so wahr ich Kapitän bin, daß Alles unter uns abgemacht werden, und daß Euer Bruder nicht einmal erfahren soll, ich habe die Ehre gehabt, mich einige Augenblicke mit Eurer Hoheit zu unterhalten.«

»Nun, so laßt hören, was wollt Ihr?«

»Ihr begreift, ich will nichts, Hoheit, so lange ich nicht der Identität der Person, die ich in meinen Händen habe, sicher bin.«

»Nehmt also an, ich sei wirklich der König und sprecht.«

»Pest! wie Ihr das sagt, Sire, sprecht! glaubt Ihr, ich habe Euch so wenig zu eröffnen, daß dies mit zwei Worten abgethan sei? Nein, Hoheit, es bedarf vor Allem einer Wache, welche Eurer Majestät würdig ist.«

»Einer Wache? Ihr gedenkt mich also gefangen zu halten?«

»Das ist wenigstens meine Absicht.«

»Und ich, ich sage Euch, daß ich keine Stunde mehr hier bleibe, und sollte es mich die Hälfte meines Königreiches kosten.«

»Oh! oh! es wird Euch wohl so viel kosten, Sire, und das ist nicht zu viel, da Ihr in der Lage, in der Ihr Euch befindet, beinahe sicher seid, daß Ihr Alles verlieren werdet.«

»So bestimmt einen Preis!« rief der Gefangene.

»Ich werde es mir überlegen, mein König,« sagte Caverley mit kaltem Tone.

Don Pedro schien eine heftige Anstrengung gegen sich selbst zu machen, und setzte sich, ohne ein Wort zu erwidern, dem Kapitän den Rücken zuwendend, an die Leinwand des Zeltes.

Caverley schien tief nachzudenken; nachdem er aber einen Augenblick geschwiegen, sagte er: »Ihr werdet mir eine halbe Million Goldthaler geben, nicht wahr?«

»Ihr seid einfältig,« entgegnete der König.

Man würde sie nicht in ganz Spanien finden.«

»Dreimal hunderttausend also, wie? Ich denke, ich bin billig.«

»Nicht die Hälfte,« sagte der König.

»Gut, Hoheit, so will ich ein paar Worte an Euren Bruder Enrique von Transtamare schreiben. Er versteht sich besser als ich auf ein königliches Lösegeld und wird den Preis des Eurigen bestimmen.«

Don Pedro ballte seine Fäuste, und man konnte den Schweiß an der Wurzel seiner Haare hervorbrechen und über seine Wangen stießen sehen.

Caverley wandte sich gegen seinen Schreiber um und sagte:

»Meister Robert, ladet den Prinzen Don Enrique von Transtamare ein, zu mir unter mein Zelt zu kommen.«

Der Schreiber ging auf die Schwelle zu, doch als er sie zu überschreiten im Begriffe war, stand Don Pedro auf und rief:

»Ich werde Euch die dreimal hunderttausend Goldthaler geben.«

Caverley hüpfte vor Freude.

»Doch da ich, wenn ich Euch verlasse, in die Hände von irgend einem andern Banditen fallen könnte, der abermals Lösegeld von mir erpressen würde, so werdet Ihr mir einen Empfangschein und einen Laufpaß geben.«

»Und Ihr, Ihr bezahlt mir die dreimal hunderttausend Thaler?«

»Nein; denn Ihr begreift, daß man nicht eine solche Summe bei sich trägt; doch habt Ihr unter Euren Leuten einen Juden, der sich auf Diamanten versteht?«

»Ich verstehe mich selbst darauf, Sire,« sagte Caverley.

»Es ist gut. Komm hierher, Mothril,« sprach der König, indem er den Mauren durch ein Zeichen näher hinzutreten hieß. »Du hast gehört . . . «

»Ja, Sire,« sagte Mothril und zog aus seiner weiten Hose eine lange Börse, durch deren Maschen jene wunderbaren Blitze funkelten, die der König der Edelsteine vom König der Gestirne entlehnt hat.

»Haltet den Empfangschein bereit,« sagte Don Pedro.

»Er ist schon bereit,« erwiderte der Kapitän, »man braucht nur noch die Summe auszufüllen.«

»Und der Laufpaß?«

»Er ist unterzeichnet. Ich bin zu sehr der Diener Eurer Hoheit, um sie warten zu lassen.«

Ein krampfhaftes Lächeln zog über die Lippen des Königs.

Er näherte sich dem Tische und las:

»Ich Unterzeichneter, Hugo von Caverley, Anführer der englischen Abenteurer . . . «

Der König las nicht ein Wort mehr, ein Strahl gleich einem Blitze zuckte in seinen Augen, und er fragte:

»Ihr heißt Hugo von Caverley?«

»Ja,« antwortete der Anführer erstaunt über diesen freudigen Ausdruck, dessen Ursache er vergebens zu errathen suchte.

»Und Ihr seid der Anführer der englischen Abenteurer?« fuhr Don Pedro fort.

»Allerdings.«

»So wartet einen Augenblick,« sagte der König.

»Mothril, steckt diese Diamanten in die Börse und die Börse in Eure Tasche.«

»Warum dies?«

»Weil es an mir ist, Befehle hier zu geben, und nicht zu empfangen,« rief Don Pedro, indem er ein Pergament aus seiner Brust zog.

»Befehle!« entgegnete Caverley mit hochmüthigem Ton. »Erfahrt, Herr König, daß es nur einen Menschen auf der Welt gibt, der das Recht hat, dem Kapitän Hugo von Caverley Befehle zu geben.«

»Und dieser Mensch,« versetzte Don Pedro, »hier auf diesem Pergament steht seine Unterschrift. Hugo von Caverley, im Namen des schwarzen Prinzen fordere ich Euch auf, mir zu gehorchen.«

Caverley warf den Kopfschüttelnd durch sein Helmvisir einen Blick auf das in der Hand des

Königs entrollte Pergament; doch kaum hatte er die Unterschrift gesehen, als er einen so gewaltigen Schrei der Wuth ausstieß, daß die Officiere, welche aus Ehrfurcht vor dem Zelte geblieben waren, rasch herbeiliefen.

Dieses Pergament, das der Gefangene dem Anführer der Abenteurer bot, war in der That der Geleitbrief, den der schwarze Prinz Don Pedro gegeben hatte, und enthielt den Befehl, an alle seine englischen Unterthanen, ihm in allen Dingen zu gehorchen, bis er selbst das Commando über das englische Heer übernehmen würde.

»Ich sehe, daß ich offenbar leichteren Kaufes davon kommen werde, als Du glaubtest, und als ich selbst glaubte. Doch sei unbesorgt, ich werde Dich entschädigen, mein Braver.«

»Ihr habt Recht, Herr König,« sprach Caverley mit einem schlimmen Lächeln, das man unter seinem herabgelassenen Visir nicht sehen konnte. »Ihr seid nicht nur frei, sondern ich erwarte sogar Eure Befehle.«

»Wohl!« sagte Don Pedro, »so befehl, wie es Deine Absicht war, Meister Robert, meinen Bruder, den Prinzen Enrique von Transtamare, zu holen und hierher zu führen.«

Der Schreiber befragte mit dem Auge den Kapitän und entfernte sich, auf ein bestätigendes Zeichen von Messire Hugo von Caverley.

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

*Worin sich die Fortsetzung und die Erklärung des Vorhergehenden finden.*

Man vernehme, wie sich die Ereignisse gefolgt waren, die uns seit der Abreise oder vielmehr seit der Flucht von Agenor nach der Scene im Garten zu Bordeaux unbekannt geblieben sind.

Don Pedro hatte von dem Prinzen von Wales die Zusage des Schutzes erlangt, dessen er bedurfte, um nach Spanien zurückzukehren, und sicher einer Verstärkung an Mannschaft und Geld hatte er sich sogleich mit Mothril auf den Weg begeben, versehen mit einem Geleitbrief eines Prinzen, der ihm Macht und Sicherheit unter den englischen Landen verlieh.

Die kleine Truppe wandte sich so nach der Grenze, wo, wie wir gesehen, der muthige Hugo von Caverley sein unvermeidliches Netz ausgespannt hatte.

Und dennoch, wie groß auch die Wachsamkeit des Führers und die Geschicklichkeit des Soldaten gewesen sein mochten, würde wahrscheinlich der König Don Pedro bei der Kenntniß, die er von der Oertlichkeit hatte, an Aragonien hingezogen sein, und hätte Neu-Kastilien ohne irgend einen Unfall erreicht, wäre nicht die Episode, die wir nun erzählen werden, dazwischen gekommen.

Eines Abends, während der König mit Mothril auf einem großen Pergament, das die Karte von Spanien vorstellte, die Straße verfolgte, auf der sie weiter reisen sollten, öffneten sich sachte die Vorhänge der Sänfte, und der Kopf von Aissa schlüpfte zwischen ihnen heraus.

Mit einem einzigen Blick ihrer Augen hieß die junge Maurin einen bei ihrer Sänfte liegenden Sklaven herbeikommen.

»Sklave,« fragte sie, »von welchem Lande bist Du?«

»Ich bin jenseits des Meeres geboren,« antwortete er, »auf dem Ufer, das Granada erschaut, ohne es zu beneiden.«

»Und Du möchtest Dein Vaterland gern wiedersehen, nicht wahr?«

»Ja,« sprach der Sklave mit einem tiefen Seufzer.

»Morgen, wenn Du willst, sollst Du frei sein.«

»Es ist weit von hier bis zu dem Laudiah-See,« erwiderte er, »und der Flüchtling wird Hungers sterben, ehe er dahin kommt.«

»Nein, denn der Flüchtling wird dieses Halsband von Perlen mitnehmen, von denen eine einzige genügen würde, um ihn auf der ganzen Reise zu ernähren.«

Und Aissa machte ihr Halsband los und ließ es in die Hand des Sklaven fallen.

»Und was muß ich thun, um zugleich die Freiheit und dieses Halsband von Perlen zu gewinnen?« fragte der Sklave zitternd vor Freude.

»Du siehst jene gräuliche Linie, die den Horizont durchschneidet, das ist das Lager der Christen.

Wie viel brauchst Du Zeit, um dahin zu gelangen?«

»Ehe die Nachtigall ihren Gesang vollendet hat, bin ich dort.«

»Wohl, so höre, was ich Dir sagen werde, und jedes meiner Worte präge sich tief in Dein Gedächtniß ein.«

Der Sklave hörte mit Entzücken.

»Nimm dieses Briefchen,« fuhr Aissa fort, »begib Dich ins Lager und erkundige Dich, sobald Du dort bist, nach einem edlen fränkischen Ritter, nach einem Anführer Namens Graf von Mauléon; Du lässest Dich zu ihm führen und übergibst ihm diesen seidenen Beutel, gegen den er Dir seinerseits hundert Goldstücke geben wird. Gehe!«

Der Sklave nahm den Beutel, verbarg ihn unter seinem grobem Kleide, wählte den Augenblick, wo eines der Maulthiere nach dem nahen Walde entlief, stellte sich, als liefe er ihm nach, um es zurückzuführen, und verschwand im Walde mit der Schnelligkeit eines Pfeiles.

Niemand bemerkte dieses Verschwinden des Sklaven, Aissa ausgenommen, die ihm mit den Augen folgte und, ganz zitternd, nicht athmete, bis er aus ihren Blicken verschwunden war.

Was die junge Maurin vorhergesehen hatte, geschah. Der Sklave brauchte nicht lange, um am Saume des Gehölzes einen von jenen Raubvögeln mit stählernen Klauen, mit der Pikelhaube in Form eines Schnabels, mit einem geschmeidigen Gefieder von eisernen Maschen zu finden, der auf einem Felsen hockte, wo er seinen Standpunkt genommen hatte, um in die Ferne hinausschauen zu können.

Als der Sklave ganz scheu aus dem Walde hervorkam, fiel er unter die Flügel der Schildwache, welche sogleich mit ihrer Armbrust auf ihn anschlug.

Das war es, was der Flüchtling suchte. Er machte mit der Hand ein Zeichen, daß er sprechen wolle; die Schildwache näherte sich, ohne indessen die Armbrust vom Backen zu thun. Der Sklave sagte, er wolle Ins Lager der Christen gehen, und verlangte vor Mauléon geführt zu werden.

Dieser Name, dessen Wichtigkeit Aissa übertrieb, genoß indessen ein gewisses Ansehen unter den Compagnien seit dem kühnen Zuge von Agenor, als er von den Banden von Caverley festgenommen wurde, und besonders seit dem man wußte, daß man ihm die Mitwirkung des Connetable zu verdanken hatte.

Der Soldat stieß ein Feldgeschrei aus, nahm den Sklaven beim Faustgelenke und führte ihn zu einer zweiten Schildwache, welche ungefähr zweihundert Schritte von der ersten stand. Diese zweite Schildwache brachte den Sklaven bis zum letzten Cordon, hinter welchem sich Messire Caverley im Mittelpunkt seiner Truppe, wie die Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, hielt.

Da er an einer gewissen Bewegung um ihn her, an einem gewissen Geräusch, das bis zu seinen Ohren drang, erkannte, daß etwas Neues vorging, so erschien er auf der Schwelle seines Zeltes.

Der Sklave wurde gerade vor ihn geführt.

Er nannte den Bastard von Mauléon; mit diesem Paß war es ihm bis jetzt gelungen.

»Wer schickt Dich?« fragte Caverley den Sklaven, indem er eine Erklärung zu vermeiden suchte.

»Seid Ihr der edle Herr von Mauléon?« fragte der Sklave.

»Ich bin einer seiner Freunde,« erwiderte Caverley, »und zwar einer seiner vertrautesten.«

»Das ist nicht dasselbe,« sprach der Sklave, »ich habe Befehl, nur ihm den Brief zu übergeben, den ich bei mir trage.«

»Höre,« sagte Caverley, »der edle Herr von Mauléon ist ein braver christlicher Ritter, der unter den Arabern und Mauren eine große Anzahl von Feinden zählt, die ihn zu ermorden

geschworen haben. Wir aber haben geschworen, Niemand bis zu ihm dringen zu lassen, ohne daß wir zuvor die Botschaft kennen, mit der der Abgesandte beauftragt ist,«

»Gut,« sagte der Sklave, da er sah, daß jeder Widerstand vergeblich gewesen wäre, und da ihm überdies die Absichten des Kapitäns gut vorkamen, »ich bin von Aissa abgesandt.«

»Wer ist' Aissa?« fragte Caverley.

»Die Tochter von Herrn Mothril.«

»Ah! Ah!« machte der Kapitän, »vom Rath des König Don Pedro?«

»Ganz richtig.«

»Du siehst, daß die Sache immer schwärzer wird, und daß diese Botschaft ohne Zweifel einen Zauber enthält,«

»Aissa ist keine Zauberin,« entgegnete der Sklave den Kopf schüttelnd.

»Gleichviel, ich will die Botschaft lesen,« Der Sklave blickte rasch umher, um zu sehen, ob ihm keine Flucht möglich wäre: doch es hatte sich schon ein großer Kreis von Abenteurern um ihn gebildet.

Er zog aus seiner Brust den Beutel, reichte ihn dem Kapitän und sprach:

»Leset, Ihr werdet etwas darin finden, was mich betrifft.«

Das nur sehr wenig elastische Gewissen von Caverley bedurfte dieser Aufforderung nicht; er öffnete das von Benzoe und Ambra duftende Säckchen, zog ein Viereck von weißer Seide daraus hervor, auf welches mit einer dicken Tinte Aissa in spanischer Sprache folgende Worte geschrieben hatte:

*»Theurer Herr, ich schreibe Dir meinem Versprechen gemäß: der König Don Pedro und mein Vater sind mit mir im Begriff, durch den Engpaß nach Aragonien zu ziehen; Du kannst mit einem Schlag unser ewiges Glück und Deinen Ruhm gründen. Mache sie zu Gefangenen und mit ihnen mich, die ich Deine süße Gefangene sein werde; willst Du sie aus Lösegeld setzen. . . sie sind reich genug, um Dein Verlangen zu befriedigen. Ziehst Du den Ruhm dem Gelde vor und gibst Du ihnen die Freiheit umsonst, so sind sie stolz genug, um in der Ferne Deine Großmuth zu verkündigen; doch, wenn Du sie freilässest, wirst Du mich behalten, mein großer Herr, und ich habe ein Kistchen voll von Rubinen und Smaragden, welche die Krone einer Königin schmücken würden.*

*»Höre also wohl und behalte Folgendes. In dieser Nacht setzen wir uns in Marsch. Stelle Deine Soldaten so im Engpaß auf, daß wir ihn nicht durchziehen können, ohne gesehen zu werden. Unser Geleite ist in diesem Augenblick schwach, doch es kann in jeder Stunde stärker werden, denn sechshundert Bewaffnete, welche der König in Bordeaux erwartete, vermochten noch nicht zu ihm zu stoßen, so eilig war sein Marsch.*

*»So, mein großer Herr, wird Aissa wohl Dir gehören, so wird sie Dir Niemand mehr nehmen können, da Du sie durch die Stärke Deiner siegreichen Waffen gewonnen hast.*

*»Einer von unsern Sklaven bringt Dir diese Botschaft. Ich verspreche ihm. Du werdest ihn in Freiheit sehen und ihm hundert Goldstücke bezahlen; erfülle meinen Wunsch.*

*Deine*

*Aissa.«*

»Oh! oh!« dachte Caverley, während die Aufregung unter seinem Helm einen glühenden Schweiß stießen machte, »ein König!. . . Aber was habe ich denn seit einiger Zeit dem Glück

gethan, daß es mir solche Beute zuschickt?. . Ein König!. . . Das muß man beim Teufel sehen; zuvor aber wollen wir uns von diesem Dummkopf befreien.«

»Der edle Herr von Mauléon ist Dir also die Freiheit schuldig?«

»Ja, Kapitän, und hundert Goldstücke.«

Hugo von Caverley hielt es nicht für geeignet, etwas auf diesen letzten Theil des Verlangens zu antworten. Er rief nur seinen Knappen.

»Hollah!« sagte er, »nimm Dein Pferd, führe diesen Menschen zwei gute Stunden vom Lager weg und laß ihn dort. Verlangt er Geld von Dir, und Du hast zu viel, so gib ihm. Doch ich sage Dir zum Voraus, das wird eine reine Freigebigkeit von Dir sein. Gehe, mein Freund,« sprach er zu dem Sklaven, »Dein Auftrag ist besorgt; ich bin der Herr von Mauléon.«

Der Sklave warf sich nieder.

»Und die hundert Goldstücke?« fragte er.

»Hier ist mein Säckelmeister, der den Auftrag hat, sie Dir zu übergeben,« erwiderte Caverley auf den Knappen deutend.

Der Sklave erhob sich und folgte ganz freudig demjenigen, welchen man ihm bezeichnet hatte.

Kaum war er hundert Schritte vom Zelte, als der Kapitän eine Abtheilung in's Gebirge schickte und, da er es nicht verachtete, sich zu solchen kleinen Bemühungen herabzulassen, selbst die Wache in dem Engpaß aufstellte, so daß Niemand, ohne gesehen zu werden, durch denselben ziehen konnte; nachdem er seinen Leuten, den Gefangenen keine Gewalt anzuthun empfohlen hatte, wartete er sodann das Ereigniß ab.

Wir haben ihn in dieser Erwartung gesehen, und das Ereigniß unterstützte rasch seine Wünsche.

Nur darauf bedacht, seine Reise fortzusetzen, wollte sich der König, ohne länger zu warten, auf den Weg begeben.

Sie waren also in die Schlucht eingedrungen zur großen Freude von Aissa, welche ungeduldig dem Angriff entgegen harrte und glaubte, dieser Angriff würde von Mauléon geleitet. Die Maßregeln waren alle von Caverley so gut getroffen, und die Zahl der Engländer war so groß, daß nicht einer von den Leuten von Don Pedro daran dachte, sich zu vertheidigen.

Aber Aissa, welche darauf rechnete, sie würde Mauléon an der Spitze dieses Hinterhaltes sehen, fing bald an über seine Abwesenheit in Unruhe zu gerathen; sie dachte nichtsdestoweniger, er handle so aus Klugheit, und da sie überdies das Unternehmen nach ihren Wünschen gelingen sah, meinte sie, sie brauche noch nicht zu verzweifeln.

Wir dürfen uns nun nicht mehr wundern, daß der Abenteurer Don Pedro so leicht erkannte, der übrigens vollkommen erkenntlich war.

Was Mothril und Aissa betrifft, deren ganze Geschichte er mit seinem erstaunlichen Scharfsinn errieth, so hatte er ein wenig bange vor dem Zorn, den bei Mauléon die Entdeckung dieses Geheimnisses entzünden würde; doch alsbald bedachte er, daß sich leicht Alles auf Rechnung der Verrätherei des Sklaven setzen ließe, und daß er sich im Gegentheile aus diesem Mißbrauch des Vertrauens Ansprüche auf die Dankbarkeit von Mauléon erwerben könnte; denn während er den König und Mothril ihr Lösegeld bezahlen ließ, hatte er im Sinne, ohne Interessen Aissa dem jungen Manne zu überlassen, und dies war eine Großmuth, zu der er sich wie zu einer Neuerung Glück wünschte.

Man hat gesehen, wie der Geleitbrief des Prinzen von Wales, den Don Pedro vorwies, das

ganze Angesicht der Dinge veränderte und die so kühnen und so klug improvisirten Pläne von Caverley umstürzte.

Don Pedro erzählte eben, nach dem Abgang von Robert, dem Anführer der Abenteurer die Ereignisse des in Bordeaux abgeschlossenen Vertrags, als sich ein gewaltiger Lärm hörbar machte. Es war ein Stampfen von Rossen, ein Klirren von Rüstungen und Schwertern, welche an der Seite von Kriegersleuten aufprallten.

Dann wurde der Vorhang des Zeltcs ungestüm ausgehoben und man erblickte die Gestalt von Enrique von Transtamare, dessen bleiches Antlitz ein Strahl düsterer Freude erleuchtete.

Mauléon suchte hinter dem Prinzen irgend Jemand mit umherschweifenden Blicken; er gewährte die Sänfte und seine Augen verließen sie nicht mehr.

Bei der Ankunft von Enrique wich Don Pedro seinerseits nicht minder bleich als sein Bruder zurück, suchte an seiner Seite sein fehlendes Schwert und schien nicht eher beruhigt, als bis er fortwährend zurückweichend auf einen von den Pfeilern des Zeltcs stieß, woran Waffen aller Art aufgehängt waren, und unter seinen Fingern die Kälte einer Streitart fühlte.

Alle schauten sich einen Augenblick stillschweigend an und tauschten Blicke, die sich drohend kreuzten, wie die Blitze beim Sturm.

Enrique brach zuerst das Stillschweigen.

»Ich glaube,« sagte er mit einem finstern Lächeln, »der Krieg endigt hier, ehe er begonnen hat.«

»Ah! Ihr glaubt das?« entgegnete Don Pedro höhnisch und drohend.

»Ich glaube es so sehr,« erwiderte Enrique, »daß ich diesen edlen Ritter Hugo von Caverley frage, welchen Preis er für einen so wichtigen Fang, wie er so eben einen gemacht, fordert; denn würde er zwanzig Städte erobert und hundert Schlachten gewonnen haben, Thaten, welche sich theuer bezahlen, er hätte nicht so viel Rechte auf unsere Dankbarkeit, wie durch diese einzige That.«

»Es ist schmeichelhaft für mich, daß ich zu einem so bedeutenden Werth geschützt werde,« sagte Don Pedro, mit dem Stiel seiner Art spielend. »Eine Höflichkeit ist auch eine andere werth. Wie hoch, wenn Ihr in der Lage wäret, in der ich bin, wie Ihr meint, wie hoch würdet Ihr Eure Person schätzen, Don Enrique?«

»Ich glaube, er spottet noch,« versetzte Enrique mit einer Wuth, die sich unter der Freude losmachte, wie die Eisschollen des Pols bei dem ersten Lächeln der Sonne.

»Wir wollen doch ein wenig sehen, wie dies Alles endigt,« murmelte Caverley, der sich, um nicht den geringsten Umstand von dieser Scene zu verlieren, niedersetzte und sich an diesem Schauspiel mehr als Kunstliebhaber, denn als gieriger Speculant zu ergötzen anfang.

Enrique wandte sich gegen ihn um; man sah, daß er Don Pedro zu antworten sich anschickte.

»Wohl, es sei,« sagte er, die gehässigsten Blicke auf Don Pedro schleudernd; »Freund Caverley, für diesen Menschen, der einst König war und an seiner Stirne nicht einmal mehr den goldenen Widerschein seiner Krone trägt, gebe ich Dir zweimal hundert tausend Goldthaler, oder zwei gute Städte nach Deiner Wahl.«

»Mir scheint,« erwiderte Caverley, mit seiner Hand das Kinnband seines Helmes streichelnd, während er durch sein beständig herabgelassenes Visir Don Pedro anschaute, »mir scheint, das Gebot ist annehmbar, obgleich. . .«

Dieser antwortete dem Fragenden mit einer Geberde und einem Blick, welche bedeuteten:

»Kapitän, mein Bruder Enrique ist nicht freigebig, und ich werde die Summe überbieten. . . «

»Obgleich?. . . « sprach Enrique, das letzte Wort des Anführers der Abenteurer wiederholend.

»Was wollt Ihr damit sagen, Kapitän?«

Mauléon sonnte sein neugieriges Verlangen nicht länger im Zaum halten.

»Der Kapitän will ohne Zweifel damit sagen,« erwiderte er, »er habe mit dem König Don Pedro andere Gefangene gemacht, von denen er wünschte, man würde sie auch schätzen.«

»Meiner Treue! das heiÙe ich in dem Geiste eines Menschen lesen,« rief Caverley, »und Ihr seid ein braver Rittersmann, Sire Agenor. Ja, bei meiner Seele, ich habe andere Gefangene gemacht, und zwar sehr vornehme; doch. . . «

Und ein neues Schweigen offenbarte die Unentschlossenheit von Caverley.

»Man wird sie Euch bezahlen, Kapitän,« sagte Mauléon, der vor Ungeduld kochte, »wo sind sie? In dieser Sänfte, ohne Zweifel?«

Enrique legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und hielt ihn sachte zurück.

»Nehmt Ihr an, Kapitän Caverley?« fragte er.

»Es ist an mir, Euch zu antworten, mein Herr,« sprach Don Pedro.

»Oh! spielt nicht den Herrn hier, Don Pedro, denn Ihr seid nicht mehr König,« entgegnete Enrique mit einer verächtlichen Miene; »wartet, bis ich mit Euch spreche, um mir zu antworten.«

Don Pedro lächelte und wandte sich gegen Caverley um.

»Kapitän sagte er, »erklärt ihm doch, daß Ihr sein Gebot nicht annehmt.«

Caverley fuhr abermals mit seiner Hand über sein Visir, als ob dieses Eisen seine Stirne gewesen wäre, zog Agenor beiseit und sagte zu ihm:

»Mein wackerer Freund, gute Gesellen wie wir sind sich die Wahrheit schuldig, nicht wahr?«

Agenor schaute ihn erstaunt an.

»Nun wohl!« fuhr der Kapitän fort, »wenn Ihr mir glauben wollt, so geht durch die kleine Thüre des Zeltes, die hinter uns ist, hinaus, und wenn Ihr ein gutes Pferd habt, reitet, bis es nicht mehr kann.«

»Wir sind verrathen!« rief Mauléon, Plötzlich von einer Leuchte durchzuckt.

»Zu den Waffen, Prinz, zu den Waffen!«

Enrique schaute Mauléon mit Erstaunen an und fuhr maschinenmäßig mit der Hand an seinen Schwertknopf.

Don Pedro aber, als er sah, daß die Komödie ihrem Ende zugeht, rief, die Hand mit der Geberde des Befehls ausstreckend:

»Im Namen des Prinzen von Wales fordere ich Euch auf.

Messire Hugo von Caverley, den Prinzen Enrique von Transtamare zu verhaften.«

Diese Worte waren noch nicht beendet, als der Prinz Enrique von Transtamare schon das Schwert in der Hand hatte; doch Caverley schlug einen Augenblick das Visir auf, hielt ein Horn an seine Lippen und bei dem Ton, den es von sich gab, stürzten sich zwanzig Abenteurer aus den Prinzen, der alsbald entwaffnet war.

»Es ist geschehen,« sagte Caverley zu Don Pedro. »Nun aber, wenn Ihr mir glauben wollt, Herr König, entfernt Euch, denn sogleich wird es hier Streiche regnen, dafür stehe ich Euch.«

»Wie so?« fragte der König.

»Dieser Franzose, der durch die kleine Thüre weggegangen ist, wird seinen Prinzen nicht

gefangen nehmen lassen, ohne ihm zu Ehren einige Arme abgeschlagen oder einige Schädel gespalten zu haben.«

Don Pedro neigte sich gegen die Oeffnung und sah Agenor, der den Fuß in die Steigbügel setzte, ohne Zweifel, um Hilfe zu holen.

Der König nahm eine Armbrust, spannte sie, legte einen Pfeil daraus, zielte aus den Ritter und sagte:

»Gut, David hat Goliath mit einem Stein getödtet, es müßte schön anzuschauen sein, wenn Goliath David mit einer Armbrust tödten würde.«

»Einen Augenblick Geduld!« rief Caverley; »was Teufels, Geduld! Kaum hier angekommen, wollt Ihr mir Alles in Verwirrung bringen. . . Was würde der Herr Connetable sagen, wenn ich ihm seinen Freund tödten ließe?«

Und er hob mit der Hand das Ende der Armbrust in dem Augenblick auf, wo Don Pedro den Finger an den Drücker legte. Der Pfeil schwirrte in die Luft.

»Der Connetable!« sagte Don Pedro, mit dem Fuße stampfend; »es war wohl der Mühe werth, mich meinen Schuß einer solchen Furcht gegenüber verfehlen zu lassen. Oeffne Deine Falle, Jäger, und fange den großen Eber; auf diese Art wird die Jagd mit einem Schlage beendigt sein, und unter dieser Bedingung verzeihe ich Dir.«

»Ihr sprecht nach Eurem Gutdünken. Den Connetable fangen! Ei! so sangt mir doch ein wenig den Connetable! Großer Gott!« fügte er die Achseln zuckend bei, »was für Schwätzer sind doch die Spanier!«

»Sire Caverley!«

»Bei Gott! ich sage die Wahrheit . . . Den Connetable fangen! . . . Ich bin nicht neugierig, Herr König, aber bei meinem Kapitänswort, es würde mich sehr interessiren, Euch diesen Fang machen zu sehen.«

»Mittlerweile ist hier schon Einer,« sagte Don Pedro, auf Agenor deutend, den man gefangen zurückbrachte.

In dem Augenblick, wo er im vollen Galopp vorüber sprengte, hatte einer von den Abenteurern mit einem krummen Säbel seinem Rosse die Häkse abgeschnitten, und das Pferd war so niedergestürzt, daß der Reiter unter demselben lag.

So lange Aissa ihren Geliebten bei diesem Streit unbetheiligt und von jeder Gefahr frei glaubte, sprach sie nicht ein Wort, machte sie nicht eine Bewegung, Es war, als ob die Interessen, über die man sich um sie her stritt, so wichtig sie auch sein mochten, sie entfernt nichts angingen; als aber Mauléon entwaffnet und in den Händen seiner Feinde eintrat, sah man, wie die Vorhänge ihrer Sänfte zurückgeschoben wurden und der Kopf des Mädchens bleicher erschien, als es der lange Schleier von seiner weißer Wolle ist, der die Frauen des Orients verhüllt.

Agenor stieß einen Schrei aus.

Aissa sprang aus ihrer Sänfte und lief auf ihn zu.

»Oh! Oh!« machte Mothril, die Stirne faltend.

»Was soll das bedeuten?« fragte der König.

»Nun kommt die drohende Erklärung,« murmelte Caverley.

Enrique von Transtamare warf auf Agenor einen düsteren, mißtrauischen Blick, den dieser vortrefflich begriff.

»Ihr wollt mit mir sprechen,« sagte er zu Aissa: »thut es geschwinde und ganz laut, Dona, denn von dem Augenblick, wo wir Eure Gefangenen sind, bis zu dem unseres Todes wird wahrscheinlich keine Zeit zu verlieren sein . . . selbst nicht einmal für die Verliebtesten.«

»Unsere Gefangenen!« rief Aissa. »Oh! das war es nicht, was ich wollte, mein hoher Herr, ganz im Gegentheil.«

Caverley geberdete sich sehr verlegen; dieser Mann von Eisen zitterte beinahe vor der Anklage, welche zwei junge Leute, die er in seinen Händen hatte, gegen ihn führen würden.

»Mein Brief,« sagte Aissa zu dem jungen Mann, »hast Du denn meinen Brief nicht erhalten?«

»Was für einen Brief?« fragte Agenor.

»Genug! genug!« sprach Mothril, dessen sämtliche Pläne diese Scene zu zerstören anfang.

»Kapitän, der König befiehlt, daß Ihr den Prinzen Enrique in die Wohnung des Königs Don Pedro und diesen jungen Mann zu mir führt.«

»Caverley, Du bist ein Feiger,« brüllte Agenor, während er sich von den harten Panzerhandschuhen, die ihm die Faust zusammenpreßten, loszumachen suchte.

»Ich habe Dir gesagt, Du sollst Dich flüchten, doch Du hast nicht gewollt, oder Du hast es zu spät gethan, was am Ende auf Eines hinausläuft,« erwiderte der Kapitän. »Bei meiner Treue, das ist Dein Fehler. Und warum willst Du Dich beklagen, Du wirst bei ihr wohnen!«

»Beeilen wir uns, meine Herren,« sprach der König, »und noch heute Nacht versammle sich ein Rath, um diesen Bastard zu richten, der sich meinen Bruder nennt, und diesen Rebellen, der mein König zu sein behauptet, Caverley, er hatte Dir zwei Städte angeboten, ich bin großmüthiger als er: ich gebe Dir eine Provinz.

Mothril, laßt meine Leute vorrücken; wir müssen, ehe eine Stunde vergeht, in irgend einem guten Schloß geborgen sein.«

Mothril verbeugte sich und ging hinaus; doch er hatte nicht zehn Schritte außerhalb des Zeltes gethan, als er sich hastig wieder zurückwarf und mit der Hand das Zeichen machte, das bei allen Nationen Stillschweigen gebietet.

»Was gibt es denn?« fragte Caverley mit einer schlecht verhehlten Unruhe.

»Sprich, guter Mothril,« sagte Don Pedro.

»Horcht,« versetzte der Maure.

Alle Sinne der Anwesenden schienen in ihre Ohren überzugehen, und eine Minute lang bot das Zelt des englischen Häuptlings den Anblick einer Versammlung von Bildsäulen.

»Hört Ihr?« fuhr der Maure fort, indem er sich immer mehr gegen die Erde neigte.

Man fing wirklich an etwas wie ein Rollen des Donners oder wie den fortschreitenden Galopp einer Truppe von Reitern zu hören.

»Notre-Dame-Guesclin!« rief plötzlich eine feste, schallende Stimme.

»Ah! Ah! der Connetable,« murmelte Caverley, der das Kriegsgeschrei des rauhen Bretagners kannte.

»Ah! Ah! der Connetable,« sagte Don Pedro, die Stirne faltend.

Denn ohne ihn je gehört zu haben, kannte er dennoch diesen furchtbaren Ruf.

Die Gefangenen wechselten ihrerseits einen Blick, und ein Lächeln der Hoffnung trat auf ihren Lippen hervor.

Mothril näherte sich dem Mädchen, dessen Leib er enger mit seinen Armen umschlang.

»Herr König,« sagte Caverley mit dem spöttischen Ton, der ihn nie, selbst nicht im Augenblick der Gefahr, verließ; »ich glaube, Ihr wolltet den Eber fangen; hier kommt er, um Euch das Geschäft zu ersparen.«

Don Pedro machte den Kriegern ein Zeichen, und diese stellten, sich hinter ihn.

Entschlossen, neutral zwischen seinem alten Gefährten und seinem neuen Chef zu bleiben, trat Caverley auf die Seite.

Eine neue Reihe von Wachen verdreifachte den ehernen Cordon, der den Prinzen und Mauléon in Banden hielt.

»Was machst Du, Caverley?« fragte Don Pedro.

»Ich trete Euch als meinem König und Anführer den Platz ab, Sire,« sprach der Kapitän.

»Es ist gut,« erwiderte Don Pedro; »dann gehorche man mir.«

Die Pferde hielten an; man hörte das Klirren des Stahls und den Lärmen eines Mannes, der von seiner Rüstung beschwert auf den Boden sprang.

Beinahe in demselben Augenblick trat Bertrand Duguesclin in das Zelt.

---

## Sechszwanzigstes Kapitel.

### *Der Eber in der Falle gefangen.*

Hinter dem Connetable kam, das Auge duckmäuserisch und ein Lächeln auf die Lippen gezeichnet, der ehrliche Musaron, mit Staub bedeckt vom Kopf bis auf die Füße.

Er schien aufgestellt zu sein, um den Anwesenden die so gewitterartige Erscheinung des Connetable zu erklären.

Bertrand schlug bei seinem Eintritt das Visir auf und überschaute mit einem Blick die Versammlung.

Als er Don Pedro gewahrte, verbeugte er sich leicht; Enrique von Transtamare begrüßte er ehrfurchtsvoll; auf Caverley ging er zu, nahm seine Hand und sprach mit aller Ruhe:

»Guten Morgen, Sire Kapitän, wir haben also einen guten Fang gemacht? Ah! Messire von Mauléon, verzeiht! ich hatte Euch nicht gesehen.«

Diese Worte, welche eine völlige Unwissenheit über die Lage der Dinge zu bezeichnen schienen, versetzten die Mehrzahl der Anwesenden in ein großes Erstaunen.

Aber weit entfernt über dieses beinahe feierliche Stillschweigen in Verwunderung zu gerathen, fuhr Bertrand fort:

»Ich hoffe übrigens, Kapitän Caverley, daß man für den Gefangenen jede seinem Rang und besonders seinem Unglück gebührende Rücksicht gehabt hat.«

Enrique wollte antworten, doch Don Pedro nahm das Wort.

»Seid unbesorgt, wir haben den Gefangenen mit der Achtung behandelt, die das Völkerrecht heischt.«

»Ihr habt ihn behandelt,« erwiderte Bertrand mit einem Ausdruck des Erstaunens, der dem gewandtesten Komödianten Ehre gemacht hätte, »Ihr habt ihn behandelt! . . . Wie meint Ihr das, wenn es Euch beliebt, Hoheit?«

»Ja, Messire Connetable,« antwortete Don Pedro lächelnd, »ich wiederhole, wir haben es gethan.«

Bertrand schaute den unter seinem ehernen Visir unempfindlichen Caverley an.

»Theurer Connetable,« sprach Enrique, der sich mühsam von seinem Sitze erhob (denn er war von den Soldaten gequetscht und geknebelt worden, und mehrere von diesen gepanzerten Leuten hatten ihn in ihren eisernen Armen beinahe erdrückt), »theurer Connetable, der Mörder von Don Federigo hat Recht, er ist unser Herr, und uns hat der Verrath zu Gefangenen gemacht.«

»Wie!« rief Bertrand, indem er sich mit einem so schlimmen Blick umwandte, daß mehr als ein Gesicht in der Versammlung erbleichte.

»Der Verrath, sagt Ihr, und wer ist denn der Verräther?«

»Herr Connetable,« erwiderte Caverley, indem er einen Schritt auf ihn zumachte, »das Wort Verrath ist, wie mir scheint, ungeeignet, und man hätte eher die Treue sagen müssen.«

»Die Treue! . . . « versetzte der Connetable, dessen Erstaunen immer mehr zuzunehmen schien.

»Allerdings die Treue, denn wir sind am Ende Engländer, nicht wahr? und folglich Unterthanen des Prinzen von Wales.«

»Nun! hernach, was soll das bedeuten?« sagte Bertrand, der, um bequemer zu athmen, seine breiten Schultern ausdehnte und eine dicke eiserne Hand auf seinen Schwertknopf fallen ließ. »Wer sagt Euch, mein lieber Caverley, Ihr seid kein Unterthan des Prinzen von Wales?«

»Ihr werdet also zugeben, edler Herr, denn besser als irgend Jemand kennt Ihr die Gesetze der Disciplin, daß ich dem Befehl meines Prinzen gehorchen mußte.«

»Und dieser Befehl, hier ist er,« sprach Don Pedro und streckte das Pergament gegen Bertrand aus.

»Ich kann nicht lesen,« entgegnete ungestüm der Connetable.

Don Pedro zog sein Pergament zurück und Caverley schauerte, so muthig er war.

»Wohl!« fuhr Duguesclin fort, »ich glaube nun zu verstehen. Der König Don Pedro ward vom Kapitän Caverley gefangen genommen. Er zeigte seinen Geleitbrief vom Prinzen von Wales, und auf der Stelle setzte der Kapitän Don Pedro wieder in Freiheit.«

»So ist es,« rief Caverley, der einen Augenblick hoffte, bei seiner großen Rechtlichkeit würde Duguesclin Alles billigen.

»Bis dahin könnte es nicht besser sein,« fuhr der Connetable fort.

Caverley athmete frei.

»Aber,« sprach Bertrand, »es ist noch Etwas dunkel für mich.«

»Was?« sagte Don Pedro mit hochmüthiger Miene. »Beeilt Euch nur, Messire Duguesclin, denn alle diese Fragen werden ermüdend.«

»Ich vollende,« erwiderte der Connetable mit seiner furchtbaren Unempfindlichkeit. »Sagt, wozu ist es nöthig, daß der Kapitän Caverley, um Don Pedro zu befreien, Don Enrique zum Gefangenen macht?«

Aus diesen Worten und aus der Haltung, welche Duguesclin annahm, als er sie aussprach, schloß Mothril, der Augenblick sei gekommen, für Don Pedro eine Verstärkung von Mauren und Engländern zu Hilfe zu rufen.«

Bertrand verzog keine Miene und schien das Manoeuvre nicht einmal zu bemerken. Nur wurde seine Stimme wo möglich noch ruhiger und kälter, als zuvor.

»Ich erwarte eine Antwort,« sprach er.

Don Pedro gab sie ihm.

»Ich wundere mich,« sagte er, »daß die französischen Ritter so unwissend sind, daß es ihnen nicht einmal bekannt ist, wie eine doppelte Wohlthat daraus hervorgeht, wenn man sich zu gleicher Zeit einen Freund macht und sich eines Feindes entledigt.«

»Seid Ihr auch dieser Meinung, Meister Caverley?« fragte Bertrand, aus den Kapitän einen Blick heftend, dessen Heiterkeit ein Pfand der Stärke, zugleich ein Pfand der Drohung war.

»Ich muß wohl, Messire,« erwiderte der Kapitän.

«Ich gehorche.«

»Wohl!« sprach Bertrand, »ich thue gerade das Gegentheil von Euch, ich befehle. Ich befehle Euch, hört Ihr wohl? ich befehle Euch, Seine Hoheit den Prinzen Don Enrique von Transtamare, den ich hier von Euren Soldaten bewacht sehe, in Freiheit zu setzen, und da ich höflicher bin, als Ihr, so werde ich nicht einmal verlangen, daß Ihr Don Pedro verhaftet, obschon ich hierzu

berechtigt bin, ich, dessen Geld Ihr in der Tasche habt, ich, der ich Euer Herr bin, da ich Euch bezahle.«

Caverley machte eine Bewegung; Don Pedro streckte den Arm aus und sprach:

»Antwortet nicht, Kapitän; es gibt hier nur einen Herrn, und dieser Herr bin ich. Ihr werdet mir also gehorchen, und zwar aus der Stelle, wenn's beliebt. Bastard Don Enrique, Messire Bertrand, und Ihr, Graf von Mauléon, ich erkläre Euch allen Dreien, daß Ihr meine Gefangenen seid.«

Bei diesen furchtbaren Worten trat ein tiefes Stillschweigen im Zelte ein. Mitten unter diesem Stillschweigen trennten sich sechs Bewaffnete auf ein Zeichen von Don Pedro von der Gruppe, um sich der Person von Duguesclin zu bemächtigen, wie man sich schon der von Don Enrique bemächtigt hatten; aber der gute Person Ritter schmetterte mit einem Streiche seiner Faust, dieser Faust, mit der er Beulen in die Rüstungen schlug, den Ersten, der sich ihm näherte, nieder, erhob mit seiner mächtigen Stimme den Ruf Notre-Dame-Guesclin, so daß er in der entferntesten Tiefe der Ebene erscholl, und zog sein Schwert.

In einem Augenblick bot das Zelt ein Schauspiel schrecklicher Verwirrung.

Schlecht bewacht, warf Agenor mit einer einzigen Kraftanstrengung die zwei Wachen zurück, denen er anvertraut war, und verband sich mit Bertrand. Enrique durchbiß mit seinen Zähnen den letzten Strick, der seine Faustgelenke band.

Mothril, Don Pedro und die Mauren bildeten einen drohenden Winkel.

Aissa beugte den Kopf durch die Vorhänge ihrer Sänfte und rief, Alles außer ihrem Geliebten vergessend:

»Muth, mein hoher Herr, Muth!«

Caverley endlich zog sich mit seinen Engländern zurück, um so lange als möglich die Neutralität zu behaupten; nur ließ er, um für jedes Ereigniß gefaßt zu sein, zum Aufsitzen blasen.

Der Kampf entspann sich, Pfeile, Bolzen, bleierne Kugeln, von der Schleuder geworfen, fingen an durch die Luft zu pfeifen und auf die drei Ritter zu regnen, als sich plötzlich ein ungeheures Geschrei erhob, und eine Truppe Bewaffneter zu Pferde in das Zelt sprengte, hieb, schlug, das Oberste zu unterst kehrte, Alles niederschmetterte und Staubwirbel emportrieb, welche die wüthendsten Kämpfer erstickte.

An ihrem Geschrei: »Guesclin! Guesclin! waren nicht schwer die Bretagner, befehligt von dem Stammler von Villaines, dem unzertrennbaren Freund von Bertrand, zu erkennen, der ihn an den Schranken des Lagers mit dem scharfen Befehl, nicht eher, als bis er den Ruf: »Notre-Dame-Guesclin!« hören würde, anzugreifen, aufgestellt hatte.

Es herrschte einen Augenblick eine seltsame Verwirrung in diesem aufgebrochenen, geöffneten, umgestürzten Zelt, einen Augenblick, in welchem sich Freunde und Feinde durch einander, vermengt, geblendet, fanden; dann verschwand dieser Staub, und bei den ersten Strahlen der hinter den Gebirgen Castiliens aufgehenden Sonne sah man die Bretagner als Herren des Lagers. Don Pedro, Mothril, Aissa, die Mauren waren wie eine Vision verschwunden. Einige, welche die Streitkolben oder die Schwerter getroffen hatten, lagen auf der Erde und rangen in ihrem Blut mit dem Tod, nur um zu beweisen, daß man es nicht mit einem Heer von flüchtigen Geistern zu thun gehabt hatte.

Agenor gewahrte vor Allen dieses Verschwinden: er sprang auf das erste das beste Pferd und trieb es, ohne zu bemerken, daß es verwundet war, gegen den nächsten Hügel, von wo aus er die

Ebene überschauen konnte.

Als er die Anhöhe erreicht hatte, sah er in der Ferne fünf arabische Pferde, die nach dem Gehölze jagten; durch den bläulichen Dunstkreis des Morgens erkannte er das wollene Gewand und den flatternden Schleier von Aissa. Ohne sich darum zu bekümmern, ob ihn Jemand begleitete, stachelte er sein Pferd, von einer wahnsinnigen Hoffnung bewegt, zu ihrer Verfolgung an; doch nach Verlauf von zehn Minuten stürzte das Pferd nieder, um nie mehr aufzustehen.

Der junge Mann kehrte zur Sänfte zurück; sie war verlassen und er fand darin nur noch einen ganz von Thronen befeuchteten Blumenstrauß.

Am Ende der Linien wartete die ganze englische Reiterei, um zu handeln, auf ein Zeichen von Caverley. Der Kapitän hatte seine Leute so geschickt vertheilt, daß sie die Bretagner in einen Kreis einschloßen.

Mit einem Blick sah Bertrand, daß der Zweck dieses Manoeuvre war, ihm den Rückzug abzuschneiden.

Caverley trat vor und sprach:

»Messire Bertrand, um Euch zu beweisen, daß wir redliche Gefährten sind, öffnen wir Euch unsere Reihen, damit Ihr in Euer Quartier zurückkehren könnt.

Darauf werdet Ihr ersehen, daß die Engländer treulich ihr Wort halten und die Ritterschaft des Königs von Frankreich achten.«

Während dieser Zeit war Bertrand, stillschweigend und ruhig, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre, wieder zu Pferde gestiegen und hatte seine Lanze aus den Händen seines Knappen genommen.

Er schaute umher, und sah daß Agenor dasselbe, gethan hatte.

Alle seine Bretagner hielten sich in guter Ordnung und zum Angriff bereit hinter ihm.

»Herr Engländer,« sagte er, »Ihr seid ein Schurke, und wenn ich bei Kräften wäre, ließe ich Euch an jenen Kastanienbaum hängen.«

»Ah! Ah! Messire Connetable, nehmt Euch in Acht,« rief Caverley, »Ihr werdet mich nöthigen, Euch im Namen des Prinzen von Wales zum Gefangenen zu machen.«

»Bah!« sagte Duguesclin.

Caverley begriff, was Alles Drohendes in dem spöttischen Ton des Connetable lag und rief, sich gegen seine Soldaten umwendend:

»Schließt Eure Reihen!« und sogleich schloßen sich seine Leute an einander an und boten den Bretagnern eine eherne Mauer entgegen.

»Kinder!« sagte Bertrand zu seinen Braven, »die Stunde des Frühstücks naht; dort sind unsere Zelte, kehren wir dahin zurück.«

Und er sprengte mit seinem Roß so gewaltig an, daß Caverley nur noch Zeit hatte, sich auf die Seite zu werfen, um diesen eisernen Orkan, der gegen ihn vorrückte, vorüber zu lassen.

Hinter Bertrand brachen in der That mit derselben Stärke die Bretagner, von Agenor geführt, hervor. Enrique von Transtamare war beinahe wider seinen Willen in den Mittelpunkt der kleinen Truppe gestellt worden.

In jener Zeit war ein Mann durch die Vertrautheit mit den Waffen und durch die materielle Kraft so viel werth als zwanzig Männer. Bertrand lenkte seine Lanze so, daß er den Engländer, der sich ihr gegenüber fand, aushob. Sobald dieses erste Loch gemacht war, hörte man ein

gewaltiges Krachen zerbrochener Lanzen, Schreie von Verwundeten, dumpfe Schläge eiserner Streitkolben und das Gewieher durch den Unfall zermalmter Pferde.

Als Caverley sich umwandte, sah er eine breite blutige Oeffnung, dann fünfhundert Schritte jenseits dieser Oeffnung die Bretagner in so guter Ordnung galoppirend, als durchzögen sie ein Feld reifer Aehren.

»Ich hatte es mir doch vorgenommen, mich nicht gegen dieses Viehvolk zu wagen,« murmelte er den Kopf schüttelnd. »Zum Teufel mit den Prahlereien und den Prahlern! Ich verliere bei dieser Unbesonnenheit wenigstens zwölf Pferde und vier Reiter, abgesehen . . . oh! ich Unglücklicher! abgesehen von einem königlichen Lösegeld, Heben wir das Lager auf, meine Herren. Von dieser Stunde an sind wir Castilianer. Verändern wir das Banner.«

Und noch an demselben Tag hob der Abenteurer das Lager auf und setzte sich in Marsch, um Don Pedro wieder einzuholen.

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

*Die Politik von Messire Bertrand Duguesclin.*

Schon seit mehreren Stunden waren die Bretagner und der Prinz von Transtamare mit Mauléon in Sicherheit, und schon lange hatte Agenor in den Krümmungen der Berge, die den Horizont begrenzten, den weißen Punkt verloren, welcher auf der nun in den Sonnenstrahlen glänzenden Ebene entflohen und nichts Anderes war, als seine ganze Liebe, seine ganze Freude, alle seine hinschwindenden Hoffnungen.

Sie bot übrigens ein ziemlich wechselreiches Schauspiel, die Haltung der verschiedenen Personen dieser Geschichte, denn der Zufall schien ein Vergnügen daran zu finden, Alle in dem Rahmen der herrlichen Landschaft, welche Agenor betrachtete, zu gruppieren.

Auf einem der Abhänge des Gebirges, das sie mit einer Schnelligkeit erreicht hatte, die der Flug des Adlers nicht übertroffen haben würde, erschien die flüchtige Truppe abermals; ganz deutlich sah man drei Dinge: den rothen Mantel von Mothril, den weißen Schleier von Aissa und die leuchtende Stahlspitze, welche die Sonne wie einen Funken auf dem Helm von Don Pedro glänzen machte.

In dem Zwischenraum, der sich vom ersten bis zum dritten Plan ausdehnte, folgte die ganze Truppe von Caverley, nunmehr wieder in Schlachtordnung, dem Weg zum Gebirge. Die ersten Reiter verloren sich allmählig in dem Gehölze, das sich an seiner Base ausdehnte.

Auf dem ersten Plan ließ Enrique von Transtamare, an ein Gesträuche von riesigem Ginster angelehnt, sein Pferd auf dem Wiesengrunde umherirren und betrachtete von Zeit zu Zeit mit schmerzlichem Erstaunen seine noch von dem Druck der Stricke gerötheten Faustgelenke. Diese Spuren der schrecklichen Scene, welche in dem Zelt von Caverley vorgefallen, bewiesen ihm allein, daß zwei Stunden vorher Don Pedro noch in seiner Gewalt gewesen war, und daß ihm einen Augenblick ein günstiges Geschick zugelächelt hatte, um ihn beinahe in derselben Minute von dem First eines frühreifen Glückes vielleicht in die tiefste Tiefe des finsternen Abgrunds der Ungewißheit und der Ohnmacht hinabzustürzen.

In der Nähe von Enrique hatten sich einige Bretagner, von Müdigkeit erschöpft, auf dem Grase niedergelegt. Diese braven Ritter, gehorsame Maschinen, einzig und allein durch den Befehl der Natur über dem Saumthier oder dem Schäferhund erhaben, gaben sich nicht die Mühe, nachzudenken, nachdem sie gehandelt hatten. Als sie wahrnahmen, daß zehn Schritte von ihnen Bertrand für sie nachdachte, zogen sie ihre Mäntel über ihre Gesichter, um sich vor der Sonne zu schützen, und entschliefen.

Der Stammler von Villaines und Olivier von Mauney schliefen nicht; sie beobachteten im Gegentheil mit der tiefsten und beharrlichsten Aufmerksamkeit die Engländer, deren Vorhut, wie gesagt, sich im Walde zu verlieren anfang, während die Nachhut noch die Zelte abbrach und auf den Rücken der Maulthiere lud: unter den Arbeitern konnte man Caverley gewahren, der, wie ein bewaffnetes Gespenst, die Reihen der Soldaten durchschritt und die Ausführung der von ihm gegebenen Befehle überwachte.

So waren alle diese Menschen, die sich in der weiten Landschaft zerstreuten, und die einen

nach Süden, die andern nach Westen, diese nach dem Osten, jene nach dem Norden entflohen, wie scheu gewordene Ameisen, dennoch mit einander durch eines und dasselbe Gefühl verbunden, und Gott, der sie allein verstand, indem er sie vom Himmel herab beobachtete, konnte sagen, daß in jedem von diesen Herzen, nur nicht in dem von Aissa, das Gefühl, welches alle andere Gefühle beherrschte, das der Rache war.

Bald aber verloren sich Don Pedro und Aissa abermals in einer Biegung des Gebirges; bald setzte sich die englische Nachhut ebenfalls in Marsch und drang in den Wald, so daß Mauléon, der Aissa nicht mehr sah, und der Stammler von Villaines und Olivier von Mauney, welche Caverley nicht mehr sahen, sich Bertrand näherten, der sich seiner Träumerei entschlug, um sich mit dem immer noch in die seinige versunkenen Enrique zu besprechen.

Bertrand lächelte ihnen zu: dann stand er mit Hilfe der eisernen Gelenke seiner Rüstung etwas mühsam von dem Erdhaufen auf, auf den er sich gesetzt hatte, und ging gerade auf den Prinzen Enrique zu, der immer noch an seinen Ginster angelehnt war.

Das Geräusch seiner durch die Rüstung erschwerten Tritte erschütterte den Erdboden, und dennoch wandte sich Enrique nicht um.

Bertrand trat immer näher auf ihn zu, so daß sein Schatten, zwischen die Sonne und den Prinzen gestellt, dem traurigen Herrn den sanften Trost der Wärme des Himmels entzog, welche, wie das Leben, besonders kostbar ist, wenn man sie verliert.

Enrique hob den Kopf empor, um seine Sonne zu verlangen, und sah den guten Connetable, der sich, das Visir halb aufgeschlagen und das Auge belebt von einem ermutigenden Mitleid, auf sein Schwert stützte.

»Ah! Connetable,« sagte der Prinz, den Kopf schüttelnd, »was für einen Tag!«

»Bah! Hoheit, ich habe schlechtere gesehen.«

Der Prinz antwortete nur, indem er den Himmel durch einen Blick anklagte.

»Meiner Treue!« fuhr Bertrand fort, »ich erinnere mich nur eines Umstands, daß wir Gefangene sein könnten, und daß wir im Gegentheil frei sind.«

»Ah! Connetable, seht Ihr denn nicht, daß uns Alles entgeht?«

»Was nennt Ihr denn Alles?«

»Der König von Castilien, bei Gott!« rief Don Enrique mit einer Bewegung der Wuth und der Drohung, welche die Ritter beben machte, die das schallende Wort des Prinzen herbeigezogen hatte, die aber, indem sie sein Wort hörten, nicht vergessen konnten, daß der so sehr verwünschte Feind ein Bruder war.

Bertrand hatte sich dem Prinzen nicht allein in der Absicht genähert, die Entfernung, die sie trennte, zu verkürzen; er wollte ihm etwas sagen, denn er hatte in der That auf allen Gesichtern einen Ausdruck von Müdigkeit wahrgenommen, der ziemlich einem Anfang von Entmuthigung glich.

Er bedeutete dem Prinzen durch ein Zeichen, er möge sich setzen. Dieser begriff, daß Bertrand ein wichtiges Gespräch einzuleiten beabsichtige; er legte sich daher nieder, und unter allen diesen, wie gesagt, Entmuthigung ausdrückenden Gesichtern war das seinige keines von den am mindesten ausdrucksvollen.

Bertrand verbeugte sich, indem er zugleich seine beiden Hände auf seinen Schwertknopf stützte, und sprach:

»Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich Eure Gedanken von dem Wege abbringe, den sie

verfolgen, doch ich wünschte mich mit Euch über einen gewissen Punkt zu verständigen.«

»Was habt Ihr, mein lieber Connetable?« fragte Enrique, unruhig über diesen Eingang, denn um den riesigen Act seiner Usurpation zu vollbringen, fühlte er sich nur auf die Redlichkeit der Bretagner gestützt, und gewisse Seelen können in Betreff der Redlichkeit keinen sehr starken Glauben haben.

»Gnädigster Herr, Ihr habt gesagt, der König von Castilien sei uns entgangen!«

»Allerdings habe ich das gesagt.«

»Wohl! das bildet eine Zweideutigkeit, und ich fordere Euch auf, Eure getreuen Diener dem Zweifel zu entziehen, der durch Eure Worte in Ihnen entstanden ist. Es gibt also noch einen andern König von Castilien, als Euch?«

Enrique erhob das Haupt wie der Stier, der die Spitze des Picador fühlt.

»Erklärt Euch, lieber Connetable,« sagte er.

»Das ist leicht. Wenn wir Beide nicht wissen, woran wir uns über diesen Gegenstand zu halten halben, so begreift Ihr, daß meine Bretagner und Eure Castilianer sich noch viel weniger auskennen werden, und daß die Einwohnerschaften der andern spanischen Reiche, noch viel weniger unterrichtet, als Eure Castilianer und meine Bretagner, nie wissen werden, ob sie: Es lebe König Enrique! oder: Es lebe König Don Pedro! rufen sollen.«

Enrique hörte, doch noch ohne zu wissen, worauf der Connetable abzielte. Nichtsdestoweniger, da ihm die Folgerung sehr logisch vorkam, machte er mit dem Kopf ein billigendes Zeichen.

»Nun?« sagte er endlich.

»Nun,« erwiderte Duguesclin, »wenn zwei Könige vorhanden sind, was eine Verwirrung veranlaßt, so fangen wir damit an, daß wir einen wegschaffen.«

»Mir scheint, daß wir nur zu diesem Ende Krieg führen, Sire Connetable,« entgegnete Enrique.

»Sehr gut; doch wir haben noch keine von den glänzenden Schlachten gewonnen, die Euch geradezu einen König vom Throne stürzen, und in Erwartung dieses Tages, der über das Schicksal von Castilien, so wie über das Eurige entscheiden wird, wißt Ihr selbst nicht, ob Ihr der König seid.«

»Was ist daran gelegen! ich will es sein.«

»Dann seid es.«

»Aber, mein lieber Connetable, bin ich nicht schon für Euch der einzige, der wahre König?«

»Das genügt nicht; Ihr müßt es für Jedermann sein.«

»Das scheint mir unmöglich, Messire, vor dem Gewinnen einer Schlacht, der Huldigung einer Armee, oder der Einnahme irgend einer großen Stadt.«

»Wohl! das ist es, woran ich gedacht habe.«

»Ihr!«

»Allerdings, ich. Glaubt Ihr, weil ich schlage, denke ich nicht? Ihr täuscht Euch. Ich schlage nicht immer und denke auch zuweilen. Ihr sagt, man müsse das Gewinnen einer Schlacht, die Huldigung einer Armee, oder die Einnahme einer großen Stadt abwarten?«

»Ja, wenigstens eines von diesen drei Dingen.«

»Nun so wollen wir eines von diesen drei Dingen sogleich haben.«

»Das scheint mir sehr schwierig, Connetable, um nicht zu sagen unmöglich.«

»Warum, Sire?«

»Weil ich fürchte.«

»Ah! wenn Ihr fürchtet, ich fürchte nie, gnädigster Herr,« entgegnete lebhaft der Connetable;  
»thut es nicht, ich werde es thun.«

»Wir werden von zu hoch herabfallen, Connetable; von so hoch, daß wir uns nicht mehr erheben.«

»Fallt Ihr nicht in das Grab, gnädigster Herr, so werdet Ihr Euch immerhin erheben, so lange Ihr vier bretagnische Ritter um Euch und dieses glänzende castilianische Schwert an Eurer Seite habt. Auf, hoher Herr, Entschlossenheit!«

»Oh! seid unbesorgt, Messire Connetable, ich werde bei Gelegenheit haben,« sprach Enrique, dessen Augen sich bei dem näher gerückten Anblick der Verwirklichung seines Traumes belebten.

»Aber ich sehe weder die Schlacht, noch das Heer.«

»Ja, aber Ihr seht die Stadt.«

Enrique schaute umher.

»Wo salbt man die Könige in diesem Lande, gnädigster Herr?« fragte Duguesclin.

»In Burgos.«

»Wohl! obgleich meine geographischen Kenntnisse nicht sehr ausgebreitet sind, so muß doch Burgos, wie mir scheint, in dieser Gegend liegen.«

»Ganz gewiß, höchstens fünfundzwanzig bis dreißig Stunden von hier.«

»Nehmen wir also Burgos.«

»Burgos!« wiederholte Enrique.

»Allerdings, Burgos. Und wenn Euch darnach gelüstet, so gebe ich es Euch, so wahr ich Duguesclin heiße.«

»Eine so feste Stadt, Connetable,« versetzte Enrique, den Kopf mit dem Ausdruck des Zweifels schüttelnd; »eine Hauptstadt! eine Stadt, in der sich außer dem Adel eine mächtige Bürgerschaft findet, bestehend aus Christen, Juden und Mahometanern, welche in gewöhnlichen Zeiten ganz getrennt, aber, wenn es sich um die Vertheidigung ihrer Privilegien handelt, ganz befreundet sind! Burgos, mit einem Wort, der Schlüssel Castiliens, eine Stadt, die als das uneinnehmbarste Heiligthum von denjenigen, welche die Krone und die königlichen Insignien darin niedergelegt haben, gewählt worden zu sein scheint!«

»Dahin werden wir gehen, wenn es Euch beliebt, gnädigster Herr,« sprach ganz ruhig Duguesclin.

»Freund,« sagte der Prinz, »laßt Euch nicht durch ein Gefühl der Zuneigung, durch eine übertriebene Ergebenheit verführen. Gehen wir mit unsern Kräften zu Rathe.«

»Zu Pferde, gnädigster Herr,« sprach Bertrand, während er das Roß des Prinzen, das im Ginster umherirrte, beim Zügel faßte, »zu Pferde, und marschiren wir gerade auf Burgos.«

Und auf ein Zeichen des Connetable gab ein bretagnischer Trompeter das Signal. Die Schläfer waren die Ersten im Sattel, und Bertrand, der seine Bretagner mit der Aufmerksamkeit eines Anführers und mit der Liebe eines Vaters beobachtete, bemerkte, daß die meisten derselben, statt den Prinzen zu umgeben, wie sie es zu thun pflegten, sich im Gegentheil ihm als ihrem

Connetable anschloßen, und ihn als ihr einziges und wahres Haupt anerkannten.

»Es war Zeit,« flüsterte der Connetable Agenor ins Ohr.

»Wozu?« fragte dieser bebend wie ein Mensch, den man seinem Traume entreißt.

»Zeit, die Thätigkeit unserer Soldaten wieder aufzufrischen,« sagte er.

»Das ist in der That kein Uebel, Connetable,« erwiderte der junge Mann, »denn es ist hart für Menschen, zu gehen, man weiß nicht wohin, man weiß nicht für wen.«

Bertrand lächelte; Agenor erwiderte seinen Gedanken und gab ihm folglich Recht.

»Nicht wahr, Ihr sprecht nicht für Euch?« fragte Bertrand; »denn mir scheint, ich habe Euch immer als den Ersten auf dem Marsch und beim Angriff für die Ehre unseres Landes gesehen.«

»Oh! ich verlange nichts Anderes, als mich zu schlagen und besonders zu marschiren, und nie wird man schnell genug für mich gehen.«

Und als er diese Worte sagte, erhob sich Agenor auf seinen Steigbügeln, als ob sein Blick die Berge hätte überspringen wollen, welche den Horizont begrenzen.

Bertrand antwortete nicht; er hatte Jedermann gut beurtheilt und begnügte sich damit, daß er eine Wache befragte, die ihn versicherte, wolle man auf dem kürzesten Weg Burgos erreichen, so müsse man sich gegen Calahorra, eine kleine kaum sechs Meilen entfernte Stadt, wenden.

»Marschiren wir also rasch nach Calahorra,« rief der Connetable.

Und er spornte sein Pferd, Und gab so das Beispiel der Eile.

Hinter ihm setzte sich mit einem furchtbaren Geräusch die eherne Schwadron in Bewegung, in deren Centrum sich Enrique von Transtamare befand.

---

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

### *Der Bote.*

Es war am Ende des zweiten Tagemarsches, als sich die kleine Stadt Calahorra den Blicken der von Enrique von Transtamare und von Bertrand Duguesclin befehligten Truppe darbot. Diese Truppe, die sich während der zwei Tagemärsche mit allen kleinen in der Umgegend zerstreuten Corps verstärkt hatte, mochte ungefähr zehntausend Mann zählen.

Der Versuch, den man auf die Stadt Calahorra, einen vorgerückten Wachtposten von Burgos, machen wollte, war beinahe entscheidend. Von diesem Ausgangspunkte, der den Maßstab für die Stimmung Alt-Castiliens gab, hing in der That der günstige oder ungünstige Erfolg des Zuges ab. Sah sich Don Enrique vor Calahorra aufgehalten, so wurde sein Marsch ein Krieg: fiel ihm Calahorra ohne Hinderniß zu, so rückte Don Enrique auf dem Wege des Triumphes vor.

Die Armee war übrigens voll guten Willens; es herrschte allgemein die Meinung, Don Pedro habe sich jenseits des Gebirges mit einem Corps aragonischer und maurischer Truppen in Verbindung gesetzt, von dem man Kenntniß hatte.

Die Thore der Stadt waren geschlossen, die Soldaten, welche dieselben bewachten, hatten ihren Posten inne; die Schildwachen gingen, die Armbrust auf der Schulter, auf der Mauer auf und ab; Alles war im Stande, wenn nicht der Drohung, doch wenigstens der Vertheidigung.

Duguesclin führte seine kleine Armee bis auf einen Pfeilschuß zu den Wällen. Hier versammelte er seine Truppen um die Fahnen und hielt eine Rede, welche ganz das Gepräge der bretagnischen Sicherheit und der Gewandtheit eines am Hof von Karl V. aufgezogenen Mannes hatte; diese Rede endigte er damit, daß er Don Enrique von Transtamare zum König beider Castilien, von Sevilla und von Leon, an der Stelle von Don Pedro, dem Mörder, dem Verruchten, dem des Ritterthums Unwürdigen proclimirte.

Diese feierlichen Worte, welche Bertrand mit der ganzen Stärke seiner Lunge aussprach, machten zehntausend Schwerter aus der Scheide springen, und unter dem schönsten Himmel der Welt, zur Stunde, wo die Sonne hinter den Gebirgen von Navarra unterzugehen im Begriff war, konnte Calahorra von seinem Walle herab dem eindrucksvollen Schauspiel eines Thrones, der fällt, und einer Krone, die sich erhebt, beiwohnen.

Bertrand, nachdem er gesprochen, nachdem er das Heer hatte sprechen lassen, wandte sich gegen die Stadt um, als wollte er sie um ihre Meinung fragen.

Die Bürger von Calahorra, so gut eingeschlossen, so gut mit Waffen und Proviant sie auch versehen waren, blieben nicht lange im Zweifel.

Die Haltung des Connetable war bezeichnend. Die seiner Krieger, die Lanze hoch, war es nicht minder. Sie bedachten wahrscheinlich, daß schon das Gewicht dieser Reiterei genügen würde, um ihre Mauern einzudrücken, und daß es folglich einfacher wäre, diesem Unglück durch das Oeffnen der Thore zu begegnen, Sie erwiderten daher den Zuruf des Heeres dadurch, daß sie voll Begeisterung: Es lebe Don Enrique von Transtamare, König von Castilien, Sevilla und Leon! schrienen.

Diese ersten Ausrufungen, welche in castilianischer Sprache geschahen, brachten eine tiefe

Erschütterung bei Enrique hervor; er schlug sein Helmvisir auf, näherte sich allein der Mauer und sprach:

»Sagt: Es lebe der gute König Enrique! denn ich werde so gut gegen Calahorra sein, daß es sich in allen Zeiten erinnern soll, es habe mich zuerst als König von Castilien begrüßt.«

Da war es nicht mehr Begeisterung, sondern eine wahre Wuth; die Thore öffneten sich, als hätte sie eine Fee mit ihrem Stäbchen berührt, und eine gedrängte Masse von Bürgern, Frauen und Kindern strömte aus der Stadt hervor und vermischte sich mit den königlichen Truppen.

In einer Stunde gestaltete sich eines von den glänzenden Festen, deren Kosten zu tragen die Natur allein genügt; alle die Blumen, aller Wein, aller Honig dieses schönen Landes; die Psalter, die Dolciane, die Stimmen der Frauen, die Wachskerzen, der Klang der Glocken, die Gesänge der Priester berauschten die ganze Nacht hindurch den neuen König und seine Gefährten.

Bertrand hatte indessen seinen Bretagner-Rath versammelt und sprach zu ihm:

»Der Prinz Don Enrique von Transtamare ist nun, wenn nicht gesalbt, doch zum König ausgerufen; Ihr unterstützt nicht mehr einen Abenteurer, sondern einen Fürsten, der Ländereien, Lehen und Güter besitzt. Ich wette, Caverley wird es bedauern, daß er nicht mehr bei uns ist.«

Mitten unter der Aufmerksamkeit, die man ihm stets bewilligte, nicht nur als einem Führer, sondern als einem ebenso klugen, wie braven, ebenso braven, wie erfahrenen Krieger, entwickelte er sein ganzes System, nämlich seine Hoffnungen, welche bald die aller Anwesenden wurden.

Er vollendete seine Rede, als man ihm meldete, der Prinz verlange nach ihm, sowie nach dem bretagnischen Anführer, und er erwarte seine getreuen Verbündeten im Palast des Gouverneur von Calahorra, den dieser zur Verfügung des neuen Fürsten gestellt hatte.

Bertrand entsprach sogleich der an ihn ergangenen Einladung. Enrique saß schon auf einem Thron und ein goldener Reif, das Zeichen des Königthums, umgab seinen Helmstutz.

»Sire Connetable,« sagte der Prinz, Duguesclin die Hand reichend, »Ihr habt mich zum König gemacht, ich mache Euch zum Grafen; Ihr habt mir ein Reich gegeben, ich biete Euch eine Herrschaft an; Euch habe ich es zu verdanken, daß ich Enrique von Transtamare, König von Castilien, Sevilla und Leon heiße; Ihr heißt nach meinem Willen Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich und Graf von Borgia.«

Sogleich bewies ein dreifacher Zuruf der Anführer und Soldaten dem König, daß er nicht nur einen Act der Dankbarkeit, sondern auch der Gerechtigkeit vollbracht hatte.

»Was Euch betrifft, Ihr edlen Kapitäne,« fuhr der König fort, »so werden meine Geschenke das Maß Eurer hohen Verdienste nicht erreichen; doch Eure Eroberungen sollen, indem sie meine Staaten vergrößern und meine Reichthümer vermehren, auch Euch mächtiger und reicher machen.«

Mittlerweile ließ er unter sie sein Gold, und Silbergeschirr, seine Pferde und Alles, was der Palast von Calahorra an Kostbarkeiten enthielt, vertheilen. Dann ernannte er zum Gouverneur der Provinz denjenigen, welcher nur Gouverneur der Stadt war.

Sofort trat er auf den Balcon und ließ unter die Soldaten achtzig-tausend Goldthaler, die ihm noch blieben, vertheilen.

Nachdem dies geschehen war, deutete er auf seine leeren Kisten und sprach:

»Ich empfehle sie Euch, denn wir werden sie in Burgos wieder füllen.«

»In Burgos!« riefen die Soldaten und Kapitäne.

»In Burgos!« wiederholten die Einwohner, für welche die in Festen, Trinkgelagen und Umhalsungen zugebrachte Nacht schon eine Probe der Brüderschaft war, eine Probe, welche die Klugheit nicht in Mißbrauch ausarten zu lassen rieth.

Indessen war der Tag gekommen, das Heer war zum Aufbruch bereit, schon erhob sich das königliche Banner über den Fahnen jeder einzelnen castilianischen und bretagnischen Compagnie, als sich ein gewaltiger Lärmen an dem Hauptthor von Calahorra hörbar machte und das Geschrei des Volks, das sich dem Mittelpunkt der Stadt näherte, ein wichtiges Ereigniß verkündigte.

Dieses Ereigniß war ein Bote.

Bertrand lächelte, Enrique erhob sich strahlend.

»Man mache ihm Platz,« sprach der König.

Die Menge trat auf die Seite.

Man sah nun, reitend auf einem arabischen Roß, mit rauchenden Nüstern, mit langer Mähne, bebend auf seinen Beinen, die so scharf und spitzig waren, wie eine Stahlklinge, einen Mann von schwarzbrauner Farbe, in einen weißen Burnus gehüllt, erscheinen.

»Der Prinz Don Enrique?« fragte er.

»Ihr wollt sagen der König?« erwiderte Duguesclin.

»Ich kenne keinen andern König, als Don Pedro,« sagte der Araber.

»Das ist Einer, welcher wenigstens keine Ausflüchte macht,« murmelte der Connetable.

»Es ist gut,« sprach der Prinz, »machen wir die Sache kurz; ich bin derjenige, mit welchem Ihr reden wollt.«

Der Bote verbeugte sich, ohne vom Pferd zu steigen.

»Woher kommt Ihr?« fragte Don Enrique.

»Von Burgos.«

»In wessen Auftrag?«

»Im Auftrag von König Don Pedro.«

»Don Pedro ist in Burgos!« rief Enrique.

»Ja, Herr,« erwiderte der Bote.

Enrique und Bertrand wechselten einen Blick.

»Und was wünscht Don Pedro?« fragte der Prinz.

»Den Frieden,« sagte der Araber.

»Oh! oh!« rief Bertrand, in dem die Redlichkeit rascher und lauter sprach, als jedes Interesse.

Enrique faltete die Stirne.

Agenor bebte vor Wohlbehagen; der Friede war die Freiheit, Aissa nachzulaufen, und die Freiheit, sie zu erreichen.

»Und dieser Friede,« fragte Enrique mit zauderndem Tone, »unter welcher Bedingung wird er uns bewilligt werden?«

»Antwortet, gnädigster Herr, daß Ihr ihn wünschet, wie wir,« erwiderte der Abgesandte, »und der König, mein Herr, wird sehr leichte Bedingungen stellen.«

Bertrand hatte indessen an den Auftrag gedacht, den er von König Karl V. erhalten, an den Auftrag der Rache in Beziehung auf Don Pedro und der Zerstörung in Beziehung auf die großen Compagnien.

»Ihr solltet den Frieden nicht annehmen, ohne daß Ihr Eurerseits hinreichend Vortheile errungen habt, um gute Bedingungen verlangen zu können,« sagte er zu Enrique.

»Ich dachte das auch, doch ich erwartete Eure Beistimmung,« sagte rasch Enrique, der bei dem Gedanken, das zu theilen, was er allein haben wollte, zitterte.

»Was antwortet der gnädigste Herr?« fragte der Bote.

»Antwortet für mich, Gras von Borgia,« sagte der König.

»Ich will es, Sire,« erwiderte Bertrand sich verbeugend.

Dann wandte er sich gegen den Boten und sprach:

»Herr Herold, kehrt zu Eurem Gebieter zurück und sagt ihm, wir werden über den Frieden unterhandeln, wenn wir in Burgos seien.«

»In Burgos!« rief der Abgesandte mit einem Ton, der mehr Furcht, als Erstaunen bezeichnete.

»Ja, in Burgos.«

»In dieser Stadt, die der König Don Pedro mit seiner Armee besetzt hält?«

»Ganz richtig,« bemerkte der Connetable.

»Ist das Eure Ansicht, hoher Herr?« fragte der Herold, sich an Enrique von Transtamare wendend.

Der Prinz machte ein bejahendes Zeichen.

»Gott erhalte Euch!« sagte der Abgesandte und bedeckte sich das Haupt mit seinem Mantel.

Dann verbeugte er sich vor dem Prinzen, wie er es bei seiner Ankunft gethan hatte, wandte sein Pferd um und ritt im Schritt durch die Menge weg, welche in ihren Hoffnungen getäuscht, als er vorüberzog, sich stumm und unbeweglich verhielt.

»Reitet schneller, Herr Bote, wenn Ihr nicht wollt, daß wir vor Euch ankommen,« rief ihm Bertrand nach.

Aber ohne den Kopf umzuwenden, ohne daß er nur zu bemerken schien, diese Worte seien an ihn gerichtet gewesen, ließ der Maure sein Pferd allmählig von einem gemäßigten Gang zu einem raschen Schritt und endlich zu einem so eiligen Lauf übergehen, daß man ihn schon oben von den Wällen aus dem Gesicht verloren hatte, als die bretagnische Vorhut aus den Thoren von Calahorra auszog, um gegen Burgos zu marschiren.

Gewisse Neuigkeiten durchfliegen die Lüfte wie die Atome, die der Wind fortwälzt; sie sind ein Hauch, ein Duft, ein Lichtstrahl. Sie berühren, verkündigen, blenden auf dieselbe Entfernung wie der Blitz. Niemand kann die Erscheinung eines Ereignisses erklären, das in einer Entfernung von zwanzig Meilen errathen wird. Die Thatsache, welche wir bezeichnen, hat indessen schon die Kraft der Gewißheit erlangt. Die Wissenschaft, wenn sie dieses Problem ergründet hat, wird sich vielleicht nicht einmal herbeilassen, es zu erklären, und sie wird als ein Axiom das behandeln, was wir ein Geheimniß der menschlichen Organisation nennen.

Immerhin ist gewiß, daß an dem Abend des Tages, wo Don Enrique, den Connetable an seiner Seite, in Calahorra eingezogen war, die Nachricht, daß man Enrique zum König von Castilien, Sevilla und Leon ausgerufen, sich auf Burgos niedersenkte, wo Don Pedro selbst erst seit einer Viertelstunde eingezogen war.

Welcher Adler hatte sie, am Himmel hinziehend, aus seinen Klauen fallen lassen? Niemand konnte es sagen, aber in wenigen Augenblicken war Jedermann davon überzeugt.

Don Pedro allein zweifelte, Mothril brachte ihn zu der Meinung von Jedermann, indem er zu

ihm sagte:

»Es ist zu befürchten, daß dies so ist, daß es sein muß, folglich ist es.«

»Aber,« entgegnete Don Pedro, »vorausgesetzt sogar, dieser Bastard sei in Calahorra eingezogen, so ist es darum doch nicht wahrscheinlich, daß man ihn zum König ausgerufen hat.«

»Ist es nicht gestern geschehen, so wird es sicherlich heute geschehen,« erwiderte Mothril.

»Dann marschiren wir ihm entgegen, und bekriegen wir ihn.«

»Nein, bleiben wir, wo wir sind, und machen wir Frieden.«

»Frieden machen!«

»Ja, erkaufte ihn sogar, wenn es nothwendig ist.«

»Unglücklicher!« rief Don Pedro wüthend.

»Ein Versprechen,« versetzte Mothril, die Achseln zuckend; »kostet denn das so viel, und Euch besonders, Herr König?«

»Ah! Ah!« machte Don Pedro, der zu begreifen anfang.

»Allerdings« fuhr Mothril fort; »was will Don Enrique? Einen Thron; gebt ihm einen von dem Umfang, der Euch beliebt: Ihr werdet ihn sodann hinabstürzen. Macht Ihr ihn zum König, so wird er Euch, der ihr ihm die Krone aus das Haupt gesetzt habt nicht mehr mißtrauen. Ich frage Euch, ist es denn so vortheilhaft, unablässig an unbekanntem Orten einen Nebenbuhler zu haben, der, wie der Blitz, man weiß nicht wann, man weiß nicht wo herabfallen kann? Weiset Don Enrique ein Königreich zu, schließt es in die Grenzen ein, die Euch bequem sind; macht mit ihm, was man mit dem Stör macht, dem man einen ganzen Fischteich mit tausend Schlupfwinkeln gibt. Man ist sicher, ihn zu finden, wenn man in diesem für ihn bereiteten Bassin auf ihn jagt. Sucht ihn aber im ganzen Meer!«

»Das ist wahr,« sagte Don Pedro immer aufmerksamer.

»Verlangt er Leon von Euch,« fuhr Mothril fort, »so gebt ihm Leon; er wird es nicht sobald angenommen haben, als er zu Euch kommen muß, um Euch zu danken; Ihr werdet ihn dann an Eurer Seite, an Eurem Tisch, an Eurem Arm haben: ein Tag, eine Stunde, zehn Minuten, das ist eine Gelegenheit, die Euch das Glück nie bieten wird, so lange Ihr mit einander Krieg führt. Er ist in Calahorra, sagt man; gebt ihm alles Gebiet, was zwischen Calahorra und Burgos liegt, und Ihr werdet ihm nur um so näher sein.«

Don Pedro begriff Mothril ganz und gar.

»Ja,« murmelte er nachdenkend, »so brachte ich Don Federigo in meine Nähe.

»Ah!« sagte Mothril, »ich glaubte in der That, Ihr hättet das aus dem Gedächtniß verloren.«

»Es ist gut!« sprach Don Pedro, indem er seine Hand auf die Schulter von Mothril fallen ließ, »es ist gut.«

Und der König schickte zu Don Enrique einen von den unermüdlichen Mauren, welche die Tage nach den dreißig Meilen messen, die ihre Pferde zurücklegen.

Mothril schien es nicht zweifelhaft, Enrique würde annehmen, und wäre es nur in der Hoffnung, Don Pedro den zweiten Theil des Reiches zu entreißen, nachdem er den ersten angenommen. Doch man rechnete ohne den Connetable. Als die Antwort von Calahorra ankam, waren auch Don Pedro und seine Rätthe ganz bestürzt, einmal, weil sie nicht an die Erwählung des Prätendenten glaubten, und sodann, weil sie die Folgen davon übertrieben.

Don Pedro hatte indessen ein Heer; aber ein Heer ist minder stark, wenn es belagert wird. Er

hatte Burgos; aber war die Treue von Burgos ganz sicher?«

Mothril verhehlte Don Pedro nicht, die Einwohner von Burgos gelten für große Liebhaber von Neuigkeiten.

»Wir legen die Stadt in Asche,« sagte Don Pedro.

Mothril schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Burgos ist keine von den Städten, die sich ungestraft verbrennen lassen. Es wird zuerst von Christen bewohnt, welche die Mauren hassen, und die Mauren sind Eure Freunde; von Muselmännern, welche die Juden hassen, und die Juden sind Eure Säckelmeister; von Juden endlich, welche die Christen hassen, und Ihr habt eine große Anzahl Christen in Eurem Heer. Diese Leute werden sich unter einander zerfleischen, statt das Heer von Don Enrique zu zerfleischen; sie werden noch mehr thun, jede von den drei Parteien wird die zwei anderen dem Prätendenten ausliefern. Glaubt mir, findet einen Vorwand, um Burgos zu verlassen, Sire, und ich rathe Euch, verlaßt Burgos, ehe man die Kunde von der Erwählung von Don Enrique vernimmt.«

»Verlasse ich Burgos, so ist dies eine für mich verlorene Stadt,« sagte Don Pedro zögernd.

»Nein; wenn Ihr zurückkommt, um Don Enrique zu belagern, so werdet Ihr ihn in derselben Lage finden, in der wir uns heute befinden, und da Ihr anerkennt, daß der Vorteil zu dieser Stunde auf seiner Seite ist, so wird der Vortheil dann auf der Euren sein. Versucht einen Rückzug, Hoheit.«

»Fliehen!« rief Don Pedro, indem er seine geballte Faust zum Himmel erhob.

»Derjenige, welcher zurückkommt, Sire, flieht nicht,« entgegnete Mothril.

Don Pedro zögerte noch; doch der Anblick bewirkte bald, was der Rath nicht bewirken konnte. Er gewahrte wachsende Gruppen auf der Schwelle der Pforten; noch zahlreichere Gruppen auf den Kreuzwegen, und von den Menschen, welche diese Gruppen bildeten, hörte er einen sagen:

»Der König Don Enrique.«

»Mothril,« sprach er, »Du hattest Recht. Ich glaube auch, daß es Zeit ist, aufzubrechen.«

Zehn Minuten nachher verließ der König Don Pedro Burgos gerade in dem Augenblick, wo die Banner von Don Enrique von Transtamare auf dem Gipfel der Berge Asturiens erschienen.

---

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

### *Die Salbung.*

Die Einwohner von Burgos, welche bei dem Gedanken, zwischen zwei Bewerbern gefaßt zu werden, zitterten und sich in diesem Fall zu Bezahlung der Kriegskosten bestimmt sahen, hatten nicht sobald den Rückzug von Don Pedro wahrgenommen und die Standarten von Don Enrique erkannt, als sie auf der Stelle durch einen leicht begreiflichen Umschlag die heftigsten Parteigänger des neuen Königs wurden.

Wer bei Bürgerkriegen eine auch nur vorübergehende vergleichungsweise Schwäche zeigt, ist sicher, mit einem Schlage einige Stufen tiefer zu fallen, als ihn diese Schwäche selbst stellte. Der Bürgerkrieg ist nicht nur ein Streit von Interessen, es ist ein Kampf der Eigenliebe. Zurückweichen heißt in diesem Fall sich zu Grunde richten. Der von Mothril ertheilte Rath, ein Rath, hervorgehend aus seiner maurischen Natur, bei der die Schätzungen des Muthes ganz von den unsrigen verschieden sind, war also schlimm für die Christen, welche entschieden die höchste Zahl der Bevölkerung von Burgos bildeten.

Die mahometanische und jüdische Bevölkerung schloß sich ihrerseits in der Hoffnung, etwas bei dieser Veränderung zu gewinnen, der christlichen Bevölkerung an, um Don Enrique als König von Castilien, Sevilla und Leon auszurufen, und Don Pedro als des Ranges eines Königs verlustig zu erklären.

Unter dem Lärmen des einstimmigen Zujauchzens begab sich also Don Enrique, geführt vom Bischof von Burgos, in den noch von der Anwesenheit von Don Pedro lauen Palast.

Duguesclin quartierte seine Bretagner in Burgos ein und brachte ringsumher die italienischen und französischen Compagnien unter, welche ihren Verbindlichkeiten treu geblieben waren, als ihn die englischen Compagnien verließen. Auf diese Art bewachte er die Stadt, ohne sie zu belästigen. Ueberdies war die strengste Disciplin eingeführt worden; der geringste Diebstahl sollte bei den Bretagnern mit dem Tod, und bei den Fremden mit der Peitsche bestraft werden. Er begriff, daß diese Eroberung, die sich gutwillig hatte machen lassen, großer Schonung bedurfte, und es dünkte ihm wichtig, daß seine Soldaten von diesen neuen Anhängern an die Sache der Ursurpation freundlich aufgenommen wurden.

»Nun zu den Feierlichkeiten, hoher Herr, wenn's beliebt,« sagte er zu Enrique. »Laßt die Prinzessin Eure Frau holen, welche ungeduldig auf Nachrichten von Euch in Aragonien wartet; man kröne sie als Königin zu gleicher Zeit, da man Euch als König krönen wird. Nichts, ich habe das in Frankreich bemerkt, nichts macht eine so gute Wirkung bei den Ceremonien, als die Frauen und der Goldstoff. Und es werden viele Leute, welche durchaus nicht geneigt sind, Euch zu lieben, und dennoch nichts Anderes wünschen, als Eurem Bruder den Rücken zuzuwenden, in glühendem Eifer für die neue Königin entbrennen, wenn es, wie man sagt, eine von den schönen und anmuthreichen Prinzessinnen der Christenheit ist. Dann,« fügte der Connetable bei, »dann ist dies ein Punkt, über welchen Euer Bruder nicht mit Euch in die Schranken treten kann, da er die seinige getödtet hat. Und wenn man sieht, daß Ihr ein so guter Gatte gegen Juana von Castilien seid, wird ihn Jeder fragen, was er mit Blanche von Bourbon gemacht habe.«

Der König lächelte bei diesen Worten, deren Logik er anerkennen mußte: während sie seinen Geist befriedigten, schmeichelten sie überdies seinem Stolz und seinem Hang zur Prahlerei und zu äußerem Schimmer. Die Königin wurde also nach Burgos berufen.

Die Stadt schmückte sich indessen mit Tapetenwerk, Blumengewinde wurden an den Wänden aufgehängt und die mit Palmen bestreuten Straßen verschwanden unter einem grünen Teppich. Durch das Gepränge des versprochenen Schauspiels ange lockt, strömten von' allen Seiten die Castilianer herbei, ohne Waffen, freudig, vielleicht noch unentschlossen, aber mit dem Vorhaben, eine feste Entscheidung von der Wirkung abhängig zu machen, welche auf sie der Glanz der Feierlichkeit und die Freigebigkeit des neuen Gebieters hervorbringen würde.

Als man die Ankunft der Königin signalisirte, stellte sich Duguesclin an die Spitze seiner Bretagner und empfing sie eine Meile von der Stadt.

Es war in der That eine schöne Prinzessin, die Prinzessin Juana von Castilien, und ihre Schönheit erhöhte sich noch durch den Glanz eines prächtigen Schmuckes und einer wahrhaft königlichen Escorte.

Sie saß, wie die Chronik sagt, in einem mit Goldstoff überkleideten und mit Edelsteinen geschmückten Wagen. Die drei Schwestern des Königs begleiteten sie und ihre Ehrendamen folgten ihnen in beinahe eben so prächtigen Equipagen.

Um diese glänzenden Sänften ließen Schaaren von Pagen, funkelnd von Seide, Gold und Juwelen, voll Anmuth herrliche andalusische Renner tanzen und springen, Pferde, deren Race, gekreuzt mit der arabischen Race, Rosse so schnell wie der Wind und so stolz wie die Castilianer selbst gibt.

Die Sonne funkelte auf diesen glänzenden Zug, zugleich ihre Feuerstrahlen auf die Scheiben der Kathedrale heftend und 'den Dampf des egyptischen Weihrauches erwärmend, den die Nonnen in goldenen Fässern verbrannten.

Mit den Christen vermischt, die sich an dem Wege der Königin drängten, bewunderten die Muselmänner, in ihre reichen Kaftans gekleidet, diese so edlen, so schönen Frauen, welche ihre im Hauche des Windes flatternden leichten Schleier vor der Sonne, aber nicht gegen die Blicke beschützten.

Sobald die Königin Duguesclin auf sich zukommen sah, der an seiner goldenen Rüstung und an dem Schwert des Connetable, das ihm ein Knappe auf einem Kissen von blauem Sammet mit goldenen Lilien vorantrug, erkenntlich war, ließ sie die weißen Maulthiere halten, welche ihren Wagen zogen, und stieg hastig von dem Sitz, auf dem sie saß.

Auf ihr Beispiel, und ohne zu wissen, was Juana von Castilien beabsichtigte, stiegen auch die Schwestern des Königs und die Damen ihres Gefolges aus.

Die Königin schritt auf Duguesclin zu, der, als er sie erblickte, von seinem Pferde sprang. Dann verdoppelte sie ihre Schritte, wie die Chronik sagt, und streckte die Arme gegen ihn aus.

Er schnallte sogleich das Visir seines Helmes auf und warf diesen hinter sich. So daß die Königin, wie immer die Chronik sagt, als sie sein Gesicht entblößt sah, sich an seinen Hals hing und ihn, wie es nur eine zärtliche Schwester hätte thun können, umarmte.

»Euch,« rief sie mit einer so tiefgefühlten Erschütterung, daß sie das Herz aller Anwesenden bewegte, »Euch, erhabener Connetable, verdanke ich meine Krone, eine unerwartete Ehre, die meinem Hause zukommt. Empfangt meinen Dank, Ritter: Gott wird Euch würdig belohnen. Ich, was mich betrifft, kann nur Eines thun, das Maß meiner Dankbarkeit der Größe Eures

Verdienstes gleich machen.«

Bei diesen Worten und besonders bei dieser für den guten Connetable so ehrenvollen königlichen Umarmung erhob sich ein Schrei der Beistimmung, ein beinahe furchtbarer Schrei durch die große Anzahl der Stimmen, die daran Theil genommen, aus dem Schooße des Volkes und der Armee, begleitet von allgemeinem Beifallklatschen.

»Heil dem guten Connetable!« rief man, »Glück und Heil der Königin Juana von Castilien!«

Die Schwestern des Königs zeigten sich minder enthusiastisch: es waren dies spöttische, boshafte junge Mädchen. Sie schauten den Connetable von der Seite an, und da sie natürlich der Anblick des guten Ritters von dem Ideal, das sie sich von ihm gemacht, zur Wirklichkeit, die sie vor den Augen hatten, zurückrief, so flüsterten sie: »Das ist also der berühmte Krieger . . . was für einen großen Kopf hat er!«

»Ei! seht doch, Gräfin, wie rund seine Schultern sind!« fuhr die zweite von den drei Schwestern fort.

»Und wie krumm seine Beine!« sagte die dritte.

»Ja, aber er hat unsern Bruder zum König erhoben,« versetzte die Aelteste, um dieser für den guten Ritter durchaus nicht vortheilhaften forschenden Betrachtung ein Ende zu machen.

Es ist nicht zu leugnen, die große Seele des erhabenen Ritters, die ihn so viele schöne und edle Dinge hatte vollbringen lassen, befand sich in einem ihrer keineswegs würdigen Model; sein ungeheurer bretagnischer Kopf, so voll von guten Ideen und hochherziger Beharrlichkeit, mußte Jedem gemein vorgekommen sein, der es vernachlässigt hätte, das Feuer, das aus seinen schwarzen Augen sprang, und die Harmonie der in seinen Zügen vereinigten Festigkeit und Sanftmuth wahrzunehmen.

Allerdings hatte er gebogene Beine, aber der gute Ritter hatte so oft für die Ehre Frankreichs sein Pferd bestiegen, daß man ihm, ohne sich gegen die Dankbarkeit zu verfehlen, diese Biegung, die er durch das beständige Reiten seines edlen Rosses angenommen, nicht zum Vorwurf machen konnte.

Wohl hatte ganz richtig die zweite Schwester des Königs die Rundung der Schultern von Duguesclin wahrgenommen, aber mit diesen Schultern waren die muskeligen Arme verbunden, die mit einem Schlag Roß und Reiter im Gefecht niederschmetterten.

Die Menge konnte nicht sagen: Das ist ein schöner Herr; aber sie sagte: Das ist ein furchtbarer Herr.

Nach diesem ersten Austausch von Höflichkeiten und Danksagungen bestieg die Königin ein aragonisches weißes Maulthier, das mit einer goldgestickten Schabracke und einem von Juwelen funkelnden Reitzeug, einem Geschenk der Bürger von Burgos, bedeckt war.

Sie bat Duguesclin, an ihrer Seite zu reiten, und Wählte zur Begleitung der Schwestern des Königs Messire Olivier von Mauney, den Stammler von Villaines und fünfzig andere Ritter, welche zu Fuß neben den Ehrendamen gingen.

So kam man in den Palast; der König wartete unter einem Baldachin von Goldstoff; unsern von ihm war der Graf von Lamarche, der am Morgen erst von Frankreich angekommen. Als er die Königin erblickte, stand er auf; die Königin stieg ihrerseits ab und kniete vor ihm nieder. Der König hob sie auf und sprach, nachdem er sie umarmt hatte, ganz laut die Worte:

»In das Kloster de las Huelgas!«

In diesem Kloster sollte die Krönung stattfinden.

Alle folgten jubelnd dem König und der Königin.

Agenor hatte sich während dieser geräuschvollen Feierlichkeiten mit seinem treuen Musaron in eine entlegene, düstere Wohnung zurückgezogen.

Nur hatte der Letztere, der nicht verliebt, sondern im Gegentheil neugierig und vorwitzig war wie ein gascognischer Knappe, seinen Herrn sich allein einschließen lassen und seinen Rückzug benützt, um die Stadt zu beschauen und allen diesen Feierlichkeiten beizuwohnen. Als er am Abend zu Agenor zurückkehrte, hatte er daher Alles gesehen und wußte Alles, was vorgefallen war.

Er fand Agenor im Garten seiner Wohnung umherschweifend, und begierig, die Neuigkeiten, die er gesammelt, mitzutheilen, sagte er hier seinem Herrn, der Connetable sei nicht mehr allein Graf von Borgia, sondern ehe man sich zu Tische gesetzt, habe sich die Königin vom König eine Gnade erbeten, und da ihr diese Gnade bewilligt worden, habe sie Duguesclin die Grafschaft Transtamare geschenkt.

»Ein schönes Glück,« sagte Agenor zerstreut.

»Das ist noch nicht Alles, edler Herr,« fuhr Musaron, durch diese Antwort zum Sprechen ermuthigt, fort, denn so kurz die Antwort war, so bewies sie ihm doch, daß man ihn gehört hatte.

»Der König fühlte sich bei dieser Bitte der Königin an der Ehre gepackt, und ehe der Connetable sich zu erheben Zeit gehabt hatte, sagte er: »»Messire, die Grafschaft Transtamare ist das Geschenk der Königin; nun aber ist es an mir, Euch mein Geschenk zu machen; ich gebe Euch die Grafschaft Soria.««

»Man überhäuft ihn mit Ehren und Gunstbezeugungen, und das ist nur billig,« sagte Agenor.

»Doch das ist noch nicht Alles,« fuhr Musaron fort, »Jedermann hat seinen Antheil an seiner königlichen Freigebigkeit bekommen.«

Agenor lächelte bei dem Gedanken, daß man ihn vergessen, ihn, der in seiner untergeordneten Stellung Don Enrique doch auch einige Dienste geleistet hatte.

»Jedermann?« versetzte er; »wie so?«

»Ja, hoher Herr, die Kapitäne, die Officiere, und sogar die Soldaten. Wahrlich, ich höre nicht auf zwei Fragen an mich zu richten, einmal: ist Spanien groß genug, um Alles zu enthalten, was der König verschenkt? sodann: werden diese Leute stark genug sein, um wegzutragen, was man ihnen geschenkt hat?«

Aber Agenor hörte schon nicht mehr, und Musaron erwartete vergebens eine Antwort auf seinen Scherz. Mittlerweile war es Nacht geworden, und an einen von den Balcons angelehnt, deren Oeffnungen mit Blättern und Blumen gefüllt sind, die sich an den marmornen Pfeilern hinranken und ein Gewölbe über den Fenstern bilden, horchte Agenor auf den entfernten Lärmen und die Geräusche des Festes, die um ihn her erloschen. Zu gleicher Zeit erfrischte der Abendwind seine Stirne voll glühender Gedanken, und der scharfe Geruch der Myrthen und Jasmine erinnerte ihn an die Gärten des Alcazar von Sevilla und von Ernauton in Bordeaux. Alle diese Erinnerungen hatten ihn von der Erzählung von Musaron abgezogen.

Musaron, der den Geist seines Herrn nach den Umständen zu behandeln wußte, was immer eine leichte Aufgabe für diejenigen ist, welche uns lieben und unsere Geheimnisse kennen, wählte, um diesen Geist zu sich zurückzuführen, einen Gegenstand, von dem er glaubte, er müsse ihn unfehlbar seiner Träumerei entziehen.

»Wißt Ihr, « sagte er, »wißt Ihr, edler Herr Agenor, daß alle diese Feste nur das Vorspiel des

Krieges sind, und daß ein großer Zug gegen Don Pedro auf die heutige Feierlichkeit folgen wird, um das Land demjenigen zu geben, welcher die Krone genommen hat?«

»Wohl,« erwiderte Agenor, »es sei! wir werden diesen Zug mitmachen.«

»Man hat weit zu gehen, Messire.«

»Nun, so werden wir weit gehen.«

»Dort, (Musaron deutete mit der Hand auf den unermesslichen Raum), dort will Messire Bertrand die Knochen aller Compagnien vermodern lassen, wie Ihr wißt.«

»Wohl! dann werden unsere Knochen in Gesellschaft vermodern, Musaron.«

»Das ist allerdings eine Ehre für mich, gnädiger Herr, doch . . . «

»Was?«

»Man hat Recht, wenn man sagt, der Herr sei der Herr und der Diener der Diener, nämlich eine arme Maschine.«

»Warum dies, Musaron?« fragte Agenor, endlich berührt von dem kläglichen Tone, den sein Knappe absichtlich angenommen hatte.

»Wir sind wesentlich von einander verschieden: Ihr seid ein edler Ritter.

Ihr dient Eurem Herrn der Ehre wegen, wie es scheint; aber ich . . . «

»Du . . .?«

»Ich diene Euch auch zuerst der Ehre wegen und sodann, um des Vergnügens Eurer Gesellschaft theilhaftig zu sein, endlich aber, um einen Lohn zu beziehen.«

»Ich auch, ich habe auch meinen Lohn,« erwiderte Agenor mit einer gewissen Bitterkeit.

»Hast Du nicht neulich gesehen, daß mir Messire Bertrand hundert Goldthaler im Auftrag des Königs, des neuen Königs, brachte?«

»Ich weiß es. Messire.«

»Hast Du nicht von diesen hundert Thalern Deinen Antheil bekommen?«

»Und zwar einen guten Antheil, da ich Alles bekommen habe.«

»Du siehst also, daß ich auch meinen Lohn habe, da Du es bist, der ihn bezieht.«

»Ja; aber darauf wollte ich gerade kommen, nämlich, daß Ihr nicht nach Euren Verdiensten bezahlt seid. Hundert Goldthaler! ich könnte dreißig Officiere anführen, welche fünfhundert erhalten haben und obendrein vom König zu Baronen oder Bannerherren, oder sogar zu Seneschallen seines Hauses gemacht worden sind.«

»Damit willst Du sagen, der König habe mich vergessen, nicht wahr?«

»Durchaus.«

»Desto besser, Musaron, desto besser; ich habe es gern, wenn mich die Könige vergessen; während dieser Zeit fügen sie mir wenigstens nichts Schlimmes zu.«

»Ah! gnädiger Herr, wollt Ihr mich glauben machen, Ihr seid glücklich, Euch in diesem Garten langweilen zu dürfen, während die Anderen dort ihre goldenen Becher an einander stoßen und den Damen ihr süßes Lächeln zurückgeben!«

»Es ist dennoch so, Meister Musaron,« erwiderte Agenor. »Wenn ich es Dir sage, so bitte ich Dich, es auch zu glauben. Ich habe mich allein unter diesen Myrthen, allein mit meinem Gedanken besser unterhalten, als sich hundert Ritter, die sich im königlichen Palast mit Xeres-Wein berauschen, unterhalten haben mögen.«

»Das ist nicht natürlich.«

»Es ist dennoch so.«

Den Kopf schüttelnd erwiderte Musaron:

»Ich hätte Eure Gnaden bei Tisch bedient, und es ist schmeichelhaft, wenn man in seine Heimath zurückkehrt, sagen zu können: »Ich habe meinen Herrn bei dem Festmahl bedient, das bei der Krönung von König Enrique von Transtamare stattgefunden hat.««

Agenor schüttelte ebenfalls den Kopf mit einem schwermüthigen Lächeln und sagte:

»Du bist der Knappe eines armen Abenteurers, Meister Musaron: sei zufrieden, daß Du lebst, es dient zum Beweis, daß Du nicht Hungers gestorben bist, was uns wohl hätte geschehen können, was so vielen Anderen geschehen ist. Diese hundert Goldthaler überdies . . .«

»Allerdings habe ich diese hundert Goldthaler, doch ich gebe sie aus, ich werde sie nicht mehr haben, und womit werden wir sodann leben? Womit werden wir die Salben und die Doctoren bezahlen, wenn wir durch Euren schönen Eifer für Don Enrique an Quetschungen und Wunden aller Art leiden?«

»Du bist ein braver Diener, Musaron, und Deine Gesundheit ist mir theuer,« sagte Agenor lachend. »Ruhe also aus, Musaron, es ist spät, und laß mich auf meine Weise mich mit meinen Gedanken unterhalten. Gehe, und morgen wirst Du wieder mehr geneigt sein, den Harnisch anzulegen.«

Musaron gehorchte. Er entfernte sich, duckmäuserisch lachend, denn er glaubte ein wenig Ehrgeiz in dem Herzen seines Herrn erweckt zu haben, und hoffte, dieser Ehrgeiz würde seine Früchte tragen.

Doch dem war nicht so. Ganz von seinen Liebesgedanken eingenommen, kümmerte sich Agenor in Wirklichkeit weder um Herzogthümer, noch um Schätze. Er litt an jenem schmerzlichen Heimweh, das in uns, wie nach einem zweiten Vaterland, eine Sehnsucht nach jedem Land hinterläßt, in welchem wir glücklich gewesen sind.

Er sehnte sich also nach den Gärten des Alcazars und von Bordeaux.

Und dennoch, wie ein Lichtstreifen am Himmel bleibt, wenn die Sonne schon verschwunden ist, so war eine Spur von den Worten von Musaron in seinem Geist selbst nach dem Abgang des Knappen zurückgeblieben.

»Ich,« sagte er, »ich ein reicher Herr, ein mächtiger Kapitän werden! Nein, ich ahne nichts dergleichen in meinem Geschick. Ich habe nur Neigung, Kräfte und Eifer, ein Glück zu erobern. Was ist mir daran gelegen, daß man mich bei der Auftheilung der königlichen Gnaden vergißt? Die Könige sind alle undankbar; was liegt mir daran, daß der Connetable mich nicht zu dem Feste eingeladen und unter den Kapitänen ausgezeichnet hat? Die Menschen sind vergeßlich und ungerecht. Im Ganzen genommen,« fügte er bei . . . »wenn ich ihrer Vergeßlichkeit und ihrer Ungerechtigkeit müde bin, so bitte ich um meinen Abschied.«

»Das ist Alles schön und gut!« rief eine Stimme, ganz nahe bei Agenor, der bebend und fast erschrocken zurückwich, »Alles schön! junger Mann, doch wir bedürfen Eurer.«

Agenor wandte sich um und sah zwei Männer in dunkle Mäntel gehüllt unter dem grünen Gesträuche erscheinen, wo er sich allein glaubte, da er, ganz von seinen Gedanken in Anspruch genommen, das Geräusch, das ihre Tritte auf dem Sande machten, nicht gehört hatte.

Derjenige, welcher gesprochen, kam auf Mauléon zu und berührte seinen Arm.

»Der Connetable,« murmelte der junge Mann.

»Welcher Euch durch seine Gegenwart beweisen will, daß er Euch nicht vergaß,« sagte

Bertrand.

»Ihr seid auch nicht der König,« entgegnete Mauléon.

»Es ist wahr, der Connetable ist nicht der König,« sprach die zweite Person, »doch ich bin es, Graf, und ich erinnere mich auch, daß ich Euch theilweise meine Krone zu verdanken habe.«

Agenor erkannte Don Enrique.

»Hoher Herr,« stammelte er ganz verwirrt, »ich bitte, verzeiht mir.«

»Es ist Euch Alles verziehen, Messire,« erwiderte der König; »nur, da Ihr nicht an den Belohnungen der Anderen Theil genommen habt, sollt Ihr etwas Besseres bekommen, als den Andern geworden ist.

« »Nichts, Sire, nichts!« sagte Mauléon, »ich will nichts, denn man würde glauben, ich habe gebeten.«

Don Enrique lächelte und sprach:

»Beruhigt Euch, Ritter, man wird das nicht sagen, dafür stehe ich Euch, denn wenige Menschen würden verlangen, was ich Euch anbieten will. Die Sendung ist voll Gefahr, doch sie ist zugleich so ehrenvoll, daß sie die ganze Christenheit nöthigen wird, die Augen auf Euch zu werfen. Edler Herr von Mauléon, Ihr sollt mein Botschafter sein, und ich bin König.«

»Oh! Hoheit, ich war weit entfernt, eine solche Ehre zu erwarten.«

»Keine Bescheidenheit, junger Mann,« sagte Bertrand; »der König wollte Anfangs mich dahin schicken, wohin Ihr geht, aber er bedachte, daß man meiner zu Anführung der Compagnons bedürfen könnte, und diese Leute sind gar schwer zu führen, das schwöre ich Euch. Ich sprach mit Seiner Hoheit gerade in dem Augenblick, wo Ihr uns beschuldigtet, Ihr würdet von uns vergessen, von Euch als einem beredten, festen Mann, der die spanische Sprache gründlich inne habe. Als Bearner seid Ihr in der That halb ein Spanier. Aber die Sendung ist, wie der König sagte, gefährlich; es handelt sich darum, Don Pedro aufzusuchen.«

»Don Pedro!« rief Agenor ganz entzückt vor Freude.

»Ah! ah! das gefällt Euch, Ritter, wie ich sehe,« sagte Don Enrique.

Agenor fühlte daß ihn die Freude unbescheiden machte; er bemeisterte sich und erwiderte:

»Ja, Sire, das gefällt mir, denn ich sehe darin eine Gelegenheit, Eurer Hoheit zu dienen.«

»Ihr werdet mir in der That dienen, und dies sehr; doch ich sage Euch zum Voraus, mein edler Bote, mit Gefahr Eures Lebens.«

»Befehlt, Sire.«

»Ihr müßt,« fuhr der König fort, »Ihr müßt die ganze Ebene von Segovia durchziehen, wo sich Don Pedro in diesem Augenblick aufhält. Zur Beglaubigung gebe ich Euch ein Juwel, das von unserem Bruder kommt und sicherlich von Don Pedro erkannt werden wird. Doch bedenkt wohl, was ich Euch sage, ehe Ihr den Auftrag annehmt, Ritter.«

»Sprecht, Sire.«

»Es wird Such eingeschärft, wenn man Euch unter Weges angreift, gefangen nimmt, mit dem Tod bedroht, den Zweck Eurer Sendung nicht zu verrathen; Ihr würdet unsere Parteigänger zu sehr entmuthigen, wenn sie erführen, daß ich mitten aus meinem großen Glück meinem Feinde Versöhnungsvorschläge gemacht habe.«

»Versöhnungsvorschläge!« rief Agenor erstaunt.

»Der Connetable will es.«

»Sire, ich will nie, ich bitte,« entgegnete der Connetable. »Ich habe Eure Hoheit gebeten, vor den Augen des Herrn die Wichtigkeit eines Krieges, wie Ihr ihn führt, alles Ernstes zu erwägen. Es ist nicht Alles, daß man die Könige der Erde bei einem solchen Fall für sich hat, man muß auch den König des Himmels haben. Es ist wahr, ich verfehle mich gegen meine Instructionen, indem ich Euch zum Frieden ermahne. Doch König Karl V. selbst wird in seiner Weisheit mein Benehmen billigen, wenn ich ihm sage: »Herr König, es waren zwei demselben Vater entsprossene Kinder, zwei Brüder, die da sie das Schwert gegen einander gezogen, sich eines Tags begegnen und gegenseitig erwürgen konnten. Herr König, soll Gott einem Bruder verzeihen, daß er das Schwert gegen seinen Bruder zieht, so muß derjenige, welcher wünscht, daß ihm Gott vergeben möge, alle Rechte aus seine Seite gebracht haben. «« Don Pedro hat Euch den Frieden angetragen, Ihr habt ihn ausgeschlagen, denn wenn Ihr ihn angenommen, hätte man glauben können, Ihr fürchtet Euch; nun, da Ihr Sieger, da Ihr gesalbt, da Ihr König seid, bietet ihm den Frieden an, und man wird sagen, Ihr seid ein großmüthiger Fürst ohne Ehrgeiz, nur ein Freund der Gerechtigkeit; und der Theil der Staaten, den Ihr jetzt verlieren werdet, wird Euch bald durch den freien Willen Eurer Unterthanen zufallen. Weigert er sich, nun wohl! dann gehen wir weiter, Ihr habt Euch nichts mehr vorzuwerfen und er hat sich selbst seinem Verderben geweiht.«

»Ja,« erwiderte Enrique seufzend; »doch werde ich die Gelegenheit, ihm den Untergang zu bereiten, wieder finden?«

»Hoheit, was ich gesagt habe, habe ich gesagt, und ich habe nach meinem Gewissen gesprochen. Ein Mann, der den rechten Pfad gehen will, darf sich nicht sagen, dieser Pfad wäre vielleicht auch der rechte gewesen, wenn man Umwege gemacht hätte.«

»Es sei also!« sprach der König, der, wenigstens scheinbar, seinen Entschluß faßte.

»Eure Majestät ist nun überzeugt?« sagte Bertrand.

»Ja, ohne Umkehr.«

»Und ohne Bedauern?«

»Oh! oh!« rief Enrique, »Ihr fragt mich zu viel, Herr Connetable. Ich gebe Euch Vollmacht, den Frieden für mich zu schließen, verlangt nicht mehr.«

»Dann erlaubt, Sire, daß ich dem Ritter seine Instruction gebe, so wie wir sie verabredet haben.«

»Macht Euch nicht die Mühe,« unterbrach ihn rasch der König, »ich werde dies Alles dem Grafen auseinandersetzen, und überdies,« fügte er leise bei, »überdies wißt Ihr, was ich ihm zu übergeben habe.«

»Sehr gut, Sire,« sprach Bertrand, bei dem der Eifer, mit welchem ihn der König zu entfernen suchte, keinen Verdacht erregte.

Und er entfernte sich wirklich. Doch er hatte den Fuß noch nicht auf die Schwelle gesetzt, als er wieder umkehrte und zum König sagte:

»Ihr erinnert Euch, Sire, ein guter Friede, die Hälfte des Königreichs, wenn es sein muß, ganz brüderliche Bedingungen! Ein sehr kluges, sehr christliches Manifest, nichts für den Stolz Herausforderndes.«

»Ja, gewiß,« sprach der König unwillkürlich erröthend, »seid von meinen Absichten überzeugt, Connetable.«

Bertrand glaubte in seinen Ermahnungen nicht weiter gehen zu müssen. Sein Mißtrauen schien

indessen einen Augenblick erweckt worden zu sein; doch der König entließ ihn mit einem so freundlichen Lächeln, daß dieses Mißtrauen wieder entschlummerte.

Der König folgte Bertrand mit den Augen.

»Ritter,« sagte er zu Mauléon, sobald der Connetable sich unter den Bäumen verloren hatte, »hier ist der Juwel, der Euch bei Don Pedro beglaubigen soll; doch die Worte, die der Connetable gesprochen, müssen aus Eurem Gedächtniß verschwinden, damit die meinigen sich darin tief einprägen.«

Agenor bedeutete durch ein Zeichen, daß er höre.

»Ich verspreche Don Pedro den Frieden,« fuhr Enrique fort, »ich überlasse ihm die Hälfte von Spanien, von Madrid bis Cadix; ich bleibe sein Bruder und Verbündeter, doch unter einer Bedingung.«

Agenor hob den Kopf in die Höhe, mehr noch erstaunt über den Ton, als über die Worte des Prinzen.

»Ja,« sprach Enrique, »was auch der Connetable sagen mag, ich wiederhole, unter einer Bedingung. Ihr scheint erstaunt, Mauléon, daß ich etwas vor dem guten Ritter verberge. Hört: der Connetable ist ein Bretagner, ein in seiner Redlichkeit halsstarrer Mann; aber schlecht darüber unterrichtet, wie wenig die Eide in Spanien gelten, in einem Land, wo die Leidenschaft die Herzen glühender durchflammt, als es die Sonne mit dem Boden thut. Er kann also nicht wissen, in welchem Grade Don Pedro mich haßt. Der rechtschaffene Bretagner vergißt, daß Don Pedro meinen Bruder Don Federigo durch Verrath getödtet und die Schwester seines Herrn ohne Urtheil erdrosselt hat. Er bildet sich ein, es werde hier, wie in Frankreich, der Krieg auf Schlachtfeldern geführt. König Karl, der ihm Don Pedro zu vertilgen befohlen hat, kennt das besser, und sein Genie hat mir die Befehle eingegeben, die ich Euch ertheile.«

Agenor verbeugte sich, in der Tiefe seiner Seele erschrocken über diese königlichen Geständnisse.

»Ihr geht also zu Don Pedro,« fuhr der König fort, »und versprecht ihm in meinem Namen, was ich Euch gesagt habe, wogegen mir der Maure Mothril und zwölf angesehene Männer seines Hofes, deren Namen auf diesem Pergament stehen, mit ihren Familien und ihrer Habe als Geißeln übergeben werden müssen.«

Agenor bebte. Der König hatte gesagt, zwölf angesehene Männer mit ihren Familien; kam Mothril an den Hof von König Enrique, so mußte er also mit Aissa kommen.

»In welchem Fall Ihr sie mir bringen werdet,« fuhr der König fort.

Ein Schauer der Freude durchlief die Adern von Agenor, was Enrique nicht entging; doch dieser täuschte sich in der Bedeutung.

»Ihr erschreckt,« sagte Enrique, »seid unbesorgt; Ihr denkt, mitten unter diesen Ungläubigen sei Euer: Leben großen Gefahren auf dem Wege preisgegeben, Nein, die Gefahr ist meiner Ansicht nach nicht groß; eilt bis zum Duero, und sobald Ihr über den Fluß gesetzt seid, findet Ihr diesseits eine Escorte, die Euch vor jeder Beleidigung schützen und mir den Besitz der Geißeln sichern wird.«

»Sire, Eure Hoheit hat sich getäuscht,« entgegnete Mauléon; »es ist nicht die Furcht, was mich beben gemacht hat.«

»Was ist es denn?« fragte der König.

»Die Ungeduld, für Euren Dienst in's Feld zu rücken; ich wollte, ich wäre schon

aufgebrochen.«

»Ihr seid ein braver Rittersmann,« rief Enrique, »ein edles Herz, und Ihr werdet es weit bringen, sage ich Euch, wenn Ihr Euch offen und treu meinem Glück anschließen wollt.«

»Ah! Hoheit, Ihr belohnt mich schon mehr, als ich verdiene.«

»Ihr werdet also gehen?«

»Auf der Stelle.«

»Geht. Hier sind drei Diamanten, die man die Weisen aus dem Morgenland nennt, jeder derselben ist tausend Goldthaler für Juden werth, und es fehlt in Spanien nicht an Juden. Hier sind auch noch tausend Thaler, doch nur für das Felleisen Eures Knappen.«

»Hoheit, Ihr seid allzu gnädig,« sprach Mauléon.

»Bei Eurer Rückkehr,« fuhr Don Enrique fort, »mache ich Euch zum Bannerherrn eines Paniers von hundert Lanzen die ich auf meine Kosten ausrüste.«

»Oh! Kein Wort mehr, Sire, ich bitte Euch.«

»Aber versprecht mir dem Connetable die Bedingungen nicht zu sagen, die ich meinem Bruder auferlege.«

»Oh! fürchtet nichts, Sire, er würde sich diesen Bedingungen widersetzen, und ich will ebenso wenig als Ihr, daß er sich widersetzt.«

»Ich danke, Ritter,« sprach Enrique; »Ihr seid mehr als brav, Ihr seid einsichtsvoll.«

»Ich bin verliebt.« murmelte Mauléon in seinem Innern, »und man sagt, die Liebe verleihe alle Eigenschaften.«

Der König kehrte zu Duguesclin zurück.

Während dieser Zeit weckte Agenor seinen Knappen, und zwei Stunden nachher trabten bei einem schönen Mondschein Herr und Knappe auf der Straße nach Segovia.

---

## Dreißigstes Kapitel.

*Wie Don Pedro bei seiner Rückkehr die Sänfte bemerkte, und was daraus erfolgte.*

Indessen hatte Don Pedro, in der Tiefe seines Herzens einen bitteren Schmerz mit sich tragend, Segovia erreicht.

Die ersten Angriffe, die sein zehnjähriges Königthum erlitten, waren empfindlicher für ihn gewesen, als die Niederlagen in den Schlachten und die Verräthereien seiner besten Freunde, die er später zu erfahren hatte. Ihm, der bei Tag und bei Nacht umherschwärmte, der in Sevilla zu jeder Stunde ohne eine andere Wache, als sein Schwert, ohne eine andere Bekleidung, als seinen Mantel, auszugehen pflegte, kam es vor, als hieße Spanien vorsichtig durchziehen die Flucht ergreifen, und als wäre ein König, der nun ein einziges Mal über seine Unverletzlichkeit unterhandelt, verloren.

Doch dem antiken Genius ähnlich, der den Haß in das Herz von Achilles blies, galoppierte, wenn er seinen Lauf beschleunigte, hielt, wenn er langsamer ritt, Mothril, der wahre Geist des Hasses und der Wuth, der unablässige Rath der Bitterkeit, der ihm die kostbar herben Früchte der Rache bot, Mothril, stets fruchtbar, um das Böse zu ersinnen und der Gefahr zu entfliehen, Mothril, dessen unversiegbare Beredtsamkeit, gleichsam aus den unbekanntem Schätzen des Orients schöpfend, diesem flüchtigen König mehr Schätze, mehr Hilfsquellen, mehr Macht zeigte, als er sich in seinen schönsten Tagen geträumt hatte.

Durch ihn verging die staubige, lange Straße wie das Band, das die Spinnerin aufrollt. Mothril, der Mann der Wüste, wußte am vollen Mittag die unter den Eichen und Platanen verborgene Quelle zu finden. Mothril wußte, wenn sie durch die Städte zogen, für Don Pedro einige Freudenschreie, einige Kundgebungen der Treue, die letzten Reflexe des sterbenden Königthums, hervorzurufen.

»Man liebt mich also noch,« sagte der König, »oder man fürchtet mich noch, was vielleicht besser ist.«

»Werdet wieder wahrhaft König, und Ihr sollt sehen, ob man Euch nicht anbetet, oder ob man nicht vor Euch zittert,« erwiderte Mothril mit einer unmerklichen Ironie.

Mitten unter diesen Befürchtungen und Hoffnungen, unter diesen Fragen von Don Pedro bemerkte Mothril Eines mit Freuden: dies war das völlige Stillschweigen des Königs in Beziehung auf Maria Padilla. Diese Zauberin, welche anwesend einen so großen Einfluß ausübte, daß man ihre Macht der Magie zuschrieb, schien abwesend nicht nur aus seinem Herzen verbannt, sondern auch von seiner Erinnerung vergessen. Don Pedro, eine glühende Phantasie, ein launenhafter König, ein Mann des Südens, das heißt, ein leidenschaftlicher Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes war seit dem Ansang der Reise mit Mothril dem Einfluß eines ganz andern Gedankens unterworfen: diese beständig von Bordeaux bis Vittoria geschlossene Sänfte; diese von Mothril fortgerissene, durch das Gebirge fliehende Frau, deren Schleier, einige Male durch den Wind ausgehoben, eine von jenen bewundernswürdigen Peris des Orients mit den Sammetaugen, mit den blauschwarzen Haaren, mit der matten, harmonischen Gesichtshaut

hatte erschauen lassen; dieser Ton der Guzla, welche in der Finsternis, mit Liebe wachte, während Don Pedro voll Angst wachte, dies Alles hatte allmählig aus Don Pedro das Andenken an Maria Padilla verdrängt, und es war noch weniger die Entfernung, was der abwesenden Geliebten Eintrag that, als die Gegenwart dieses unbekanntes und geheimnißvollen Wesens, das Don Pedro mit seiner schmückenden und exaltirten Einbildungskraft für einen Mothril, einem noch mächtigeren Zauberer, unterworfenen Genius zu halten geneigt schien.

So kam man nach Segovia, ohne daß sich ein ernstliches Hinderniß dem Marsche des Königs widersetzte. Hier hatte sich nichts verändert. Der König fand Alles, wie er es verlassen: Einen Thron in einem Palast, Bogenschützen in einer guten Stadt, ehrerbietige Unterthanen um die Bogenschützen.

Der König athmete.

Am Tage nach seiner Ankunft signalisirte man eine beträchtliche Truppe; dies war Caverley mit seinen Gefährten, welche, getreu den ihrem Fürsten geleisteten Schwüren, mit jener Nationalität, welche stets Englands Stärke war, ankamen, um sich mit den Verbündeten des schwarzen Prinzen, der selbst von Don Pedro erwartet wurde, zu vereinigen.

Schon am Tage zuvor war man mit einem beträchtlichen Corps von Granadiern, von Andalusiern und Mauren zusammengetroffen, die dem König zu Hilfe eilten.

Bald traf ein Emissär des Prinzen von Wales ein, dieses ewigen und unermüdlichen Feindes des französischen Namens, den Johann und Karl V. während ihrer zwei Regierungen überall trafen, wo Frankreich eine Niederlage zu erleiden hatte; dieser Emissär brachte sehr erfreuliche Nachrichten für den König Don Pedro.

Der schwarze Prinz hatte ein Heer in Auch versammelt und war seit zwölf Tagen mit diesem Heer auf dem Marsch; aus der Mitte von Navarra, einer verbündeten Provinz, die der englische Prinz der Sache von Don Enrique abspänstig gemacht, hatte er diesen Emissär an König Don Pedro abgesandt, um ihm seine nahe bevorstehende Ankunft verkündigen zu lassen.

Durch die Proclamation von Enrique von Transtamare einen Augenblick erschüttert, befestigte sich also der Thron von Don Pedro immer mehr. Und je mehr er sich befestigte, desto mehr liefen von allen Seiten jene unerschütterlichen Parteigänger der Macht herbei, gute Leute, die sich schon anschickten, gen Burgos zu marschiren, als sie erfuhren, es sei noch nicht Zeit, sich auf den Weg zu begeben, und sie könnten wohl, wenn sie sich zu sehr beeilten, einen schlecht entthronten König hinter sich lassen.

Mit diesen immer zahlreichen Banden verband sich die minder compacte, aber besser gewählte Gruppe der Getreuen, der Reinen, der Herzen so durchsichtig und fest wie Diamant, für welche der gesalbte König König bleibt, bis er stirbt, in Betracht, daß sie sich am Tag, wo sie Ihrem König Treue geschworen, zu Sklaven ihres Eides gemacht haben. Diese Leute können unter ihrem Fürsten leiden, sie können ihn fürchten, sie können sogar den Menschen im Regenten hassen; aber sie warten geduldig und redlich, bis Gott sie ihres Eides dadurch entbindet, daß er seinen Auserwählten zu sich ruft.

Diese redlichen Menschen sind in allen Zeiten und in allen Epochen leicht zu erkennen. Sie haben einen minder schönen Anschein, als die Anderen, sie sprechen mit weniger Emphase, und, nachdem sie demüthig und ehrfurchtsvoll den wieder auf seinen Thron gesetzten König begrüßt haben, treten sie an der Spitze ihrer Vasallen beiseit und warten auf die Stunde, sich für diesen lebendigen Grundsatz tödten zu lassen.

Das Einzige, was etwas Kälte dem Empfang beimischte, den diese getreuen Diener Don Pedro bereiteten, war die Gegenwart der Mauren, welche mächtiger als je beim König zu sein schienen.

Diese kriegerische Race von Saracenen schwärmte in Haufen um Mothril, wie die Bienen um den Korb, der ihre Königin enthält. Sie fühlten, daß es der gewandte und verwegene Maure war, der sie neben diesem verwegenen und gewandten König festhielt; sie bildeten auch ein furchtbares Heer, und da sie, begünstigt durch die Bürgerkriege, Alles zu gewinnen hatten, so liefen sie mit einer Begeisterung und einem Eifer herbei, den die christlichen Unterthanen in einer stummen Unthätigkeit bewunderten und beneideten.

Don Pedro fand wieder Gold in den öffentlichen Kassen; er umgab sich alsbald mit jenem zauberhaften Prunk, der die Herzen durch die Blicke, den Ehrgeiz durch das Interesse erfaßt. Da der Prinz von Wales bald seinen Einzug in Segovia halten sollte, so beschloß man, prachtvolle Feste zu feiern, welche, durch ihren Glanz die ephemere Herrlichkeit der Salbung von Enrique verdunkelnd, dem Volk das Vertrauen wiedergeben und es zu dem Bekenntniß, nur derjenige, welcher am meisten besitze und ausgabe, sei der einzige und wahre König, bewegen würden.

Mittlerweile verfolgte Mothril den seit langer Zeit von ihm entworfenen Plan, der ihm Don Pedro, welchen er schon durch den Geist fesselte, auch durch die Sinne überliefern sollte. Jede Nacht erklang die Guzla von Aissa, und da bei ihr, als einer ächten Tochter des Orients, alle Lieder Liebeslieder waren, so umschmeichelten ihre Töne, von der Luft fortgetragen, den Prinzen in seiner Einsamkeit und brachten seinem Im Fieber brennenden Blut jene zauberhafte Wollust, den vorübergehenden Schlummer der unermüdlichen Organisationen des Süden.

Mothril erwartete jeden Tag ein Wort von Don Pedro, das ihm das Vorhandensein dieser geheimen Gluth, die er in ihm brennen suhlte, enthüllen würde; aber er wartete vergebens auf dieses Wort.

Eines Tags jedoch sagte Don Pedro ungestüm, ohne Vorbereitung, als ob es einer heftigen Anstrengung für ihn bedurft hätte, um das Band zu zerreißen, das seine Zunge fesselte:

»Nun, Mothril, keine Nachrichten aus Sevilla?«

Dieses Wort offenbarte die ganze Unruhe von Don Pedro, Das Wort Sevilla bedeutete Maria Padilla.

Mothril bebte; an demselben Tag hatte er auf der Straße von Toledo nach Segovia einen mit einem Brief von Maria Padilla an den König beauftragten nubischen Sklaven festnehmen und in die Adaja werfen lassen.

»Nein, Sire,« erwiderte er.

Don Pedro versank in eine tiefe Träumerei. Dann ganz laut die Stimme beantwortend, die ganz leise zu ihm sprach, sagte Don Pedro:

»Es ist also aus dem Geiste der Frau die verzehrende Leidenschaft verschwunden, der ich Bruder, Gemahlin, Ehre und Krone opfern mußte, denn die Krone, wer hat sie mir vom Kopfe gerissen? nicht der Bastard Don Enrique, auch nicht der Connetable.«

Don Pedro machte eine Geberde der Drohung, welche Duguesclin nichts Gutes versprach, sollte ihn sein Unstern je in die Hände von Don Pedro gerathen lassen.

Mothril folgte dem König nicht nach dieser Seite; es war ein anderes Ziel, nach dem sich sein Blick richtete,

»Dona Maria,« sprach er, »wollte vor Allem Königin sein, und da man in Sevilla glauben kann, Eure Hoheit sei nicht mehr König. . . «

»Du hast mir das schon gesagt, Mothril, und ich habe Die nicht geglaubt.«

»Ich wiederhole es Euch, Sire, und Ihr fangt an mir zu glauben. Ich habe es Euch schon gesagt, als Ihr mir den Befehl ertheilte, den unglücklichen Don Federigo von Coimbra herbeizuschaffen.«

»Mothril!«

»Ihr wißt, mit welcher Langsamkeit, ich möchte sagen, mit welchem Widerstreben ich diesen Befehl vollzog.«

»Schweige, Mothril, schweige!« rief Don Pedro.

»Eure Ehre, mein König, war jedoch sehr gefährdet.«

»Ja, allerdings, doch man darf dieses Verbrechen nicht Maria Padilla zuschreiben; sie, die Schändlichen, sind daran Schuld.«

»Gewiß; doch ohne Maria Padilla hättet Ihr nichts erfahren, denn ich schwieg, dies geschah aber nicht aus Unwissenheit.«

»Sie liebt mich also, da sie eifersüchtig war?«

»Ihr seid König, und beim Tod der unglücklichen Bianca konnte sie Königin werden. Uebrigens ist man eifersüchtig, ohne zu lieben. Ihr waret eifersüchtig aus Dona Bianca. . . liebtet Ihr sie, Sire?«

In diesem Augenblick, als wären die von Mothril gesprochenen Worte ein verabredetes Zeichen gewesen, vernahm man die Töne der Guzla, und zu weit entfernt, um verstanden zu werden, klangen die Worte von Aissa wie ein harmonisches Gemurmel an das Ohr von Don Pedro.

»Aissa,« flüsterte der König, »singt nicht Aissa?«

»Ich glaube, ja, gnädigster Herr,« antwortete Mothril.

»Deine Tochter, oder deine Lieblingssklavin, nicht wahr?« fragte Don Pedro zerstreut.

Mothril schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

»O nein! vor einer Tochter kniet man nicht nieder, Sire; vor einer um Gold erkauften Sklavin faltet ein vernünftiger und alter Mann nicht die Hände.«

»Wer ist es denn?« rief Don Pedro, dessen Gedanken, insgesamt einen Augenblick bei dem geheimnißvollen Mädchen zusammengedrängt, ihren Damm durchbrachen. »Du treibst Dein Spiel mit mir, verdammter Maure, oder Du brennst mich nach Herzenslust mit einem glühenden Eisen, um das Vergnügen zu haben, mich wie einen Stier springen zu sehen.«

Mothril wich beinahe erschrocken zurück, so heftig und ungestüm war der Ausbruch gewesen.

»Wirst Du antworten?« rief Don Pedro von einem jener Wuthanfalle erfaßt, die den König in einen Wahnsinnigen, den Menschen in ein wildes Thier verwandelten.

»Sire, ich wage es nicht, es Euch zu sagen.«

»So führe diese Frau zu mir, daß ich sie selbst fragen kann,« rief Don Pedro.

»Oh! Sire,« murmelte Mothril, als wäre er erschrocken über einen solchen Befehl.

»Ich bin der Herr, ich will es!«

»Ich flehe Euch an, Hoheit!«

»Auf der Stelle soll sie hier sein, oder ich reiße sie selbst aus ihrem Gemach.«

»Hoher Herr,« sprach Mothril, der sich mit dem ruhigen, feierlichen Ernste der Orientalen erhob, »Aissa ist von zu erhabenem Blut, als daß prosane Hände sie berühren dürften; beleidiget

Aissa nicht, König Don Pedro!«

»In welcher Hinsicht könnte die Maurin durch meine Liebe beleidigt werden?« fragte der König Don Pedro, »meine Frauen waren Töchter von Fürsten, und mehr als einmal hatten meine Geliebten denselben Werth, wie meine Frauen.«

»Gnädigster Herr,« sprach Mothril, »wäre Aissa meine Tochter, wie Ihr denkt, so würde ich sagen: »König Don Pedro, schont mein Kind, entehrt nicht Euren Diener.«« Und Ihr würdet vielleicht, die Stimme von so vielen und so guten Rathschlägen erkennend, mein Kind schonen. Doch Aissa hat in ihren Adern ein edleres Blut, als das Blut Eurer Frauen und Geliebten; Aissa ist edler, als eine Prinzessin, Aissa ist die Tochter von König Mahomet, dem Abkömmling von Mahomet dem großen Propheten. Ihr seht, Aissa ist mehr, als eine Prinzessin, mehr, als eine Königin, und ich befehle Euch, König Don Pedro, Aissa zu achten und zu schonen.«

Unterjocht durch die stolze Macht des Mauren hielt Don Pedro inne.

»Tochter von Mahomet, dem König von Granada,« murmelte er.

»Ja, Tochter von Mahomet, König von Granada, den Ihr ermorden ließt. Ich war im Dienst dieses großen Fürsten, wie Ihr wißt, und ich rettete sie, als Eure Soldaten seinen Palast plünderten, und als ein Sklave sie in seinem Mantel wegtrug, um sie zu verkaufen; es war dies vor neun Jahren und Aissa zählte damals kaum sieben Jahre. Ihr hörtet erzählen, ich sei ein treuer Rathgeber, und Ihr riefet mich an Euren Hof. Es war Gottes Wille, daß ich Euch diene, Ihr seid mein Herr, Ihr seid groß unter den Großen, ich habe gehorcht. Doch zum neuen Herrn folgte mir die Tochter meines alten Herrn; sie hält mich für ihren Vater, das arme Kind, das im Harem aufgezogen wurde, ohne je das majestätische Antlitz des Sultans gesehen zu haben, der nicht mehr ist. Ihr habt nun mein Geheimniß, Eure Gewalt hat es mir entrissen. Doch erinnert Euch, König Don Pedro, daß ich wache, ein ergebener Sklave bei Euren geringsten Launen, daß ich mich aber wie die Schlange erheben werde, um gegen Euch den einzigen Gegenstand, den ich Euch vorziehe, zu vertheidigen.«

»Aber ich liebe Aissa!« rief Don Pedro außer sich.

»Liebt sie, König Don Pedro, Ihr könnt es, denn sie ist von einem Blut, das dem Eurigen mindestens gleich kommt! doch erlangt sie von ihr selbst, ich werde Euch nicht daran verhindern,« erwiderte der Maure, »Ihr seid jung, Ihr seid schön, Ihr seid mächtig, warum sollte diese Jungfrau Euch nicht lieben, warum sollte sie nicht der Liebe zugestehen, was Ihr mit Gewalt erreichen wollt?« Bei diesen Worten, welche wie der Pfeil des Parthers abgeschossen wurden und tief in das Herz von Don Pedro eindrangen, hob Mothril den Thürvorhang auf und ging rückwärts aus dem Zimmer.

»Aber sie wird mich hassen, sie muß mich hassen, wenn sie weiß, daß ich ihren Vater getödtet habe.«

»Ich spreche nie schlecht von dem Herrn, dem ich diene sagte Mothril, der den Thürvorhang noch aufgehoben hielt, »Aissa weiß nichts von Euch, wenn nicht, daß Ihr ein guter und großer König seid.«

Mothril ließ den Vorhang fallen, und Don Pedro konnte noch einige Zeit auf den Platten seine langsamen, feierlichen Schritte, die sich nach dem Zimmer von Aissa wandten, schallen hören.

---

## Einunddreißigstes Kapitel.

*Wie Mothril zum Anführer der maurischen Stämme  
und zum Minister des Königs Don Pedro ernannt  
wurde.*

Mothril wandte sich, als er den König verließ, nach der Wohnung von Aissa.

In ihr Gemach eingeschlossen, das durch Gitter geschützt und von ihrem Vater bewacht war, sehnte sich Aissa nach Luft, in Ermangelung der Freiheit.

Aissa hatte nicht, wie die Frauen unserer Zeit, das Mittel, Neuigkeiten zu erfahren, welche den Briefwechsel ersetzen; Agenor nicht mehr sehen hieß für sie nicht mehr leben; ihn nicht mehr sprechen hören hieß für sie das Ohr nicht mehr für das Geräusch dieser Welt offen haben.

Doch es lebte in ihr eine tiefe Ueberzeugung, die Ueberzeugung, sie habe eine Liebe eingeflößt, welche der ihrigen gleichkomme; sie wußte, Agenor, der schon dreimal Mittel gefunden hatte, zu ihr zu gelangen, würde, wenn er nicht todt wäre, auch ein viertes Mal Mittel finden, sie zu sehen, und in ihrem jugendlichen Vertrauen auf die Zukunft schien es ihr unmöglich, daß Agenor sterben sollte.

Es blieb also für Aissa nichts mehr Anderes zu thun, als zu warten und zu hoffen.

Die Frauen des Orients bilden sich ein Leben fortwährender Träume, gemischt mit energischen Handlungen, welche das Erwachen oder die Unterbrechungen ihres wollüstigen Schlafes sind. Wenn die arme Gefangene hätte handeln können, um Mauléon wiederzufinden, würde sie sicherlich gehandelt haben; doch unwissend wie eine von den Blumen des Orients, deren Wohlgeruch und Frische sie besaß, verstand sie es nur, sich nach der Seite zu wenden, von der ihr die Liebe, diese Sonne ihres Lebens, zukam. Aber gehen, aber sich Gold verschaffen, aber fragen und forschen, aber fliehen, das waren Dinge, die ihr nie in den Sinn kamen, da sie dieselben ganz und gar für unmöglich hielt.

Wo war übrigens Agenor? Wo war sie selbst? sie wußte es nicht. In Segovia ohne Zweifel; doch der Name Segovia stellte für sie nur den Namen einer Stadt dar und nicht mehr. Wo war diese Stadt? sie wußte es nicht: in welcher Provinz von Spanien? sie wußte es nicht, sie, die nicht einmal den Namen der verschiedenen Provinzen Spaniens kannte; sie, die hundert und fünfzig Meilen gemacht hatte, ohne die Länder zu kennen, die sie durchzogen, und nur sich dreier Punkte in diesen verschiedenen Ländern erinnernd, nämlich der Orte, wo sie Agenor gesehen.

Doch wie waren auch diese drei Punkte in ihrem Geiste eingerahmt geblieben! Wie sah sie die Ufer der Zezere, dieser Schwester des Tajo, mit den wilden Olivenbäumen, bei denen man ihre Sänfte niedergesetzt, mit den düsteren Wogen voll von Schluchzen und Geräuschen, aus deren Schooß immer noch das erste Liebeswort von Agenor und der letzte Seufzer des unglücklichen Pagen emporzusteigen schienen! Wie sah sie ihr Gemach im Alcazar mit den Gittern von Geißblatt umrankt und der Aussicht auf Blumenbeete und grüne Rasen, aus deren Mitte die schäumenden Wasser In marmorne Becken sprangen I Wie sah sie endlich die Gärten von Bordeaux mit ihren großen, dunkel belaubten Bäumen, welche von dem Haus der Lichtsee trennte, den der Mond vom Himmel herab ergoß.

Von diesen verschiedenen Landschaften waren ihren Augen jeder Anblick, jede Einzelheit, jeder Ton, jedes Blatt gegenwärtig.

Doch zu sagen, ob diese, wenn auch in der Dunkelheit ihres Lebens so hell leuchtenden, Punkte zu ihrer Rechten oder zu ihrer Linken, im Süden oder im Norden der Welt lagen, dies wäre nicht möglich für die Unwissenheit des Mädchens gewesen, das nur das gelernt, hatte, was man im Harem lernt, nämlich die Wonne des Bads und die wollüstigen Träume der Müßigkeit.

Mothril wußte dies Alles, sonst wäre er minder ruhig gewesen.

Er trat bei dem Mädchen ein.

»Aissa,« sprach er, nachdem er sich seiner Gewohnheit gemäß vor ihr niedergeworfen hatte, »darf ich hoffen, daß Ihr mit einiger Gewogenheit anhören werdet, was ich Euch zu sagen habe.«

»Ich habe Euch Alles zu verdanken, und bin Euch zugethan,« antwortete Aissa, indem sie Mothril anschaute, als hätte sie gewünscht, er könnte in ihren Augen die Wahrheit ihrer Worte lesen.

»Gefällt Euch das Leben, das Ihr führt?« fragte Mothril.

»Wie so?« erwiderte Aissa, welche sichtbar den Zweck dieser Frage zu errathen suchte.

»Ich will wissen, ob es Euch gefällt, eingeschlossen zu leben?«

»Oh! nein,« antwortete Aissa lebhaft.

»Ihr möchtet gern Eure Lage verändern?«

»Sicherlich.«

»Was würde Euch gefallen?«

Aissa schwieg, das Einzige, was sie sich wünschte, konnte sie nicht sagen.

»Ihr antwortet nicht?« fragte Mothril.

»Ich weiß nicht, was ich antworten soll.«

»Würde es Euch nicht vielleicht Freude machen,« fuhr der Maure fort, »auf einem großen spanischen Pferd, gefolgt von Frauen, Cavalieren, Hunden und Musik, auszureiten?«

»Das ist es nicht, was ich mir am meisten wünsche,« antwortete das Mädchen. »Doch nach dem, was ich mir wünsche, wäre mir auch dieses lieb; unter der Bedingung indessen . . .«

Sie hielt inne.

»Unter der Bedingung?« fragte Mothril neugierig.

»Nichts!« erwiderte das stolze Mädchen, »nichts!«

Trotz des Schweigens begriff indessen Mothril vollkommen, was dieses *unter der Bedingung* bedeuten sollte.

»So lange Ihr bei mir seid,« fuhr Mothril fort, »und so lange ich, für Euren Vater angesehen, obgleich mir diese ausnehmende Ehre nicht gebührt, für Euer Glück und Eure Ruhe verantwortlich bin, Aissa, so lange dies sich so verhält, kann das, was Ihr Euch wünscht, nicht sein.«

»Und wann wird sich das ändern?« fragte das Mädchen mit seiner naiven Ungeduld.

»Wenn Euch ein Gatte besitzen wird.«

Sie schüttelte den Kopf und, entgegnete:

»Nie wird mich ein Gatte besitzen.«

»Ihr unterbrecht mich, Senora,« sprach Mothril mit ernstem Tone. »Ich sagte doch für Euer Glück sehr ersprießliche Dinge.«

Aissa schaute den Mauren starr an.

»Ich sagte,« fuhr er fort, »ein Gatte könne Euch die Freiheit geben.«

»Die Freiheit?« wiederholte Aissa.

Vielleicht wißt Ihr nicht genau, was die Freiheit ist,« sprach Mothril. »Ich will es Euch sagen: Die Freiheit ist das Recht, durch die Straßen zu gehen, ohne das Gesicht bedeckt zu haben und in eine Sänfte eingeschlossen zu sein; es ist das Recht, Besuche zu empfangen wie bei den Franken, Jagden und Festen beizuwohnen und in Begleitung von Rittern an großen Gastmahlen Theil zu nehmen.«

Während Mothril sprach, färbte eine leichte Rothe die matte Gesichtshaut von Aissa. Zögernd erwiderte sie:

»Ich habe im Gegentheil sagen hören, der Gatte nehme dieses Recht, statt es zu geben.«

»Wenn er der Gatte ist, ja, das ist zuweilen wahr; doch ehe er es ist, besonders wenn er einen ausgezeichneten Rang einnimmt, erlaubt er seiner Verlobten, sich so zu betragen, wie ich es Euch gesagt habe. In Spanien und in Frankreich, zum Beispiel, hören die Töchter, selbst der christlichen Könige, auf die galanten Reden und werden dadurch nicht entehrt. *Derjenige*, welcher sie heirathen soll, läßt sie zuvor einen *Versuch* in dem ungebundenen und kostbaren Leben machen, das ihnen vorbehalten ist . . . Ein Beispiel: erinnert Ihr Euch an Maria Padilla?«

Aissa horchte.

»Nun?« fragte das Mädchen.

»Nun? war Maria Padilla nicht Königin der Feste, die allmächtige Gebieterin im Alcazar, in Sevilla, in der Provinz, in Spanien? Erinnert Ihr Euch nicht, daß Ihr sie bei den Spielen des Palastes durch unsere vergitterten Fenster ihr schönes arabisches Roß habt tummeln und oft ganze Tage die Cavaliere, die sie vorzog, um sich versammeln sehen? Ihr aber waret eingeschlossen und verborgen, durftet die Schwelle Eures Zimmers nicht überschreiten, sahet nur Eure Frauen und konntet mit Niemand von dem sprechen, was Ihr im Geist oder im Herzen hattet.«

»Aber Dona Maria Padilla liebte Don Pedro,« erwiderte Aissa; »denn wenn man in diesem Lande liebt, steht es einem frei, wie es scheint, es öffentlich dem zu sagen, welchen man liebt. Er wählt die Frau und kauft sie nicht, wie in Afrika. Dona Maria liebte Don Pedro, sage ich Euch, und ich werde denjenigen, welcher mich zu heirathen gedächte, nicht lieben.«

»Was wißt Ihr davon, Senora?«

»Wer ist er?« fragte lebhaft das Mädchen.

»Ihr fragt sehr eilig.«

»Und Ihr antwortet sehr langsam.«

»Nun! ich wollte Euch sagen, daß Dona Maria frei war.«

»Nein, da sie liebte.«

»Man wird frei, selbst wenn man liebt, Senora.«

»Wie dies?«

»Man hört nur aus zu lieben.«

Aissa zuckte die Achseln, als ob man ihr etwas Unmögliches sagte.

»Dona Maria ist wieder frei geworden, sage ich Euch, denn Don Pedro liebt sie nicht mehr und wird nicht mehr von ihr geliebt.«

Aissa schaute erstaunt empor; der Maure fuhr fort:

»Ihr seht also, Aissa, daß ihre Ehe nicht geschlossen ist, und daß dennoch Beide das Glück genossen haben, das hoher Rang und vornehmer Umgang verleihen.«

»Woraus zielt Ihr ab?« rief Aissa, plötzlich wie durch einen Blitz geblendet.

»Ich will Euch sagen, was Ihr schon vollkommen begriffen habt.«

»Nagt es immerhin.«

»Daß ein vornehmer Herr. . .«

»Der König, nicht wahr?«

»Der König selbst, Senora,« antwortete Mothril sich verbeugend.

»Er gedenkt mir den von Maria Padilla erledigten Platz zu geben?«

»Und seine Krone.«

»Wie Maria Padilla?«

»Dona Maria hat nur sich die Krone *versprechen* zu lassen gewußt; eine Andere, jünger, schöner, gewandter, wird es verstehen, sich dieselbe *geben* zu lassen.«

»Aber sie, sie, die man nicht mehr liebt, was wird aus ihr?« fragte Aissa ganz nachdenkend, indem sie die rasche Bewegung unterbrach, die ihre Finger den Körnern eines in Gold gefaßten Rosenkranzes von Aloeholz verliehen.

«Oh!« versetzte Mothril, Gleichgültigkeit heuchelnd, »sie hat sich ein anderes Glück geschaffen; die Einen sagen, sie habe die Kriege befürchtet, in welche der König verwickelt werden soll; die Andern, und das ist wahrscheinlicher, sie liebe einen andern Mann und werde diesen zum Gatten nehmen.«

»Welchen Mann?« fragte Aissa.

»Einen Ritter aus dem Abendland,« antwortete Mothril.

Aissa versank in eine diese Träumerei, denn diese hinterlistigen Worte enthüllten ihr nach und nach wie durch eine Zaubermacht die ganze so süße Zukunft, von der sie träumte und deren Schleier sie aus Unwissenheit oder aus Schüchternheit nicht zu lüften gewagt hatte.

»Ah! man sagt das?« fragte endlich Aissa entzückt.«

»Ja,« sprach Mothril, »und man fügt bei, als sie ihre Freiheit wieder erlangt, habe sie ausgerufen: »Oh! welches Glück hat es mir gebracht, daß sich der König um mich beworben, denn ich bin dadurch aus der Stille und aus dem Hause gezogen worden, um mich in diese schöne Sonne stellen zu können, die mich meine Liebe hat unterscheiden lassen.««

»Ja, ja,« sagte das Mädchen träumerisch.

»Sicherlich,« fuhr Mothril fort, »sicherlich hätte sie im Harem oder im Kloster die Freude nicht gefunden, die ihr zu dieser Stunde zu Theil wird.«

»Das ist wahr,« sprach Aissa.

»Ihr werdet also im Interesse Eures Glückes auf den König hören, Aissa?«

»Aber der König wird mir doch Zeit lassen, nachzudenken?«

»So viel es Euch beliebt und es einem edlen Mädchen, wie Ihr seid, gebührt. Nur ist er ein trauriger und durch sein Unglück gereizter Herr. Euer Wort ist süß, wenn Ihr wollt; wollt es, Aissa. Don Pedro ist ein großer König, dessen Empfindlichkeit man schonen, dessen Wünsche man vermehren muß.«

»Ich werde den König hören, Herr,« antwortete das Mädchen.

»Gut!« sagte Mothril zu sich selbst; »ich war sicher, der Ehrgeiz würde sprechen, sollte die Liebe nicht sprechen. Sie liebt ihren Ritter genug, um die Gelegenheit zu ergreifen, die sich bietet, ihn wiederzusehen: in diesem Augenblick opfert sie den Monarchen dem Geliebten, vielleicht werde ich später genöthigt sein, darüber zu wachen, daß sie nicht den Geliebten dem Monarchen opfert.«

»Ihr weigert Euch also nicht, den König zu sehen, Dona Aissa?« fragte er.

»Ich werde die ehrfurchtsvolle Dienerin Seiner Hoheit sein,« sprach das Mädchen.

»Nein, denn Ihr seid dem König gleich an Rang, vergeßt das nicht. Nur nicht mehr Hoffart, als Demuth. Lebt wohl, ich will den König benachrichtigen, daß Ihr der Serenade, die man ihm jeden Abend gibt, anzuwohnen einwilligt. Der ganze Hof und viele edle Fremde werden dabei sein. Lebet wohl, Dona Aissa.«

»Wer weiß,« murmelte das Mädchen, »ob ich nicht unter diesen edlen Fremden Agenor sehe?«

Don Pedro, der Mann mit den heftigen und raschen Leidenschaften, erröthete vor Freude, wie ein junger Novize, als er am Abend dem Balcon glänzend unter ihrem goldgestickten Schleier die schöne Maurin sich nähern sah, deren schwarze Augen und bleiche Gesichtsfarbe Alles verdunkelten, was Segovia bis jetzt an vollkommenen Schönheiten erschaut hatte.

Aissa schien eine an die Huldigungen der Könige gewohnte Königin zu sein. Sie schlug nicht die Augen nieder, schaute häufig Don Pedro an, durchforschte mit den Blicken die Menge, und mehr als einmal am Abend verließ Don Pedro seine weisesten Räthe oder die hübschesten Frauen, um ganz leise ein Wort zu dem Mädchen zu sagen, das ihm ohne Unruhe und ohne Verlegenheit antwortete, nur ein wenig zerstreut, vielleicht, denn die Gedanken von Aissa waren anderswo.

Don Pedro reichte ihr die Hand, um sie an ihre Sänfte zurückzuführen, und auf dem Wege sprach er unaufhörlich mit ihr durch ihre seidnen Vorhänge.

Die ganze Nacht unterhielten sich die Höflinge von der neuen Gebieterin, die ihnen der König zu geben sich anschickte, und als Don Pedro sich niederlegte, verkündigte er öffentlich, er betraue mit der Sorge der Unterhandlungen und des Soldes der Truppen seinen ersten Minister Mothril, den Anführer der in seinem Dienste verwendeten maurischen Stämme.

---

## Zweiunddreißigtes Kapitel

*Wie sich Agenor und Musaron, in der Sierra Aracena reisend, unterhielten.*

Man hat gesehen, wie Mauléon und sein Knappe sich bei einem schönen Mondschein nach dem Wunsch des neuen Königs von Castilien auf den Weg begaben.

Nichts öffnete der Freude das Herz von Musaron so sehr, als der indiskrete Klang einiger Thaler, die sich in der Tiefe seiner ungeheuren Ledertasche wiegten; und an diesem Tag war es nicht mehr das Klirren eines zufälligen Zusammentreffens, was den würdigen Knappen erheiterte, sondern es war der dumpfere Ton eines Hunderts gewichtiger Stücke, welche sich in einem Sack zusammengepreßt fanden und sich an einander zu fügen suchten; die Freude von Musaron war auch verhältnißmäßig dick und sonor.

Die schon damals gebahnte Straße von Burgos nach Segovia war schön; aber gerade weil sie schön und sehr stark besucht war, dachte Mauléon, es wäre nicht klug, streng ihrem Zuge zu folgen. Er warf sich daher als ein wahrer Bearner in die Sierra und folgte den pittoresken Wellenlinien des westlichen Gebirgsabhanges, der sich, abwechselnd blühend, felsig und moosig, wie ein natürlicher Vorhang von Cambra bis Tudela erstreckt.

Schon am Anfang der Reise sah sich Musaron, der aus die Hälfte der Thaler gerechnet hatte, um sich einen Weg zu machen, wie er ihn haben wollte, sehr getäuscht. Hatten in den Städten und in der Ebene die Einwohner ihre Reichthümer unter dem doppelten Drucke von Don Pedro und von Enrique ausgezehrt, wie mußte es bei den Bergbewohnern sein, welche nie Reichthümer besessen? Aus Schafsmilch, aus rauhen Wein, aus Gersten- und Hirsenbrod angewiesen, sehnten sich auch unsere Reisenden, besonders Musaron, nach den Gefahren der Ebene zurück: Gefahren, welche mit Genüssen, als da sind, gebratene junge Ziegen, Olla-Podrida und guter, in Schläuchen gealterter Wein, vermischt waren.

Musaron fing auch an sich bitterlich zu beklagen, daß er keinen Feind zu bekämpfen habe.

Agenor, der an etwas Anderes dachte, ließ ihn klagen, ohne zu antworten; dann aber seiner Träumerei, so tief sie auch war, durch die wilden Prahlereien seines Knappen entrissen, hatte er das Unglück zu lächeln.

Dieses Lächeln, unter dem allerdings eine Nuance von Ungläubigkeit vordrang, mißfiel Musaron ungemein.

»Ich glaube nicht, gnädiger Herr,« sagte er, indem er die Lippen zusammendrückte, um sich eine unzufriedene Miene zu geben, obgleich dieser ungewöhnliche Ausdruck seiner Physiognomie bedeutend von der gewöhnlichen Gutmüthigkeit seines ehrlichen Gesichtes abstach, »ich glaube nicht, daß der gnädige Herr je an meinem Muth gezweifelt hat, und mehr als ein Zug dürfte zum Beweis dafür dienen.«

Agenor machte ein Zeichen der Beistimmung.

»Ja, mehr als ein Zug,« fuhr Musaron fort. »Soll ich von dem Mauren sprechen, den ich in den Gräben von Medina Sidonia so gut durchbohrt habe? von dem Andern, den ich im Gemache der unglücklichen Königin Blanche selbst erwürgte? Gewandtheit und Muth, ich sage es

bescheidener Weise, werden mein Wahlspruch sein, wenn ich mich je zum Range eines Ritters emporschwinde.«

»Dies Alles ist strenge Wahrheit, mein lieber Musaron,« sagte Agenor; »doch laß hören, woraus zielst Du ab mit allen Deinen langen Reden und mit Deinem wilden Runzeln der Stirne?«

»Gnädiger Herr,« erwiderte Musaron, gestärkt durch den mitfühlenden Ton, den er in der Stimme seines Gebieters wahrgenommen hatte, »gnädiger Herr, Ihr langweilt Euch also nicht?«

»Mit Dir selten, mein guter Musaron; mit meinen Gedanken nie.«

»Ich danke, edler Herr; aber wenn ich überlege, daß es hier nicht den geringsten verdächtigen Reisenden gibt, dem wir mit der Lanzenspitze ein gutes Viertel kaltes Wildbret oder einen dicken Schlauch von jenen, schönen Weinen, welche man dort am User des Meeres erzeugt, abnehmen könnten . . . das ärgert mich.«

»Ah! ich begreife, Du hast Hunger, Musaron, und Deine Eingeweide schreien: Vorwärts!«

»Ganz richtig, Señor, wie man hier zu Lande sagt; seht doch unter uns den hübschen Weg. Wenn man in Betracht zieht, daß wir, statt in diesen ewigen Schlünden und unter diesen ungastlichen Birken umherzuschweifen, würden wir dem Pfade folgen, der sich beinahe eine Meile abwärts zieht, jenes Plateau erreichen könnten, auf dem man eine Kirche sieht! Schaut, Herr, neben einem dicken, fetten Rauch; seht Ihr! Spricht bei einem frommen Rittersmann, bei einem guten Christen nichts zu Gunsten dieser Kirche? Oh! der schöne Rauch! er riecht von hier aus gut!«

»Musaron,« erwiderte Agenor, »ich habe eben so große Lust, als Du, die Lebensordnung zu verändern und Menschen zu erschauen; aber ich kann meine Person nicht unnützen Gefahren aussetzen. Genug ernste und unvermeidliche Gefahren harren meiner in Erfüllung meines Auftrags. Diese Berge sind unfruchtbar, öde, aber sicher.«

»Ei! gnädiger Herr,« fuhr Musaron fort, der entschlossen schien, sich nicht zu ergeben, ohne gekämpft zu haben: »habt die Gnade, reitet mit mir nur bis auf das Drittel des Abhangs hinab, und ich werde bis zu dem Rauch weiter ziehen und uns einige Mundvorräthe verschaffen, mit deren Hilfe wir geduldiger sein können. Was meine Spur betrifft, so geht die Nacht darüber hin und morgen sind wir fern.«

»Mein lieber Musaron,« sprach Agenor, »höre wohl, was ich Dir sagen werde.«

Der Knappe horchte, den Kopf schüttelnd, als hätte er vorhergesehen, das, was ihn sein Herr zu hören bat, stünde nicht im Einklang mit seinen Ideen.

»Ich werde mir weder Umschweife, noch Abwege erlauben, so lange wir nicht in Segovia angekommen sind fuhr Agenor fort. »In Segovia, Herr Sybarite, könnt Ihr Alles finden, was Euer Herz begehrt: ausgesuchte Speisen, angenehme Gesellschaft. In Segovia endlich werdet Ihr wie der Stallmeister eines Botschafters, was Ihr seid, behandelt werden. Doch bis dahin marschiren wir gerade aus, wenn es Euch beliebt. Ist übrigens Segovia nicht die Stadt, die ich dort im Nebel erblicke und aus deren Mitte jener schöne Glockenthurm und jener blendende Dom emporragen? Morgen Abend werden wir dort sein; wegen einer solchen Kleinigkeit ist es also nicht der Mühe werth, daß wir von unserem Wege abgehen.«

»Ich gehorche Eurer Herrlichkeit,« versetzte Musaron mit kläglichem Tone, »das ist meine Pflicht und ich liebe meine Pflicht; doch wenn ich mir . . . Alles im Interesse Eurer Herrlichkeit . . .«

Agenor blickte Musaron an, der diesen Blick durch ein Zeichen mit dem Kopf erwiderte,

welches bedeutete: »Ich behaupte, was ich gesagt habe.«

»Laß hören,« sprach der junge Mann.

Schleunigst fuhr Musaron fort:

»Es gibt ein Sprichwort in meinem Lande, und folglich in dem Eurigen, das dem Glöckner räth, die kleinen Glocken vor den großen zu versuchen.«

»Was bedeutet dieses Sprichwort?«

»Es bedeutet, gnädiger Herr, daß es, ehe wir in, Segovia, nämlich in die große Stadt einziehen, klug, von uns wäre, einen Flecken zu befühlen; hier würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach irgend eine gute Wahrheit über den Stand der Angelegenheiten hören. Ah! wenn Eure Herrlichkeit wüßte, was ich Alles an guten Vorzeichen aus dem Rauche jenes Fleckens entnehme.«

Agenor war der Mann des gesunden Verstandes. Die ersten Gründe von Musaron hatten ihn nur wenig angeregt; doch der letzte berührte ihn tiefer; er bedachte überdies, daß Musaron die fixe Idee hatte, nach dem nahen Flecken zu gehen, und daß ihn in seiner Idee stören die so gut geordnete Uhr seines Charakters stören hieß, welche Störung ihn damit bedrohte, daß er wenigstens einen ganzen Tag auszuhallen haben würde, was es Abscheulichstes unter dem Himmel gibt, nämlich die schlimme Laune eines Dieners, ein Sturm, der unvermeidlicher und schwärzer ist, als jedes Gewitter.

»Gut, es sei,« sagte er, »ich billige Deinen Wunsch. Musaron, geh nach, was um jenen Rauch her vorgeht, und melde es mir sodann.«

Da Musaron vom Anfang dieser Verhandlung an beinahe sicher war, der Ausgang würde seinem Willen entsprechen, so nahm er diese Erlaubniß ohne einen unmäßigen Ausbruch der Freude auf und trabte, dem Pfade folgend, den er schon so lange mit den Augen verschlang, fort.

Agenor wählte seinerseits, um bequem die Rückkehr seines Knappen abzuwarten, ein reizendes Amphitheater von Felsen, durchstreut mit Birken, dessen Mittelpunkt mit jenem seinen Moos überzogen war, das man nur im Gebirge findet, und wo man nach Herzenslust alle jene schönen Blumen blühen sieht, welche sich nur am Rande von Abschlüssen 'erschließen; eine Quelle, durchsichtig wie ein Spiegel, schlummerte einen Augenblick in einem natürlichen Becken und entfloh dann seufzend unter den Steinen.

Agenor löschte darin seinen Durst, nahm seinen Helm ab und lehnte sich unter der erquickenden Frische des Schattens an den weichen Stamm einer alten Eiche an.

Bald überließ er sich ganz und gar, wie ein wahrer Rittersmann der alten Mährchen und der romantischen Legenden, den süßen Liebesgedanken, in die er so tief versank, daß er, ohne es zu bemerken, von der Träumerei in die Extase und von der Extase in den Schlaf überging.

Im Alter von Agenor schläft man selten, ohne zu träumen; der junge Mann war auch kaum entschlummert, als er träumte, er sei in Segovia angekommen, der König Don Pedro lasse ihn mit Ketten beladen und in einen engen Kerker werfen, durch dessen Gitter die schöne Aissa erscheine; doch kaum habe diese süße Vision die Nacht seines Kerkers erhellt, da laufe Mothril herbei, um das tröstliche Bild zu verjagen, und ein Streit entspinne sich zwischen dem Mauren und ihm; mitten in diesem Streite und als er fühlte, er würde unterliegen, machte sich ein Galopp, die Erscheinung einer unerwarteten Hülse verkündigend, hörbar.

Der Lärm dieses Galopps drang so tief in seinen Traum ein, daß die Sinne von Agenor einzig und allein davon gefesselt waren, und daß er bei den ersten Tönen des Reiters, den dieser

Galopp zu ihm geführt, erwachte.

»Gnädiger Herr! gnädiger Herr!« rief die Stimme.

Agenor öffnete die Augen; Musaron war vor ihm.

Er bot einen seltsamen Anblick, der würdige Knappe, wie er auf seinem Pferde saß, dessen Bewegungen er nur mit Hilfe der Kniee lenkte, denn seine beiden Hände waren vor ihm ausgestreckt, als ob er blinde Kuh spielte; er trug nämlich am Gelenke jedes Armes einerseits einen an den vier Pfoten zusammengebundenen Schlauch, andererseits ein an den vier Zipfeln zusammengeknüpftes Tuch, einen Pack mit getrockneten Weinbeeren und geräucherten Zungen bildend, während er in beiden Händen, wie ein Paar Pistolen, eine gemästete Gans und einen Laib Brod hielt, der zum Abendmahl für sechs Mann hinreichend gewesen wäre.

»Gnädiger Herr!« schrie, wie gesagt, Musaron, »eine große Neuigkeit!«

»Was gibt es?« rief der Ritter, der rasch seinen Helm aufsetzte und mit der Hand nach dem Griffe seines Degens fuhr, als wäre Musaron einem feindlichen Heere vorangegangen.

»Oh! wie gut war ich inspirirt!« sprach Musaron, »und wenn ich bedenke, daß wir ohne meine Beharrlichkeit weiter gezogen wären?«

»Was gibt es, verdammter Schwätzer?«

»Was es gibt! . . . Gott hat mich in jenes Dorf geführt.«

»Aber was hast Du erfahren, sprich!«

»Ich habe erfahren, daß der König Don Pedro. . . der Exkönig Don Pedro, wollte ich sagen . . .

«

»Nun?«

»Er ist nicht mehr in Segovia.«

»Wahrhaftig!« rief Mauléon ärgerlich.

»Nein, gnädiger Herr, der Alcade ist gestern von einer Fahrt zurückgekehrt, die er mit den Vornehmsten des Fleckens zu Don Pedro gemacht hatte, welcher vorgestern, von Segovia kommend, nach der Ebene gezogen ist.«

»Aber wohin ist er gegangen?«

»Nach Soria.«

»Mit seinem Hof?«

»Mit seinem Hof.«

»Und,« fuhr Agenor zögernd fort, »mit Mothril?«

»Allerdings.«

»Und,« stammelte der junge Mann, »mit Mothril war ohne Zweifel. . .«

»Seine Sänfte? ich glaube es wohl, er verliert sie nicht aus dem Blick, ausgenommen, wenn er schläft. Uebrigens ist sie nun gut bewacht.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Daß sie der König nicht mehr verläßt.«

»Die Sänfte?«

»Gewiß, er geleitet sie zu Pferde, und bei dieser Sänfte hat er die Abgeordneten des Fleckens empfangen.«

»Wohl! mein lieber Musaron, gehen wir nach Soria,« sprach Mauléon mit einem Lächeln, das einen Anfang von Unruhe schlecht verhüllte.

»Gehen wir dahin, gnädiger Herr; doch wir können nicht mehr derselben Straße folgen, denn wir wenden Soria nun den Rücken zu. Ich habe mich im Flecken erkundigt, wir durchschneiden das Gebirge links und gelangen in einen Engpaß parallel mit der Ebene. Dieser Engpaß wird uns den Uebergang über zwei Flüsse und einen Weg von elf Meilen ersparen.«

»Gut, Du sollst mein Führer sein; doch bedenke welche Verantwortlichkeit Du übernimmst, mein armer Musaron.«

»Diese Verantwortlichkeit bedenkend, sage ich Euch, gnädiger Herr, daß Ihr die Nacht im Flecken zubringen solltet. Seht, der Abend kommt, die Kühle macht sich fühlbar; marschiren wir noch eine Stunde, so ist es stockfinstere Nacht um uns her.«

»Laß uns diese Stunde benützen, Musaron, und da Du so gut unterrichtet bist, zeige mir den Weg.«

«Aber Euer Mahl, Herr?» entgegnete Musaron, eine letzte Einwendung versuchend.

»Unser Mahl wird statthaben, wenn wir ein entsprechendes Lager finden. Vorwärts, Musaron, vorwärts.«

Musaron entgegnete nichts mehr; es gab bei Agenor einen gewissen Stimmtön, den er vollkommen kannte; wenn dieser Stimmtön irgend einen Befehl begleitete, ließ sich nichts mehr sagen.

Mit Hilfe verschiedener Combinationen, von denen die einen immer geistreicher waren, als die andern, gelang es dem Knappen, seinem Herrn den Steigbügel zu halten, ohne seine Arme von einer der Bürden freizumachen, welche dieselben belasteten, und immer beladen, stieg er selbst wieder zu Pferde, ritt voran und drang muthig in die Gebirgsschlucht, welche ihnen den Uebergang über zwei Flüsse ersparen und ihren Weg um elf Meilen abkürzen sollte.

---

## Dreiunddreißigstes Kapitel.

*Wie Musaron eine Grotte fand, und was in dieser Grotte war.*

Die Reisenden hatten, wie es Musaron gesagt, noch eine Stunde Tag, und die letzten Strahlen der Sonne konnten sie in ihrem Marsche leiten; doch in dem Augenblick, wo der Widerschein der erbleichenden Flamme den höchsten Pic der Sierra verlassen hatte, fing die Nacht an mit einer um so furchtbareren Schnelligkeit einzutreten, als während der letzten Stunde des Tages Musaron und sein Herr hatten bemerken können, wie abschüssig und daher wie gefährlich der Weg war, dem sie folgten.

Nachdem sie eine Viertelstunde in der Finsterniß marschirt waren, hielt auch Musaron plötzlich an und sprach: .

»Oho! Herr Agenor, der Weg wird immer schlechter, oder es ist eigentlich gar kein Weg mehr. Wir werden uns sicherlich umbringen, gnädiger Herr, wenn Ihr verlangt, daß wir weiter gehen.«

»Teufel!« rief Agenor, »Du weißt, ich bin nicht schwer zu befriedigen; doch das Nachtlager kommt mir hier etwas ländlich vor. Sieh, ob wir nicht weiter gehen können.«

»Unmöglich, wir sind auf einer Art von Plattform, welche den Absturz auf allen Seiten überragt; machen wir einen einfachen Halt, und verlaßt Euch auf mich, mit dem Gebirge vertraut, werde ich eine Stelle finden wo Ihr die Nacht zubringen könnt.«

»Siehst Du abermals irgend einen guten fetten Rauch?« fragte Agenor lächelnd.

»Nein, aber ich rieche eine hübsche Grotte, mit Vorhängen von Epheu und Wänden von Moos.«

»Aus der wir eine ganze Welt von Nachteulen, von Eidechsen und Schlangen zu vertreiben haben werden?«

»Meiner Treue, daran ist wenig gelegen, gnädiger Herr; zu dieser Stunde und an dem Orte, wo wir uns befinden, ist das, was fliegt, kratzt oder kriecht, nicht Alles, was mich erschreckt, sondern das, was marschirt; überdies seid Ihr nicht abergläubisch genug, um Angst vor den Nachteulen zu haben, und die Eidechsen und Nattern werden wohl nicht viel von Euren eisernen Beinen abbeißen.«

»Gut,« sagte Agenor, »so wollen wir Halt machen.«

Musaron stieg ab und, schlang den Zaum seines Pferdes um einen Felsen, während sein Herr aufrecht auf seinem Rosse sitzend, der Reiterstatue des kalten und ruhigen Muthes ähnlich, wartete.

Mittlerweile durchforschte der Knappe mit jenem Instinct, dessen Macht der gute Wille verzehnfacht, die Umgegend.

Es war keine Viertelstunde vergangen, als er mit entblößtem Schwerte und mit siegreicher Miene zurückkehrte.

»Hierher, gnädiger Herr, hierher,« sagte er, »kommt und schaut unsern Alcazar an.«

»Was hast Du denn?« fragte der Ritter, »Du scheinst mir von Wasser zu triefen.«

»Gnädiger Herr, ich habe mich gegen einen ganzen Wald von Lianen geschlagen, die mich zum Gefangenen machen wollten; doch rechts und links hauend, bahnte ich mir einen Weg; da regneten alle vom Thau feuchten Blätter auf meinen Kopf, zu gleicher Zeit fand ein Ausfall von einem Dutzend Fledermäuse statt, und der Platz hat sich ergeben. Stellt Euch eine herrliche Gallerie vor, deren Boden seiner Sand bildet.«

»Ah! wahrhaftig?« sprach Agenor, der seinem Knappen folgte, doch nicht ohne ein wenig an seinen Worten zu zweifeln.

Agenor hatte Unrecht, zu zweifeln. Kaum war er hundert Schritte auf einem jähem Abhang weiter geritten, als er an einer Stelle, wo der Weg durch eine Mauer geschlossen zu sein schien, unter seinen Füßen eine Streu von frischen Blättern und eine Anhäufung von kleinen Zweigen, das Resultat der Schlächtereie von Musaron, fühlte, indeß da und dort, unsichtbar und nur durch die Luft sich verrathend, welche ihr schweigsamer Flügelschlag dem Ritter ins Gesicht sandte, große Fledermäuse ungeduldig, wieder von ihrer Wohnung Besitz zu ergreifen, umher flogen.

»Oh! das ist die Höhle des Zauberers Maugis!« rief Agenor.

»Von mir entdeckt, gnädiger Herr, und zwar von mir zuerst. Der Teufel soll mich holen, wenn je ein Mensch den Gedanken gehabt hat, einen Fuß hierher zusetzen; diese Schlingpflanzen stammen vom Anfang der Welt her.«

»Sehr gut,« sprach Agenor lachend; »doch wenn diese Grotte den Menschen unbekannt ist . . .«

»Oh! dafür stehe ich.«

»Kannst Du auch dasselbe von den Wölfen sagen?«

»Oho!« machte Musaron.

»Von einigen kleinen rothen Bären, von der Gebirgsrace, Du weißt, wie man sie in den Pyrenäen findet?«

»Teufel!«

»Oder von jenen wilden Katzen, welche den entschlummerten Reisenden die Kehle aufbeißen, um ihnen das Blut auszusaugen?«

»Gnädiger Herr, wißt Ihr, was wir werden thun müssen? Einer von uns wird wachen, während der Andere schläft.«

»Das wird klug sein.«

»Habt Ihr nun nichts Anderes mehr gegen die Höhle von Maugis?«

»Durchaus nichts; ich finde sie sogar sehr angenehm.«

»Nun wohl also, laßt uns eintreten.«

»Treten wir ein.«

Beide stiegen ab und traten ein, wobei der Ritter mit der Lanzenspitze, der Knappe mit der Schwertschneide umher fühlten. Nachdem sie etwa zwanzig Schritte gemacht, trafen sie auf eine feste, undurchdringliche, wie es schien, vom Felsen selbst gebildete Wand, ohne eine bemerkbare Höhlung, ohne einen Schlupfwinkel für die schädlichen Thiere.

Diese Grotte war in zwei Theile abgetheilt: man trat zuerst unter eine Art von Vorhalle, dann drang man wie durch ein Thor in eine zweite Aushöhlung, die wieder ihre ganze Höhe annahm.

Es war dies offenbar eine von jenen, Grotten, welche in den ersten Zeiten des Christenthums von Einsiedlern bewohnt wurden, die den Weg der Einsamkeit gewählt hatten, um zum Himmel

zu gelangen.

»Gott sei Dank!« sprach Musaron, »unser Schlafzimmer ist sicher.«

»Wenn dem so ist, führe die Pferde in den Stall und decke den Tisch, denn ich habe Hunger,« sprach Agenor.

Musaron führte wirklich die Pferde in das, was sein Herr den Stall nannte; es war dies die Vorhalle der Grotte.

Nachdem er sich dieser Sorge entledigt hatte, ging er zu den wichtigen Vorbereitungen zum Abendbrod über.

»Was sagst Du?« fragte Agenor, der ihn brummeln hörte, während er die Befehle vollzog, die er erhalten hatte.

»Ich sage, gnädiger Herr, ich sei ein großer Dummkopf, daß ich Wachs vergessen habe, um uns zu leuchten. Zum Glück können wir Feuer machen.«

»Was denkst Du, Musaron, Feuer?«

»Das Feuer verjagt die wilden Thiere, das ist ein Grundsatz, dessen Richtigkeit ich mehr als einmal zu erkennen Gelegenheit gehabt habe.«

»Ja, aber es zieht die Menschen an, und ich gestehe Dir, ich befürchte in diesem Augenblick mehr den Angriff irgend einer maurischen oder englischen Bande, als den einer Herde von Wölfen.«

»Gottes Tod!« rief Musaron, »es ist doch traurig, Herr, so gute Dinge zu essen, ohne sie zu sehen.«

»Bah! Bah!« versetzte Agenor, »ein hungeriger Bauch hat allerdings keine Ohren, aber er hat Augen.«

Stets gelehrig, wenn man ihn zu überzeugen wußte, oder wenn man that, was er wünschte, erkannte Musaron diesmal die Haltbarkeit der Gründe seines Herrn und richtete das Mahl an der Thüre der zweiten Höhle, damit ein letzter Schein von Außen bis zu ihnen dringen könnte.

Sie fingen an zu speisen, nachdem die Pferde Erlaubniß erhalten hatten, den Kopf in den Hafersack zu stecken, den Musaron auf dem Kreuze mit sich führte.

Agenor, ein junger und kräftiger Mann, griff die Mundvorräthe mit einer Thätigkeit, mit einem Eifer an, worüber ein Verliebter in unsern Tagen vielleicht erröthen würde, während man dabei die enthusiastische Begleitung von Musaron hörte, der, immer unter dem Vorwand, man sehe nichts, die Knochen mit dem Fleisch zerbiß.

Plötzlich währte das Thema auf der Seite von Agenor fort, doch die Begleitung von Musaron hörte auf.

»Nun! was gibt es denn?« fragte der Ritter.

»Gnädiger Herr, ich glaubte zu hören,« erwiderte Musaron, »doch ich habe mich ohne Zweifel getäuscht. . . Es,ist nichts.«

Und er fing wieder an zu essen.

Doch bald unterbrach er sich abermals, und da er den Rücken der Oeffnung zuwandte, so konnte Agenor seine Unbeweglichkeit wahrnehmen.

»Ah!« sagte Agenor, »wirst Du ein Narr?«

»Nein, Senor, eben so wenig als ich taub werde. Ich höre, sage ich Euch, ich höre.«

»Bah! Du träumst,« entgegnete der junge Mann, »eine vergessene Fledermaus schlägt mit

ihren Flügeln an die Wand.«

»Ei!« sagte Musaron, die Stimme so dämpfend, daß ihn selbst sein Herr kaum verstand, »ich höre nicht nur, sondern ich sehe auch,«

»Du siehst?«

»Ja, und wenn Ihr Euch umwenden wollt, werdet Ihr selbst sehen.«

Die Aufforderung war so bestimmt, daß sich Agenor rasch umwandte.

In der That, mitten auf dem dunkeln Grunde der Höhle, funkelte ein leuchtender Streifen; ein Licht, hervorgebracht durch irgend eine Flamme, drang durch den Spalt des Felsen in die Grotte.

Die Erscheinung wäre erschreckend genug für Jeden gewesen, der sich die Sache nicht sogleich überlegt hätte.

»Wenn wir kein Licht haben, so haben sie,« sprach Musaron.

»Wer, sie?«

»Unsere Nachbarn.«

»Du hältst also Deine einsame Grotte für bewohnt?«

»Ich habe mich nur für diese verbirgt, und nicht für die nächstliegende.«

»Sprich, erkläre Dich.«

»Begrift, gnädiger Herr, wir befinden uns auf dem Kamm eines Gebirges; jedes Gebirge hat zwei Abhänge.«

»Sehr gut!« »Folgt meinem Schluß; diese Grotte hat zwei Eingänge. Ein Zufall hat die schlecht verbundene Scheidewand hervorgebracht, die wir hier sehen. Wir sind in die Grotte durch den westlichen Eingang eingedrungen, sie durch den östlichen.«

»Aber wer denn, sie?«

»Ich weiß es nicht, doch wir werden es sehen. Gnädiger Herr, Ihr hattet Recht, daß Ihr mich kein Feuer machen lassen wolltet. Ich glaube, daß Eure Herrlichkeit eben so klug, als muthig ist, was nicht wenig heißt. Doch laßt uns sehen.«

»Sehen wir!«

Und Beide drangen, nicht ohne ein Herzklopfen, in die Tiefen der Höhle ein. Musaron ging voran; er kam zuerst an und hielt zuerst sein Auge an den Spalt, welcher die kalte Felswand trennte.

»Schaut!« sagte er mit leiser Stimme, »es ist wohl der Mühe werth.«

Agenor schaute ebenfalls und bebte.

»Nun!« flüsterte Musaron.

»St!« machte Agenor.

---

## Vieinndreißigstes Kapitel.

### *Die Zigeuner.*

>Was unsere Reisenden mit Erstaunen betrachteten, verdiente in der That die Aufmerksamkeit, die sie darauf richteten.

Man vernehme, was der Blick durch den Spalt des Felsen umfassen konnte.

Zuerst eine Höhle, ungefähr der ähnlich, in welcher sich unsere zwei Reisenden befanden; im Mittelpunkt dieser Höhle zwei Gestalten, die bei einem Kistchen saßen oder hockten, das aus einem großen Stein stand; an einer von den Ecken dieses Steines suchte eine von den zwei Gestalten eine Wachskerze halten zu machen, welche, die Scene beleuchtend, die Helle von sich gab, wodurch die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt worden war.

Diese zwei Gestalten waren elend gekleidet und trugen capuzenartig auf dem Kopf jenen dichten Schleier mit den Ungewissen Farben, der die Zigeunerinnen jener Zeit charakterisirte; Agenor erkannte daher in ihnen zwei Frauen dieser umherschweifenden Nation; sie waren alt, nach ihrer Haltung und nach ihren Geberden zu urtheilen.

Zwei Schritte von ihnen erblickte man eine dritte Gestalt, aufrecht und nachdenkend; da jedoch das schwankende Licht der Wachskerze ihr Gesicht nicht erhellte, so ließ sich unmöglich sagen, welchem Geschlechte diese dritte Gestalt angehörte.

Mittlerweile ordneten die zwei ersten Gestalten, einige Packe mit Kleidungsstücken in Form von Sitzen aus dem Boden.

Dies Alles war armselig, elend, zerlumpt; nur das Kistchen bildete einen seltsamen Widerspruch mit dieser Dürftigkeit, denn es war von Elfenbein und ganz mit Gold eingelegt.

Dann schritt eine vierte Gestalt aus dem Hintergrunde der Grotte, zuerst im Schatten, dann im Halbschatten und endlich im Licht herbei.

Sie näherte sich, beugte sich über eine von den zwei sitzenden Frauen herab und sprach ein paar Worte zu ihr, welche weder Agenor, noch Musaron hören konnten.

Die sitzende Zigeunerin horchte aufmerksam und entließ dann mit einer Geberde denjenigen, welcher zuletzt eintrat.

Agenor bemerkte, daß diese Geberde voll Adel und Herrschaft war.

Die stehende Gestalt folgte, nachdem sie sich verbeugt, der, welcher die paar Worte gesprochen hatte, und Beide verschwanden in den Tiefen der Grotte.

Dann stand die Frau mit der gebieterischen Geberde ebenfalls auf und setzte ihren Fuß auf den Stein, Deutlich sah man die Handlungen aller dieser Leute, aber man konnte ihre Worte nicht hören, welche wie ein verworrenes Gemurmel durch die Grotte schwirrten.

Die zwei Zigeunerweiber waren allein geblieben.

»Wetten wir, gnädiger Herr,« sagte Musaron mit leiser Stimme, »wetten wir, daß diese zwei Hexen mit einander dreihundert Jahre alt sind. Die Zigeunerinnen leben so lange als die Krähen.«

»In der That, sie scheinen nicht jung zu sein,« sprach Agenor.

Statt aufzustehen, wie die erste, hatte sich die zweite Frau während dieser Zeit nur auf die Kniee erhoben, und sie fing an das hirschlederne Stiefelchen aufzuschnüren, das ihr Bein bis über den Knöchel umhüllte.

»Meiner Treue,« sagte Agenor, »schaue, wenn Du willst, ich ziehe mich zurück, denn nichts ist häßlicher, als der Fuß eines alten Weibes.«

Neugieriger als sein Herr, blieb Musaron, während der Ritter eine Bewegung rückwärts machte.

»Ah! Herr,« sagte der Knappe, »ich versichere Euch, dieser ist minder häßlich, als man glauben sollte. Oh! er ist im Gegentheil ganz reizend. Schaut doch, gnädiger Herr, schaut doch.«

Agenor wagte es.

»In der That,« sagte er, »das ist außerordentlich, der Knöchel ist von einer reinen Vollendung!«

Die Alte tauchte in ein Wasser so klar wie Krystall, das in Diamanttropfen unter einem Felsen hervorsprudelte, ein Tuch von ausnehmender Feinheit und wusch ihrer Gefährtin den Fuß.

Dann suchte sie in dem mit Gold eingelegten Kistchen und zog wohlriechende Salben daraus hervor, mit denen sie den Fuß einrieb, der die Bewunderung und besonders das Erstaunen der zwei Reisenden hervorrief.

»Wohlgerüche! Balsame! seht Ihr, Herr, seht Ihr?« rief Musaron.

»Was soll das bedeuten?« murmelt« Agenor, der die Zigeunerin einen zweiten Fuß, nicht minder zart, nicht minder weiß, als der erste, entblößen sah.

»Herr, das ist die Toilette der Zigeuerkönigin,« sprach Musaron.

Die Zigeunerin war in der That, nachdem sie den zweiten Fuß gewaschen, abgetrocknet und eingesalbt hatte, wie den ersten, zum Schleier übergegangen, den sie mit aller möglichen Vorsicht und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Ehrfurcht wegnahm.

Als der Schleier fiel, entblößte er, statt die Runzeln einer Hundertjährigen zu zeigen, wie es Musaron vorhergesagt hatte, ein reizendes Antlitz mit braunen Augen, farbiger Haut, gerader Nase nach der ganzen Reinheit des iberischen Typus, und die zwei Reisenden vermochten eine Frau von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, glänzend von wunderbarer Schönheit, zu erkennen.

Während die zwei Zuschauer in die Extase versunken waren, breitete die alte Zigeunerin auf dem Boden der Höhle einen Teppich von Kameelhaaren aus, der, obgleich zehn Fuß lang, durch den Ring eines Mädchens gegangen wäre; er bestand aus dem Gewebe, dessen Geheimniß die Araber allein in jener Zeit besaßen, und das aus den Haaren todtgeborener Kameele fabriziert wurde. Da stellte die erste Zigeunerin ihre zwei nackten Füße auf den prachtvollen Teppich, indeß die alte Zigeunerin, nachdem sie, wie gesagt, den Schleier abgenommen, der ihr Gesicht bedeckte, sich anschickte, auch den Schleier zu lösen, der ihren Busen verhüllte.

So lange dieses letztere Gewebe noch an seinem Platz war, hielt Musaron seinen Athem an sich, als es aber fiel, entschlüpfte ihm unwillkürlich ein Schrei der Bewunderung.

Bei diesem Schrei, der ohne Zweifel von den zwei Frauen gehört wurde, erlosch das Licht und die tiefste Finsternis erfüllte die Höhle, in ihren der Vergessenheit ähnlichen Schlünden diese geheimnißvolle Scene begrabend.

Musaron fühlte, daß ihm sein Herr in der Dunkelheit einen heftigen Fußtritt gab, der ihn durch ein geschickt und zu rechter Zeit ausgeführtes Manoeuvre von der Wand zurückschleuderte . . .

welcher Fußtritt mit der energischen Betitelung: »Thier!« begleitet war.

Er begriff, oder glaubte zu begreifen, es sei dies zugleich der Befehl, wieder sein Lager zu suchen, und die Strafe für seine Indiscretion.

Er streckte sich also auf dem Bett von Blättern aus, das er zuvor bereitet hatte. Nach Verlauf von fünf Minuten und als er sich versichert glaubte, das Licht würde nicht mehr angezündet werden, streckte sich Agenor neben ihm aus.

Musaron dachte, es wäre dies der Augenblick, sich Verzeihung für seinen Fehler durch scharfsinnige Aeußerungen zu verschaffen.

»So ist es,« sprach er, ganz laut auf das antwortend, was sich ohne Zweifel Agenor ganz leise sagte, »sie folgten wahrscheinlich auf der andern Seite des Gebirges einem mit dem unserigen parallel lausenden Pfad, und werden auf dem andern Abhang die mit dieser parallele Oeffnung der Höhle gefunden haben, welche in der Mitte durch einen Felsen geschlossen ist, den die Laune der Natur, oder irgend eine Phantasie der Menschen hierher gestellt hat, wo er nun steht, wie eine riesige Scheidewand.

»Thier!« begnügte sich Agenor zum zweiten Male zu sagen.

Doch da dieses Wort bei der Wiederholung in einem gemilderten Tone ausgesprochen wurde, so sah der Knappe darin eine wohlwollendere Stimmung, und er fuhr, beständig seinem unfehlbaren Takte huldigend, fort:

»Wer waren nun diese Frauen? Zigeunerinnen ohne Zweifel. Ah! ja; doch warum diese Wohlgerüche, diese Balsame, diese nackten, so weißen Füße, dieses so schöne Gesicht, und der so herrliche Busen, den wir eben sehen sollten, als ich Dummkopf, der ich bin! . . .«

Musaron gab sich einen gewaltigen Backenstreich.

Agenor konnte sich des Lachens nicht erwehren. Musaron hörte es und fuhr immer mehr mit sich zufrieden fort:

»Die Zigeuerkönigin! das ist nicht sehr wahrscheinlich, obschon ich mir auf keine andere Weise die wahrhaft feenartige Erscheinung erklären kann, die ich durch meine Albernheit verschwinden gemacht habe . . . Oh! ich Thier, das ich bin!«

Und er gab sich einen zweiten Backenstreich.

Agenor sah ein, daß Musaron, nicht minder schaugierig als er, von einer wahren Reue ergriffen war, und er erinnerte sich, daß das Evangelium nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung fordert.

Ueberdies erschien die Genugthuung hinreichend, sobald Musaron dahin gelangt war, daß er sich aus Ueberlegung den Titel gab, den ihm sein Herr in der Hitze gegeben hatte.

»Was denkt Ihr von diesen zwei Frauen?« erdreistete sich Musaron endlich zu fragen.

»Ich denke,« antwortete Agenor, »daß die schmutzigen Kleider, welche die jüngere von Beiden ab streifte, sich wenig für die glänzende Schönheit eignen, die wir leider nur flüchtig erblickt haben.

Musaron stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Und,« fuhr Agenor fort, »daß die Balsame und Parfümerien des Kistchens noch viel weniger diesen schmutzigen Kleidern entsprechen, weshalb es meine Ansicht ist . . . «

Agenor hielt inne.

»Oh! was ist Eure Ansicht, gnädiger Herr?« fragte Musaron; »ich muß gestehen, es würde

mich unendlich freuen, bei diesem Vorfall die Meinung eines so erleuchteten Ritters, wie Ihr seid, zu vernehmen.«

»Weshalb,« fuhr Agenor fort, der, ohne daran zu denken, wie Meister Rabe, dem Zauber des Lobes unterlag, »weshalb es meine Ansicht ist, daß es zwei Reisende sind, von denen die eine reich und von hohem Stand, welche reiche Reisende, da sie sich in eine entfernte Stadt begeben, diesen Anzug gewählt und diese List ersonnen hat, um nicht die Habgier von Räubern oder die Lüsternheit von Soldaten in Versuchung zu führen.«

»Wartet, gnädiger Herr, wartet,« sagte Musaron, der bei dem Gespräch wieder den Platz einnahm, den er gewöhnlich dabei behauptete, »oder auch eine von den Frauen, wie sie die Zigeuner verkaufen, und deren Schönheit sie pflegen, wie die Roßhändler werthvolle Pferde, die sie von Stadt zu Stadt führen, warten und putzen.«

Musaron hatte offenbar an diesem Abend die Initiative des Gedankens und die Palme des Schließens. Agenor streckte auch das Gewehr und gab durch sein Stillschweigen zu verstehen, daß er sich für geschlagen erkannte.

So viel ist gewiß: daß Agenor, wenn auch verführt, wie, es jeder Mann von fünfundzwanzig Jahren sein muß, durch den Anblick eines hübschen Fußes und eines reizenden Gesichtes, im Grunde seiner Seele sehr unzufrieden, sich in sich selbst verschloß. Denn die Ansicht des sinnreichen Musaron konnte richtig und die geheimnißvolle Schöne nichts Anderes sein, als eine Abenteurerin, welche, im Gefolge einer Zigeunertruppe, im Lande umherstrich und auf eine bewunderungswürdige Weise mit ihren herrlichen, kleinen, weißen, zarten Füßen den Eiertanz oder auf dem Seil tanzte.

Nur ein Umstand bekämpfte die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme: dies war das ehrerbietige Benehmen der Männer und der Frau gegen die Unbekannte; aber bei seiner Folgerung, deren Logik den Ritter in Verzweiflung brachte, erinnerte Musaron an gewisse Beispiele von Gauklern, die sich sehr ehrerbietig gegen den Lieblingsaffen der Truppe, oder gegen den bedeutendsten Schauspieler, der den Lebensunterhalt der Gesellschaft gewann, benahmen.

Der Ritter schwebte auf eine unangenehme Weise in diesen Zweifeln, bis ihm der Schlaf, dieser süße Gefährte der Müdigkeit, die Denkkraft benahm, von der er seit einigen Stunden ohne Maß Gebrauch machte.

Gegen vier Uhr Morgens breiteten die ersten Strahlen des Tags einen violetten Mantel an den Wänden der Grotte aus, und bei ihrem Schimmer erwachte Musaron.

Musaron weckte seinen Herrn.

Agenor öffnete die Augen, sammelte seine Geister und lief an den Spalt des Felsen.

Doch Musaron schüttelte den Kopf, was bedeutete, daß er zuerst dort gewesen.

»Niemand mehr da,« murmelte er, »Niemand mehr da!«

In der den Strahlen der aufgehenden Sonne ausgesetzten benachbarten Grotte war es in der That hell genug, daß man die Gegenstände unterscheiden konnte; die Grotte war offenbar verlassen.

Frühzeitiger als der Ritter hatte sich die Zigeunerin davon gemacht; Kistchen, Balsame, Parfümerien, Alles war verschwunden.

Stets für die positiven Dinge besorgt, trug Musaron auf das Frühstück an; doch ehe er die Vortheile seines Antrags entwickelte, hatte sein Herr den Kamm des Gebirges erreicht, und von

der Höhe, wo er wie ein Raubvogel seinen Standpunkt genommen, konnte er die Krümmungen des Gebirges und die bläulichen Flächen im Thale überschauen.

Auf einer Plattform in einer Entfernung von ungefähr drei Viertelmeilen von der Höhe, wo sich Agenor befand, vermochte man mit den Augen des Vogels, dessen Stelle er einnahm, einen Esel zu entdecken, auf welchem eine Person ritt, während die drei andern zu Fuße nebenher gingen.

Diese vier Personen, die sich Agenor mit einer gewissen Genauigkeit darboten, konnten kaum andere, als die vier Zigeuner sein, die dem Pfade zu folgen schienen, den man Musaron als nach Soria führend bezeichnet hatte.

»Auf, auf, Musaron!« rief Agenor, »zu Pferde und scharf geritten! Das sind unsere Nachtvögel, wir wollen ihr Gefieder ein wenig bei Tage betrachten.«

Musaron, der in seinem Innern fühlte, daß er viele Dinge gut zu machen hatte, führte dem Ritter sein gesatteltes Pferd vor, bestieg das seinige und folgte Agenor, der sein Roß in Galopp setzte.

In einer halben Stunde waren Beide nur noch dreihundert Schritte von den Zigeunern entfernt, welche für den Augenblick eine Baumgruppe verbarg.

---

## Funfunddreißigstes Kapitel.

### *Die Zigeuerkönigin.*

Die Zigeuner hatten sich mehrere Male umgedreht, was zum Beweis diente, daß, wenn sie von den zwei Reisenden gesehen worden waren, sie dieselben auch gesehen hatten, und dies bewog Musaron, obwohl mit einer Schüchternheit, die nicht in seiner Gewohnheit lag, die Meinung auszusprechen, sobald man sich um die Baumgruppe gewendet hätte, würde man die kleine Truppe nicht mehr sehen, in Betracht, daß sie wie von selbst verschwunden wäre.

Musaron war nicht im Glück, was Vermuthungen betrifft; denn als man sich um die Baumgruppe gewendet hatte, sah man die Zigeuner, welche scheinbar wenigstens ruhig ihres Weges zogen.

Doch Agenor bemerkte, daß eine Veränderung vorgegangen war; die Frau, die er von fern auf dem Esel gesehen hatte, und die, wie er nicht bezweifelte, die Frau mit den weißen Füßen und dem schönen Antlitz sein mußte, ging zu Fuß, vermischt mit ihren Gefährten, ohne daß sie irgend etwas Auffallendes in Beziehung auf Gang und Haltung bot.

»Hollah, Ihr guten Leute!« rief Agenor.

Die Männer wandten sich um, und der Ritter bemerkte, daß sie mit der Hand an ihren Gürtel fuhren, woran ein langes Messer hing.

»Gnädiger Herr,« sagte Musaron stets klug und vorsichtig, »habt Ihr gesehen?«

»Vollkommen,« antwortete Agenor.

Dann sich an die Zigeuner wendend, sagte er:

»Oh! oh! seid ohne Furcht. Ich komme mit freundschaftlicher Gesinnung, und ich bemerke Euch beiläufig, meine Braven, Eure Messer wären, wenn sich dies anders verhielte, armselige Angriffswaffen gegen meinen Panzer und meinen Schild, und elende Vertheidigungswaffen gegen meine Lanze und mein Schwert. Nachdem dies abgemacht ist, frage ich Euch, wohin geht Ihr, Ihr Leute?«

Einer von den zwei Männern faltete die Stirne und öffnete den Mund, um irgend etwas Hartes zu antworten; doch der Andere hielt ihn sogleich zurück und erwiderte im Gegentheil mit artigem Tone:

»Wollt Ihr uns folgen, damit wir Euch den Weg zeigen, gnädiger Herr?«

»Gewiß,« antwortete Agenor, »abgesehen davon, daß wir von Eurer Gesellschaft beehrt zu sein wünschen.«

Musaron machte eine höchst bezeichnende Grimasse.

»Wohl, gnädiger Herr, wir gehen nach Soria,« sagte der, artige Zigeuner.

»Das fügt sich vortrefflich, wir reisen auch nach Soria.«

»Leider reisen Eure Herrlichkeiten viel schneller als arme Fußgänger,« entgegnete der Zigeuner.

»Ich habe sagen hören,« erwiderte Agenor, »die Leute Eurer Nation können in der Geschwindigkeit einen Wettkampf mit den lebhaftesten Pferden eingehen.«

»Das ist möglich,« versetzte der Zigeuner; »doch nicht, wenn sie zwei alte Frauen bei sich haben.«

Agenor und Musaron tauschten einen Blick, den Musaron mit einer Grimasse begleitete.

»Es ist wahr,« sprach Agenor, »und Ihr reist mit dürftiger Equipage.

Wie können die Frauen, die Euch begleiten, eine solche Strapaze aushalten?«

»Sie sind daran gewöhnt, Senor, und zwar seit langer Zeit, denn es sind unsere Mütter; wir Zigeuner werden im Schmerz geboren.«

»Ah! Eure Mütter!« rief Agenor; »arme Weiber!«

Der Ritter befürchte einen Augenblick, die schöne Zigeunerin könnte einen andern Weg eingeschlagen haben; doch beinahe unmittelbar darauf dachte er an die Frau, die er auf dem Esel hatte reiten sehen, und die nur abgestiegen war, als sie ihn erblickt. Das Thier sah ärmlich aus; aber es genügte, diese kleinen zarten, gesalbten Füße, die er am Abend vorher gesehen, zu schonen.

Er näherte sich den Frauen, sie verdoppelten den Schritt.

»Eine von den Müttern besteige den Esel, und die andere kann hinter mir auf dem Kreuz reiten,« sagte er.

»Der Esel ist mit unsern Kleidungsstücken belastet,« entgegnete der Zigeuner, »und daran hat er schon genug. Was aber Euer Pferd betrifft, Senor, so treibt Eure Excellenz wohl nur Scherz, denn es ist ein zu edles und zu munteres Thier für eine arme alte Zigeunerin.«

Während dieser Zeit schaute Agenor die zwei Frauen schärfer an, und er erblickte an den Füßen der einen von ihnen die hirschledernen Stiefelchen, die er am Abend vorher wahrgenommen hatte.

»Sie ist es!« murmelte er, diesmal gewiß, sich nicht mehr zu täuschen. »Auf, auf, gute Mutter mit dem blauen Schleier, nehmt mein Anerbieten an; steigt hinter mir auf's Kreuz, und wenn Euer Esel eine hinreichende Last trägt, nun, so mag Eure Gefährtin hinter meinem Knappen aufsitzen.«

»Ich danke, Senor,« erwiderte die Zigeunerin mit einer Stimme, deren Harmonie die letzten Zweifel, welche noch dem Geiste des Ritters bleiben konnten, beseitigte.

»In der That,« sprach Agenor mit einem spöttischen Ton, der die zwei Frauen beben und die Hände der zwei Männer bis an ihre Messer aussteigen machte, »in der That, das ist eine weiche, sanfte Stimme für ein altes Weib.«

»Senor!. . .« rief mit zornigem Ausdruck der Zigeuner, der noch nicht gesprochen hatte.

»Oh! ärgern wir uns nicht,« fuhr Agenor ruhig fort, »wenn ich an ihrer Stimme errathe, daß Eure Gefährtin jung ist, und wenn ich, indem ich an ihrer Stimme errathe, daß sie jung ist, an der Dichtheit ihres Schleiers zugleich auch errathe, daß sie schön ist, so liegt darum doch kein Grund vor, mit Messern zu spielen.«

Die zwei Männer traten einen Schritt vor, als wollten sie ihre Gefährtin beschützen.

»Halt!« sprach gebieterisch die junge Frau.

Die zwei Männer blieben stehen.

»Ihr habt Recht, Senor,« sagte sie.

»Ich bin jung, und wer weiß, vielleicht sogar schön . . . Doch, was kümmert das Euch, frage ich, und warum solltet Ihr mich auf meiner Reise belästigen, weil ich zwanzig oder

fünfundzwanzig Jahre weniger alt bin, als ich zu sein scheine?«

Agenor blieb in der That unbeweglich bei den Tönen dieser Stimme, welche die hochgestellte und an das Befehlen gewöhnte Frau bezeichneten. Die Erziehung und der Charakter der Unbekannten standen also im Einklang mit ihrer Schönheit.

»Senora,« stammelte der junge Mann, »Ihr habt Euch nicht getäuscht, ich bin Ritter.«

»Ihr seid Ritter, gut; doch ich bin keine Senora ich bin eine arme Zigeunerin, etwas weniger häßlich vielleicht, als die Frauen meines Standes.«

Agenor machte eine Geberde des Unglaubens.

»Habt Ihr zuweilen die Frauen von vornehmen Herren zu Fuß reisen sehen?« fragte die Unbekannte.

»Oh! das ist ein schlechter Grund,« entgegnete Agenor, »denn noch vor einem Augenblick seid Ihr auf dem Esel geritten.«

»Richtig,« erwiderte die junge Frau; »doch Ihr werdet wenigstens zugestehen, daß mein Anzug nicht der einer Dame von Stand ist.«

»Die Damen von Stand verkleiden sich zuweilen, Madame, wenn sie ein Interesse haben, für Weiber aus dem Volk gehalten zu werden.«

»Glaubt Ihr,« erwiderte die Zigeunerin, »eine Frau von Stand lasse sich, an Sammet und Seide gewöhnt, herbei, ihren Fuß in eine solche Bekleidung zu stecken?«

Und sie zeigte ihr hirschledernes Stiefelchen.

»Jede Bekleidung wird am Abend abgelegt, und ist der zarte Fuß durch den Marsch am Tag angestrengt worden, so verliert er die Müdigkeit, wenn man ihn mit duftenden Salben einreibt.«

Hätte die Reisende ihren Schleier aufgehoben, so hätte Agenor sehen können, wie ihr das Blut in's Gesicht stieg und das Feuer ihrer Augen in einem purpurnen Kreise glänzte.

»Duftende Salben,« flüsterte sie, und schaute dabei ihre Gefährtin unruhig an, während Musaron, der nicht ein Wort von diesem Gespräch verloren hatte, duckmäuserisch lächelte.

Agenor versuchte es nicht, sie noch mehr zu ängstigen.

»Meine liebe Frau,« sprach er, »ein süßer Wohlgeruch entströmt Eurer Person, das ist es, was ich sagen wollte, und nichts Anderes.«

»Ich danke für das Compliment, Herr Ritter; doch da es das ist, was Ihr sagen wolltet, und nichts Anderes, so müßt Ihr zufrieden sein, da Ihr es gesagt habt.«

»Damit wollt Ihr mir mich zu entfernen befehlen, nicht wahr?«

»Damit will ich sagen, daß ich in Euch an Eurer Aussprache, Senor, und an Euren Worten besonders einen Franzosen erkenne.

Es ist aber gefährlich, mit Franzosen zu reisen, wenn man eine, für Artigkeiten sehr empfängliche, arme junge Frau ist.«

»Ihr besteht also darauf, daß ich mich von Euch trenne?«

»Ja, zu meinem großen Bedauern, doch ich bestehe darauf.«

Bei dieser Antwort ihrer Gebieterin schienen die zwei Diener bereit, ihren Willen zu unterstützen,

»Ich werde gehorchen, Senora,« sprach Agenor, »doch glaubt mir, nicht wegen der drohenden Miene Eurer zwei Gefährten, die ich gern in einer minder guten Gesellschaft als der Eurigen treffen möchte, um sie zu oft nach ihren Messern greifen zu lehren, sondern wegen der

Dunkelheit, mit der Ihr Euch umgebt, und die ohne Zweifel irgend einen Plan unterstützen soll, dem ich nicht entgegenreten will.«

»Ihr tretet keinem Plan entgegen und lauft auch nicht Gefahr, eine Dunkelheit aufzuhellen,« sagte die Reisende.

»Schon genug, Madame,« sprach Agenor; »überdies,« fügte er, ein wenig gereizt durch die geringe Wirkung, welche sein gutes Aussehen hervorgebracht, bei, »überdies würde mich Euer langsames Marschiren hindern, so bald, als es für mich dringend nothwendig ist, am Hof von König Don Pedro anzukommen.«

»Ah! Ihr begeben Euch zu König Don Pedro?« rief lebhaft die junge Frau.

»Auf der Stelle, Senora, und ich nehme von Euch Abschied, indem ich Eurer liebenswürdigen Person alles Glück wünsche.«

Die junge Frau schien einen raschen Entschluß zu fassen und hob ihren Schleier auf.

Diese plumpe Umhüllung hob wo möglich die Schönheit ihres Gesichtes und die Eleganz ihrer Züge noch mehr hervor; sie hatte einen freundlichen Blick und einen lachenden Mund.

Agenor hielt sein Pferd an, das schon einen Schritt vorwärts gemacht hatte.

»Ah! Senor,« sagte sie, »man sieht wohl, daß Ihr ein zartfühlender und bescheidener Rittersmann seid; denn Ihr habt vielleicht errathen, wer ich bin, und dennoch habt Ihr mich nicht verfolgt, wie es ein Anderer an Eurer Stelle gethan hätte.«

»Ich habe nicht errathen, wer Ihr seid; wohl aber habe ich errathen, wer Ihr nicht seid.«

»Nun, Herr Ritter, da Ihr Tuch so artig benehmt, will ich Euch die volle Wahrheit erzählen,« sprach die schöne Reisende.

Bei diesen Worten schauten die zwei Diener einander erstaunt an; doch immer lächelnd, fuhr die falsche Zigeunerin fort:

»Ich bin die Frau eines Officiers von König Don Pedro, und seit einem Jahr von meinem Mann getrennt, der dem König nach Frankreich folgte, will ich es versuchen, ihn in Soria zu treffen; Ihr wißt aber, daß das Land von den Soldaten der beiden Parteien besetzt ist, und ich würde eine wichtige Beute für die Leute des Prätendenten. Um ihnen zu entgehen, habe ich diese Verkleidung gewählt, bis ich mit meinem Mann zusammengetroffen bin, daß dieser mich beschützen kann.«

»Das lasse ich mir gefallen,« sprach Agenor, diesmal von der Wahrhaftigkeit der jungen Frau überzeugt. »Wohl, Senora, ich hätte Euch meine Dienste angeboten, heischte nicht meine Sendung die größte Eile.«

»Hört, mein Herr,« sagte die schöne Reisende, »nun, da Ihr wißt, wer ich bin, und da ich weiß, wer Ihr seid, werde ich so schnell gehen, als Ihr wollt, wenn Ihr mir erlaubt, daß ich mich unter Euren Schutz stelle und in Eurem Geleite reise.«

»Ah! Ah! Ihr habt also Eure Ansicht geändert, Madame?«

»Ja, Senor, ich habe bedacht, daß ich auf Leute stoßen könnte, welche ebenso scharfsichtig, aber minder artig wären, als Ihr.«

»Wie werden wir es also machen, Madame? wenn Ihr nicht meinen ersten Vorschlag annehmt . . .«

»Oh! beurtheilt mein Thier nicht nach seinem Aussehen, so unscheinbar mein Esel ist, so ist er doch von Race, wie Euer Pferd; er kommt aus, den Ställen von Don Pedro, und dürfte die Vergleichung mit Eurem Renner aushalten.«

»Aber Sure Leute, Madame?«

»Kann Euer Knappe meine Amme nicht aufs Kreuz nehmen? meine Leute werden uns zu Fuß folgen.«

»Besser wäre es, wenn Ihr Euren Esel Euren zwei Dienern überließe, die sich desselben abwechselnd bedienen könnten, wenn Eure Amme, wie Ihr sagt, hinter meinen Knappen aufstiege, und wenn Ihr Euch, wie ich es Euch vorschlage, hinter mich setztet; auf diese Art würden wir eine ansehnliche Truppe bilden.«

»Gut, es geschehe, wie Ihr wollt,« sprach die Dame.

Und beinahe in demselben Augenblick schwang sich die schöne Reisende in der That mit der Leichtigkeit eines Vogels auf das Kreuz des Pferdes von Agenor.

Die zwei Männer setzten die Amme hinter Musaron, der nicht mehr lachte.

Einer von den zwei Männern bestieg den Esel, der andere nahm ihn beim Schwanzriemen, aus dem er sich einen Haltpunkt machte, und die ganze Truppe zog in scharfem Trab von dannen.

---

## Sechsdreißigstes Kapitel.

*Wie Agenor und die unbekante Reisende mit einander zogen, und von den Dingen, die sie sich während der Reise sagten.*

Es ist sehr schwer für zwei junge, hübsche, gescheite Wesen, die sich umschlungen halten und auf demselben Thiers sitzend die Stöße und Unebenheiten der Straße theilen, nicht bald ein vertrauliches Verhältniß mit einander einzugehen.

Die junge Frau begann mit Fragen; als Frau hatte sie das Recht dazu.

»Also Herr Ritter,« sagte sie, »ich habe richtig errathen, und Ihr seid ein Franzose?«

»Ja, Madame.«

»Und Ihr geht nach Soria?«

»Ah! das habt Ihr nicht errathen, ich habe es Euch gesagt.«

»Es mag sein . . . Ihr wollt ohne Zweifel Don Pedro Eure Dienste anbieten?«

Agenor bedachte, ehe er diese Frage entschieden beantwortete, daß er diese Frau bis Soria führe, daß er den König vor ihr sehen würde, und daß er folglich keine Indiscretion zu fürchten haben könnte: überdies hatte er viele Dinge zu sagen, ehe er die Wahrheit zu sagen hatte.«

»Madame,« sprach er, »diesmal täuscht Ihr Euch; ich will keines Weges meine Dienste Don Pedro anbieten, insofern ich Don Enrique oder vielmehr dem Connetable Duguesclin angehöre: ich überbringe dem besiegten König Friedensvorschläge.«

»Dem besiegten König!« rief die junge Frau mit einem stolzen Ausdruck, den sie sogleich unterdrückte und in Erstaunen verwandelte.

»Allerdings besiegt, da sein Mitbewerber an seiner Stelle zum König gekrönt worden ist.«

»Ah! es ist wahr,« sagte mit gleichgültigem Tone die junge Frau; »Ihr bringt also dem besiegten König Worte des Friedens?«

»Die er wohl annehmen wird,« erwiderte Agenor, »denn seine Sache ist verloren.«

»Ihr glaubt?« »Ich bin dessen sicher.«

»Warum dies?«

»Weil er, schlecht umgeben und besonders schlecht berathen, wie er ist, unmöglich widerstehen kann.«

»Schlecht umgeben?«

»Allerdings; Unterthanen, Freunde, Geliebte, Alles verräth ihn, plündert ihn, treibt ihn zum Bösen an.«

»Also seine Unterthanen? . . . «

»Verlassen ihn.«

»Seine Freunde? . . . «

»Plündern ihn.«

»Und seine Geliebte? . . . « fragte zögernd die junge Frau.

»Seine Geliebte treibt ihn zum Bösen an.«

Die junge Frau faltete die Stirne, und etwas wie eine Wolke zog über ihr Antlitz hin.

»Ihr meint ohne Zweifel die Maurin?« sagte sie.

»Welche Maurin?«

»Die neue Leidenschaft des Königs.«

»Wie beliebt?« fragte Agenor, dessen Blick nun ebenfalls funkelte.

»Habt Ihr nicht sagen hören, der König Don Pedro sei wie wahnsinnig in die Tochter des Mauren Mothril verliebt?«

»In Aissa!« rief der Ritter.

»Ihr kennt sie?« sprach die junge Frau.

»Gewiß.«

»Wie sollte es Euch dann unbekannt sein, daß der schändliche Ungläubige sie in das Bett des Königs zu bringen im Begriff ist.«

»Einen Augenblick Geduld!« rief der Ritter, indem er sich bleich wie der Tod gegen seine Gefährtin umwandte; »sprecht nicht so von Aissa, wenn nicht unsere Freundschaft, ehe sie geboren ist, sterben soll.«

»Ah! wie soll ich anders sprechen, Senor, da ich die Wahrheit sage? Diese Maurin ist oder wird die anerkannte Geliebte des Königs werden, da er sie überall begleitet, da er am Schlage ihrer Sänfte geht, da er ihr Concerte, Feste gibt und den Hof zu ihr führt.«

»Ihr wißt das?« sagte Agenor ganz zitternd, denn er erinnerte sich dessen, was der Alcade Musaron mitgeteilt hatte; »die Reise von Don Pedro an der Seite von Aissa ist also wahr?«

»Ich weiß viele Dinge, Herr Ritter,« sprach die schöne Reisende, »denn wir Leute vom Hause des Königs erfahren die Neuigkeiten schnell.«

»Ah! Madame, Ihr durchbohrt mir das Herz,« sagte traurig Agenor, in dem die Jugend ihre ganze Blüthe entwickelte, welche aus den zwei zartesten Substanzen der Seele, der Leichtgläubigkeit beim Hören, der Naivetät beim Sprechen besteht.

»Ich durchbohre Euch das Herz?« fragte die Reisende ganz erstaunt.

»Kennt Ihr zufällig diese Frau?«

»Ah! Ich liebe sie auf's Innigste!« sprach der Ritter in Verzweiflung.

Die junge Frau machte eine Geberde des Mitleids und erwiderte:

»Aber sie, sie liebt Euch also nicht?«

»Sie sagte mir, sie liebe mich. Oh! dieser Schurke Mothril muß ihr gegenüber Gewalt oder Zauberkunst angewendet haben!«

»Es ist ein großer Bösewicht, der dem König schon viel Schlimmes zugefügt hat,« sprach kalt die junge Frau.

»Doch in welcher Absicht glaubt Ihr, daß er handle?«

»Das ist ganz einfach: er will eine Andere an die Stelle von, Maria Padilla bringen.«

»Es ist dies also auch Eure Ansicht?«

»Sicherlich, Madame.«

»Aber man sagt, Dona Maria sei sehr verliebt in den König; glaubt Ihr, sie dulde, daß Don Pedro sie so verläßt?«

»Sie ist Weib, sie ist schwach, sie wird unterliegen, wie Dona Bianca unterlegen ist; nur war der Tod der Einen ein Mord, während der Tod der Andern eine Sühnung sein wird.«

»Eine Sühnung? . . . Eurer Ansicht nach hat also Maria Padilla etwas zu sühnen?«

»Ich spreche nicht nach meiner Ansicht, Madame, sondern nach der der Welt.«

»Eurer Ansicht nach wird man Maria Padilla nicht beklagen, wie man Blanche von Bourbon beklagte?«

»Sicherlich nicht; obgleich, wenn Beide todt sind, wahrscheinlich die Geliebte so unglücklich gewesen sein wird, als die Gemahlin.«

»Ihr werdet sie also beklagen?«

»Ja, obschon ich sie weniger als irgend Jemand beklagen müßte.«

»Und warum dies?« fragte die junge Frau, ihre großen, schwarzen, erweiterten Augen auf Agenor heftend.

»Weil sie es ist, die dem König die Ermordung von Don Federigo gerathen hat, und weil Don Federigo mein Freund war.«

»Solltet Ihr zufällig der fränkische Ritter sein, den Don Federigo zu sich beschieden hatte?« fragte die junge Frau.

»Ja, und dem der Hund den Kopf seines Herrn brachte.«

»Ritter! Ritter!« rief die junge Frau, indem sie Agenor bei der Hand nahm, »hört wohl: bei dem Heile ihrer Seele, bei dem Antheil, den Maria Padilla am Paradies zu bekommen hofft, sie ist es nicht, die den Rath gegeben hat, sondern Mothril!«

»Aber sie hat gewußt, daß der Mord stattfinden sollte, und hat sich nicht widersetzt.«

Die Reisende schwieg.

»Das ist genug, daß sie Gott bestraft, oder vielmehr, daß sie von Don Pedro gestraft werden wird,« sagte Agenor.

»Wer weiß, ob er sie nicht schon weniger liebt, weil das Blut seines Bruders zwischen ihm und dieser Frau geflossen ist?«

»Ihr habt vielleicht Recht,« sprach die Unbekannte mit sonorer Stimme: »doch Geduld, Geduld!« »Ihr scheint Mothril zu hassen, Dona?«

»Tödtlich.«

»Was hat er Euch gethan?«

»Er hat mir gethan, was er jedem Spanier gethan bat; er hat den König seinem Volk entfremdet,«

»Die Frauen hegen selten aus einer politischen Ursache einen Haß gegen einen Mann, wie Ihr ihn gegen Mothril zu hegen scheint.«

»Ich habe mich auch persönlich über ihn zu beklagen: seit einem Monat verhindert er es, daß ich meinen Gatten wiederfinde.«

»Wie so?«

»Er hat um den König Don Pedro eine solche Bewachung angeordnet, daß keine Botschaft oder kein Bote bis zu ihm oder bis zu denjenigen gelangt, welche ihm dienen: so habe ich an meinen Gatten zwei Emissäre abgeschickt, welche nicht zurückgekehrt sind, und ich weiß nicht, ob ich werde nach Soria hineinkommen können, und ob Ihr selbst . . .«

»Oh! ich komme hinein; denn ich erscheine als Botschafter.«

Die junge Frau schüttelte spöttisch lächelnd den Kopf.

»Ihr kommt hinein, wenn er es will,« entgegnete sie mit einer heiseren Stimme, welche eine innere Erschütterung entstammte.

Agenor streckte die Hand aus, zeigte den Ring, den ihm Enrique von Transtamare gegeben hatte, und sprach:

»Dies ist mein Talisman.«

Es war ein Smaragdring, dessen Stein von zwei verschlungenen E gehalten wurde.

»Ja, in der That,« sagte die junge Frau, »es wird Euch vielleicht gelingen, die Wachen zu bewältigen.

»Wenn es mir gelingt, die Wachen zu bewältigen, so wird es Euch auch gelingen, denn Ihr gehört zu meinem Gefolge, und man wird Euch ehren.«

»Ihr versprecht mir also, daß ich, wenn Ihr hineinkommt, auch hineinkomme.«

»Das schwöre ich Euch bei meinem Ritterwort.«

»Nun wohl! ich beschwöre Euch im Austausch gegen diesen Eid, mir zu sagen, was in diesem Augenblick Euch am meisten erfreuen kann.«

»Ach! was ich am meisten wünsche, könnt Ihr mir nicht bewilligen.«

»Gleichviel, sagt es immerhin.«

»Ich möchte gern Aissa wiedersehen und mit ihr sprechen.«

»Wenn ich in die Stadt komme, sollt Ihr sie sehen und sprechen.«

»Oh! wie dankbar werde ich Such sein.«

»Wer sagt Euch, daß Ihr nicht für mich am meisten gethan habt?«

»Ihr gebt mir das Leben wieder.«

»Und Ihr, Ihr werdet mir mehr als das Leben wiedergegeben haben,« sprach die junge Frau mit einem seltsamen Lächeln.

Und als man während dieses Austausches von Geständnissen und der Ratification dieses Allianzvertrages zu dem Dorf kam, wo man Halt machen sollte, sprang die schöne Reisende leicht vom Pferd von Agenor herab, und da man diese Gesellschaft von Christen und Zigeunern vielleicht seltsam gefunden hätte, so wurde verabredet, daß man sich am andern Tag ungefähr eine Meile vom Dorf wiedervereinigen sollte.

---

## Siebenunddreißigstes Kapitel.

### *Der Edelknecht.*

Obgleich sich am andern Tag der Ritter sehr frühzeitig vom Lager erhob, war er es doch, der eine Meile vom Dorfe in der verabredeten Entfernung von dem Ort, den er verlassen hatte, die Zigeuner bei einem Brunnen frühstückend fand.

Man traf dieselben Anordnungen wie am Tage vorher und setzte sich in derselben Ordnung wieder in Marsch.

Der Tag verging in Gesprächen, an denen Musaron und die Amme thätigen Antheil nahmen; doch was auch Anmuthiges und Wechselreiches die Reden dieser zwei wichtigen Personen enthalten mögen, wir wollen es nicht wiederholen und bemerken nur, daß es Musaron trotz seiner Geschicklichkeit nicht gelang, von der alten Frau zu erfahren, was die junge am Tage vorher gesagt hatte.

Man erblickte endlich Soria. Es war dies eine Stadt zweiten Rangs; aber in jener kriegerischen Zeit waren selbst die Städte zweiten Rangs mit Mauern umgeben.

»Madame,« sprach Agenor, »hier ist die Stadt; wenn Ihr denkt, der Maure wache, wie Ihr gesagt habt, so glaubt nicht, er beschränke sich auf Besuche an den Thoren und auf den Zinnen; sicherlich dehnt er seine Bewachung auch auf die Ebene aus.

Ich fordere Euch also schon jetzt aus, Eure Vorsichtsmaßregeln zu treffen.«

»Ich habe schon daran gedacht,« erwiderte die junge Frau umherschauend, als wollte sie Kenntniß von den Oertlichkeiten nehmen, »und wenn Ihr mit Eurem Knappen weiter retten wollt, doch so, daß Ihr nicht zu schnell geht, so werden meine Vorsichtsmaßregeln vor Ablauf einer Viertelstunde getroffen sein.

Agenor gehorchte. Die junge Frau stieg ab und führte ihre Amme in ein dichtes Gebüsch, während die zwei Männer die Straße bewachten.

»He! he! Herr Knappe, wendet nicht so den Kopf um und ahmt die Bescheidenheit Eures Herrn nach,« sagte die Amme zu Musaron, welcher jenen Verdammten von Dante glich, deren verrenkter Kopf rückwärts schaut, während sie vorwärts gehen.

Doch trotz der Aufforderung konnte es Musaron nicht über sich gewinnen, die Augen nach einer andern Seite zu kehren, so unüberwindlich war seine Neugierde erregt.

Er sah wirklich die zwei Frauen unter einer Gruppe von Kastanienbäumen und Steineichen verschwinden.

»Herr Ritter,« sagte er zu Agenor, als er überzeugt war, seine Augen könnten nicht mehr den Schleier von grünem Blätterwerk durchdringen, mit dem sich die zwei Frauen umhüllt hatten, »ich fürchte ungemein, daß unsere Gefährtinnen, statt vornehme Damen zu sein, wie wir Anfangs vermutheten, nur Zigeunerinnen sind.«

Zum Unglück für Musaron war dies nicht mehr die Ansicht seines Herrn, denn dieser erwiderte:

»Du bist ein durch meine Nachsicht dreist gewordener Schwätzer; schweige.«

Musaron schwieg.

Nach einigen Minuten eines so langsamen Schrittes, daß sie kaum eine halbe Viertelsmeile zurücklegten, hörten sie einen langen, schrillen Schrei.

Es war die Amme, welche rief.

Sie wandten sich um und sahen einen jungen Mann auf sich zukommen, der nach spanischer Weise gekleidet war und auf der linken Schulter den kleinen Mantel des Edelknechts trug; er machte mit seinem Hut Zeichen, daß man auf ihn warten möge.

Nach einem Augenblick war er bei ihnen.

»Gnädiger Herr, hier bin ich,« sagte er zu Agenor, der ganz erstaunt seine Reisegefährtin erkannte; ihre schwarzen Haare waren unter einer blonden Perrücke verborgen, ihre unter dem Mantel ausgebreiteten Schultern schienen einem jungen Menschen voll Gesundheit anzugehören, ihr Gang war keck, und ihre Gesichtsfarbe sogar hatte einen dunkler braunen Anschein, seitdem ihre Haare die Farbe verändert.

»Ihr seht, daß meine Vorsichtsmaßregeln getroffen sind,« fuhr der junge Mann fort, »und Euer Edelknecht wird, denke ich, ohne Schwierigkeiten mit Euch in die Stadt einziehen können.

Und er sprang mit der Agenor schon bekannten Leichtigkeit hinter Musaron auf.

»Doch Eure Amme?« fragte Agenor.

»Sie wird mit meinen zwei Knechten im benachbarten Dorf bleiben, bis der Augenblick, sie zu mir zu rufen, gekommen ist.«

»Dann ist Alles gut; laßt uns nach der Stadt ziehend Musaron und der Edelknecht ritten ihrem Herrn voran, der sich geraden Wegs nach dem Hauptthor von Soria wandte, das man jenseits einer Allee von alten Bäumen erblickte.

Doch sie hatten noch nicht zwei Drittel dieser Allee hinter sich, als sie von einer Truppe von Mauren an gehalten wurden, welche die Schildwache der Wälle, die sie wahrgenommen, gegen sie abgeschickt hatte.

Man befragte Agenor über den Zweck seiner Reise.

Kaum hatte er erklärt, dieser Zweck sei eine Unterredung mit Don Pedro, als die Truppe sie umzingelte und zum Gouverneur des Thors, einem von Don Pedro selbst ausgewählten Officier, führte.

»Ich komme,« sprach Agenor, abermals befragt, »ich komme im Auftrag des Connetable Bertrand Duguesclin, um eine Unterredung mit Eurem Fürsten zu pflegen.«

Bei diesem Namen, den ganz Spanien achten gelernt hatte, schien der Officier unruhig zu werden.

»Und wer sind die Leute, die Euch begleiten?« fragte er.

»Ihr seht es wohl, mein Knappe und mein Edelknecht.«

»Es ist gut, bleibt hier, ich werde Eure Bitte dem edlen Herrn Mothril vortragen.«

»Thut was Euch beliebt,« entgegnete Agenor, »doch ich sage Euch zum Voraus, daß ich vorerst weder mit Herrn Mothril, noch mit irgend einem Andern sprechen werde, und hütet Euch, länger ein Verhör fortzusetzen, das mich beleidigen könnte.«

»Ihr seid Ritter.« erwiderte der Officier sich verbeugend, »und in dieser Eigenschaft müßt Ihr wissen, daß der Befehl eines Ches unerbittlich ist; ich muß also vollziehen, was man mir vorgeschrieben hat.«

Dann wandte er sich um und rief:

»Man melde Seiner Excellenz dem ersten Minister, daß ein Fremder den König im Auftrag des Connetable Duguesclin zu sprechen verlangt.«

Agenor schaute seinen Edelknecht an, der sehr bleich aussah und, wie es schien, sehr unruhig war.

Mehr an Abenteuer gewöhnt, zitterte Musaron nicht über so wenig.

»Kamerad,« sagte er zu der jungen Frau, »Eure Vorsichtsmaßregeln nützen Euch nichts: man wird Euch trotz Eurer Verkleidung erkennen, und wir werden als Eure Mitschuldigen gehenkt; doch gleichviel, wenn das meinem Herrn genehm ist.«

Die Unbekannte lächelte; ein Augenblick hatte ihr genügt, um ihre Geistesgegenwart wieder zu erlangen, was zum Beweis diente, daß ihr die Gefahren auch nicht ganz fremd waren.

Sie setzte sich einige Schritte von Agenor und schien gegen das, was vorging, völlig gleichgültig zu sein.

Die Reisenden, nachdem sie zwei bis drei Zimmer voll von Wachen und Soldaten durchschritten hatten, befanden sich in diesem Augenblick in einer von jenen Wachtstuben, welche in der Dicke eines Thurmes angebracht sind; eine einzige Thüre führte hinein.

Aller Augen waren auf diese Thüre geheftet, durch welche mau jede Minute Mothril eintreten zu sehen erwartete.

Agenor plauderte fortwährend mit dem Officier: Musaron knüpfte ein Gespräch mit einigen Spaniern an, die ihn nach dem Connetable und nach ihren Freunden im Dienste von Don Enrique von Transtamare fragten.

Der Edelknecht wurde von dem Pagen des Gouverneur in Beschlag genommen, die ihn hinausführten und wieder zurückbrachten, wie ein bedeutungsloses Kind.

Nur Musaron wurde wirklich sorgfältig bewacht: doch auch er hatte durch seine Höflichkeit den Officier beruhigt; was vermochte überdies ein einzelner Mann gegen zweihundert? Der spanische Officier bot dem französischen Officier Obst und Wein an; um ihn zu bedienen, durchbrachen die Leute des Gouverneur die geschlossene Reihe der Soldaten.

»Mein Herr ist gewohnt, nur aus meiner Hand etwas anzunehmen,« sagte der junge Edelknecht.

Und er begleitete die Pagen bis in die Gemächer.

In diesem Augenblicke hörte man die Schildwache ins Gewehr rufen, und es erscholl: Mothril! Mothril! bis in die Wachtstube.

Jeder stand auf.

Agenor fühlte, wie ein Schauer seine Adern durchlief.

Er schlug sein Visir nieder und suchte durch das eiserne Gitter mit den Augen den jungen Edelknecht, um ihn zu beruhigen; er war nicht mehr da.

»Wo ist den unsere Reisende?« fragte Agenor ganz leise Musaron.

Dieser antwortete mit der größten Ruhe in französischer Sprache:

»Gnädiger Herr, sie dankt Euch vielmals für den Dienst, den Ihr ihr dadurch, daß Ihr sie nach Soria hereingebracht, geleistet habt; sie hat mich beauftragt Euch zu sagen, sie wäre Euch im höchsten Grade hierfür erkenntlich und Ihr würdet dies wohl bald wahrnehmen.«

»Was sagst Du da?« fragte Agenor erstaunt.

»Was sie mich Euch zu sagen beauftragt hat.«

»Und ist sie weggegangen?«

»Meiner Treue, ja, sie ist weggegangen. Ein Aal schlüpft minder behende durch die Maschen des Netzes, als sie durch die Wachen des Posten geschlüpft ist. Ich sah in der Ferne die weiße Feder ihrer Toque im Schatten fliehen; da ich sodann nichts mehr gesehen habe, so nehme ich an, daß sie gerettet ist.«

»Gott sei gelobt! doch schweige,« sprach Agenor.

Es erschollen in der That in den anstoßenden Zimmern die Tritte einer großen Anzahl von Cavalieren.

Mothril trat hastig ein.

»Was gibt es?« fragte der Maure und schaute mit einem klaren durchdringenden Blick umher.

»Dieser Ritter, ein Abgesandter von Messire Bertrand Duguesclin, dem Connetable von Frankreich, will den König Don Pedro sprechen.«

Mothril näherte sich Agenor, der mit seinem niedergeschlagenen Visir eine Bildsäule von Erz zu sein schien.

»Dies,« sagte Agenor, indem er seinen Panzerhandschuh auszog und den Smaragdring zeigte, den ihm der Prinz als Erkennungszeichen gegeben hatte.

»Was ist dies?« fragte Mothril.

»Ein Smaragdring, der von Dona Eleonore, der Mutter des Prinzen, herkommt.«

Mothril verbeugte sich.

»Was wollt Ihr?«

»Ich werde es dem König sagen.«

»Ihr wünscht Seine Hoheit zu sehen?«

»Ich will es.«

»Ihr sprecht stolz, Ritter.«

»Ich spreche im Namen meines Herrn des Königs Don Enrique von Transtamare.«

»Dann werdet Ihr in dieser Veste warten.«

»Ich werde warten; doch ich sage Euch zum Voraus, daß ich nicht lange warte.«

Spöttisch lächelnd erwiderte Mothril:

»Es sei, Herr Ritter, wartet also.«

Und er ging hinaus, nachdem er Agenor begrüßt hatte, dessen Augen Flammenstrahlen durch das eiserne Gitter seines Halmes schossen.«

Gut Wache gehalten,« sagte Mothril leise zu dem Officier, »es sind wichtige Gefangene, für die Ihr mir haftet.«

»Was soll ich mit ihnen machen?«

»Ich werde es Euch morgen sagen; mittlerweile seid besorgt, daß sie mit Niemand sprechen, versteht Ihr mich?«

Der Officier verbeugte sich.

»Es ist entschieden meine Ansicht, daß wir verloren sind, und daß uns dieser steinerne Behälter als Sarg dienen wird,« sprach Musaron mit der größten Ruhe.

»Welch eine herrliche Gelegenheit hatte ich, den Ungläubigen zu erwürgen!« rief Agenor;

»wäre ich nicht Gesandter gewesen. . . « murmelte er.

»Unbequemlichkeit der Größe,« sprach Musaron philosophisch.

---

## Achtunddreißigste, Kapitel.

### *Der Orangenweig.*

Agenor und sein Knappe brachten in dem Gefängniß, in welchem sie vorläufig eingeschlossen waren, eine sehr schlechte Nacht zu: den Befehlen von Mothril gehorchend, war der Officier nicht wieder erschienen.

Mothril gedachte am andern Morgen wiederzukommen; in dem Augenblick, wo er den König Don Pedro zu einem Stiergefecht begleiten wollte, benachrichtigt, hatte er die ganze Nacht, um über das, was er thun sollte, nachzudenken; hätte sich dann nichts in seinem Geist festgestellt, so würde ein zweites Verhör über das Schicksal des Gesandten und seines Stallmeisters entscheiden.

Es war noch möglich, daß der Abgesandte des Connetable von Mothril Erlaubniß erhielt, bis zu Don Pedro zu gehen; in diesem Fall aber würde Mothril durch irgend ein Mittel den Zweck seiner Sendung ergründet haben.

Das große Geheimniß der Improvisatoren in der Politik liegt darin, daß sie zum Voraus die Materien zu erfahren suchen, über welche sie zu improvisieren haben.

Als Mothril die zwei Gefangenen verließ, schlug er den Weg nach dem Amphitheater ein, wo Don Pedro seinem Hof das Schauspiel eines Stiergefechtes gab. Dieses Schauspiel, das die Könige gewöhnlich bei Tag gaben, fand bei Nacht statt, was seine Herrlichkeit verdoppelte; dreitausend Fackeln von wohlriechendem Wachs beleuchteten die Arena.

Zur Rechten des Königs sitzend und umgeben von Höflingen, die in ihr das neue Gestirn der königlichen Gunst anbeteten, schaute Aissa, ohne zu sehen, horchte sie, ohne zu hören.

Düster und unruhig befragte der König das Gesicht des Mädchens, um darin die Hoffnung zu lesen, die ihm unablässig die unbewegliche Blässe dieser so reinen Stirne und die eintönige Starrheit dieser Augen mit den verschleierten Flammen verweigerten.

Don Pedro, der Mann mit dem unbezähmbaren Herzen, mit dem ungestümen Temperament, glich dem durch das Gebiß zurückgehaltenen Renner, dessen Ungeduld sich in Bebungen äußert, deren Ursache die Zuschauer vergebens suchen.

Dann verdüsterte sich plötzlich seine Stirne.

Während er das Mädchen mit den eisigen Zügen betrachtete, dachte er an die glühende Geliebte, die er in Sevilla zurückgelassen hatte; an jene Maria Padilla, welche ihm Mothril als untreu und wankelmüthig wie das Glück bezeichnete, und die durch ihr Stillschweigen die Behauptungen von Mothril rechtfertigte; es war ein doppeltes Leiden in dieser gegenwärtigen Kälte von Aissa und in dieser vergangenen Liebe von Dona Maria.

Wenn er an die Frau dachte, die er so sehr angebetet, daß man seine Anbetung einer Zauberei zuschrieb, entströmte ein Seufzer seiner Brust und machte wie ein Sturmeshauch alle Stirnen der aufmerksamen Höflinge sich beugen.

Bei einer dieser Bewegungen trat Mothril in die königliche Loge und versicherte sich durch einen forschenden Blick von der Lage der Geister.

Er begriff den Sturm, der in dem Herzen von Don Pedro toste, er errieth, daß die Kälte von

Aissa daran Schuld war und richtete einen Blick der Drohung und des Hasses an das Mädchen, das ganz kalt blieb, obgleich es vollkommen verstanden hatte.

»Ah! Du hier, Mothril,« sagte der König, »Du kommst zu schlimmer Stunde, denn ich langweile mich.«

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, verlieh ihnen beinahe den wilden Ausdruck des Brüllens.

»Ich bringe Eurer Hoheit Neuigkeiten,« sagte Mothril.

»Wichtige?« »Allerdings; würde ich Eure Hoheit wegen einer Bagatelle stören?«

»Sprich also.«

Der Minister neigte sich an das Ohr von Don Pedro und sagte:

»Die Franzosen schicken Euch eine Botschaft.«

»Seht doch, Mothril,« sprach der König, ohne daß er, was ihm der Maure sagte, gehört zu haben schien, »seht, wie sich Aissa bei Hofe mißfällt. In der That, ich glaube, Ihr würdet wohl daran thun, diese junge Frau nach ihrer Heimath in Afrika zurückzuschicken, nach der sie sich so sehr sehnt.«

»Eure Hoheit täuscht sich,« erwiderte Mothril.

»Aissa ist in Granada geboren, und da sie ihr Vaterland, welches sie nie gesehen, nicht kennt, so kann sie sich auch nicht darnach sehnen.«

»Sehnt sie sich also nach etwas Anderem?« fragte Don Pedro erbleichend.

»Ich glaube es nicht.«

»Aber wenn man sich nicht nach Etwas sehnt, benimmt man sich anders, als sie es thut; man spricht, man lacht, man sieht mit sechzehn Jahren; dieses Mädchen ist wahrhaftig todt.«

»Ihr wißt, Sire, nichts ist so ernst, nichts ist so keusch und zurückhaltend, als ein Mädchen des Orients, denn obgleich in Granada geboren, ist Aissa, wie ich Euch gesagt habe, vom reinsten Blute des Propheten; Aissa trägt auf ihrer Stirne eine rauhe Krone, die des Unglücks; sie kann also nicht das freie Lächeln, die wortreiche Heiterkeit der Frauen Spaniens haben; da sie nie lachen, nie sprechen gehört hat, so kann sie nicht thun, was die Spanierinnen thun, nämlich das Echo eines Geräusches zurückschicken, das sie nicht kennt.«

Don Pedro biß sich aus die Lippen und heftete sein glühendes Auge auf Aissa.

»Ein Tag bringt keine Aenderung bei einer Frau hervor, und diejenigen, welche lange ihre Würde behaupten, behaupten auch lange ihre Zuneigung. Dona Maria hat sich Euch beinahe angeboten, Dona Maria hat Euch auch vergessen.«

In dem Augenblick, wo Mothril diese Worte sprach, fiel ein blühender Orangenweig, geworfen von den oberen Gallerien, mit der bestimmten Richtung eines Pfeiles, der sein Ziel trifft, aus den Schooß von Don Pedro.

Die Höflinge schrieten über Frechheit; einige neigten sich vor, um zu sehen, woher die Sendung käme.

Don Pedro hob den Zweig aus; es war ein Billet daran befestigt. Mothril machte eine Bewegung, um sich desselben zu bemächtigen; doch Don Pedro streckte die Hand aus und sprach:

»An mich und nicht an Euch ist dieses Bittet gerichtet.«

Und er entfaltete es.

Schon beim Anblick der Handschrift stieß er einen Schrei aus; bei den ersten Zeilen, die er las, klärte sich sein Gesicht auf.

Mothril folgte voll Angst den Wirkungen dieses Lesens.

Plötzlich stand Don Pedro auf.

Die Höflinge erhoben sich ebenfalls, bereit, dem König zu folgen.

»Bleibt,« sagte Don Pedro; »das Schauspiel ist noch nicht beendigt, ich wünsche, daß Ihr bleibt.«

Mothril, der nicht wußte, was er von diesem unerwarteten Ereigniß denken sollte, machte einen Schritt, um seinem Herrn zu folgen.

»Bleibt,« sagte der König, »ich will es.«

In die Loge zurückgekehrt, verlor sich Mothril in Muthmaßungen über diese so seltsame Erscheinung.

Er ließ überall den Urheber der verwegenen Sendung suchen, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Hundert Frauen hatten blühende Orangenzweige in der Hand; Niemand konnte ihm also sagen, woher dieses Billet kam.

Als Mothril in den Palast zurückgekehrt war, fragte er die junge Araberin; doch Aissa hatte nichts gesehen, nichts bemerkt.

Er versuchte es, zu Don Pedro zu dringen; die Thüre war für Jedermann verschlossen.

Der Maure brachte eine furchtbare Nacht zu: zum ersten Mal entging ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit seinem Scharfsinn; ohne seine Furcht auf irgend eine Wahrscheinlichkeit stützen zu können, sagten ihm seine Ahnungen, sein Einfluß habe einen harten Angriff erlitten.

Mothril hatte noch kein Auge zugethan, als ihn Don Pedro rufen ließ; er wurde in die abgelegensten Gemächer des Palastes eingeführt.

Don Pedro kam aus seinem Zimmer, um dem Minister entgegenzugehen, und schloß, als er heraustrat, sorgfältig den Thürvorhang.

Der König war bleicher als gewöhnlich; doch es war nicht der Kummer, was ihm diesen Anschein von Ermattung gab; es schwebte im Gegentheil ein Lächeln geheimer Befriedigung über seine Lippen und in seinem Blick lag etwas Sanfteres und Freudigeres als sonst.

Er setzte sich, während er Mothril ein freundschaftliches Zeichen mit dem Kopf machte, und dennoch glaubte der Maure in seinem Gesichte eine seinen Beziehungen zu ihm fremde Festigkeit wahrzunehmen.

»Mothril,« sagte er, »Ihr habt gestern von einer von den Franzosen abgesandten Botschaft gesprochen.«

»Ja, Hoheit,« erwiderte Mothril; »doch da Ihr nicht antwortetet, glaubte ich nicht darauf beharren zu dürfen.«

»Nicht wahr, Ihr hattet auch keine Eile, mir zu gestehen, daß Ihr sie diese Nacht im Thurme der Niedrigen-Pforte eingeschlossen?«

Mothril schauerte.

»Woher wißt Ihr das, gnädigster Herr?« murmelte er.

»Ich weiß es, und das ist das Wichtigste.

Wer sind die Fremden?«

»Franken, wie ich denke?«

»Und warum schließt Ihr sie ein, da sie sich Botschafter nennen?«

»Sie nennen sich, das ist das richtigste Wort,« erwiderte Mothril, für den ein Augenblick genügt hatte, um seine Kaltblütigkeit wieder zu erlangen.

»Und Ihr, Ihr sagt das Gegentheil, nicht wahr?«

»Nicht gerade, Sire, doch ich weiß in der That nicht . . . «

»Im Zweifel hättet Ihr sie nicht festnehmen müssen. «

»Eure Hoheit befiehlt also . . . «

»Daß man sie auf der Stelle hierher führe.«

Der Maure wich zurück.

»Das ist unmöglich,« sagte er.

»Beim Blute Unseres Herrn! sollte ihnen etwas widerfahren sein?« fragte Don Pedro.

»Nein, gnädigster Herr.«

»Dann beeilt Such, Euren Fehler wieder gut zu machen, denn Ihr habt das Völkerrecht verletzt.«

Mothril lächelte, da er wußte, welche Achtung König Don Pedro in seinem Haß vor diesem Völkerrecht hatte, das er in diesem Augenblick anrief. Ich werde nicht gestatten, daß mein König sich wehrlos der Gefahr preisgibt, die ihn bedroht,« sagte er.

»Fürchtet nicht für mich, Mothril,« sprach Don Pedro, mit dem Fuß stampfend, »fürchtet für Euch!«

»Ich habe nichts zu fürchten, da ich mir nichts vorzuwerfen habe,« sagte der Maure.

»Ihr habt Euch nichts vorzuwerfen, Mothril? Sucht in Euren Erinnerung.«

»Was meint Eure Hoheit?«

»Ich meine, daß Ihr ebensowenig die Botschafter liebt, welche vom Westen, als die, welche vom Osten kommen.«

Mothril fing an unruhig zu werden; allmählig nahm das Gespräch eine bedrohliche Wendung; doch da er noch nicht wußte, von welcher Seite der Angriff kam, so schwieg er und wartete.

Der König fuhr fort:

»Es ist dies das erste Mal, daß Ihr die Boten, die man an mich abschickt, verhaftet, Mothril?«

»Das erste Mal!« erwiderte Mothril, der um Alles gegen Alles spielte; »es sind vielleicht hundert gekommen, und ich habe nie einen zugelassen.«

Der König stand wüthend auf. Der Maure aber fuhr fort:

»Wenn ich dadurch gefehlt habe, daß ich von Enrique von Transtamare oder vom Connetable Bertrand Duguesclin gedungene Mörder vom Palast meines Königs fern hielt, wenn ich einige Unschuldige unter so vielen Schuldigen geopfert habe, so ist mein Kopf da, um den Fehler meines Herzens zu bezahlen.«

Der König setzte sich wieder und sprach, während er sich setzte:

»Es ist gut, Mothril; aus Rücksicht für die Entschuldigung, die Ihr mir angebt, und die wohl wahr sein kann, verzeihe ich Euch; doch es soll dies nie mehr vorkommen, und jeder Bote, der an mich abgeschickt ist, soll zu mir gelangen, hört Ihr wohl? gleichviel, mag er von Burgos oder von Sevilla kommen . . . Die Franzosen sind wirklich Botschafter, ich weiß es; ich will sie folglich als Botschafter behandeln. Man entlasse sie sogleich aus dem Thurm, man führe sie mit

den ihrem Charakter gebührenden Ehren in das schönste Haus der Stadt; morgen werde ich sie in feierlicher Audienz im großen Saale des Palastes empfangen. Geht!«

Mothril neigte das Haupt und ging ganz niedergebeugt von Erstaunen und Schrecken weg.

---

## Neununddreißigstes Kapitel.

### *Die Audienz.*

Agenor und sein getreuer Knappe klagten jeder auf seine Weise.

Musaron machte auf eine geschickte Art seinen Herrn bemerkbar, er habe vorhergesagt, was geschehen sei.

Agenor antwortete, obgleich er gewußt, was geschehen würde, habe er es darum doch nicht minder wagen müssen.

Hierauf erwiderte Musaron, gewisse Botschafter seien an den Galgen gehängt worden, welche Galgen vielleicht etwas höher, aber darum doch nicht minder unangenehm als die kleinen gewesen.

Hierauf fand Mauléon nichts zu antworten.

Man kannte die beschleunigende Rechtspflege von Don Pedro: wenn man so wenig Werth auf das Leben der Menschen legt, handelt man immer schnell.

Die zwei Gefangenen überließen sich also diesen finsternen Gedanken, und Musaron untersuchte schon die Steine der Mauern, um sich zu versichern, ob nicht einer auszuheben wäre, als Mothril, gefolgt von einer Escorte von Kapitänen, die er vor der Thüre ließ, auf der Schwelle des Thurmes erschien.

So schnell er kam, so hatte Agenor doch noch Zeit, sein Helmvisir niederzulassen.

»Franzose,« sagte Mothril, »antworte mit und lüge nicht, wenn Du überhaupt ohne zu lügen sprechen kannst.«

»Du beurtheilst Andere nach Dir, Mothril,« erwiderte Agenor, dem es, während er seine Lage nicht durch einen Zornausbruch zu erschweren wünschte, aus Instinct besonders widerstrebte, sich von dem Mann beleidigen zu lassen, den er am meisten in der Welt haßte.

»Was willst Du damit sagen, Hund?« fragte Mothril.

»Du nennst mich Hund, weil ich ein Christ bin; doch nicht wahr, dann ist Dein Herr auch ein Hund?«

Die Erwiderung traf den Mauren schlagend.

»Wer spricht von meinem Herrn und seiner Religion?« entgegnete er; »vermische seinen Namen nicht mit dem Deinigen und glaube nicht, Du gleichest ihm, weil er denselben Gott anbetet wie Du.«

Agenor setzte sich, die Achseln zuckend.

»Bist Du gekommen, um mir alle diese Erbärmlichkeiten zu sagen, Mothril?« sagte der Ritter.

»Nein, ich habe wichtige Fragen an Dich zu richten.«

»Thue es.«

»Gestehe vor Allem, wie Du es gemacht hast, um mit dem König Briefe zu wechseln!«

»Mit welchem König?«

»Ich erkenne nur einen einzigen, Abgesandter der Rebellen, und dies ist der König mein Herr.«

»Don Pedro . . Du fragst mich, wie ich mit Don Pedro habe Briefe wechseln können?«

»Ja.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Leugne, daß Du vom König Audienz verlangt hast.«

»Nein, an Dich selbst habe ich dieses Verlangen gerichtet.«

»Ja, aber ich habe Dein Verlangen nicht dem König überbracht . . . und dennoch . . . «

»Und dennoch? . . . « wiederholte Agenor.

»Er kennt Deine Ankunft.«

»Ah!« machte Agenor mit einem Erstaunen, das ein noch viel deutlicher ausgeprägtes Ah! Von Musaron zum Echo hatte.

»Du willst mir also nichts gestehen!« sagte Mothril.

»Was soll ich Dir gestehen?«

»Vor Allem, durch welches Mittel Du mit dem König Briefe gewechselt hast.«

Agenor zuckte zum zweiten Male die Achseln.

»Frage unsere Wachen,« sagte er.

»Glaubt nicht, irgend etwas vom König zu erlangen, ohne daß Du zuvor meine Einwilligung hast, Christ.«

»Ah!« sprach Agenor, »ich werde also den König sehen?«

»Heuchler!« rief Mothril voll Wuth.

»Gut!« sagte Musaron, »wir haben, wie es scheint, nicht mehr nöthig, ein Loch durch die Mauer zu machen!«

»Stille!« sprach Agenor.

Dann sich an Mothril wendend:

»Nun! da ich den König sprechen werde, wollen wir sehen, ob meine Worte so wenig Gewicht haben, als Du glaubst:«

»Gestehe mir, was Du gethan, daß der König Deine Ankunft erfahren hat: sage mir die Bedingungen, unter denen Du ihm den Frieden vorschlagen, willst, und ich werde Dir meine ganze Unterstützung zu Theil werden lassen.«

»Wozu soll ich eine Unterstützung erkaufen, die ich gar wohl entbehren kann, wie mir in diesem Augenblick Dein Zorn beweist?« erwiderte Agenor lachend.

»Zeige mir wenigstens Dein Gesicht!« rief Mothril, unruhig über dieses Gelächter und den Ton dieser Stimme.

»Vor dem König sollst Du mich sehen; mit dem König werde ich mit offenem Herzen und entblößtem Gesicht sprechen.«

Plötzlich schlug sich Mothril vor die Stirne, schaute im Zimmer umher und sagte:

»Du hattest einen Pagen?«

»Ja.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Suche, frage, das ist Dein Recht.«

»Deshalb frage ich Dich.«

»Verständigen wir uns, das ist Dein Recht bei Deinen Officieren, bei Deinen Soldaten, bei

Deinen Sklaven, aber nicht bei mir.«

Mothril wandte sich zu seinem Gefolge um und sagte:

»Es war ein Page bei dem Franzosen; man erkundige sich, was aus ihm geworden ist.«

Während man nachforschte, trat ein Stillschweigen ein; jede von den drei Personen erwartete das Resultat dieser Nachforschung unter einem andern Aussehen. Mothril ging bewegt vor der Thüre auf und ab, wie eine Schildwache vor ihrem Posten, oder vielmehr wie eine Hyäne in ihrem Käfig. Agenor wartete sitzend mit der Unbeweglichkeit und dem Stillschweigen einer ehernen Bildsäule. Aufmerksam auf alle Dinge, blieb Musaron stumm wie sein Herr, aber er verschlang den Mauren mit seinen Augen.

Die Antwort war, der Page sei am vorhergehenden Tag verschwunden und seitdem nicht mehr erschienen.

»Ist das wahr?« fragte Mothril Agenor.

»Bei Gott! es sind die Leute Deines Glaubens, die es Dir sagen!« antwortete Agenor.

»Die Ungläubigen lügen also auch?«

»Aber warum ist er entflohen?«

Agenor begriff Alles.

»Ohne Zweifel, um dem König zu sagen, man habe seinen Herrn verhaftet,« erwiderte er.

»Man gelangt nicht bis zum König, wenn Mothril um den König wacht,« entgegnete der Maure.

Doch plötzlich sich vor die Stirne schlagend, rief er: »Oh! der Orangenweig! Oh! das Billet!«

»Der Maure wird offenbar ein Narr!« sagte Musaron.

Plötzlich schien sich Mothril zu erheitern. Das, was er entdeckt hatte, war ohne Zweifel minder furchtbar, als er Anfangs befürchtet.

»Gut, es mag sein!« sagte er: »ich wünsche Dir Glück zu der Gewandtheit Deines Pagen; die Audienz, um die Du gebeten hast, ist Dir bewilligt.«

»An welchem Tag soll sie stattfinden?«

»Morgen,« antwortete Mothril.

»Gott sei gelobt!« sagte Musaron.

»Nimm Dich in Acht,« fuhr der Maure sich an den Ritter wendend fort, »nimm Dich in Acht, daß Deine Zusammenkunft nicht die von Dir gehoffte Entwicklung hat.«

»Ich hoffe nichts, Ich vollziehe nur einen Auftrag.«

»Willst Du einen Rath?« fragte Mothril, indem er seiner Stimme einen beinahe schmeichelnden Ausdruck verlieh.

»Ich danke, ich will nichts von Dir,« erwiderte Agenor.

»Warum?« »Weil ich nichts von einem Feinde annehme.«

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem solchen Ausbruch von Haß, daß der Maure darob bebte.

»Es ist gut,« sagte er; »lebe wohl, Franzose.«

»Lebe wohl, Ungläubiger,« erwiderte Agenor.

Mothril entfernte sich; er wußte im Ganzen, was er zu wissen wünschte; der König war unterrichtet worden, aber durch eine Stimme, die durchaus nichts Furchtbare hatte.

Dies war es nicht, wovor er Anfangs bange gehabt.

Zwei Stunden nachher holte eine ansehnliche Wache Agenor auf der Schwelle des Thurmes ab und führte ihn unter großen Achtungsbezeugungen in ein Haus, das auf dem schönsten Platze von Soria lag.

Weite Gemächer, so kostbar ausgestattet, als es sich nur immer thun ließ, standen für den Empfang des Botschafters bereit.

»Ihr seid hier zu Hause, Herr Gesandter des Königs von Frankreich,« sagte der die Escorte befehlige Officier.

»Ich bin nicht der Gesandte des Königs von Frankreich und verdiene nicht als solcher behandelt zu werden,« entgegnete Agenor, »Ich bin der Abgesandte des Connetable Bertrand Duguesclin«

Aber der Kapitän antwortete hierauf nur mit einer Verbeugung und zog sich zurück.

Musaron ging in allen Zimmern umher, besichtigte die Tapeten, die Geräthschaften, die Stoffe, und sagte bei jeder Besichtigung:

»Wir sind offenbar hier besser als im Thurm.«

Während Musaron seine Revue vornahm, trat der Obergouverneur des Palastes ein und fragte den Ritter, ob es ihm gefällig wäre, einige Vorbereitungen zu treffen, um vor dem König zu erscheinen.

»Nein,« antwortete Agenor; »ich habe mein Schwert, meinen Helm und meinen Panzer; das ist der Schmuck des Soldaten, und ich bin nur ein von seinem Feldherrn abgesandter Soldat.«

Der Gouverneur ging hinaus und befahl den Trompetern, zu blasen.

Einen Augenblick nachher führte man ein herrliches Pferd, bedeckt mit einer prachtvollen Schabracke vor die Thüre.

»Ich brauche kein anderes Pferd, als das meinige,« sagte Agenor; »man hat es mir genommen, man gebe es mir zurück; das ist Alles, was ich verlange.«

Zehn Minuten nachher wurde Agenor sein Pferd zurückgegeben.

Eine ungeheure Menge begrenzte den, übrigens ziemlich kurzen, Zwischenraum, der das Haus von Agenor vom Palast des Königs trennte. Der junge Mann suchte unter den auf dem Balcon zusammengeschaarten Frauen seine Reisegefährtin zu finden, die er so gut kannte. Doch dies war ein vergebliches Streben, auf das er bald verzichtete.

Der ganze König Don Pedro getreue Adel bildete ein Reitercorps, das im Ehrenhof aufgestellt war. Sie boten ein blendendes Schauspiel, diese mit Gold bedeckten Rüstungen.

Agenor war kaum abgestiegen, als er sich etwas verlegen fühlte. Die Ereignisse waren sich mit einer solchen Schnelligkeit gefolgt, daß er noch nicht Zeit gehabt hatte, an seine Sendung zu denken, da er überzeugt war, seine Sendung würde unerfüllt bleiben.

Seine Zunge schien an seinem Gaumen zu kleben, er hatte nicht einen bestimmten Gedanken im Kopf. Alle seine Ideen schwebten unentschieden in seinem Innern und stießen sich an einander, wie die Wolken an nebeligen Herbsttagen.

Der Eintritt in den Audienzsaal war der eines Blinden, dem plötzlich das Gesicht unter einem glühenden Sonnenstrahl wiederkehrt, der für ihn eine Wolke von Gold, von Purpur und beweglichen Federbüschen beleuchtet.

Da erscholl eine kräftige Stimme, eine Stimme, die er, wie er alsbald erkannte, einmal bei

Nacht im Garten von Bordeaux, einmal bei Tage im Zelte von Caderley gehört hatte.

»Herr Ritter,« sagte diese Stimme, »Ihr habt den König zu sprechen gewünscht, Ihr steht vor dem König.«

Diese Worte zogen die Augen des Ritters aus den Punkt, den sie auffassen sollten. Er erkannte Don Pedro. Zu seiner Rechten saß eine verschleierte Frau, zu seiner Linken stand Mothril.

Mothril war bleich wie der Tod; er hatte in dem Ritter den Geliebten von Aissa erkannt.

Dieses Erkennen war rasch gewesen wie der Gedanke.

»Monseigneur,« sprach Agenor, »nicht einen Augenblick habe ich geglaubt, ich sei aus die Befehle Eurer Herrlichkeit verhaftet worden.«

Don Pedro biß sich aus die Lippen und erwiderte:

»Ritter, Ihr seid Franzose und wißt folglich vielleicht nicht, daß man den König von Spanien, wenn man mit ihm spricht, Sire und Hoheit nennt.«

»In der Thal, ich habe Unrecht gehabt,« sagte der Ritter, sich verbeugend, »Ihr seid König in Soria.«

»Ja, König in Soria,« entgegnete Don Pedro, »bis derjenige, der diesen Titel usurpiert hat, nirgends mehr König sein wird.«

»Sire,« sprach Agenor, »zum Glück habe ich nicht über diese hohen Fragen mit Euch zu verhandeln. Ich komme im Auftrag von Don Enrique von Transtamare, Eurem Bruder, um Euch einen guten und redlichen Frieden vorzuschlagen, dessen Eure Völker so sehr bedürfen und über den sich auch Eure Bruderherzen freuen werden.«

»Herr Ritter,« erwiderte Don Pedro, »wenn Ihr gekommen seid, um über diesen Punkt mit mir zu unterhandeln, so sagt mir, warum Ihr mir heute vorschlagt, was Ihr mir vor acht Tagen verweigert habt.«

Agenor verbeugte sich und antwortete: »Sire, ich bin nicht Richter zwischen Euren Hoheiten; ich melde nur die Worte, mit denen man mich beauftragt hat.

Ich bin eine Stimme, die sich von Burgos bis Soria, von einem Bruderherzen zum andern Herzen erstreckt.«

»Ah! Ihr wißt nicht, warum man mir heute den Frieden anbietet,« versetzte Don Pedro.

»Nun! ich will es Euch sagen.«

In Erwartung der Worte des Königs trat ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung ein; Agenor benutzte diese Zeit, um seine Augen abermals aus die verschleierte Dame und aus den Mauren zu heften. Die verschleierte Dame war immer noch stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule. Der Maure sah bleich und verändert aus, als ob er in einer Nacht alle Schmerzen ausgehalten hätte, die ein Mensch in einem ganzen Leben zu ertragen haben kann.

Der König fuhr fort:

»Ihr bietet mir den Frieden im Namen meines Bruders, weil mein Bruder will, daß ich ihn ausschlage, und weiß, daß ich ihn unter den Bedingungen, die Ihr mir machen wollt von mir weisen werde.«

»Sire, Eure Hoheit kennt diese Bedingungen noch nicht.«

»Ich weiß, daß Ihr mir die Hälfte Spanien« anbieten wollt; ich weiß, was Ihr von mir fordert; Geißeln, unter denen mein Minister Mothril mit seiner Familie sein soll.«

Von bleich, wie er gewesen, wurde Mothril leichenfarbig; sein glühendes Auge schien im

Grunde des Herzens von Don Pedro lesen und sich dadurch versichern zu wollen, ob er bei seiner Weigerung beharren würde.

Agenor bebte; er hatte diese Bedingungen Niemand mitgeteilt, die Zigeunerin ausgenommen, der er ein paar Worte davon gesagt.

»In der That,« sprach er, »Eure Hoheit ist gut unterrichtet, obschon ich nicht weiß, wie und durch wen sie das sein kann.«

In diesem Augenblick hob mit einer ganz natürlichen Bewegung die neben dem König sitzende Frau ihren goldgestickten Schleier auf und warf ihn aus ihre Schultern zurück.

Agenor hätte beinahe einen Schrei des Schreckens ausgestoßen; in dieser Frau, welche zur Rechten von Don Pedro saß, hatte er seine Reisegefährtin erkannt. Das Blut floß ihm in's Gesicht, er begriff, woher der König die Nachrichten hatte, die ihm die Mühe ersparten, die Bedingungen des Friedens auseinanderzusetzen.

»Herr Ritter,« sagte der König, »erfahrt aus meinem Munde und wiederholt es denjenigen, welche Euch gesandt haben: Was auch die Bedingungen sein mögen, die man mir vorschlägt, es ist eine dabei, welche ich stets verwerfen werde, die, mein Königreich zu theilen, insofern mein Königreich mir gehört und ich frei sein will, nach meinem Belieben darüber zu verfügen; als Sieger werde ich Bedingungen anbieten.«

»Eure Hoheit will also den Krieg?« fragte Agenor.

»Ich will ihn nicht, ich unterziehe mich demselben,« antwortete Don Pedro.

»Das ist der unerschütterliche Wille Eurer Hoheit?«

»Ja.«

Agenor zog langsam seinen stählernen Panzerhandschuh aus, warf ihn in den Raum, der ihn vom König trennte und sprach:

»Im Namen von Don Enrique von Transtamare, dem König von Castilien, bringe ich den Krieg hierher.«

Der König stand unter einem gewaltigen Gemurmeln und einem furchtbaren Waffengeklirre auf und erwiderte:

»Ihr habt getreulich Eure Sendung erfüllt, Herr Ritter; es bleibt uns nur noch unsere Königspflicht auf redliche Weise zu üben. Wir bieten Euch vierundzwanzig Stunden Gastfreundschaft in unserer Stadt, wird wenn es Euch genehm ist, wird unser Palast Euer Aufenthaltsort, unsere Tafel die Eurige sein.«

Agenor machte, ohne etwas zu antworten, eine tiefe Verbeugung, erhob dann wieder das Haupt und richtete seine Augen auf die an der Seite des Königs sitzende Frau.

Sie schaute ihn sanft lächelnd an. Es kam ihm sogar vor, als legte sie ihren Finger auf ihre Lippen, wie wenn sie ihm sagen wollte:

»Geduld! Hofft!«

---

## Vierzigstes Kapitel.

### *Das Rendezvous.*

Trotz dieses stillschweigenden Versprechens, von dem sich übrigens Agenor nicht genau Rechenschaft gab, verließ er die Audienz in einem Zustand leicht begreiflicher Bangigkeit. Nur so viel blieb ihm wahrscheinlich, daß die unbekannte Zigeunerin, mit der er auf eine so vertrauliche Weise gereist, keine Andere, als Maria Padilla gewesen sei.

Der Entschluß von Don Pedro, der, um hervorzutreten, nicht einmal seine Worte abgewartet hatte, war nicht das, was ihn am meisten beunruhigte; denn am Ende hatte Don Pedro nur am Tage vorher erfahren, was er am andern Tag hätte erfahren sollen. Aber Agenor erinnerte sich auch, daß er der Zigeunerin sein theuerstes, sein tiefstes Geheimniß: die Liebe von Aissa, preisgegeben.

War einmal die Eifersucht dieser furchtbaren Frau gegen die arme Aissa rege gewacht, wer konnte wissen, wo, die Wuth, die schon so viele unschuldige Köpfe geopfert, anhalten würde?

Alle diese traurigen Gedanken, welche gleichzeitig in dem Geiste von Agenor erwachten, verhinderten ihn, die grimmigen Blicke von Mothril und den edlen Mauren wahrzunehmen, welche der Vorschlag, den er im Namen von Enrique von Tronstamare gemacht, sowohl in ihrem Stolz, als in ihren Interessen verletzt hatte.

Lebhaft und muthig, wie er war, hätte der Ritter ihren herausfordernden Blicken gegenüber wahrscheinlich nicht die ganze für einen Gesandten nothwendige Ruhe und Unempfindlichkeit behauptet.

In dem Augenblick, wo er sie vielleicht bemerkt hätte und ihnen geantwortet haben würde, trat aber eine andere Zerstreuung ein.

Kaum war er außerhalb des Palastes, kaum war er durch die Reihen der Wachen, die ihn umgaben, gedrungen, als eine in einen langen Schleier gehüllte Frau seinen Arm berührte und ihn mit einem geheimnißvollen Zeichen, ihr zu folgen, aufforderte.

Agenor zögerte einen Augenblick; er wußte, mit wie viel Schlingen und Fallen Don Pedro und seine rachsüchtige Geliebte ihre Feinde umgaben, welche Fruchtbarkeit an Mitteln sie entwickelten, wenn es sich um ein Werk der Rache handelte; doch in diesem Augenblick fühlte sich der Ritter, ein so guter Christ er auch war, ein wenig gläubig an das Verhängniß der Orientalen, das dem Menschen seinen freien Willen nicht läßt und ihm die Fähigkeit, das Böse vorherzusehen und demselben vorzubeugen, raubt.

Der Ritter erstickte alle Furcht; er sagte sich, er kämpfe schon so lange, es wäre einmal Zeit, auf die eine oder auf die andere Weise ein Ende zu machen, und wenn das Geschick diese Stunde als seine letzte bestimmt hätte, so sollte sie ihm willkommen sein.

Er folgte also der Alten, welche dieses große Gedränge durchschnitt und, bei ihrer Umhüllung ohne Zweifel sicher, nicht erkannt zu werden, gerade auf das Haus zuschritt, das man dem Ritter als Wohnung gegeben hatte.

Auf der Schwelle dieses Hauses wartete Musaron.

Sobald er eingetreten war, führte Agenor die Alte bis in das abgelegenste Zimmer.

Die Alte folgte ihm, und Musaron, der vermuthete, es würde etwas Neues vorgehen, schloß den Zug.

Als die Alte im Zimmer war, hob sie ihren Schleier auf, und Agenor und sein Knappe erkannten die Amme der Zigeunerin.

Nach dem, was im Palast vorgefallen war, setzte diese Erscheinung Agenor durchaus nicht in Erstaunen; doch Musaron stieß in seiner Unwissenheit einen Schrei der Verwunderung aus.

»Hoher Herr sagte die Alte, »Dona Maria Padilla will mit Euch sprechen und wünscht dem zu Folge, Ihr möget Euch diesen Abend in den Palast begeben. Der König läßt die neu eingetroffenen Truppen die Revue passieren, und während dieser Zeit wird Dona Maria allein sein. Kann sie auf Euch zählen? werdet Ihr kommen?« .

Der Ritter, der für Maria Padilla die guten Gefühle, die er nicht hatte, auch nicht offenbaren konnte, erwiderte:

»Aber warum wünscht mich denn Dona Maria zu sehen?«

»Herr Ritter, glaubt Ihr, es sei ein großes Unglück, von einer Frau wie Dona Maria Padilla zu einem geheimen Gespräch auserwählt zu werden?« sagte die Amme mit jenem gefälligen Lächeln der alten Dienerinnen des Südens.

»Nein,« sprach Agenor; »doch ich gestehe, ich liebe die Rendezvous in freier Luft, die Orte, wo es nicht an Raum gebricht und wohin ein Mann mit seinem Pferd und mit seiner Lanze gehen kann.«

»Und ich mit meiner Armbrust,« sagte Musaron.

Die Alte lächelte bei diesen Zeichen der Unruhe.

»Ich sehe,« sprach sie, »ich muß meine Botschaft bis zum Ende erfüllen.«

Und sie zog aus ihrer Tasche einen Beutel, der einen Brief enthielt.

Musaron, dem unter solchen Umständen stets die Vorleserrolle zukam, bemächtigte sich des Papiers und las:

*»Dieses, Ritter, ist ein Pfand der Sicherheit gegeben von Eurer Reisegefährtin. Besucht mich zu der Stunde und an dem Ort, wie es Euch meine Amme sagen wird, daß wir von Aissa sprechen.«*

Bei diesen Worten bebte Agenor, und da der Name der Geliebten die Religion des Liebenden ist, so erschien der Name von Aissa Agenor als eine feierliche Schutzwache, und er rief sogleich, er würde der Amme folgen, wohin sie immer gehen wollte.

»Dann kann nichts einfacher sein,« sagte sie; »ich werde Eure Herrlichkeit diesen Abend in der Kapelle des Schlosses erwarten; diese Kapelle ist öffentlich für die Officiere und Dienstleute des Königs; doch um acht Uhr Abends schließt man die Thüren. Ihr tretet um halb acht Uhr ein und verbergt Euch hinter dem Altar.«

»Hinter dem Altar!« sagte Agenor, den Kopf mit jenen Vorurtheilen des Nordländers schüttelnd, »ich liebe die Rendezvous hinter einem Altare nicht.«

»Oh! seid unbesorgt,« rief die Alte naiv, »Gott wird in Spanien durch diese kleinen Profanationen, an die er gewöhnt ist, nicht beleidigt. Uebrigens werdet Ihr nicht lange zu warten haben; hinter diesem Altar ist eine Thüre, durch welche aus seinen Gemächern der Prinz und die Personen seines Hauses sich in die Kapelle begeben können. Diese Thüre öffne ich Euch, und Ihr werdet, ohne daß man Euch sieht, auf diesem unbekanntem Weg verschwinden.«

»Hm! Hm! ohne daß man Euch sieht!« sagte Musaron französisch, »das riecht furchtbar nach

Gurgelabschneiderei, was meint Ihr, Herr Agenor?»

»Sei unbesorgt,« erwiderte der Ritter in derselben Sprache; »wir haben den Brief dieser Frau, und obgleich nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnet, ist er doch eine Bürgschaft für uns. Sollte mir Unglück widerfahren, so würdest Du mit diesem Brief zum Connetable und zu Don Enrique von Transtamare zurückkehren; Du würdest ihnen meine Liebe, mein Unglück und die List mittheilen, der man sich bedient, um mich in die Falle zu locken; und ich kenne sie Beide, man würde an den Verräthern eine Rache üben, welche Spanien zittern machen müßte.«

»Sehr gut,« entgegnete Musaron; »doch mittlerweile wäret Ihr darum nicht minder erwürgt.«

»Ja, aber wenn mich Dona Maria wirklich über Aissa zu sprechen wünscht?«

»Gnädiger Herr, Ihr seid verliebt, das heißt Ihr seid verrückt,« sagte Musaron, »und ein Verrückter hat immer Recht, besonders da, wo er ausschweifet. V«r« zeiht, gnädiger Herr, doch das ist die Wahrheit. Ich füge mich, geht dahin.«

Und der ehrliche Musaron stieß einen tiefen Seufzer aus, als er diese Rede endigte.

»Doch warum sollte ich im Ganzen nicht mit Euch gehen?« sagte er plötzlich.

Weil Don Enrique von Transtamare, dem König von Castilien, eine Antwort zu überbringen ist, und weil, wenn ich todt bin, Du allein den Erfolg meiner Sendung melden kannst,« sprach Agenor.

Und er erzählte auf's Genaueste und Klarste dem Knappen die Antwort von Don Pedro.

»Aber ich kann doch wenigstens in der Nähe des Palastes wachen,« entgegnete Musaron, der sich noch nicht für geschlagen hielt.

»Warum dies?«

»Um Euch zu vertheidigen, beim Leibe von San Jago!« rief der Knappe, »um Euch zu vertheidigen mit meiner Armbrust, die ein halbes Dutzend von diesen gelben Gelichtern niederwerfen wird, während Ihr ein anderes halbes Dutzend mit Eurem Schwerte zu Boden streckt. Das wird immerhin ein Dutzend Ungläubiger weniger sein, was unserem Seelenheil nichts schaden kann.«

»Mein lieber Musaron,« sagte Agenor, »mache mir im Gegentheil das Vergnügen, Dich nicht zu zeigen. Tödtet man mich, so werden die Mauern des Alcazar allein etwas davon erfahren; doch höre,« fügte er mit dem Vertrauen redlicher Herzen bei, »ich glaube diese Dona Maria nicht beleidigt zu haben, sie kann mir also nicht grollen; vielleicht habe ich ihr sogar einen Dienst geleistet.«

»Ja, doch den Mauren, Herrn Mothril, ihn habt ihr gehörig beleidigt, hier und anderswo? Wenn ich mich aber nicht täusche, ist er der Gouverneur des Palastes, und es mag Euch einen Begriff von seiner guten Gesinnung gegen Euch geben, daß er es war, der Euch an den Thoren der Stadt verhaften und in einen Kerker werfen lassen wollte. Die Geliebte des Königs habt Ihr nicht zu fürchten, das gebe ich zu, aber den Günstling,«

Agenor war ein wenig abergläubig: er mischte gern die Religion in solche bei Verliebten gewöhnliche Capitulationen des Gewissens, und so sagte er in seinem Innern, während er sich gegen die Alte umwandte:

»Wenn sie lächelt, gehe ich.«

Die Alte lächelte.

»Kehrt zu Dona Maria zurück,« sprach der Ritter zur Amme; »die Sache ist abgemacht; diesen Abend um sieben Uhr bin ich in der Kapelle.«

»Gut, und ich werde Euch mit dem Schlüssel der kleinen Thüre erwarten,« erwiderte die Amme,

»Gott befohlen, Herr Agenor; Gott befohlen, freundlicher Knappe.«

Musaron schüttelte den Kopf, die Alte verschwand.

Agenor wandte sich gegen Musaron um und sprach:

»Du erhältst keine Briefe für den Connetable, man könnte Dich verhaften und sie Dir abnehmen. Du sagst ihm, der Krieg sei beschlossen, und er müsse die Feindseligkeiten beginnen; Du hast unser Geld, bediene Dich desselben, um so schnell als möglich zu reisen.«

»Aber Ihr, gnädiger Herr? Man muß doch annehmen, daß Ihr nicht getödtet werdet . . .«

»Ich brauche nichts. Bin ich verrathen, so opfere ich ein Leben der Anstrengung und der Täuschungen, dessen ich mich müde fühle. Begünstigt mich im Gegentheile Dona Maria, so wird sie mich Pferde und Führer finden lassen. Reise ab, Musaron, reise auf der Stelle ab, die Augen sind auf mich gerichtet und nicht auf Dich; man weiß, daß ich bleibe, und mehr braucht man nicht. Brich sogleich auf, Dein Pferd ist gut und Dein Muth groß. Ich, für meine Person, werde den Rest des Tages im Gebet hinbringen. Gehe!«

Dieser Plan, so abenteuerlich er auch scheinen mag, war, einmal angenommen, nach der Lage der Dinge gut, Musaron hörte auch auf, tun zu bestreiten, nicht aus Höflichkeit gegen seinen Herrn, sondern aus Ueberzeugung.

Musaron brach eine Viertelstunde, nachdem man den Beschluß gefaßt, auf und verließ die Stadt ohne Schwierigkeit, Agenor versenkte sich ins Gebet, wie er es gesagt hatte, und wandte sich um halb acht Uhr nach der Kapelle.

Die Alte erwartete ihn; sie bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge sich beeilen, und öffnete, den Ritter mit sich fortziehend, die kleine Thüre.

Nach einer langen Reihe von Gängen und Gallerien, trat Agenor in einen niedrigen, halb beleuchteten Saal, der von einer mit Blumen bedeckten Gallerte umgeben war.

Unter einer Art von Prachthimmel saß eine Frau mit einer Sklavin, welche sie wegschickte, sobald sie den Ritter erschaute.

Die Alte entfernte sich aus Bescheidenheit ebenfalls, nachdem sie den Ritter eingeführt hatte.

»Ich danke für Eure Pünktlichkeit.« sagte Dona Maria zu Mauléon, »Ich wußte, Ihr wäret edel und muthig. Ich wollte Euch danken, nachdem ich scheinbar eine Treulosigkeit gegen Euch begangen hatte.«

Agenor antwortete nicht; um von Aissa zu sprechen, hatte man ihn gerufen, und zu diesem Ende war er auch gekommen.

»Tretet näher,« sagte Dona Maria.

»Ich bin dem König Don Pedro so sehr zugethan, daß ich seine Interessen wahren mußte, indem ich die Eurigen verletzte; doch meine Entschuldigung liegt in meiner Liebe, und Ihr, der Ihr liebt, müßt mich begreifen.«

Maria näherte sich dem Ziele der Zusammenkunft, nichtsdestoweniger beschränkte sich Agenor auf eine Verbeugung und blieb stumm.

»Nun, da meine Angelegenheiten geordnet sind, wollen wir von den Eurigen reden, Herr Ritter,« fuhr Maria fort.

»Von welchen?« fragte Agenor.

»Von denjenigen, welche Euch am Lebhaftesten interessiren.«

Als Agenor dieses offenerzige Lächeln, diese anmuthige Geberde, diese ganz vertrauliche Beredtsamkeit wahrnahm, fühlte er sich entwaffnet.

»Setzt Euch hierher,« sagte die Zauberin, indem sie ihm mit der Hand einen Platz in ihrer Nähe bezeichnete.

Der Ritter that, was man ihm befahl.

»Ihr hieltet mich für Eure Feindin,« sprach die junge Frau, »doch dem ist nicht so, und zum Beweis mag dienen, daß ich bereit bin, Euch Dienste zu leisten, die denen, welche Ihr mir geleistet, wenigstens gleichkommen.«

Agenor schaute sie erstaunt an, Maria Padilla fuhr fort:

»Seid Ihr nicht auf dem Wege, ein guter Beschützer, seid Ihr nicht ein guter mittelbarer Rathgeber für mich gewesen?«

»Sehr mittelbar,« entgegnete Agenor, »denn ich wußte durchaus nicht, mit wem ich sprach.«

»Es ist mir darum nicht minder gelungen, dem König durch die Nachrichten, die Ihr mir gegeben habt, zu dienen,« sagte Maria Padilla lächelnd, »hört also auf zu leugnen, daß Ihr mir nützlich gewesen.«

»Nun wohl, ich gestehe es, Madame . . . doch Ihr . . . «

»Ihr glaubt nicht, daß ich im Stande sei, Euch zu dienen. Oh! Ritter, Ihr habt einen Verdacht gegen meine Dankbarkeit.«

»Ihr wünschtet vielleicht dankbar zu sein, Madame, ich will das nicht in Abrede ziehen.«

»Ich habe den Wunsch und die Möglichkeit. Nehmt zum Beispiel an, Ihr würdet in Soria zurückgehalten.«

Agenor bebte.

»Ich kann Euer Entkommen aus der Stadt erleichtern,« fuhr Dona Maria fort.

»Oh! Madame, wenn Ihr so handelt, unterstützt, Ihr ebenso sehr die Interessen von König Don Pedro, als die meinigen, denn Ihr verhindert es, daß man den König des Verraths und der Feigheit beschuldigt.«

»Ich würde das zugeben,« erwiderte die junge Frau, »wäret Ihr nur ein einfacher, Allen unbekannter Botschafter, wäret Ihr nur gekommen, eine rein politische Sendung zu vollziehen, und könntet Ihr nur den Haß oder das Mißtrauen beim König erregen; aber besinnt Euch wohl, habt Ihr nicht noch einen anderen Feind in Soria, einen ganz persönlichen Feind?«

Agenor wurde sichtbar unruhig.

»Würdet Ihr,« fuhr Dona Maria fort, »würdet Ihr, wenn dem so wäre, nicht begreifen, daß dieser Feind, nicht den König um Rath fragend, nur sich um seinen Privatgroll bekümmern, Euch eine Falle stellte, um sich an Euch zu rächen, ohne daß der König irgend einen Antheil an dieser Rache hätte? Was Euren Landsleuten leicht zu beweisen wäre, falls es zu einer Erklärung käme. Denn erinnert Euch, Ritter, Ihr seid eben so wohl hier, um Eure Privatinteressen zu wahren, als um über den Interessen von Don Enrique von Transtamare zu wachen.«

Agenor entschlüpfte ein Seufzer.

»Ah! ich glaube, Ihr habt mich verstanden,« sagte Dona Maria. »Nun wohl! wenn ich die Gefahr von Euch entfernte, die Euch bei diesem Zusammentreffen bedrohen kann?«

»Ihr würdet mir das Leben erhalten, Madame, und die Lebenserhaltung ist für Viele ein großes

Interesse; ich aber weiß nicht, ob ich Euch für Euren Edelmuth sehr dankbar wäre.«

»Warum nicht?«

»Weil mir nichts am Leben gelegen ist.«

»Es liegt Euch nichts am Leben?«

»Nein,« sprach Agenor, den Kopf schüttelnd.

»Nicht wahr, weil Ihr einen großen Kummer habt?«

»Ja, Madame.«

»Und wenn mir dieser Kummer bekannt wäre?«

»Euch?«

»Wenn ich Euch die Ursache davon zeigte?«

»Ihr! Ihr könntet mich sie sehen lassen . . .«

Maria Padilla wandte sich nach dem seidenen Vorhang, der die Terrasse verschloß.

»Seht!« sagte sie, den Vorhang auf die Seite schiebend.

Man erblickte in der That eine niedrigere Terrasse, welche durch Orangen - und Granatbäume von der ersten getrennt war. Auf dieser Terrasse, mitten unter Blumen und gebadet im Goldstaub der untergehenden Sonne, schaukelte sich eine Frau in einer purpurnen Hängematte.

»Nun?« fragte Dona Maria.

»Aissa!« rief Mauléon, in Extase die Hände faltend.

»Ich glaube, die Tochter von Mothril,« sprach Dona Maria.

»Oh! Madame,« rief Mauléon, mit dem Blick den Raum verschlingend, der ihn von Aissa trennte. »Ja, dort, dort! dort ist das Glück meines Lebens.«

»In der That, so nahe und so fern!« sprach lächelnd Dona Maria.

»Solltet Ihr meiner spotten, Senora?« fragte Agenor unruhig.

»Gott behüte mich, Herr Ritter.

Ich sage nur, daß Dona Aissa in diesem Augenblick das Bild des Glücks ist; oft scheint es, als hätte man nur die Hand auszustrecken, um es zu berühren, und man ist davon durch ein unsichtbares, aber unüberwindliches Hinderniß getrennt.«

»Ach! ich weiß es, sie ist bewacht, gehütet.«

»Eingeschlossen, Herr Franke, eingeschlossen durch gute Gitter mit starken Schlössern.«

»Wenn ich nur wenigstens ihre Aufmerksamkeit auf mich ziehen könnte!« rief Agenor, »wenn ich sie nur sehen, mich von ihr gesehen machen könnte!«

»Das wäre also schon ein großes Glück für Euch?«

»Das höchste.«

»Wohl! ich will es Euch verschaffen. Dona Aissa hat Euch nicht gesehen, würde sie Euch sehen, so wäre ihr Schmerz darum nur um so größer, denn es ist für Liebende ein schlechter Trost, die Arme nach einander auszustrecken und der Luft einen Kuß anzuvertrauen. Thut etwas Besseres, Herr Ritter.«

»Oh! was soll ich thun? Sprecht, sprecht, befiehlt, oder rathet vielmehr.«

»Seht Ihr jene Thüre?« sagte Dona Maria, auf einen auf der Terrasse selbst angebrachten Ausgang deutend; »hier ist der Schlüssel dazu, der größte von den drei Schlüsseln, welche an diesem Ring hängen: Ihr braucht nur einen Stock hinabzusteigen. Ein langer Gang, dem ähnlich,

welchem Ihr gefolgt seid, um hierher zu kommen, mündet nach dem Garten des nächsten Hauses aus, dessen Bäume in der Höhe der Terrasse von Dona Aissa erscheinen. Ah! ich glaube, Ihr fangt an zu begreifen?«

»Ja, ja,« sprach Mauléon, die Worte verschlingend, wie sie aus dem Mund von Dona Maria hervorkamen.

»Dieser Garten,« fuhr sie fort, »ist mit einem Gitter verschlossen, dessen Schlüssel Ihr hier bei dem ersten seht. Seid Ihr einmal dort, so könnt Ihr Euch Dona Maria noch mehr nähern, denn Ihr könnt bis zu dem Fuß der Terrasse gelangen, wo sie sich in diesem Augenblick schaukelt; nur ist die Terrasse so abschüssig, daß sie sich nicht erklettern läßt; aber einmal dort, seid Ihr wenigstens im Stand, Eurer Geliebten zu rufen und mit ihr zu sprechen.«

»Dank! Dank!« rief Mauléon.

»Ich sehe, Ihr seid schon mehr zufrieden, desto besser,« sagte Dona Maria, ihn zurückhaltend; »nur ist es gefährlich, in solcher Entfernung zu sprechen, denn man kann gehört werden. Ich sage Euch das, obgleich Mothril abwesend ist; er begleitet den König, der die Truppen beschaut, die aus Afrika für uns eingetroffen sind, er wird um halb zehn Uhr oder um zehn Uhr zurückkommen, und es ist erst acht Uhr.«

»Halb neun Uhr! Oh! Madame, gebt geschwinde, gebt mir den Schlüssel, ich flehe Euch an.«

»Oh! es ist noch keine Zeit verloren. Laßt den letzten Sonnenstrahl erlöschen, der noch den Westen röthet; das ist die Sache von ein paar Minuten. Dann, soll ich Euch etwas sagen?« fügte sie lächelnd bei.

»Sprecht.«

»Ich weiß nicht, wie ich den zweiten Schlüssel vom dritten trennen soll, denn diesen dritten, der von Mothril dem König Don Pedro selbst gegeben worden ist, mir zu verschaffen, hatte ich große Mühe.«

»Dem König Don Pedro?« sagte Agenor bebend.

»Ja,« antwortete Maria, »stellt Euch vor, daß dieser dritte Schlüssel die Thüre öffnet, welche auf die Terrasse selbst führt, daß er an ihrer Base diese unübersteigliche Mauer öffnet und nach einer sehr bequemen Treppe führt, welche nach der Terrasse selbst ausmündet, wo ohne Zweifel in diesem Augenblick Aissa von Euch träumt.«

Agenor stieß einen Schrei toller Freude aus.

»So daß es Euch,« fuhr Dona Maria fort, »daß es Euch, wenn einmal diese Thüre hinter Euch geschlossen ist, freisteht, anderthalb Stunden mit der Tochter von Mothril zu reden, und zwar, ohne daß Ihr eine Belästigung zu fürchten braucht. Denn kommt man, und man kann nur durch das Haus kommen, so steht Euch ein sicherer Rückzug nach dieser Seite offen.«

Agenor fiel auf die Kniee und drückte glühende Küsse auf die Hand seiner Beschützerin.

Edle Frau,« sagte er, »verlangt mein Leben von mir an dem Tag, wo es Euch nützlich sein dürfte, und ich werde es Euch geben.«

»Ich danke, behaltet es für Eure Geliebte, Herr Agenor.

Die Sonne ist verschwunden, in einigen Augenblicken wird es finstere Nacht sein, Ihr habt nur eine Stunde.

Geht, und gefährdet mich nicht bei Mothril.«

Agenor eilte nach der kleinen Treppe der Terrasse und verschwand.

»Herr Franke rief ihm Dona Maria nach, während er fortstürzte, »in einer Stunde wird man Euch Euer Pferd vor der Thüre der Kapelle halten: doch Mothril darf nichts vermuthen, sonst wären wir Beide verloren.«

»In einer Stunde, ich schwöre es Euch!« antwortete die schon entfernte Stimme des Ritters.

---

## Einundvierzigstes Kapitel.

### *Die Zusammenkunft.*

Es war in der That Aissa, welche sich allein und träumerisch auf der an die Gemächer ihres Vaters und an die ihrigen anstoßenden unteren Terrasse des Palastes befand und, nachlässig und träumerisch wie eine wahre Tochter des Orients, die Abendluft einathmete und mit dem Blick die letzten Strahlen der Sonne verfolgte.

Als die Sonne untergegangen war, schweifte ihr Blick über die herrlichen Gärten des Alcazar hin und suchte jenseits der Mauern, jenseits der Bäume, was er jenseits des Horizonts, so lange dieser noch bestanden, gesucht hatte, jene Idee, jene Erinnerung, die weder vom Ort, noch von der Zeit abhängt, und die man Liebe nennt, das heißt ewige Hoffnung.

Sie träumte von den grüneren und buschreicheren, wenn auch nicht duftenderen Gefilden Frankreichs, von jenen schönen Gärten von Bordeaux, deren wohlwollende Schatten die süßeste Scene ihres Lebens beschirmt hatten, und da der menschliche Geist bei jeder Sache, bei der er verweilt, eine Aehnlichkeit sucht, mag es eine traurige oder eine freudige sein, so dachte sie zugleich an den Garten von Sevilla, wo sie zum ersten Mal Agenor von Nahem gesehen, ihn gesprochen, seine Hand berührt hatte, die sie jetzt abermals zu drücken vor Begierde brannte.

Es gibt Abgründe im Geiste der Liebenden. Wie im Geiste der Irrsinnigen kreuzen sich darin die Extreme mit der unzusammenhängenden Schnelligkeit der Träume, und das Lächeln des Mädchens, das liebt, löst sich oft, wie das von Ophelia, in bitteren Thränen und in herzzerreißendem Schluchzen auf.

Ganz unterjocht durch ihre Erinnerungen lächelte, seufzte Aissa, vergoß sie Thränen.

Sie war also bei den Thränen und wäre wohl bald zum Schluchzen übergegangen, als ein heftiger Tritt auf der steinernen Treppe erscholl.

Sie glaubte, schon zurückgekehrt, beeile sich Mothril, wie er es zuweilen that, sie in ihren süßesten Träumen zu überraschen, als ob bei diesem bis zum Zauberhaften helllichtigen Mann ein Verstand, einer inneren Fackel ähnlich, wachte, um alle Dinge in seiner Umgebung zu beleuchten und nichts dunkel zu lassen, als seinen unbeweglichen, tiefen, unerschütterlichen Geist.

Und dennoch kam es ihr vor, als wäre dieser Tritt nicht der von Mothril, als käme dieses Geräusch von einer Seite, der entgegengesetzt, von welcher Mothril ercheinen müßte.

Da dachte sie schauernd an den König; an den König, den sie seit der Ankunft von Maria völlig zu fürchten aufgehört und folglich vergessen hatte. Die Treppe, von der das Geräusch herkam, war die, welche Mothril seinem Gebieter als einen Geheimgang vorbehalten hatte.

Sie beeilte sich also, nicht ihre Thränen zu trocknen, was den Geruch einer geheimen Verstellung gehabt hätte und ihres Stolzes unwürdig gewesen wäre, sondern eine zu süße Erinnerung in Gegenwart des Feindes zu vertreiben, der vor ihren Augen erscheinen würde; war es Mothril, so hatte sie ihren Willen, war es Don Pedro, so hatte sie ihren Dolch.

Dann wandte sie absichtlich der Thüre den Rücken zu, als ob nichts Glückliches oder Bedrohliches in der Abwesenheit von Agenor zu ihr gelangen könnte, und hielt ihr Ohr bereit,

das harte Wort im Einklang mit dem widrigen Tritt, der sie schon beben gemacht, zu hören.

Plötzlich fühlte sie um ihren Hals zwei mit Eisen beschiente Arme; sie stieß einen Schrei des Zorns und des Widerwillens aus; doch ihre Lippen wurden durch zwei gierige Lippen geschlossen. Da erkannte sie an dem verzehrenden Gefühl, das ihre Adern durchdrang, mehr noch als an dem Blick, den sie auf ihn warf, Agenor, der auf dem Marmor zu ihren Füßen kniete.

Kaum konnte sie den zweiten Schrei der Freude unterdrücken, der ihrem Mund entströmte und ihr übervolles Herz erleichterte. Sie erhob sich, immer von ihrem Geliebten umschlungen, und stark wie der junge Panther, der seine Beute in das Gestrüppe des Atlas schleppt, führte sie, trug sie gleichsam Agenor auf die Treppe, welche in ihrem geheimnißvollen Schatten die Freude der zwei Liebenden verbarg.

Das Zimmer mit den langen Vorhängen von Aissa mündete am Fuße dieser Treppe aus; sie flüchtete sich dahin in den Armen ihres Geliebten, und da das Licht des Himmels durch die dichten Stoffe verzehrt wurde, da kein Geräusch die tapezirten Mauern durchdrang, so hörte man einige Augenblicke nur glühende Küsse, verloren in den langen, schwarzen, wohlriechenden Flechten von Aissa, die sich bei der Umarmung aufgelöst hatten und Beide wie ein Schleier umgaben.

Unsern europäischen Sitten fremd, nicht bekannt mit der Kunst, die Wünsche durch das Verbot zu verdoppeln, gab sich Aissa ihrem Geliebten hin, wie sich das erste Weib hatte hingeben müssen, unter der Herrschaft des Instinctes und unter dem hinreißenden Zauber eines in seiner ganzen Tiefe gefühlten Glückes.

»Du! Du!« flüsterte sie berauscht; »Du im Palast von König Don Pedro! Du, meiner wahnsinnigen Liebe zurückgegeben! Oh! die Tage sind zu lang in der Abwesenheit, und Gott hat für die Zeit zwei Maße gegeben: die Minuten, wo ich Dich sehe, und die wieder Schatten hinziehen, die Tage, wo ich Dich nicht sehe, und die für mich Jahrhunderte sind!«

Dann verloren sich ihre Stimmen abermals in einem süßen und langen Kuß.

»Oh! Du gehörst also mir!« rief endlich Agenor. »Was liegt mir an dem Haß von Mothril? was liegt mir an der Liebe des Königs? Ich kann nun sterben.«

»Sterben!« sagte Aissa, die Augen feucht und die Lippen bebend; »sterben! Oh! nein, Du wirst nicht sterben, mein Vielgeliebter. Ich habe Dich in Bordeaux gerettet, und werde Dich hier abermals retten. Was die Liebe des Königs betrifft, schau, wie mein Herz klein ist, wie es einen unmerklichen Theil meiner Brust emporhebt. Glaubst Du, in diesem ganz von Dir erfüllten, einzig und allein für Dich schlagenden Herzen sei auch nur für den Schatten einer andern Liebe Platz?«

»Oh! Gott behüte mich, daß ich nur einen Augenblick denken könnte, meine Aissa vergesse mich,« sprach Agenor. »Doch da, wo die Ueberredung scheitert, ist die Gewalt oft allmächtig. Hast Du nicht das Abenteuer von Leonor von Ximenes gehört, der die Rohheit des Königs keine andere Zufluchtstätte mehr ließ, als ein Kloster?«

»Leonor von Ximenes war nicht Aissa, Herr. Es wäre also bei der Einen nicht wie bei der Andern, das schwöre ich Dir.«

»Ich weiß wohl, Du würdest Dich vertheidigen, doch indem Du Dich vertheidigtest, würdest Du vielleicht sterben!«

»Wäre es Dir nicht lieber, wenn ich den Tod fände, als wenn ich einem Andern gehörte?«

»Oh! ja, ja!« rief der junge Mann, Aissa an sein Herz drückend. »Oh! ja, stirb, stirb, wenn es

sein muß, doch gehöre nur mir!«

Und er preßte sie abermals in seinen Armen mit einer Liebesbewegung, die der Angst glich.

Die Nacht, welche schon die äußeren Mauern schwärzte, hatte den Gegenständen im Zimmer jede Form genommen: wie in dieser Finsterniß voll von Liebesworten und glühendem Athem, wie nicht von jenem Feuer brennen, das verzehrt, ohne zu leuchten, jenen furchtbaren Flammen ähnlich, welche unter den Wellen leben?

Während eines langen Zeitraums herrschte die Stille des Todes, oder die der Liebe in dem Gemach, wo zwei Stimmen geklungen und zwei Herzen vermischt geschlagen hatten.

Agenor entriß sich zuerst diesem unaussprechlichen Glück. Er gürtete sein Schwert um, dessen eiserne Scheide auf dem Marmor klirrte.

»Was machst Du?« rief das Mädchen, den Arm des Ritters ergreifend.

»Du hast es gesagt,« erwiderte Agenor, »die Zeit hat zwei Maße: die Minuten für das Glück, die Jahrhunderte für die Verzweiflung, Ich gehe.«

»Du gehst, doch nicht wahr, Du nimmst mich mit? Wir gehen mit einander?«

Der junge Mann machte sich mit einem Seufzer aus den Armen seiner Geliebten los und sprach:

»Unmöglich!«

»Warum unmöglich?«

»Ich bin mit dem geheiligten Charakter eines Botschafters hierhergekommen; er ist es, der mich beschützt, und ich kann ihn nicht verletzen.«

»Aber ich!« rief Aissa, »ich verlasse Dich nicht.«

»Aissa,« sprach der junge Mann, »ich komme im Namen des guten Connetable, ich komme im Namen von Enrique von Transtamare, die mir, der Eine die Interessen der französischen Ehre, der Andere die Interessen des castilianischen Thrones anvertraut haben; was müßten sie sagen, wenn sie sehen würden, ich habe, statt diese doppelte Sendung zu vollziehen, mich nur um die Interessen meiner Liebe bekümmert?«

»Wer wird es ihnen mittheilen? Wer hindert Dich, mich vor Aller Augen zu verbergen?«

»Ich muß nach Burgos zurückkehren; es sind von Soria nach Burgos drei Tagereisen.«

»Ich bin stark, ich bin an rasche Märsche gewöhnt.«

»Du hast Recht, denn der Marsch der arabischen Reiter ist rasch, rascher als der unsrige wird sein können.

In einer Stunde wird Mothril die Flucht wahrnehmen; in einer Stunde wird er in unserer Verfolgung begriffen sein; ich kann nicht als Flüchtling nach Burgos zurückkehren.«

»Oh! mein Gott! mein Gott! wir sollen uns abermals trennen!«

»Diesmal wenigstens wird die Trennung kurz sein, das schwöre ich Dir, Laß mich meine Sendung erfüllen, laß mich in das Lager von Don Enrique zurückkehren, laß mich des Auftrags, den man mir gegeben, mich entledigen, laß mich wieder Agenor den fränkischen Ritter werden, der Dich liebt, der nur Dich liebt, der nur für Dich lebt, und dann, ich schwöre es Dir, Aissa, kehre ich unter irgend einer Verkleidung, und wäre es die eines Ungläubigen, zu Dir zurück, und dann bin ich es, der Dich mit Gewalt entführt, wenn Du nicht kommen kannst.«

»Nein! nein!« sprach Aissa, »heute erst hat mein Leben begonnen; bis heute lebte ich nicht, denn ich gehörte nicht Dir; von heute an könnte ich nicht mehr ohne Dich leben; ich könnte nicht

mehr wie früher, Dich erwartend, seufzen und weinen; nein, ich würde brüllen, ich würde mich in meinem Schmerz zerfleischen; heute bin ich Deine Frau! Wohl! mögen alle diejenigen sterben, die sich widersetzen, daß die Frau dem Mann folgt!«

»Wie! selbst unsere Beschützerin, Aissa? selbst die edelmüthige Frau, die mich zu Dir geführt hat, selbst die arme Maria Padilla, an der Mothril sich rächen würde? Und Du weißt, auf welche Art Mothril sich rächt.«

»Oh! meine Seele schwindet hin,« flüsterte die junge Frau erbleichend, denn sie fühlte, daß eine höhere Macht, die der Vernunft, sie von ihrem Geliebten trennte. »Doch laß mich Dich wiederfinden; ich habe zwei Maulthiere so rasch, daß sie es den raschesten Pferden im Laufe zuvorthun. Du nennst mir einen Ort, wo ich Dich erwarten, oder mit Dir zusammentreffen kann, und sei unbesorgt, ich komme zu Dir.«

»Aissa, wir kehren auf einem andern Weg zu demselben Ziel zurück; unmöglich! unmöglich!«

Das Mädchen glitt auf seine Kniee. Die junge Maurin lag bittend und flehend zu den Füßen von Agenor.

In diesem Augenblick durchdrang der traurige, klagende Ton einer Guzla die Lüfte über ihren Häuptern, den Ruf eines Freundes, der bange hat, nachahmend; Beide bebten.

»Woher kommt dieses Geräusch?« fragte Aissa.

»Ich errathe es,« sagte Agenor; »komm, komm.«

Beide stiegen wieder zur Terrasse hinauf.

Agenor schaute sogleich nach der Terrasse von Maria.

Es herrschte eine dichte Finsterniß; doch bei dem düsteren Schimmer der Gestirne vermochten die zwei jungen Leute ein weißes, über die Brüstung geneigtes und nach ihrer Seite gewendetes Kleid wahrzunehmen.

Nur hätten sie im Zweifel bleiben können, ob es ein Gespenst oder eine Frau sei. Doch in demselben Augenblick erklangen die Saiten in gleicher Richtung wie zuvor.

»Sie ruft mir,« flüsterte Agenor, »sie ruft mir, Du hörst es.«

»Kommt! kommt!« rief wie vom Himmel herab die durch die Zwischenräume halb bedeckte Stimme von Dona Maria.

»Hörst Du sie, Aissa, hörst Du sie?« sagte Agenor.

»Oh! ich sehe nichts, ich höre nichts,« stammelte das Mädchen.

Zu gleicher Zeit erschollen die Trompeten, welche gewöhnlich den König bei seiner Rückkehr in den Palast geleiteten.

»Großer Gott!« rief Aissa, plötzlich in das ängstliche, schwache Weib verwandelt; »sie kommen; fliehe, mein Agenor, fliehe!«

»Noch ein Lebewohl.«

»Ein letztes vielleicht,« flüsterte das Mädchen, ihre Lippen auf die Lippen des Geliebten drückend.

Und sie schob den jungen Mann nach der Treppe.

Seine Tritte hatten nicht zu schallen aufgehört, als die von Mothril hörbar wurden; und die Thüre, welche zu Maria Padilla führte, schloß sich kaum, als sich die von Aissa öffnete.

---

## Zweihundvierzigstes Kapitel.

### *Die Vorbereitungen zur Schlacht.*

Drei Tage nach den von uns erzählten Ereignissen, hatte Agenor auf demselben Weg, dem er auf seiner Reise nach Soria folgte, Musaron wieder eingeholt, und legte Enrique von Transtamare Rechenschaft über seinen Auftrag ab.

Niemand verleugnete sich die Gefahren, denen Agenor bei Erfüllung seiner Sendung als Botschafter preisgegeben gewesen war. Der Connetable dankte ihm auch, belobte ihn und hieß ihn seinen Platz an der Seite der bravsten Bretagner unter dem Banner nehmen, das Sylvester von Budes trug.

Auf allen Seiten traf man Anstalten zum Krieg. Der Prinz von Wales hatte den Durchzug durch das Gebiet des Königs von Navarra erlangt und sich mit Don Pedro wiedervereinigt, dem er ein schönes Heer zuführte, das gemeinschaftliche Sache mit den afrikanischen Truppen machen sollte.

Die englischen Abenteurer, die sich entschieden an Don Pedro angeschlossen hatten, führten ihrerseits gute Streiche gegen die Bretagner und die Gascogner, ihre erbitterten Feinde, im Schild.

Es versteht sich, daß die verwegenen und folglich gewinnreichsten Pläne in dem Kopf unseres alten Freundes Messire Hugo von Caverley gohren.

Enrique von Transtamare war nicht zurück bei allen diesen kriegerischen Rüstungen. Seine zwei Brüder Don Tellez und Ton Sancho waren zu ihm gestoßen, er hatte ihnen ein Commando anvertraut, und zog in kleinen Tagemärschen seinem andern Bruder Don Pedro entgegen.

Man spürte durch ganz Spanien die fieberhafte Gluth, welche, so zusagen, die Luft durchzieht und den großen Ereignissen vorhergeht. Stets vorsichtig und zugleich Philosoph, ermahnte Musaron seinen Herrn, das feinste Wildpret zu essen und den besten Wein zu trinken, um in der Schlacht stärker zu sein und sich um so mehr Ehre zu erwerben.

Sich selbst überlassen, verliebter als je durch den Besitz eines Augenblicks, ersann Agenor alle mögliche und unmögliche Mittel, sich Aissa zu nähern und sie zu entführen, um nicht das so zweifelhafte Ereigniß einer Schlacht abzuwarten, in die man stolz und stark geht, während man sie flüchtig und auf den Tod verwundet verlassen kann.

Zu diesem Behuf hatte er von der Freigebigkeit von Bertrand zwei arabische Pferde gekauft, welche Musaron jeden Tag große Strecken Weges zurückzulegen und Hunger und Durst auszuhalten dressirte.

Endlich erfuhr man, der Prinz von Wales sei durch die Engpässe marschirt und in die Ebene gerückt. Er zog mit der Armee, die er aus der Gnienne gebracht, in die Gegend der Stadt Vittoria, unfern von Navarrete.

Er hatte dreißigtausend Reiter und vierzigtausend Mann Fußvolk bei sich. Dies waren Streitkräfte, welche den von Don Pedro befehligten beinahe gleichkamen.

Enrique von Transtamare hatte unter seinen Befehlen sechzigtausend Mann Fußvolk und vierzigtausend Pferde.

Mit seinen Bretagnern in der Nachhut gelagert, ließ Bertrand die Spanier ihre Prahlereien machen und schon auf der einen und der andern Seite den Sieg feiern, den weder die eine noch die andere gewonnen hatte.

Aber er hatte seine Spione, die ihm Tag für Tag meldeten, was in der Armee von Don Pedro und selbst in der von Enrique vorging, aber er wußte alle Pläne von Caverley in demselben Augenblick, wo sie die fruchtbare Einbildungskraft des Abenteurers erzeugte.

Er wußte folglich, daß der würdige Kapitän, verführt durch die Gefangennehmung von Königen, die er schon bewerkstelligt, sich dem Prinzen von Wales mit einem einzigen Schlag den Krieg zu beendigen angeboten hatte.

Sein Plan war äußerst einfach, es war der des Raubvogels, welcher so hoch in den Lüften schwebt, daß er unsichtbar ist, plötzlich sich auf seine Beute stürzt, und sie in seinen Klauen in dem Augenblick entführt wo sie es am wenigsten erwartet.

Messire Hugo von Caverley verband sich mit John Chandos, dem Herzog von Lancaster und einem Theil der englischen Vorhut, fiel unvermuthet über das Quartier von Don Enrique her, entführte ihn mit seinem Hofe, und machte so mit einem einzigen Schlag zwanzig Lösegelder, von denen eines genügt hätte, um sechs Abenteurer zu wohlhabenden Leuten zu machen.

Der Prinz von Wales nahm den Vorschlag an; er hatte nichts dabei zu verlieren und Alles zu gewinnen.

Zum Unglück besaß Bertrand Duguesclin, wie gesagt, Spione, die ihm Alles meldeten, was im feindlichen Lager vorging.

Zu noch größerem Unglück hegte er gegen die Engländer im Allgemeinen einen alten Bretagner-Groll, und gegen Messire Caverley insbesondere einen ganz neuen Haß.

Er befahl deshalb seinen Spionen, nicht einen Augenblick einzuschlafen, oder wenn sie einschlafen würden, wenigstens nur mit einem Auge zu schlafen.

Dem zu Folge wurde er von den geringsten Bewegungen von Messire Hugo von Caverley unterrichtet.

Eine Stunde, ehe der würdige Kapitän das Lager des Prinzen von Wales verließ, nahm der Connetable sechstausend spanische und bretagnische Reiter und schickte aus einem dem seinigen entgegengesetzten Weg Agenor und den Stammler von Villaines ab, um sich in einem Wald aufzustellen, den ein Desilé trennte.

Jede von den zwei Truppen sollte den parallelen Theil des Waldes besetzen und, wenn die Engländer vorbeigezogen wären, das Desilé schließen.

Von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt, hielt Enrique von Transtamare alle seine Leute unter den Waffen.

Caverley mußte also an einer ehernen Mauer anprallen, und wenn er zurückweichen wollte, würde er sich von einer andern ehernen Mauer festgehalten sehen.

Mannschaft und Rosse lagen beim Einbruch der Nacht im Hinterhalt, Jeder Reiter hielt, auf dem Bauch ausgestreckt, sein Pferd am Zaum.

Gegen zehn Uhr rückten Caverley und seine Truppe in das Desilé.

Die Engländer marschirten mit einer solchen Sicherheit, daß sie nicht einmal den Wald sondiren ließen, was übrigens die Nacht unmöglich, oder wenigstens sehr schwierig machte.

Hinter den Engländern verbanden sich die Bretagner und die Spanier wie die zwei Hälften einer Kette, die man schließt.

Gegen Mitternacht hörte man einen gewaltigen Lärm: es war Caverley, der das Quartier von König Don Enrique angriff, und dieser, der ihn mit dem Ruf: Don Enrique und Castilien! empfing.

Da setzte Bertrand, der Agenor zu seiner Rechten und den Stammler von Villaines zu seiner Linken halte, seine ganze Truppe unter dem Ruf: Notre-Dame-Guesclin! in Galopp.

Zu gleicher Zeit entzündeten sich große Feuer auf den Flanken, beleuchteten die Scene und zeigten Caverley, daß seine fünf bis sechstausend Abenteurer zwischen zwei Heeren gefaßt waren.

Caverley war nicht der Mann, der einen glorreichen, aber fruchtlosen Tod suchte: an der Stelle von Eduard III. wäre er bei Crécy geflohen; an der Stelle des Prinzen von Wales hätte er sich bei Poitiers ergeben.

Doch da man sich nur in der äußersten Roth ergibt, besonders wenn man, sich ergebend, Gefahr läuft, gehenkt zu werden, so setzte er sein Pferd in Galopp und verschwand durch eine der Seitenöffnungen, wie auf dem Theater der Verräther durch eine der schlecht geschlossenen Coulissen verschwindet.

All sein Gepäck, eine beträchtliche Summe in Geld, eine Kasse mit Edelsteinen und Juwelen aller Art, die Frucht dreijähriger Räubereien, während welcher der würdige Kapitän, um dem Strang zu entgehen, mehr Genie gebraucht hatte, als je von Alexander, Hannibal oder Cäsar entwickelt worden war, fielen in die Hände des Bastards von Mauléon.

Musaron machte eine Berechnung, während man die Todten entkleidete und den Gefangenen Fesseln anlegte; es ergab sich, daß er im Dienste von einem der reichsten Ritter der Christenheit war.

Diese Veränderung, und sie war ungeheuer, hatte sich in weniger als einer Stunde bewerkstelligt.

Die Abenteurer waren in Stücke gehauen worden; nur zwei bis dreihundert hatten sich mit großer Mühe retten können.

Dieser Erfolg flößte den Spaniern eine solche Kühnheit ein, daß Don Tellez, der jüngste Bruder von Enrique von Transtamare, seinem Pferde die Sporen gab und auf der Stelle und ohne eine andere Vorbereitung auf den Feind losmarschiren wollte.

»Einen Augenblick Geduld, Herr Graf,« sagte Bertrand; »Ihr wollt hoffentlich nicht allein gegen den Feind marschiren und Euch der Gefahr aussetzen, ruhmlos gefangen genommen zu werden.«

»Aber ich denke, die ganze Armee wird mit mir marschiren,« erwiderte Don Tellez.

»Nein, Herr, nein,« sprach Bertrand.

»Die Bretagne! mögen bleiben, wenn sie wollen,« rief Don Tellez, »doch ich werde mit den Spaniern marschiren.«

»Warum dies?«

»Um die Engländer zu schlagen.«

»Verzeiht,« entgegnete Bertrand, »die Engländer sind von den Brethern geschlagen worden, doch sie würden nicht durch die Spanier geschlagen werden.«

»Was sagt Ihr?« rief mit gebieterischem Tone Don Tellez, indem er auf den Connetable zuritt, »und warum?«

»Well,« erwiderte Bertrand, ohne sich zu rühren, »weil die Brethern bessere Soldaten sind,

als die Engländer, während dagegen die Engländer bessere Soldaten sind, als die Spanier.«

Der junge Prinz fühlte, wie ihm der Zorn gegen die Stirne stieg.

»Es ist doch seltsam, daß der Herr hier in Spanien ein Franzose sein soll,« sagte er; »doch wir werden sogleich erfahren, ob Don Tellez gehorcht, statt zu befehlen. Auf, man folge mir!«

»Meine achtzehn-tausend Bretagner werden sich nicht rühren, wenn ich ihnen nicht durch ein Zeichen befehle, daß sie sich rühren,« erwiderte Bertrand; »was Eure Spanier betrifft, so bin ich nur ihr Herr, wenn Euer Herr und der meinige, Don Enrique von Transtamare, ihnen mir zu gehorchen befiehlt.«

»Wie klug sind doch diese Franzosen!« rief Don Tellez außer sich. »Welche Kaltblütigkeit bewahren sie nicht nur in der Gefahr, sondern auch vor der Beleidigung! Ich mache Euch mein Compliment, Herr Connetable.«

»Ja, hoher Herr, mein Blut ist kalt, wenn es sich im Zaume hält; doch es ist heiß, wenn es fließt.«

Und nahe daran, in Hitze zu gerathen, preßte der Connetable seine großen Fäuste an sein Panzerhemd.

»Es ist kalt, sage ich Euch,« fuhr der junge Mann fort, »es ist kalt, weil Ihr alt seid, und wenn man alt wird, fängt man an Angst zu bekommen.«

»Angst!« rief Agenor, gegen Don Tellez ansprengend; »wer einmal sagt, der Connetable habe Angst, wird es nicht zum zweiten Male sagen.«

»Stille, Freund,« sprach der Connetable; »laßt die Narren ihre Narrheiten machen, und Geduld, Geduld!«

»Achtung vor dem königlichen Blut!« rief Don Tellez, »Achtung, hört Ihr wohl?«

»Achtet Euch selbst, wenn Ihr wollt, daß man Euch achten soll,« sprach plötzlich eine Stimme, welche den Prinzen beben machte, denn es war die seines älteren Bruders, den man von dem ärgerlichen Streit in Kenntniß gesetzt hatte, »beleidigt vor Allem nicht unsern Verbündeten, unsern Helden.«

»Ich danke, Sire,« sagte Bertrand, »Eure Sprache erspart mir großmüthig ein immer ärgerliches Geschäft, das Freche zu bestrafen. Doch ich meine nicht Euch, Don Tellez: Ihr seht schon ein, wie sehr Ihr Unrecht habt.«

»Unrecht, ich! daß ich sagte, wir sollten die Schlacht liefern? Ist es nicht wahr, Sire, daß wir gegen den Feind marschiren?« fragte Don Tellez.

»Gegen den Feind marschiren . . . in diesem Augenblick!« rief Duguesclin, »das ist unmöglich.«

»Nein, mein lieber Connetable,« erwiderte Don Enrique, »es ist so wenig unmöglich, daß wir bei Tagesanbruch handgemein werden.«

»Hoheit, wir werden geschlagen.«

»Und warum dies?«

»Weil unsere Stellung schlecht ist.«

»Es gibt keine schlechte Stellung; es gibt nur Brave oder Feige!« rief Don Tellez.

»Herr Connetable,« sprach der König, »mein Abel verlangt die Schlacht, und ich kann ihm nicht verweigern, was er von mir verlangt.

Er hat den Prinzen von Wales herabziehen sehen, und man könnte glauben, er weiche zurück.«

»Uebrigens steht es dem Connetable frei, uns zuzuschauen und auszuruhen, während wir uns schlagen,« fügte Don Tellez bei.

»Mein Herr,« erwiderte Duguesclin, »ich werde Alles thun, was die Spanier thun, und mehr noch hoffentlich, denn bemerkt wohl: Nicht wahr, in zwei Stunden greift Ihr an?«

»Ja.«

»Wohl! in vier Stunden werdet Ihr dort durch die Ebene vor dem Prinzen von Wales fliehen, und ich und meine Bretagner, wir werden da sein, wo ich bin, ohne daß ein einziger Fußgänger eine Sohle breit zurückgewichen, ohne daß ein einziger Reiter um ein Hufeisen gewichen ist. Bleibt hier, und Ihr werdet sehen.«

»Ah! Sire Connetable, mäßigt Euch,« sprach Enrique.

»Ich sage die Wahrheit, Sire. Ihr wollt eine Schlacht liefern, sagt Ihr?«

»Ja, Connetable, ich will es, weil ich muß.«

»Es sei also.«

Dann sich gegen die Bretagner umwendend:

»Meine Kinder, man will eine Schlacht liefern, haltet Euch bereit! . . . Alle diese braven Leute und ich, Sire,« fuhr er fort, »werden diesen Abend todt oder gefangen genommen sein, doch Euer Wille geschehe vor Allem. Erinnert Euch indessen wohl, daß ich nur das Leben oder die Freiheit verliere, während Ihr einen Thron verlieren werdet,« fügte er bei.

Der König neigte das Haupt, wandte sich gegen seine Freunde um und sprach:

»Der gute Connetable ist diesen Morgen hart gegen uns; trifft nichtsdestoweniger Eure Vorkehrungen, edle Herren.«

»Es ist also wahr, daß wir heute getödtet werden?« fragte Musaron laut genug, daß ihn der Connetable hören konnte.

Dieser wandte sich um und erwiderte lächelnd:

»Oh! mein Gott, ja, guter Knappe, es ist die reine Wahrheit.«

»Das ist ärgerlich,« sagte Musaron an seine mit Gold gefüllten Beinkleider klopfend;

»gerade in, dem Augenblick getödtet, wo wir reich sein und uns des Lebens freuen sollten!«

---

## Dreiundvierzigstes Kapitel.

### *Die Schlacht.*

Eine Stunde nach dieser trübseligen Betrachtung des guten Knappen, wie Bertrand Musaron nannte, erhob sich die Sonne über der Ebene von Navarrete so rein, so ruhig, als ob sie nicht bald eine der berühmtesten Schlachten, welche die Annalen der Welt blutig gefärbt, beleuchten sollte.

Bei Sonnenaufgang war die Ebene von dem in drei Abtheilungen aufgestellten Corps von Don Enrique besetzt.

Don Tellez, mit seinem Bruder Sancho, behauptete die linke Seite, an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann.

Duguesclin hatte mit achtzehntausend Pferden die Vorhut.

Don Enrique selbst endlich behauptete die rechte Seite mit einundzwanzig-tausend Reitern und dreißigtausend Fußgängern.

Diese Armee war ungefähr ausgestellt wie die drei Stufen einer Treppe.

Dabei befand sich noch eine Reserve von gut berittenen und von den Grafen d'Aigues und Roquerbertin befehligten Aragoniern.

Dies geschah am 3. April 1368, und der vorhergehende Tag war durch Hitze und Staub sehr angreifend gewesen.

Der König Enrique ritt aus einem schönen aragonischen Maulthier durch die leeren Räume seiner Schwadronen, ermuthigte die Einen, lobte die Anderen und stellte ihnen besonders vor, welcher Gefahr sie preisgegeben wären, wenn sie lebendig in die Hände des grausamen Don Pedro fallen würden.

Den Connetable, der sich kalt und entschlossen auf seinem Posten hielt, umarmte er und sprach:

»Dieser Arm gibt mir aus immer die Krone. Warum ist es nicht die Krone des Weltalls! ich würde sie Euch als die einzige Eurer würdige anbieten.«

Die Könige finden immer solche Worte im Augenblick der Gefahr. Es ist nicht zu leugnen, zieht die Gefahr weiter, so nimmt sie dieselben mit sich fort, wie es der Wirbel mit dem Staub thut.

Dann kniete er aus die kahle Erde nieder, betete zu Gott, und alle Welt ahmte ihm nach.

In diesem Augenblick schossen die Strahlen der ausgehenden Sonne hinter den Bergen von Navarrete hervor, und die Soldaten erblickten die ersten englischen Lanzen aus den Abhängen, von wo sie langsam sich aus den verschiedenen Plateaux an den Flanken des Gebirges ausbreitend, herabstiegen.

Agenor erkannte unter den ersten Bannern das von Caverley, starrer und stolzer, als es im Augenblick des nächtlichen Angriffs gewesen war. Lancaster und Chandos, welche wie unser Kapitän der Niederlage in der Nacht entkommen waren, befehligten mit ihm um so entschlossener, als sie eine furchtbare Genugthuung zu nehmen hatten.

Alle drei stellten sich Duguesclin gegenüber auf.

Der Prinz von Wales und Don Pedro nahmen ihre Stellung Don Sancho und Don Tellez gegen, über.

Der Captal von Buch, Jean Grailly, hatte seinen Standpunkt vor König Don Enrique von Transtamare.

Statt jeder Ermahnung an seine Truppen, vergoß der schwarze Prinz, gerührt bei dem Anblick von so vielen Tausenden von Menschen, die sich erwürgen sollten, Thränen und bat Gott, nicht um den Sieg, sondern um jenes Recht, das der Wahlspruch der Krone von England ist.

Da erscholl die Trompete.

Sogleich fühlte man die Ebene unter dem Hufschlag der Pferde zittern, und ein Geräusch ähnlich dem zweier einander entgegenrollender Donner toste in der Luft.

Die Vorhut auf beiden Seiten, bestehend aus entschlossenen und besonders erfahrenen Männern, rückte indessen nur im Schritt vor.

Nach den Pfeilen, von denen die Luft Anfangs verdunkelt wurde, sprengten die Ritter gegen einander an, kämpften Leib an Leib und stillschweigend; dies war für denjenigen Theil des Heeres, der noch nicht handgemein geworden, ein furchtbares und aufregendes Schauspiel.

Der schwarze Prinz ließ sich hinreißen wie ein einfacher Kriegermann.

Er führte im Galopp sein ganzes Armeecorps gegen Don Tellez.

Dies war die erste geordnete Schlacht, bei der sich der junge Mann befand, und er sah die Leute auf sich zukommen, die mit den Bretagnern für die ersten Soldaten der Welt galten.

Er bekam bange; er wich zurück.

Als ihn seine Reiter weichen sahen, wandten sie ihre Pferde um, und in einem Augenblick ergriff der ganze linke Flügel die Flucht unter dem Einfluß von einem jener panischen Schrecken, deren hinreißende Gewalt und Schmach die Tapfersten theilen.

Als Don Tellez wieder vor den Bretagnern vorüberkam, die, obgleich die Vorhut bildend, sich nun durch die Bewegung, welche Don Tellez vorrückend gemacht hatte, zurückgestellt fanden, beschleunigte dieser seinen Lauf, indem er den Kopf abwandte.

Don Sancho aber begegnete dem verächtlichen Blick des Connetable, und unter diesem allmächtigen Blick kurz anhaltend, wandte er sich gegen den Feind um und ließ sich fangen.

Don Pedro, der mit dem Prinzen von Wales in Verfolgung der Flüchtigen begriffen war und diesen ersten glücklichen Erfolg eifrig zu benutzen trachtete, wandte sich, als er den linken Flügel völlig aufgelöst sah, sogleich gegen seinen Bruder Enrique, der muthig gegen den Captal von Buch kämpfte.«

Aber von siebentausend frischen und durch den Sieg keck gewordenen Lanzen von der Seite angegriffen, wich Enrique zurück.

Mitten unter dem Geräusch vom Eisen, das am Eisen klirrte, von wiehernden Pferden und Streitern, welche vor Wuth brüllten, hörte man den König Don Pedro, diesen ganzen Lärmen beherrschend, rufen:

»Keine Gnade den Rebellen, keine Gnade!«

Er kämpfte mit einer vergoldeten Art, deren Vergoldung schon von der Schneide bis an den Stiel unter dem Blut verschwunden war.

In ihren letzten Gliedern von Olivier von Clifton und dem Sire von Retz angegriffen, welche die Schlachtordnung umgangen hatten, war indessen die Reserve niedergeworfen und in die

Flucht geschlagen worden.

Nur Duguesclin und seine Bretagner waren, wie sie es versprochen hatten, nicht einen Schritt zurückgewichen, und erschienen in eine unangreifbare Masse zusammengedrängt wie ein eherner Felsen, um den sich, langen gierigen Schlangen ähnlich, die siegreichen Heerhaufen rollten.

Duguesclin warf einen raschen Blick auf die Ebene; er erkannte, daß die Schlacht verloren war. Er sah dreißigtausend Soldaten in allen Richtungen fliehen. er sah den Feind überall, wo eine Stunde vorher Verbündete und Freunde waren. Er begriff, daß man nur noch dem Feind so viel als möglich Schaden zufügend sterben konnte. Nach links schauend wahrte er eine alte Mauer, welche einer zerstörten Stadt als Wall gedient hatte. Zwei Compagnien von Engländern trennten ihn von diesem Anlehnungspunkte, an welchem man ihn, wenn er ihn einmal erreicht hatte, nur noch von vorne angreifen konnte.

Er gab einen Befehl mit seiner vollen, schallenden Stimme; die zwei englischen Compagnien wurden niedergehauen, und die Bretagner lehnten sich an die Mauer an.

Hier bildete Bertrand seine Linie wieder und athmete einen Augenblick.

Der Stammler von Villaines und der Marschall d'Anderhan schöpften mit ihm Athem.

Agenor, dem sein Pferd im Treffen getödtet worden war, wartete hinter einem von den Strebepfeilern der Mauer auf ein Pferd, das ihm Musaron bringen sollte.

Der Connetable benützte diesen Augenblick, um sein Helmvisir aufzuschlagen, sein von Schweiß und Staub bedecktes Gesicht abzuwischen und, ruhig das, was ihm an Menschen blieb zählend, umherzuschauen.

»Der König,« fragte er, »ist er todt? ist er geflohen?«

»Nein, Messire,« antwortete Agenor, »er ist weder getödtet, noch in der Flucht begriffen; er weicht zurück und kommt zu uns,« Bedeckt mit dem feindlichen Blute, mit dem sich das seinige vermischte, die Krone seines Helmes durch einen Artstreich zerschmettert, stieß Don Enrique, als muthiger Ritter kämpfend, zum Connetable.

Keuchend, athemlos, auf den gebogenen Hacken seines Pferdes, das nicht einen Augenblick den Feind anzuschauen aufgehört hatte, zurückweichend, kam der tapfere König in der That sachte zu den Bretagnern und lockte zu diesen treuen Verbündeten die Schaar der Engländer, welche wie die Raben nach dieser reichen Beute beehrten.

Bertrand gab hundert Mann Befehl, Don Enrique zu unterstützen und ihn frei zu machen.

Diese hundert Mann stürzten sich auf zehntausend, öffneten einen Pfad und bildeten um den Prinzen einen Gürtel, in dessen Mitte er athmen konnte.

Doch sobald er frei war, tauschte Don Enrique sein Pferd mit seinem Stallmeister, warf seinen zerschlagenen Helm von sich, nahm einen andern aus den Händen eines Pagen, versicherte sich, daß sein Schwert immer noch fest im Griff hielt, und rief, stark wie ein zweiter Anteus, dem es genügte, die Erde zu berühren:

»Freunde! Ihr habt mich zum Könige gemacht, seht, ob ich würdig bin, es zu sein!«

Und er warf sich in's Gemenge.

Man sah ihn viermal sein Schwert, erheben, und bei jedem Streich sah man einen Feind fallen.

»Zum König! zum König!« rief der Connetable; »retten wir den König.«

Es war in der That die höchste Zeit; die Engländer schloßen sich über Don Enrique, wie sich das Meer über dem Schwimmer schließt. Er war nahe daran, gefangen zu werden, als der

Connetable an seine Seite gelangte.

Bertrand nahm ihn beim Arm, warf einige Bretagner zwischen den König und den Feind, und sagte:

»Genug der Muthes . . .mehr wäre Tollheit. Die Schlacht ist verloren, flieht! unsere Sache ist es, Euren Rückzug deckend, hier zu sterben.«

Der König weigerte sich, Bertrand machte ein Zeichen, und vier Bretagner ergriffen Enrique von Transtamare.

»Nun aber, Notre-Dame-Guesclin!« rief der Connetable; »auf den Feind! aus den Feind!«

Und seine Lanze senkend, erwartete er mit dem, was ihm an Leuten blieb, den Angriff von dreißigtausend Reitern, einen furchtbaren Angriff, der sogar die Mauer, an welcher sich die kleine Truppe angelehnt hatte, niederstürzen zu müssen schien.

»Hier muß man sich Fahrwohl sagen,« sprach Musaron, als er dem Feind den letzten Bolzen zusandte, der ihm in seinem Köcher blieb, »ah! Herr Agenor, seht die schändlichen Mauren hinter den Engländern.«

»So lebe wohl, mein lieber Musaron,« sprach Agenor, der wieder ein Pferd bestiegen und seinen Platz unmittelbar neben dem Connetable genommen hatte.

Die Menschenwolke kam brausend und zum Ausbruch bereit heran, man sah nur durch den Staub einen Wald horizontal gesenkter Lanzen vorrücken.

Doch plötzlich sprengte in den noch leeren Raum, auf die Gefahr, zwischen den zwei Massen zermalmt zu werden, ein Ritter mit schwarzer Rüstung, mit schwarzem Helm, mit schwarzer Krone, und in der Hand einen Commandostab haltend.

»Haltet ein,« sprach der schwarze Ritter den Arm erhebend, »wer einen Schritt thut, ist des Todes!«

Man sah bei dieser mächtigen Stimme die angesprengten Pferde sich unter dem Gebiß krümmen, einige berührten sogar die Erde mit ihren nervigen Häcksen.

Nun allein in dem frei gewordenen Raum, betrachtete der Prinz mit der ihm eigenthümlichen Traurigkeit, aus der ihm die Nachwelt eine Glorie gemacht hat, die unerschrockenen Bretagner, welche in wenigen Minuten unter der Wucht der Ueberzahl verschwinden sollten.

»Gute Leute,« sagte er, »brave Ritter, Ihr sollt nicht so sterben; schaut: ein Gott würde nicht widerstehen.«

Dann machte er einen Schritt gegen Duguesclin, grüßte ihn und fuhr fort:

»Guter Connetable, ich bin der Prinz von Wales und wünsche, daß Ihr lebet; Euer Tod würde eine zu große Leere unter den Tapferen herbeiführen. Ich bitte Euch, gebt mir Euer Schwert.«

Duguesclin war der Mann, der wahre Großmuth begriff: die des Prinzen rührte ihn und er erwiderte:

»Das ist die Sprache eines ehrlichen Ritters, und so gesprochen verstehe ich das Englische.«

Und er neigte sein Schwert.

Bei der Stimme ihres Prinzen kamen die Engländer mit gesenkter Lanze, ohne Hast, ohne Zorn heran.

Der Connetable nahm sein Schwert bei der Klinge.

Er war im Begriff, es dem Prinzen zu übergeben.

Plötzlich erschien, von Blut bedeckt, seine Rüstung an zehn Stellen verbogen, Don Pedro auf

seinem schäumenden Pferde.

Er hatte die Fliehenden verlassen, um zu denen zu eilen, welche noch Widerstand leisteten.

»Wie!« rief er, hastig gegen den Connetable reitend, den Seinigen zu, »wie, Ihr verschont diese Leute? Wir werden nie Herren sein, so lange sie leben. Keine Gnade! schlagt sie todt! schlagt sie todt.«

»Ah! dieser ist ein unvernünftiges Thier und wie ein solches soll er auch sterben,« rief Duguesclin.

Dann, als der Prinz auf ihn losstürzte, hob er sein Schwert bei der Klinge auf und führte mit dem eisernen Griff einen solchen Streich auf den Kopf von Don Pedro, daß dieser, sich biegend unter dem Schlag, der einen Stier niedergeschmettert hätte, betäubt, halb todt, auf das Kreuz seines Pferdes fiel.

Duguesclin erhob seinen furchtbaren Dreschflegel wieder.

Doch indem er seinerseits dem Prinzen entgegen stürzte, ließ er einen leeren Raum hinter sich; zwei Engländer drangen hier ein, und während er beide Arme In die Höhe hob, packte ihn Einer beim Helm, der Andere mitten um den Leib.

Derjenige, welcher ihn beim Helm hielt, zog ihn rückwärts, der, welcher ihn um den Leib hielt, suchte ihn aus dem Sattel zu lüpfen.

»Messire Connetable,« riefen Beide, »ergebt Euch, oder Ihr seid des Todes.«

Bertrand schaute empor, und stark wie ein wilder Stier, schleuderte er den Engländer, der ihn am Helm gepackt hatte, aus dem Sattel, während er die Spitze seines Schwertes an das Halsstück des Engländers, welcher ihn um den Leib hielt, drückte und ihm, die Drohung mit dem Blut erstickend, die Kehle durchstieß.

Doch hundert andere Engländer stürzten sich auf ihn, bereit, jeder einen Schlag auf den Riesen zu führen.

»Horcht auf,« rief der schwarze Prinz mit seiner Donnerstimme, »wer wagt es, ihn mit einem Finger zu berühren!«

Sogleich machten die Hitzigsten einen Schritt rückwärts, und Duguesclin fand sich frei.

»Genug, mein Prinz,« sagte er, »ich bin Euch mein Schwert zweimal schuldig, Ihr seid der großmüthigste Sieger der Welt.«

Und er reichte dem Prinzen seinen Degen.

Agenor bot den seinigen dar.

»Seid Ihr ein Narr?« sprach Bertrand;

»Ihr habt ein gutes frisches Pferd zwischen den Beinen.

Flieht, erreicht Frankreich, sagt dem guten König Karl, ich sei Gefangener; und wenn er nichts für mich thun will, sucht meinen Bruder Olivier auf, er wird handeln.«

»Aber, Monseigneur . . . « entgegnete Agenor.

»Man gibt nicht auf Euch Acht, geht, geht, Ich will es.«

»Geschwinde! geschwinde!« sprach Musaron, dem nichts erwünschter war, als ausreißen zu können.

»Benützen wir den Umstand, daß wir klein sind . . . wir werden groß zurückkommen.«

Der Stammler von Villaines, der Marschall, die großen Kapitäne wurden in der That von den Engländern streitig gemacht. Agenor schlüpfte zwischen ihnen durch, Musaron folgte seinem

Herrn, Beide setzten ihre Pferde in Galopp und jagten unter einem Hagel von Pfeilen davon, mit dem sie, jedoch zu spät, Caverley und Mothril begrüßten.

---

## Vierundvierzigstes Kapitel.

*Nach der Schlacht.*

Es wurde an diesem Tag eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen gemacht.

Die Sieger zählten und addierten die Menschen, wie man die mit Aufschriften versehenen Geldsäcke zählt.

Nebst Caverley und dem Grünen Ritter zeichneten sich einige französische Abenteurer bei diesem lobenswerthen Geschäft aus, das darin bestand, daß man den Gefangenen auskleidete, nachdem man sorgfältig vom Schreiber seinen Namen, seinen Vornamen, seine Titel und seinen Rang hatte aufzeichnen lassen.

Die Sieger machten ihre Loose aus den Gefangenen. Duguesclin war bei dem Loos des Prinzen von Wales.

Dieser Prinz gab ihn dem Captal von Buch zur Bewachung.

Jean von Crailly näherte sich Bertrand, nahm ihn bei der Hand, und fing damit an, daß er ihm ganz artig den Panzerhandschuh auszog, wonach seine Knappen den Connetable der verschiedenen Stücke seiner Rüstung entkleideten.

Bertrand ließ ruhig gewähren; er zählte wieder und wieder seine Freunde und seufzte, so oft einer bei diesem stillschweigenden Aufruf fehlte.

»Braver Connetable,« sagte Crailly zu ihm, »Ihr habt mich bei Cocherel gefangen genommen; seht, wie das Glück unbeständig ist, heute seid Ihr mein Gefangener.«

»Oh! Oh!« erwiderte Bertrand, »Ihr täuscht Euch, Herr: bei Cocherel nahm ich Euch gefangen; bei Navarrete bewacht Ihr mich; Ihr waret mein Gefangener bei Cocherel; bei Navarrete seid Ihr mein Wächter.«

Jean von Crailly erröthete; doch so groß war die Ehrfurcht, die man in jener Zeit dem Unglück zugestand, daß er es vorzog, nichts zu antworten.

Duguesclin setzte sich an den Rand eines Grabens und forderte den Stammler von Villaines, Andrehan und die Andern auf, sich ihm zu nähern. Denn der Prinz von Wales hatte seine Trompeter blasen lassen und seine Soldaten versammelt.

»Man wird beten,« sprach der Connetable. »Seine Hoheit ist ein tapferer und sehr frommer Prinz. Beten wir auch, wir Andern.«

»Um Gott dafür zu danken, daß er Euch gerettet hat?« fragte der Stammler von Villaines.

»Um Wiedervergeltung von ihm zu erstehen!« erwiderte Bertrand.

Der Prinz von Wales, nachdem er auf den Knien dem Herrn für diesen großen Sieg gedankt hatte, rief Don Pedro, der mit wilden Blicken umherschautete und, in eine finstere Betrachtung versunken, nicht einen Augenblick das Knie gebeugt hatte.

»Ihr seid nun Sieger,« sprach der schwarze Prinz, »und dennoch habt Ihr eine Schlacht verloren.«

»Wie so?« fragte Don Pedro.

»Ein König ist besiegt, der seine Krone nur dadurch wiedererlangt, daß er das Blut seiner

Unterthanen vergießt.«

»Das Blut von Rebellen!« rief Don Pedro.

»Hat sie Gott nicht dafür bestraft, daß sie von Euch abgefallen sind? Sire, fürchtet Euch, daß er Euch nicht wie sie bestraft, wenn Ihr diejenigen verlaßt, welche er Euch anvertraut.«

»Hoher Herr!« murmelte Don Pedro sich verbeugend, »ich habe Euch meine Krone zu verdanken; doch ich bitte,« fügte er vor Zorn und Scham erbleichend bei, »seid nicht unbarmherziger, als der Allmächtige . . .Schlagt nicht mich, der ich Euch danke.«

Er beugte das Knie.

Der Prinz Eduard hob ihn wieder auf und sprach:

»Dankt Gott, mir seid Ihr nichts schuldig.«

Dann wandte ihm der Prinz den Rücken zu und kehrte in sein Zelt zurück, um etwas Speise zu sich zu nehmen.

»Kinder!« rief Don Pedro, der endlich seiner wilden Gier die Zügel schießen ließ, »kleidet die Todten aus, Euch gehört die ganze Beute des Tages.«

Und er schwang sich auf ein frisches Roß, jagte zuerst nach der Ebene, betrachtete aufmerksam jeden Haufen von Leichnamen und wandte sich vorzugsweise nach dem Ufer des Flusses, an die Stelle, wo Don Enrique von Transtamare mit dem Captal von Buch gekämpft hatte.

Sobald er hier war, stieg er ab, steckte einen scharfen langen Dolch in seinen Gürtel und suchte schweigsam, mit den Füßen im Blute watend.

»Ihr seid sicher, daß Ihr ihn habt fallen sehen?« fragte er endlich Crailly.

»Ich bin dessen sicher,« antwortete der Captal; »von einer Axt getroffen, die mein Knappe mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen schleudert, stürzte sein Pferd zusammen.«

»Doch er, doch er?«

»Er verschwand unter einer Wolke von Pfeilen. Ich habe Blut an seinen Waffen gesehen und ein ganzer Berg erschlagener Leute rollte über ihn und begrub ihn.«

»Gut! Gut! . . . Suchen wir . . . « erwiderte Don Pedro mit einer wilden Freude. »Ah! dort sehe ich einen goldenen Helmschmuck!«

Und, mit der Behendigkeit eines Tigers sprang er auf die Leichname und zerrte diejenigen, welche den Ritter mit dem goldenen Helmschmuck bedeckten, aus die Seite.

Die Hand zitternd, das Auge erweitert, hob er das Helmvisir auf.

»Sein Schildknappe!« sagte er, »nur sein Schildknappe!«

»Doch das sind die Waffen des Prinzen« entgegnete Crailly; »allerdings ist keine Krone auf dem Helm.«

»List! List! der Feige wird dem Schildknappen seine Waffen gegeben haben, um besser fliehen zu können . . . Doch ich hatte Alles vorhergesehen; ich habe die Ebene umschließen lassen, so daß er nicht über den Fluß setzen konnte . . . Ah! dort bringen mir meine getreuen Mauren Gefangene, sicherlich befindet er sich unter ihnen.«

»Sucht immerhin unter den anderen Leichnamen, und fünfhundert Piaster demjenigen, der ihn' lebendig bringt,« sagte Crailly zu den Soldaten, welche mit verdoppeltem Eifer suchten.

»Und tausend Dukaten dem, der ihn todt findet,« fügte Don Pedro bei. »Wir gehen den Gefangenen entgegen, die Mothril bringt.«

Don Pedro stieg wieder zu Pferd und sprengte, gefolgt von zahlreichen Reitern, welche die Scene, die sich vorbereitete, zu sehen begierig waren, nach den Grenzen der Ebene, wo man einen Cordon von Mauren in weißen Kleidern eine Truppe von Flüchtlingen, die sie in der Ferne zusammengebracht, vor sich hertreiben sah.

»Ich glaube ihn zusehen! ich glaube ihn zu sehen!« brüllte Don Pedro, sein Pferd zu rascherem Laus anspornend.

Er schrie so, während er an den bretagnischen Gefangenen vorüber ritt. Duguesclin hörte es, stand auf, befragte mit durchdringendem Auge die Ebene und rief:

»Ah! mein Gott, welch ein Unglück!« Diese Worte erschienen Don Pedro als die Bestätigung des von ihm gehofften Glücks.

Er wollte, um dieses Glücks sich noch mehr zu erfreuen, den Connetable damit niederbeugen, das heißt, zugleich seine zwei mächtigsten Feinde den einen durch den andern schlagen.

»Bleiben wir,« sagte er. »Ihr, Seneschal, befehlt Mothril, mit seinen Gefangenen hierherzukommen . . . hier vor das Angesicht dieser edlen bretagnischen Herren, der getreuen Freunde des Thronräubers, des Besiegten! . . . der Streiter für eine Sache, bei der sie in keiner Beziehung betheilig waren, und der sie auch den Triumph nicht zu verschaffen wußten.«

Diesem Hohn, dieser eines Mannes unwürdigen, rachsüchtigen Wuth setzte der bretagnische Held nicht einmal eine Antwort entgegen, welche hätte vermuthen lassen, er habe gehört.

Er saß, er blieb sitzen, und plauderte gleichgültig mit dem Marschall d'Andrehan.

Don Pedro war indessen abgestiegen, er stützte sich auf eine lange Art, preßte krampfhaft den Griff seines Dolches und schüttelte den Fuß mit einer Ungeduld, als hätte er die Ankunft von Mothril und seinen Gefangenen dadurch beschleunigen können.

Sobald sich seine Stimme aus der Ferne hörbar machen konnte, rief der König Mothril zu:

»Nun! mein braver Saracen, nun, mein muthiger weißer Falke, welches Wild bringst Du mir?«

»Ein gutes Wild, Hoheit,« erwiderte der Maure, »seht dieses Banner.«

Er hielt in der Thal um seinen Arm geschlungen ein Stück Goldstoff, woraus das Wappen von Transtamare gestickt war.

»Er ist es also,« rief Don Pedro, außer sich vor Freude, »er ist es!«

Und seine Geberde drohte und bezeichnete einen von Kopf bis zu Fuß gewappneten Ritter, mit einer Krone aus dem Haupt, doch ohne Schwert, ohne Lanze, vielfach gefesselt durch eine seidene Schnur, an deren beiden Enden eine schwere bleierne Kugel hing.

»Er floh,« sprach Mothril, »ich sandte ihm zwanzig Reiter der Wüste nach; mein Anführer der Bogenschützen erhielt den Todesstoß: doch ein Anderer umschlang ihn mit den Knoten des Strickes, er fiel mit seinem Pferde, und wir haben ihn. Er hielt sein Banner in der Hand. Leider ist uns einer seiner Freunde entkommen, während er allein Widerstand leistete.«

»Nieder mit der Krone, nieder!« rief Don Pedro, seine Art schwingend.

Ein Bogenschütze näherte sich dem Gefangenen, durchschnitt die Knoten des Halsstückes und schlug mit roher Faust den Helm mit der goldenen Krone von seinem Haupt.

Ein Schrei des Schreckens, der Wuth, kam aus dem Mund des Königs; ein Schrei ungeheurer Freude brach aus der Gruppe der Bretagner hervor.

»Der Bastard von Mauléon!« riefen diese, »Heil! Heil!«

»Der Botschafter! . . . Fluch!« murmelte Don Pedro.

»Der Franke!« stammelte Mothril grimmig.

»Ich!« sagte einfach Agenor, indem er mit dem Blick Bertrand und seine Freunde begrüßte.

»Wir!« sprach ein wenig bleich Musaron, der jedoch rechts und links Fußtritte an die Mauren austheilte.

»Er ist also gerettet?« fragte Don Pedro.

»Mein Gott! ja, Sire,« erwiderte Agenor. »Ich habe hinter einem Gebüsch den Helm Seiner Majestät genommen und ihr mein frisches Pferd gegeben.«

»Du wirst sterben!« brüllte Don Pedro durch die Wuth verblindet.

»Berührt ihn doch!« rief Bertrand, der einen furchtbaren Sprung machte und sich zwischen Agenor und Don Pedro stellte. »Einen wehrlosen Gefangenen tödten! Oh! Ihr seid wohl feig genug hierzu!«

»Dann sollst Du sterben, elender Abenteurer,« sprach Don Pedro zitternd und mit schäumendem Mund.

Und er stürzte, seinen Dolch schwingend, auf Bertrand los, der die Faust schloß, als wollte er einen Ochsen niederschmettern.

Doch es legte sich eine Hand aus die Schulter von Don Pedro, ähnlich der Hand von Minerva, wie sie im Homer den Achill bei den Haaren faßte.

»Haltet ein!« sprach der Prinz von Wales, »Ihr entehrt Euch, König von Castilien! Haltet ein und werft den Dolch von Euch, ich will es!«

Sein nerviger Arm hatte Don Pedro auf den Platz gebannt, der Stahl entschlüpfte den Händen des Mörders.

»Verkauft ihn wenigstens an mich!« schrie der Wüthende, »ich bezahle Euch für ihn sein Gewicht in Gold.«

»Ihr beleidigt mich!« . . . erwiderte der schwarze Prinz. »Nehmt Euch in Acht, ich bin der Mann, Euch für Duguesclin sein Gewicht in Edelsteinen zu bezahlen, wenn er Euch gehörte, und Ihr würdet ihn an mich verkaufen, davon bin ich überzeugt. Doch er gehört mir, erinnert Euch dessen! Zurück!«

»König,« murmelte Duguesclin, den man nur mit Mühe bändigen konnte, »schlimmer König! der Du Deine Gefangenen niedermetzest, wir werden uns wiederfinden!«

»Ich glaube es,« sprach Don Pedro.

»Ich rechne darauf,« rief Bertrand.

»Führt den Connetable von Frankreich sogleich in mein Zelt,« sprach der schwarze Prinz.

»Noch einen Augenblick Geduld, mein würdiger Prinz, der König würde bei dem Bastard von Mauléon bleiben und ihn erwürgen.«

»Oh! ich sage nicht nein,« erwiderte Don Pedro mit einem wilden Lächeln, »doch dieser, denke ich, gehört wohl mir?«

Duguesclin bebte; er schaute den Prinzen von Wales an.

»Sire,« sagte der Prinz Don Pedro, »es soll an diesem Tag nicht ein einziger Gefangener getötet werden.«

»An diesem Tag, gut,« rief Don Pedro und schleuderte Mothril einen Blick des Einverständnisses zu.

»Es ist ein zu schöner Siegestag, nicht wahr?« fuhr der Prinz von Wales fort.

«Ganz gewiß, hoher Herr.»

»Und Ihr werdet wohl etwas für mich thun?«

Don Pedro verbeugte sich.

»Ich bitte Euch um diesen jungen Mann,« sagte der Prinz.

Ein tiefes Stillschweigen begleitete diese Worte, worauf Don Pedro, bleich vor Zorn, nicht sogleich etwas erwiderte.

»Oh! mein Prinz!« sagte er dann, »Ihr laßt mich fühlen, daß Ihr der Herr seid. . . Ich soll meine Rache verlieren! . . .«

»Wenn ich der Herr bin, so befehle ich,« rief entrüstet der schwarze Prinz, »man löse die Bande dieses Ritters, man gebe ihm seine Waffen, sein Pferd zurück.«

»Heil! Heil dem guten Prinzen von Wales!« riefen die bretagnischen Ritter.

»Lösegeld wenigstens,« sprach Mothril, um Zeit zu gewinnen.

Der Prinz warf einen schiefen Blick auf den Mauren und fragte mit Ekel:

»Wie viel?« Der Maure antwortete nichts.

Der Prinz machte von seiner Brust ein Diamantkreuz los, reichte es Mothril und rief:

»Nimm, Ungläubiger!«

Erschrocken, beugte Mothril das Haupt und murmelte ganz leise den Namen des Propheten.

»Ihr seid frei, Herr Ritter,« sprach der Prinz zu Mauléon. »Frei werdet Ihr nach Frankreich zurückkehren und, dort verkündigen: zufrieden, die Ehre gehabt zu haben, durch Gewalt eine Zeit lang den furchtbarsten Ritter der Welt zu besitzen, werde der Prinz von Wales Bertrand Duguesclin nach dem Feldzug zurückschicken, und zwar ohne Lösegeld zurückschicken.«

»Almosen, diesen französischen Bettlern!« murmelte Don Pedro.

Bertrand hörte es und sprach zum Prinzen:

»Hoher Herr, seid nicht großmüthig gegen mich, Eure Freunde würden mich erröthen machen.

Ich gehöre einem Herrn, der mein Lösegeld zehnmal bezahlen würde, wenn ich mich zehnmal gefangen nehmen ließe, und wenn ich jedes mal meinen Werth zu dem eines Königs schätzte.«

»So bestimmt selbst Euer Lösegeld,« sagte der Prinz mit freundlichem Ton.

Bertrand dachte einen Augenblick nach und erwiderte:

»Sire, ich bin siebenzigtausend Goldgulden werth.«

»Gott sei gelobt rief Don Pedro, »der Hochmuth stürzt ihn in's Verderben! Es findet sich in Frankreich nicht die Hälfte von dieser Summe bei König Karl V.«

»Das ist möglich,« entgegnete Bertrand, »doch da der Ritter von Mauléon nach Frankreich zurückkehrt, so wird er wohl die Güte haben, die Bretagne zu durchziehen und in jedem Dorf und auf jeder Straße die Worte auszurufen: »Bertrand Duguesclin ist Gefangener der Engländer! — Spinnt, Ihr Weiber von Bretagne, er erwartet von Euch sein Lösegeld!««

»Bei Gott! das werde ich thun!« rief Mauléon.

»Und Ihr werdet die Summe Seiner Hoheit bringen, ehe ich Zeit gehabt habe, mich hier zu langweilen,« sagte Bertrand, »was ich indessen, und sollte auch meine Gefangenschaft mein ganzes Leben dauern, nicht glaube, da ich mich in Gesellschaft eines so hochherzigen Prinzen befinde.«

Der Prinz reichte Bertrand die Hand.

»Ritter,« sprach er zu Mauléon, der, frei geworden, sich ganz glücklich fühlte, daß er sein

Schwert wieder in der Hand hielt, »Ihr habt Such an diesem Tag wie ein redlicher Soldat benommen. Ihr entzieht uns den großen Gewinn der Schlacht dadurch, daß Ihr Enrique von Transtamare gerettet; doch wir grollen Euch nicht, daß Ihr uns neue Bahnen zum Kampf eröffnet. Nehmt diese goldene Kette und dieses Kreuz, das der Ungläubige nicht haben wollte.«

Er sah Don Pedro leise mit Mothril sprechen und diesen mit einem Lächeln antworten, dessen Bedeutung Duguesclin zu fürchten schien.

»Niemand rühre sich,« rief der Prinz. »Ich bestrafe Jeden mit dem Tod, der den Umkreis meines Lagers überschreitet. . . wäre er ein Anführer, wäre er ein Prinz, wäre er der König. Chandos«, fügte er bei, »Ihr seid der Connetable von England, und als braver Rittersmann werdet Ihr den Sire von Mauléon bis zur ersten Stadt führen und ihm den nöthigen Geleitbrief geben.«

Abermals niedergeschmettert durch diese verständige, beharrliche Auslegung seiner gehässigen Komplotte schaute Mothril seinen Gebieter mit wehmüthigem Auge an.

Don Pedro war von der Höhe seiner Siegesfreude herabgefallen; er konnte sich nicht mehr rächen.

Agenor senkte ein Knie vor dem Prinzen von Wales auf die Erde und wollte dann Duguesclin die Hand küssen, doch dieser schloß ihn in seine Arme und sagte ihm ganz leise:

»Meldet dem König, unsere Fresser haben sich überladen; sie gehen ein wenig schlafen, und wenn er mir mein Lösegeld schicke, werde ich ihn dahin führen, wohin ich es ihm versprochen habe. Heißt meine Frau unser letztes Grundstück veräußern, damit ich viele Bretagner loskaufen kann.«

Gerührt stieg Agenor zu Pferde, nahm von seinen Gefährten Abschied und brach auf.

Musaron brummelte:

»Wer mir gesagt hätte, ich würde einen Engländer mehr lieben, als einen Mauren!«

---

## Fünfundvierzigstes Kapitel.

### *Allianzvertrag.*

Zu gleicher Zeit, da sich der Sieg zu Gunsten von Don Pedro entschied, da Duguesclin in die Hände des Feindes fiel und Mauléon auf die Ermahnung des Connetable das Schlachtfeld verließ, wohin er mit dem Helm und dem Mantel von König Enrique zurückgebracht werden sollte, verließ ein Eilbote dasselbe Schlachtfeld und wandte sich nach dem Dorfe Cuello.

In einer Entfernung von hundert Schritten von einander warteten hier zwei Frauen, die eine in einer Sänfte, mit einem Geleite von Arabern, die andere auf einem andalusischen Maulthier reitend, mit einem Gefolge castilianischer Ritter, unter allen Beklemmungen der Furcht und der Hoffnung.

Dona Maria befürchtete, der Verlust der Schlacht könnte den Ruin der Angelegenheiten von Don Pedro und für sie den Verlust der Freiheit zur Folge haben.

Aissa wünschte, irgend ein Ereigniß, Sieg oder Niederlage, möchte ihren Geliebten zu ihr zurückführen. Ihr lag wenig an dem Sturz von Don Pedro oder der Erhebung von Enrique, wenn sie nur hinter dem Sarge des Einen oder dem Triumphwagen des Andern Agenor erscheinen sah.

Die zwei Frauen begegneten sich so eines Abends mit diesem doppelten Schmerz. Maria war mehr als unruhig, sie war eifersüchtig. Sie wußte, daß Mothril als Sieger sich nur noch mit den Vergnügungen des Königs zu beschäftigen haben würde. Sie harte seine ganze Politik errathen, und Aissa hatte in ihrer Einfalt diesen instinctartigen Verdacht bestätigt.

So gut diese von zwanzig getreuen Sklaven von Mothril bewacht wurde, und obgleich sie der Maure seiner Gewohnheit gemäß in seiner Sänfte eingeschlossen hatte, verlor sie Maria doch nicht aus dem Blick.

Der Maure, der diesen kostbaren Schatz nicht den Gefahren des Kampfes und der Rohheit der englischen Hilfstruppen aussetzen wollte, hatte die Sänfte in dem Dorf Cuello zurückgelassen, das aus zwanzig Hütten bestand und ungefähr zwei Meilen von dem Schlachtfeld von Navarrete entfernt war. Er hatte seinen Sklaven strenge Befehle gegeben.

Einmal sollten sie auf ihn warten und die sorgfältig geschlossene Sänfte nur ihm öffnen.

Für den Fall, daß er nicht zurückkäme, daß er im Kampf getödtet würde, hatte er andere scharfe Befehle ertheilt, wie man später sehen wird.

Aissa erwartete also den Ausgang der Schlacht im Dorfe Cuello.

Als Don Pedro von Soria aufmarschirte, ließ er Maria wohl bewacht zurück. Sie sollte auf Nachricht von ihm warten; Maria hatte eine große Summe an Geld und Edelsteine, und Don Pedro vertraute so sehr dieser ergebenen Liebe, daß er wußte, im Falle eines Umschlags würde ihm Maria redlicher zugethan sein, als im Glück.

Doch Maria wollte nicht die Qual gewöhnlicher Frauen, die Eifersucht, ausstehen I Sie hatte den Grundsatz, es sei besser, ein Unglück zu berühren, als einen Verrath nicht zu wissen. Sie mißtraute Mothril, sie fürchtete die Schwäche von Don Pedro, sie wußte, daß Cuello in zu geringer Entfernung von Navarrete lag.

Sie nahm sechs Knappen und zwanzig Reisige, welche mehr Freunde als Diener waren,

bestieg ein ausgesuchtes aragonisches Maulthier, und lagerte sich, ohne daß man etwas davon erfuhr, am Fuße eines Hügels, hinter welchem die Gebäude von Cuello sich erhoben.

Wenn sie auf den Hügel stieg, sah sie die Schaaren der zwei Heere vorrücken; sie hätte den Kampf sehen können, aber es gebrach ihr an Muth dazu wegen der Wichtigkeit der Ereignisse.

Hier hatte sie Aissa getroffen.

Sie hatte auf das Schlachtfeld einen verständigen Eilboten geschickt, und sie erwartete ihn in geringer Entfernung von Aissa, welche die auf dem Grase liegenden Sklaven bewachten.

Dieser Eilbote kam an. Er meldete das Gewinnen der Schlacht. Als ein Kriegsmann und einer der Kämmerlinge des Palastes von Don Pedro, kannte er die vornehmsten Ritter der feindlichen Armee. Er hatte Mauléon gesehen, als dieser in feierlicher Audienz in Soria empfangen wurde. Ueberdies hatte ihm Maria Agenor genau bezeichnet, und er war dabei an dem Balken erkennbar, der auf seinem Schilde einen rothen Löwen in vier Felder theilte.

Er meldete also, Enrique von Transtamare sei besiegt, Mauléon auf der Flucht begriffen, und Duguesclin gefangen genommen.

Während diese Nachricht bei Maria Padilla alle Wünsche des Ehrgeizes und des Stolzes erfüllte, erweckte sie in ihrem Geist alle Befürchtungen der Eifersucht.

Don Pedro siegreich, wieder auf dem Thron befestigt, war in der That der Traum ihrer Liebe und ihres Stolzes; aber Don Pedro glücklich, beneidet, den Versuchungen von Mothril ausgesetzt, war das Gespenst dieser so unglücklichen, so ergebenen Liebe.

Maria faßte ihren Entschluß mit der Kühnheit, die sie charakterisierte.

Sie befahl den Reisisen, ihr zu folgen, und ritt den Berg hinab, indem sie sich mit ihrem Boten besprach.

»Ihr sagt, der Bastard von Mauléon sei geflohen.« fragte sie.

»Ja wohl, edle Frau, wie der Löwe flieht, unter einem Hagel von Pfeilen.«

Der Bote sprach von der ersten Flucht von Mauléon, denn er hatte sich schon entfernt, als man den Bastard in der Rüstung von Enrique zurückbrachte.

»Wohin denkt man, daß er gegangen sei?«

»Nach Frankreich, wie der entwichene Vogel nach seinem Neste flieht.«

»In der That,« dachte sie. »Ritter, wie viel Tagereisen rechnet man von hier nach Frankreich?«

»Zwölf, Senora, für eine Dame wie Ihr.«

»Doch um nicht eingeholt zu werden, wenn man entweicht, wie der Bastard von Mauléon, zum Beispiel?«

»Oh! hohe Frau, in drei Tagen würde man dem erbittertsten Feinde trotzen. Uebrigens verfolgt man den jungen Mann nicht, da man den Connetable hat.«

»Aber was ist aus Mothril geworden?«

»Er hat den Befehl erhalten, die Ebene zu umschließen und das Entkommen der Flüchtlinge, besonders das von Enrique von Transtamare, wenn er noch lebt, zu verhindern.«

»Er wird sich also nicht mehr um Mauléon bekümmern,« dachte sie.

»Folgt mir, Ritter.«

Sie begab sich zur Sänfte von Aissa; doch als ihre Truppe in die Nähe der maurischen Wächter kam, erhoben sich diese aus dem Grase, in dem sie in einem nachlässigen Halbschlummer ausgestreckt lagen.

»Hollah!« rief Mana, »wer befehligt hier?«

»Ich, Senora,« antwortete der Führer, der an dem Purpur seines Turbans und an seinem flatternden Gürtel erkenntlich war.

»Ich will mit der jungen Frau sprechen, die in dieser Sänfte verborgen ist.«

»Unmöglich, Senora,« erwiderte lakonisch der Anführer.

»Ihr kennt mich vielleicht nicht?«

»Oh! doch,« sagte der Maure lächelnd, »Ihr seid Dona Maria Padilla.«

»Ihr müßt also wissen, daß ich durch den König Don Pedro alle Gewalt habe?«

»Ueber die Leute von König Don Pedro,« entgegnete der Maure mit ernstem Tone, »nicht über die des Saracenen Mothril.«

Dona Maria sah mit Bangen diesen Anfang eines Widerstandes.

»Habt Ihr denn entgegengesetzte Befehle?« fragte sie sanft.

»Ich habe, Senora.«

»Nennt sie mir wenigstens.«

»Jeder Andern, Senora, würde ich mich weigern, den Befehl zu nennen; doch Euch, der Allmächtigen, werde ich ihn sagen.

Ist die Schlacht verloren, und der edle Herr Mothril zögert zu kommen, so soll ich Alssa nur ihm allein übergeben; ich habe mich folglich mit meiner Truppe zurückzuziehen.«

»Die Schlacht ist gewonnen,« sagte Dona Maria.

»Dann wird Mothril kommen.«

»Wenn er todt ist?«

»So muß ich Dona Aissa zu König Don Pedro führen,« antwortete der Maure mit unstörbarem Wesen; »es wird doch das Wenigste sein, daß sich Don Pedro zum Vormund der Tochter des Mannes macht, der für ihn gestorben ist.«

Maria bebte.

»Aber er lebt, er wird kommen, und mittlerweile kann ich doch wohl zwei Worte mit Dona Aissa reden. Versteht Ihr mich, Senora?« fragte sie.

»Hohe Frau,« sprach rasch der Anführer, indem er sich der Sänfte näherte, »zwingt die Senora nicht, mir Euch zu reden, denn ich habe für diesen Fall einen furchtbaren Befehl.«

»Welchen?«

»Ich muß sie mit eigener Hand tödten, sollte eine Verbindung zwischen ihr und einem Fremden die Ehre meines Herrn beflecken und seinem Willen entgegenreten.«

Dona Maria wich erschrocken zurück. Sie kannte die Sitten des Landes und des Volks, wilde, unerbittliche Sitten, dumpfe Vollstreckerinnen jedes höheren Willens, in dessen Dienst sie sich mit der Hitze des Bluts und der Brutalität des Klimas stellen.

Sie kehrte zu ihrem Ritter zurück, der sie, die Lanze in der Faust, mit seinen andern Reisigen erwartete, welche unbeweglich wie eherne Bildsäulen auf ihren Pferden saßen.

»Ich müßte diese Sanfte haben,« sagte sie; »doch sie ist gut vertheidigt, und der Anführer der Mauren droht die unter den Vorhängen verborgene Frau zu tödten, sollte man sich ihr nähern.«

Der Ritter war ein Castilianer, das heißt ein Mann voll Einbildungskraft und Galanterie: er besaß den erfindenden Geist, den unternehmenden, Muth und die vollziehende Stärke.

»Senora,« sagte er, »dieser Bursche mit gelbem Gesicht macht mich lachen; ich verarge es

ihm, daß er Euch erschreckt hat.

Er bedenkt also nicht, daß er, wenn ich ihn an die Sänfte nageln würde, die Dame, die sie enthält, nicht tödten könnte!«

»Oh! diesen Menschen tödten, der seinem Befehl gehorcht!«

»Seht, wie er gut Wache hält; er läßt seine Gefährten zu den Waffen greifen!«

Diese Worte wurden in reinem Castilianisch gesprochen.

Die Mauren schauten mit aufgerissenen, erstaunten Augen, denn wenn sie auch das Arabische verstanden, das Dona Maria mit ihnen gesprochen, wenn sie auch die furchtbaren Geberden der Ritter begriffen, so verstanden sie doch nicht das Spanische, indem sie in dieser Hinsicht den Satzungen der mahometanischen Religion gehorchten, welche in der arabischen Sprache und im Koran jede Macht und jede Erhabenheit zusammendrängen.

»Seht, hohe Frau, sie werden uns zuerst angreifen, wenn wir uns nicht zurückziehen. « sagte der Ritter; »es sind blutdürstige Hunde, diese Mauren, und sie haben große Lust, ein paar gute Lanzenstiche unter den Augen einer schönen und edlen Dame auszuteilen.«

»Wartet!« sagte Maria, »wartet! Ihr denkt, sie verstehen das Castilianische nicht?«

»Ich bin dessen sicher; versucht es, mit ihnen zu sprechen, Senora.«

»Ich habe einen andern Gedanken,« erwiderte Maria Padilla.

»Dona Aissa,« sprach sie spanisch mit lauter Stimme, jedoch, indem sie sich gegen den Ritter wandte, »Ihr hört mich ohne Zweifel? Wenn Ihr mich hört, schüttelt die Vorhänge Eurer Sänfte.«

Bei diesen Worten sah man wiederholt die Brocatvorhänge zittern.

Ganz von ihrem Ueberwachungsgeschäft in Anspruch genommen, rührten sich die Mauren nicht.

»Ihr seht, daß sich nicht Einer umgedreht hat,« bemerkte der Ritter.

»Das ist vielleicht eine List,« sagte Dona Maria; »warten wir noch.«

Dann fuhr sie fort, indem sie sich auf dieselbe Weise an die junge Frau wandte:

»Ihr werdet nur auf einer Seite der Sänfte beobachtet; ganz beschäftigt, uns zu bewachen, lassen Euch die Mauren die uns entgegengesetzte Seite frei. Ist die Sänfte geschlossen, so durchschneidet die Vorhänge mit Eurem Messer und schlüpft hinaus; es ist dort, zwei, hundert Schritte von hier, ein dicker Baum, hinter den Ihr Euch flüchten könnt; gehorcht rasch, es handelt sich darum, dem Bewußten nachzueilen; ich bringe Euch die Mittel dazu.«

Kaum hatte Padilla, scheinbar immer gleichgültig, diese Worte gesprochen, als man die Sänfte unter einem unmerklichen Schwanken zittern sah. Die Ritter machten zum Schein eine feindselige Bewegung gegen die Mauren, welche, ihrerseits ihre Bogen spannend und ihre Waffen entwickelnd, vorrückten.

Doch das Gesicht gegen die Mauren gewendet, sahen die Castilianer jenseits der Sänfte die schöne Aissa wie eine Taube in dem zwischen der Sänfte und dem Baum mit dem dicht verwachsenen Astwerk leer gebliebenen Raum entfliehen.

Als sie die andere Seite des Baumes erreicht hatte, sagte Dona Maria zu den Mauren:

»Gut! fürchtet nichts; behaltet Euren Schatz; wir werden ihn nicht berühren; nur tretet auf die Seite und laßt uns vorbeiziehen.«

Der Anführer, dessen Züge sich alsbald entrunzelten, verbeugte sich und trat auf die Seite; seine Gefährten ahmten ihn nach.

In Folge hiervon zog die Escorte von Dona Maria rasch und sicher vorüber, um sich zwischen Aissa und diejenigen zu stellen, welche einen Augenblick zuvor ihre Wächter gewesen waren.

Aissa hatte Alles begriffen; als sie diese beschützende Mauer von zwanzig ehernen Männern vor sich ausgedehnt sah, warf sie sich in die Arme von Dona Maria und küßte ihr in freudigem Erguß die Hände.

Der Anführer der maurischen Bogenschützen bemerkte, daß die Sänfte leer war, begriff die List und stieß einen Schrei der Wuth aus; er sah sich hintergangen, verloren! . . . Einen Augenblick hatte er den Gedanken, blindlings gegen die Reisingen von Dona Maria loszustürzen; doch erschrocken über die Ungleichheit des Kampfes, zog er es vor, sich auf ein Pferd zu schwingen, das ihm der Stallmeister von Mothril hielt, und sprengte im Galopp nach dem Schlachtfeld.

»Es ist keine Zeit zu verlieren,« sagte Dona Maria zu dem Ritter; »Senor, seid meiner ganzen Dankbarkeit versichert, wenn es Euch gelingt, diese junge Frau von Mothril zu entfernen und nach der Straße zu führen, der der Bastard von Mauléon folgt.«

»Senora,« erwiderte der Ritter, »Mothril ist der Günstling unseres Königs, diese Frau ist seine Tochter und gehört folglich ihm, ich raube ihm also seine Tochter.

»Ihr gehorcht mir, Herr Ritter.«

»Das ist mehr, als es bedarf, edle Frau, und wenn ich sterben soll, so habe ich mein Leben für Euch hingegeben . . . Doch wenn der König Don Pedro mich entfernt von dem Posten trifft, den zu behaupten mir befohlen ist, was werde ich antworten? Dieses Versehen wird ernster sein, denn ich bin gegen meinen König ungehorsam gewesen.«

»Ihr habt Recht, Senor, man soll nicht sagen, das Leben und die Ehre eines braven Rittersmanns, wie Ihr, seien durch die Laune eines Weibes gefährdet worden! . . . Zeigt uns den Weg, Dona Aissa wird zu Pferde steigen, mich zu der Straße begleiten, der der Bastard von Mauléon gefolgt ist, und dort. . . nun! dort verlassen wir sie, und Ihr führt mich zurück.«

Doch dies war nicht die Absicht von Dona Maria, sie wollte nur, die Bedenklichkeiten des Ritters schonend, Zeit gewinnen. Sie war eine Frau gewohnt, zu wollen und durchzudringen, und rechnete auf ihr gutes Glück.

Der Ritter setzte sein Pferd in den Schritt des Zelters von Dona Maria; man brachte für Aissa ein weißes Maulthier von seltener Schönheit und Stärke; die Escorte schlug einen Galopp an und wandte sich, die Ebene links vom Schlachtfeld durchschneidend, mit verhängtem Zügel nach der Straße, welche nach Frankreich führt und am Horizont durch große, unter dem Ostwind wogende Birken bezeichnet war.

Niemand sprach, denn Alle dachten nur daran, die Geschwindigkeit der schäumenden Pferde zu verdoppeln.

Schon waren zwei Meilen zurückgelegt; das Schlachtfeld mit seinen Blutlachen, mit den Todten, mit der niedergetretenen Ernte, mit den zerschmetterten Bäumen erschien wie ein riesiges Todtentuch voll von Leichnamen, als Maria an der Biegung einer Hecke einen Ritter im Galopp auf sich zukommen sah.

Sie erkannte den Helmstutz und das Wehrgehäng,

»Don Ayalos!« rief sie dem klugen Boten zu, der schon einen Umweg machte, um ein verdächtiges Zusammentreffen zu vermeiden, »seid Ihr es?«

»Ja, edle Dame, ich bin es,« erwiderte der Castilianer, die Geliebte des Königs erkennend.

»Welche Kunde?« fragte Maria, ihren Zelter kurz auf seinen stählernen Häcksen anhaltend.

Eine seltsame: man glaubte den König Enrique von Transtamare gefangen genommen zu haben, da Mothril die Flüchtigen verfolgte: als man aber dem Unbekannten, der den Helm des Königs trug, das Visir aufschlug, erkannte man, daß es kein Anderer war als der Ritter von Mauléon, jener französische Botschafter, der, nachdem er geflohen, sich gefangen nehmen ließ, um Don Enrique zu retten.«

Aissa stieß einen Schrei aus.

»Er ist gefangen!« rief sie.

»Er ist gefangen; und als ich mich von dort entfernte, bedrohte ihn der König, von seinem Zorn fortgerissen, mit seiner Rache.«

Aissa schlug die Augen voll Verzweiflung zum Himmel auf und sprach:

»Er sollte ihn tödten? Unmöglich.«

»Er hätte beinahe den Connetable getödtet.«

»Aber ich will nicht, daß er stirbt?« rief die junge Frau, und sprengte mit ihrem Maulthier nach dem Schlachtfeld.

»Aissa, Aissa! Ihr richtet mich zu Grund! Ihr stürzt Euch selbst ins Verderben rief Dona Maria.

»Er darf nicht sterben!« wiederholte fanatisch Aissa.

Und sie jagte weiter.

Unsicher, keuchend, suchte Dona Maria das Gefühl, die Vernunft wieder zu erlangen als man die Erde unter dem Gewicht einer Truppe rascher Reiter donnern hörte.

»Wir sind verloren,« sagte der Ritter, sich auf den Steigbügeln erhebend, »das ist eine Abtheilung von Mauren, welche schneller kommen als der Wind, lind ihr Anführer eilt ihnen voran.«

In der That, ehe Aissa sich von der Straße entfernt hatte, öffnete sich diese wüthende Reiterschaar wie eine an den Winkel eines Brückenjochs stürzende Woge, umhüllte sie, umzingelte ihre Gefährten, und Dona Maria selbst, welche trotz ihrer Entschlossenheit ohnmächtig und bleich neben dem Ritter blieb, dessen Unerschrockenheit sich nicht einen Augenblick verleugnete.

Da sprengte Mothril auf seinem arabischen Roß aus der Gruppe hervor, faßte das Maulthier von Aissa beim Zügel und fragte mit einer von der Wuth beinahe erstickten Stimme:

»Wohin eilt Ihr?«

»Ich suche Don Agenor, den Ihr tödten wollt,« antwortete Aissa.

Mothril erblickte Dona Maria und rief, auf eine gräßliche Weise die Zähne bleckend:

»Ah! . . . in Gesellschaft von Dona Maria! Ich errathe! ich errathe!«

Der Ausdruck seines Gesichtes wurde so furchtbar, daß der Ritter seine Lanze einlegte.

»Zwanzig, gegen hundert und zwanzig,« sagte er, »wir sind verloren.«

---

## Sechsvierzigstes Kapitel.

### *Der Waffenstillstand.*

Ein Kampf war nicht das, was Mothril wollte.

Er wandte sich langsam nach der Ebene um, warf einen letzten Blick auf das Schlachtfeld und sagte, sich an Maria Padilla wendend:

»Senora, ich glaubte, unser Herr der König hätte Euch einen bestimmten Ort angewiesen, wo Ihr verweilen solltet; wäre er anderer Gesinnung geworden, und gehorcht Ihr etwa einem neuen Befehl?«

»Befehl,« erwiderte die stolze Castilianerin, »vergißt Du, Saracene, daß Du mit derjenigen sprichst, welche Befehle nicht anzunehmen, sondern zu geben gewohnt ist.«

Mothril verbeugte sich.

»Aber, hohe Frau,« sagte er, »wenn Ihr auch im Stande seid, nach Eurem Wunsch zu handeln, so könnt Ihr doch nicht annehmen, daß Ihr über Dona Aissa nach Eurem Willen zu verfügen habt. . . Dona Aissa ist meine Tochter.«

Aissa wollte mit einem wütenden Ausruf antworten, doch Maria unterbrach sie und sagte:

»Herr Mothril, Gott behüte mich, daß ich Eure Familie in Unruhe versetze! Diejenigen, welche geachtet sein wollen, achten auch die Andern. Ich habe Dona Aissa allein, in Thränen, vor Angst sterbend gesehen und mit mir genommen.«

Aissa konnte sich nicht mehr länger halten und rief:

»Agenor! was habt Ihr mit meinem Ritter Don Agenor von Mauléon gethan?«

»Ah!« versetzte Mothril, »war meine Tochter nicht über diesen Herrn unruhig?«

Und ein unheimliches Lächeln klärte sein finsternes Gesicht auf.

Maria antwortete nicht.

»Habt Ihr nicht etwa zu diesem Herrn mildherziger Weise meine thränenreiche Tochter führen wollen?« fuhr Mothril sich an Maria wendend fort; »sprecht, Senora.«

»Ja,« sagte Aissa, »und ich verlange, daß man mich zu ihm läßt. Oh! Dein Blick macht mir nicht bange, mein Vater. Wenn Aissa will, will sie sehr. Ich will Don Agenor von Mauléon aufsuchen, führt mich zu ihm.«

»Zu einem Ungläubigen?« versetzte Mothril, dessen Gesicht immer bleicher wurde, sich immer mehr entstellte.

»Zu einem Ungläubigen, ja, denn dieser Ungläubige ist . . . «

Maria unterbrach sie und rief: »Dort erscheint der König, er kommt zu uns.«

Sogleich machte der Maure seinen Sklaven ein Zeichen, und Aissa wurde umzingelt und von Maria Padilla getrennt.

»Ihr habt ihn getödtet! Ihr habt ihn getödtet!« rief das Mädchen, »nun! so werde ich auch sterben!«

Sie zog aus ihrer goldenen Scheide eine kleine Klinge, so spitzig wie eine Schlangenzunge, aus der in der Sonne der Ebene ein Blitz hervorsprang.

Mothril stürzte auf sie zu . . . seine ganze Wuth hatte ihn verlassen, seine ganze Wildheit hatte einer schmerzlichen Angst Platz gemacht.

»Nein,« sagte er, »nein; er lebt! er lebt!«

»Wer wird mir hierüber Sicherheit geben?« entgegnete Aissa, den Mauren mit ihrem Feuerblick befragend.

»Erkundige Dich bei dem König selbst: wirst Du dem König glauben?«

»Es ist gut, fragt ihn, und er antworte.«

Don Pedro näherte sich. Maria Padilla warf sich ihm in die Arme.

»Hoheit,« sagte plötzlich Mothril, dessen Geist dem Wahnsinn nahe zu sein schien, »ist es wahr, daß der Franzose Mauléon todt ist?«

»Nein, bei der Hölle!« erwiderte der König mit finsterem Tone, »nein, ich konnte diesen Verräther, diesen Teufel nicht einmal treffen; nein, er flieht, der Elende, vom schwarzen Prinzen nach Frankreich zurückgeschickt; er flieht, frei, glücklich, spottend wie Sperling, der dem Geier entkommen ist.«

»Er flieht!« wiederholte Dona Aissa, »er flieht! ist das wirklich wahr?«

Und ihr Blick befragte alle Anwesenden.

Doch mittlerweile bedeutete Maria Padilla, Welche bestimmte Erkundigung eingezogen hatte und wußte, wie es sich mit der Rettung von Mauléon verhielt, Aissa durch ein Zeichen, ihr Geliebter sei unversehrt, und sie könnte bleiben.

Plötzlich legte sich der ganze Wahnsinn des Mädchens, wie sich die Stürme bei der Rückkehr des Sonnenscheins legen. Sie ließ sich durch Mothril führen, dem sie, die Stirne senkend, folgte, ohne zu bemerken, daß der König Don Pedro einen entflammten Blick auf sie heftete, so sehr war sie einzig und allein durch den Gedanken, Agenor lebe, durch die Hoffnung, sie könne ihn wiedersehen, in Anspruch genommen.

Maria Padilla gewahrte diesen Blick und errieth seinen Sinn; zu gleicher Zeit las sie aber auch in dem Gesicht der jungen Maurin den tiefen Widerwillen, den die grausamen Worte von Don Pedro in Beziehung auf Agenor bei ihr erregt hatten.

»Gleichviel,« sagte sie, »Aissa wird nicht am Hof bleiben, sie wird sich entfernen, und ich werde sie mit Mauléon wiedervereinigen. Es muß sein! Mothril wird sich mit aller Gewalt widersetzen; doch es ist entschieden, Mothril oder ich, eines von uns Beiden muß im Kampf unterliegen.«

Und als sie diesen Plan in ihrem Innern zur Reise gebracht hatte, hörte sie den König dem Mauren ins Ohr seufzen;

»Sie ist in der That sehr schön, ich habe sie nie so schön gesehen wie heute.«

Mothril lächelte.

»Ja!« fuhr Maria, bleich vor Eifersucht fort, »das ist die Ursache des ganzen Krieges! . . .«

Die Rückkehr von Don Pedro nach Burgos erfolgte mit all dem Glanz, den ein entscheidender Sieg der legitimen Macht verleiht.

Die Rebellen konnten nichts mehr hoffen, sie unterwarfen sich, und die Begeisterung ihres Widerrufs war ebenso mächtig, als die Ermahnungen des schwarzen Prinzen, um die gewöhnliche Grausamkeit von Don Pedro in Milde zu verwandeln.

Dieser Fürst begnügte sich daher, ungefähr ein Dutzend Bürger hängen, von den Soldaten

etwa hundert der berüchtigtsten Meuterer mit Ruthen streichen zu lassen, und einige gute Confiscationen für seinen Schatz an einer der reichsten Städte Spaniens vorzunehmen.

Und dann, da er dieser heftigen Kämpfe müde war, da er sah, daß ihm das Glück lächelte, da er das Bedürfniß fühlte, in der freudigen Sonne der Feste seinen Geist und sein Herz wieder zu erwärmen, so machte er aus Burgos eine königliche Stadt. Die Bälle und Turniere folgten sich ununterbrochen; man vertheilte Würden, Belohnungen, man vergaß den Krieg, man vergaß sogar den Haß. Mothril wachte jedoch; aber, statt sich als ein kluger Minister mit den Ereignissen, mit einem wahrscheinlichen Wiederausbruch des Krieges zu beschäftigen, schläfernte er den König zu einer tiefen Sicherheit ein.

Schon hatte Don Pedro die Engländer unzufrieden entlassen; einige befestigte Plätze, welche in der Gewalt der letzteren blieben, entschädigten dieselben schlecht und auf eine gefährliche Weise für die ungeheuren Kriegskosten.

Der Prinz von Wales hatte seinem Verbündeten seine Rechnung gemacht und übergeben. Die Summe war furchtbar. Don Pedro fühlte, es wäre im Augenblick der Wiederherstellung des Thrones gefährlich, Steuern zu erheben, und verlangte Zeit, um zu bezahlen. Doch der englische Prinz kannte seinen Verbündeten und wollte nicht warten. Es gab daher wirklich um Don Pedro selbst bei seinem Wohlergehen so bedeutende Keime des Unglücks, daß der unglücklichste Fürst, der Ruinirteste von allen Besiegten seine Lage vorgezogen hätte.

Doch dies war der Augenblick, den Mothril erwartete und vielleicht vorhergesehen hatte. Ohne daß es den Anschein hatte, als wäre er unruhig, lächelte er über die Ansprüche des Engländers und suchte dem spanischen Fürsten einzugeben, hunderttausend Sarazenen wären wohl so viel werth als zehntausend Engländer, würden weniger kosten, Spanien den Weg zu einer afrikanischen Herrschaft öffnen, und eine doppelte Krone müßte der Erfolg dieser Politik sein.

Dann blies er ihm zu gleicher Zeit ein, das einzige Mittel, auf eine solche Weise die zwei Kronen auf einem Haupte zu vereinigen, wäre eine Verbindung durch Heirath; eine Tochter der alten arabischen Fürsten vom verehrten Blut der Kalifen würde neben Don Pedro auf dem Thron Castiliens sitzend in einem Jahr ganz Afrika, ja selbst den Orient enge mit diesem Thron verketten.

Und diese Tochter der Kalifen war, wie man leicht begreift, Aissa.

Von da an ebnete sich der Weg für den Mauren. Er stand der Verwirklichung seiner Träume nahe. Mauléon zählte nicht mehr als ein Hinderniß, da er sich entfernt hatte.

War übrigens dieses Hinderniß wirklich ein Hinderniß? Was bedeutete Mauléon? Ein Ritter, ein Träumer, redlich und leichtgläubig! War dies ein Gegner, den der schlaue und finstere Mothril zu fürchten hatte? . . .

Das ernste Hinderniß kam also von Aissa, von Aissa allein.

Doch die Kraft bezähmt jeden Widerstand. Es war nur die Aufgabe, dem Mädchen eine Untreue von Mauléon zu beweisen. Dies hatte keine Schwierigkeit. Seit wie lange trieben nicht die Araber die Späherei, um die Wahrheit zu entdecken, die falsche Zeugschaf, um die Lüge zu begründen?

Ein anderes, entfernteres Hinderniß, das den Mauren die Stirne falten machte, war die stolze, schöne Frau, welche ihre Allmacht über den Geist von Don Pedro durch die Gewohnheit und die Herrschaft der Lust übte.

Maria Padilla arbeitete den Plänen von Mothril, seitdem sie dieselben eingesehen hatte, mit einer in jeder Hinsicht ihrer ausgezeichneten, seltenen Natur würdigen Gewandtheit entgegen.

Sie war mit dem geringsten Wunsche von Don Pedro vertraut, sie fesselte seine Aufmerksamkeit, sie erstickte das, kleinste Feuer, das sie nicht entzündet hatte.

Gelehrig und nachgiebig, wenn sie mit Don Pedro allein war, gebieterisch in Gegenwart Aller, immer Herrin, unterhielt sie fortwährend mit Aissa, die sie sich zur Freundin gemacht hatte, ein geheimes Einverständniß.

Sie sprach unablässig mit ihr von Mauléon, sie verhinderte sie, an Don Pedro zu denken . . . Uebrigens war es nicht nöthig, die glühende, treue Aissa von ihrer Liebe zu unterhalten, denn ihre Liebe, das fühlte man wohl, sollte nur mit ihrem Leben erlöschen.

Mothril hatte diese geheimnißvollen Unterredungen noch nicht erlauern können; sein Mißtrauen schlummerte; er sah nur einen von den Fäden der Intrigueden, welchen er in der Hand hielt; der andere entging ihm, in einem kunstreichen Schatten verloren.

Aissa war nicht wieder bei Hofe erschienen; sie wartete in der Stille auf die Verwirklichung des Versprechens von Maria, ihr sichere Nachrichten von ihrem Geliebten zu geben.

Maria hatte wirklich nach Frankreich einen Emissär mit dem Auftrag abgesandt, Mauléon aufzusuchen, ihn von der Lage der Dinge zu unterrichten, und der armen in Erwartung einer baldigen Wiedervereinigung schmachtenden Maurin ein Andenken zurückzubringen.

Dieser Emissär, ein gewandter Gebirger, war kein Anderer, als der Sohn der alten Amme, mit der sie Mauléon als Zigeunerin verkleidet getroffen hatte.

So verhielten sich die Angelegenheiten sowohl in Spanien, als in Frankreich; so standen einander gegenüber zwei lebendige Interessen, wüthende Feinde, die, um auf einander loszustürzen, nur den Augenblick abwarteten, wo sie durch die Ruhe und die Forschung die ganze Fülle ihrer Kräfte erlangt haben würden.

Wir können also schon jetzt zum Bastard von Mauléon übergehen, welcher, unbeschadet der standhaften Liebe, die ihn wieder nach Spanien bringen sollte, leicht, freudig und stolz, frei zu sein wie der Sperling, von dem der König von Castilien sprach, in sein Vaterland zurückkehrte.

---

## Siebenundvierzigstes Kapitel.

### *Reise.*

Agenor begriff die ganze Schwierigkeit seiner Stellung.

Frei sein durch die Großmuth des Prinzen von Wales war ein Vorrecht, um dessen Fortbestand ihn viele Menschen beneiden konnten. Agenor trieb sein Pferd, so viel er vermochte, zur Eile an, und dies hauptsächlich in Folge der dringenden Ermahnungen von Musaron, der in der Freude, sie noch zu besitzen, seine Ohren schüttelte und seine ganze Beredtsamkeit aufbot, um die Gefahr einer Verfolgung und die Reise der Rückkehr ins Vaterland zu schildern.

Der ehrliche Musaron verlor übrigens viel Zeit mit Reden: Agenor hörte ihn gewöhnlich nicht. Von Aissa getrennt, hatte der Ritter nur noch seinen Leib. Seine Seele war leidend, verwirrt, unruhig in Spanien!

So stark war übrigens in jener Zeit das Pflichtgefühl, daß Mauléon, dessen Herz sich bei dem Gedanken, seine Geliebte zu verlassen, entrüstete und bei der Idee, sie insgeheim wieder aufzusuchen, zitterte, daß Mauléon, sagen wir, muthig seine Reise auf die Gefahr, auf immer seine schöne Maurin zu verlieren, fortsetzte, um die Sendung zu erfüllen, mit der ihn der Connetable beauftragt hatte.

Das arme Pferd wurde zu wenig geschont. Das edle Thier, das die Strapazen des Krieges ausgehalten und den verliebten Launen seines Herrn Folge geleistet hatte, war in Bordeaux ganz erschöpft, und Mauléon ließ es auch hier stehen, um es bei seiner Rückkehr wieder zu nehmen.

Das System der Post lange vor Ludwig XI. geistreichen Andenkens ersinnend, wechselte unser Ritter von Bordeaux an die Pferde und fiel unerwartet, erschreckend, erschöpft, zu den Füßen des guten König Karl, der in seinem schönen Garten des Hotel Saint-Paul seine Pfirsichbäume an Staketen band.

»Ho! Ho! was ist das, und was wollt Ihr mir melden, Sire von Mauléon?« fragte König Karl, dem die Natur das Vorrecht geschenkt hatte, einen Menschen, den er ein einziges Mal gesehen, immer wiederzuerkennen.

»Sire König,« antwortete Agenor, ein Knie auf die Erde setzend, »ich komme, um Euch eine traurige Kunde zu melden; Eure Armee ist in Spanien besiegt worden.«

»Der Wille Gottes geschehe! . . . « sprach der Fürst erbleichend. »Doch die Armee wird sich wieder sammeln?«

»Es gibt keine Armee mehr, Sire!«

»Gott ist barmherzig,« sagte der König leise.

»Wie befindet sich der Connetable?«

»Sire, der Connetable ist Gefangener der Engländer.«

Der König stieß einen halb unterdrückten Seufzer aus, gab aber kein Wort von sich.

Bald jedoch erheiterte sich seine Stirne wieder, und er sagte einen Augenblick nachher:

»Erzähle mir die Schlacht. Sprich vor Allem, wo hat sie stattgefunden?«

»Bei Navarrete, Sire.«

»Ich höre.«

Agenor erzählte den Unstern, die Vernichtung der Armee, die Gefangennehmung des Connetable, und wie er auf eine wunderbare Weise durch den schwarzen Prinzen gerettet worden.

»Ich muß Bertrand loskaufen, wenn man ihn gegen Lösegeld freizulassen geneigt ist,« sagte Karl V.

»Sire, das Lösegeld ist bestimmt.«

»Zu wie viel?«

»Zu siebzigtausend Goldgulden.«

»Und wer hat dieses Lösegeld bestimmt?« fragte der König bebend, als er das Gewicht dieser Zahl vernahm.

»Der Connetable selbst.«

»Der Connetable! Er kommt mir sehr freigebig vor.«

»Sire, findet Ihr, er habe sich über seinen Werth geschätzt?«

»Wenn er sich zu seinem Werthe geschätzt haben würde,« sprach der König, »so hätten ihn uns alle Reichthümer der Christenheit nicht wiedergeben können.«

Doch während der König Bertrand diese Gerechtigkeit widerfahren ließ, versank er in eine düstere Träumerei, deren Sinn Agenor nicht verkennen konnte.

»Sire,« sagte dieser sogleich, »Eure Majestät kümmere sich nicht um das Lösegeld des Connetable. Herr Bertrand hat mich zu seiner Frau, Madame Tiphaine Ragueneil, abgesandt, welche hunderttausend Thaler von ihm in Händen hat und sie hergeben wird, um ihren Gatten loszukaufen.«

»Ah! wackerer Ritter,« sprach Karl sich erheiternd, »er ist also ein ebenso guter Schatzmeister, als Kriegermann? Ich hätte das nicht geglaubt. Hundert tausend Thaler! . . . Ei! er ist reicher, als ich. Er leihe mir diese siebzigtausend Gulden. Ich werde sie ihm bald zurückgeben. . . Doch glaubst Du, daß er sie wirklich besitzt? . . . Wenn er sie nicht mehr fände!«

»Warum, Sire?«

»Weil Frau Tiphaine Ragueneil sehr eifersüchtig auf den Ruhm ihres Gemahls ist und sich dort als eine wohlthätige und prachtliebende Dame benimmt.«

»Sire, für den Fall, daß sie kein Geld mehr besäße, hat mir der gute Connetable einen andern Auftrag gegeben.«

»Welchen?«

»Den, die Bretagne zu durchwandern und auszurufen:

»»Der Connetable ist Gefangener des Engländers, bezahlt sein Lösegeld, Ihr Männer von Bretagne! Und Ihr, Weiber von Bretagne, spinnt!««

»Und,« sagte der König lebhaft, »und Du nimmst eines von meinen Bannern mit dreien von meinen Rittern, und rufst dies in ganz Frankreich aus! Aber,« fügte Karl V. bei, »thue dies nur in der äußersten Noth. Ist es möglich, daß man das Unglück von Navarrete hier gut machen kann . . . Navarrete, ein häßlicher Name! Das Wort Navarra bringt stets jedem Franzosen Unglück.«

»Unmöglich, Sire, Ihr werdet ohne Zweifel bald den flüchtigen Prinzen Enrique von Transtamare sehen. Die Engländer werden durch alle ihre Trompeter von Gascogne Sieg blasen lassen, und die armen Bretagner kehren demnächst verwundet, bettelnd, in ihr Vaterland zurück,

um Allen ihre klägliche Geschichte zu erzählen.«

»Das ist wahr! Gehe also, Mauléon, und wenn Du den Connetable wiedersehst. . .«

»Ich werde ihn wiedersehen.«

»Sage ihm, nichts sei verloren, wenn er mir wiedergegeben werde.«

»Sire, ich habe noch ein Wort für Euch von ihm.«

»Was?«

»Sage dem König,«« flüsterte er mir in's Ohr, »»mit unserem Plan gehe es gut; durch die Hitze in Spanien seien viele französische Ratten gestorben, ohne daß sie sich an das Klima haben gewöhnen können,««

»Braver Bertrand. . . er scherzte also sogar in diesem grausamen Augenblick?«

»Immer unüberwindlich, Sire, ebenso schön bei der Niederlage, als groß beim Sieg.«

Agenor nahm hiernach Abschied von König Karl V., der ihm dreihundert Livres reichen ließ, ein prächtiges Geschenk, mit dem Agenor zwei gute Kriegspferde um den Preis von fünfzig Livres jedes kaufte. Er gab, zehn Livres Musaron, der sie, ganz verwundert, in seinen ledernen Gürtel steckte und sein Feldgeräthe in de Rue de la Draperie erneuerte. Agenor kaufte ebenfalls in der Rue de la Heaumerie einen von jenen Helme, von neuer Erfindung, die sich mittelst einer Feder schloßen, und schenkte ihn dem Knappen, dessen Kopf sich so leicht den Streichen bei den Saracenen darbot. Dieses nützliche und angenehme Geschenk erhöhte die gute Miene von Musaron und verlieh ihm seinem Herrn gegenüber den zarten Stolz eines adeligen Knappen.

Man begab sich aus den Weg. Frankreich ist so schön! Es ist so süß, jung, stark, muthig zu sein, zu lieben, geliebt zu werden, hundert und fünfzig Livres im Sattelbogen zu haben und eine neue Pickethaube zu tragen, daß Mauléon mit langen Zügen die reine Luft einathmete, daß Musaron sich aus dem Sattel hin und herbewegte und in die Brust warf wie ein Gendarme, und als hätte der Eine sagen wollen: »Schaut mich an, ich lieben das schönste Mädchen Spaniens!« der Andere: »Ich habe die Mauren, die Schlacht von Navarrete gesehen, und trage einen Helm aus dem Kopf, der bei Poinerot, in der Rue de la Heaumerie um acht Livres erkaufte worden ist.«

Unter dieser Freude, in dieser schönen Rüstung, kam Agenor an die Grenzen von Bretagne, wo er den Herzog Johann von Montfort, den regierenden Fürsten, um Erlaubniß bitten ließ, aus seinen Ländereien der Dame Raguenele den Besuch abtatten und das erforderliche Lösegeld für den Connetable erheben zu dürfen.

Der Auftrag von Musaron, dem gewöhnlichen Unterhändler von Agenor, war zarter Natur. Der Graf von Montfort, der Sohn des alten Grafen von Montfort, der den Krieg gegen Frankreich mit dem Herzog von Lancaster mitgemacht hatte, konnte einen Groll gegen Bertrand, die Hauptursache der Aushebung der Belagerung von Dinan, im Herzen tragen; doch es war dies, wie gesagt, die Zeit der schönen Handlungen und der edlen Geister.

Als der junge Graf von Montfort das Unglück von Bertrand erfuhr, vergaß er jede Feindschaft und sprach:

»Ob ich es erlaube. . . ich verlange es im Gegentheil. Man erhebe auf meinen Gütern jede beliebige Steuer. Ich will ihn nicht nur frei sehen, sondern ich will ihn auch als meinen Freund sehen, wenn er nach Bretagne zurückkehrt. Es ist eine Ehre für unser Land, daß er hier geboren wurde.«

Nachdem er so gesprochen, empfing der Graf Agenor mit aller Auszeichnung, gab ihm das jedem Botschafter gebührende Geschenk, beehrte ihn mit einer Escorte und ließ ihn zu Frau

Tiphaine Raguenel führen, welche in la Roche-d'Airien, auf einer der Besitzungen der Familie, wohnte.

---

## Achtundvierzigstes Kapitel.

*Frau Tiphaine Ragueneel.*

Tiphaine, Ragueneel, Tochter von Robert Ragueneel, Herrn von la Bellière, Vicomte und Mann vom höchsten Stand, war eine von jenen vollendeten Frauen, wie sie die Helden kaum mehr treffen, mag nun Gott nicht mehr in einer Familie alle die kostbaren Eigenschaften vereinigen, mag das Verdienst von einem der Gatten gewöhnlich das des andern verschlingen.

Tiphaine Ragueneel wurde in ihrer Jugend von den Bretagnern Tiphaine die Fee genannt. Sie war wohl unterrichtet in der Arzneiwissenschaft und in der Astrologie; sie hatte in den berühmten Schlachten von Bertand diesem zum großen Erstaunen der ängstlichen Bretagner den Sieg geweissagt; sie warf Bertrand, wenn er des Dienstes müde war und auf seine Güter zurückkehren wollte, durch ihre Rathschläge und ihre Vorhersagungen in das glorreiche Leben zurück, in dem er sich Vermögen und unvergänglichen Ruhm erwarb. Bis zu dem Krieg, den Karl von Alois gegen Johann von Montfort führte, in welchem Krieg Bertrand zum Oberbefehl des Heeres berufen wurde, hatte der bretagnische Held nur Gelegenheit gehabt, die Kräfte, die Geschicklichkeit und den unerschütterlichen Muth des Streiters im Zweikampf und des Anführers von Parteigängern zu entwickeln.

Tiphaine Ragueneel genoß auch bei ihrem Gemahl und dem ganzen Lande einen Einfluß, der dem einer großen Königin gleichkam.

Sie war schön gewesen, und sie durfte sich hoher Abstammung rühmen. Ihr angebauter Geist verlieh ihr ein Uebergewicht über viele Sachverständige im Rathe, und sie hatte diesen kostbaren Eigenschaften die beispiellose Uneigennützigkeit ihres Gemahls beigefügt.

Als sie erfuhr, ein Bote von Bertrand käme zu ihr, ging sie ihm mit ihren Fräulein und ihren Pagen entgegen. Die Unruhe war in ihrem Gesicht ausgedrückt; sie hatte gleichsam unwillkürlich Trauerkleider angelegt, was bei dem Zustande der Dinge, denn man wußte im Allgemeinen noch nichts vom Unstern von Navarrete, mit abergläubischem Schrecken die Tischgenossen und die Knechte des Herrenhauses von la Roche-d'Airien erfüllte.

Tiphaine kam also Mauléon entgegen und empfing ihn auf der Zugbrücke.

Mauléon hatte in seiner Heiterkeit vergessen, das ceremoniöse Gesicht eines Trauerboten anzunehmen.

Er verbeugte sich zuerst und setzte dann ein Knie auf die Erde, mehr unterjocht durch das eindrucksvolle Aeußere der edlen Dame, als durch den Ernst der Nachrichten, die er brachte.

»Sprecht, Herr Ritter,« sagte Tiphaine, »ich weiß, daß Ihr mir sehr schlimme Kunde von meinem Gemahl bringt, sprecht!«

Es herrschte ein düsteres Stillschweigen um den Ritter, und in den männlichen bretagnischen Gesichtern war die schmerzliche Angst zu lesen. Man bemerkte indessen, daß der Ritter weder an sein Banner, noch an sein Schwert Flor gehängt hatte, wie dies bei einem Todesfall üblich war.

Agenor sammelte seine Geister und begann die traurige Erzählung, welche Frau Ragueneel, ohne das geringste Zeichen des Erstaunens von sich zu geben, anhörte. Nur ergriff der Schatten,

der ihre Züge verdüsterte, dichter und schmerzlicher ihr edles Antlitz, Frau Tiphaine Ragueneel hörte, sagen wir, die unheilvolle Geschichte an.

»Nun!« sagte sie, als die bestürzten Bretoner insgesamt Schmerzensschreie ausgestoßen und zu beten angefangen hatten, »Ihr kommt im Auftrag meines Gemahls, Herr Ritter?«

»Ja, edle Frau,« erwiderte Mauléon.

«Und in Castilien gefangen, wird er aus Lösegeld gesetzt werden?«

»Er hat sich selbst auf Lösegeld gesetzt.«

»Auf wie viel?«

»Aus siebenzigtausend Goldgulden.«

»Das ist nicht übertrieben für einen so großen Feldherrn . . . Doch woher gedenkt er diese Summe zu nehmen?«

»Er erwartet sie von Euch, edle Frau.«

»Von mir?«

»Ja; habt Ihr nicht hunderttausend Goldthaler, die der Connetable von seinem letzten Zuge mitgebracht und den Mönchen vom Mont-Saint-Michel anvertraut hat?«

»Es ist wahr, die Summe betrug hunderttausend Goldthaler: aber sie ist verbraucht.«

»Verbraucht!« rief unwillkürlich Mauléon, der sich der Worte des Königs erinnerte; »verbraucht! . . .«

»Ich glaube, wie es sich sie zu verbrauchen geziemte,« fuhr die Dame fort. »Ich habe die Summe von den Mönchen genommen, um hundert und zwanzig Reislüge zu equipiren, zwölf Ritter unseres Landes zu unterstützen, neun Waisen zu erziehen, und da mir nichts mehr blieb, um zwei Töchter von einem unserer Freunde und Nachbarn zu verheirathen, so verpfändete ich mein Silbergeschirr und meine Juwelen. Es findet sich nichts mehr im Hause, als das streng Nothwendige. Aber so entblößt wir auch sein mögen, so hoffe ich mich doch nach dem Gefallen von Messire Bertrand benommen zu haben, und ich glaube, daß er mich beloben und mir danken würde, wenn er da wäre.«

Das Wort, *wenn er da wäre*, brachte, mit Rührung durch diesen edlen Mund, mit dieser edlen Sprache ausgesprochen, Thränen in Aller Augen.

»Edle Dame,« sprach Mauléon, »dem Connetable bleibt nichts mehr übrig, als Euch in der That zu danken, wie Ihr es verdient, und auf die Hilfe Gottes zu warten.«

»Und aus die seiner Freunde,« riefen Einige in ihrer Begeisterung.

»Und da ich die Ehre habe, der getreue Diener von Messire dem Connetable zu sein,« sagte Mauléon, »so will ich anfangen, die Aufgabe zu erfüllen, welche mir Messire Duguesclin, in der Voraussicht dessen, was geschieht, übertragen hat. Ich habe den Trompeter des Königs und ein Banner mit dem Wappen von Frankreich, und will im Land umherziehen, um die Nachricht zu verbreiten. Diejenigen, welche Messire den Connetable frei sehen wollen, werden sich erheben und beisteuern.«

»Ich hätte es selbst gethan,« sprach Tiphaine Ragueneel, »aber es ist besser, wenn Ihr es thut, vor Allem mit Erlaubniß des erlauchten Herrn Herzogs von Bretagne.«

»Ich habe diese Erlaubniß, edle Frau.«

»Theure Herren fuhr Tiphaine Ragueneel fort, indem sie ihre sicheren Blicke auf der wachsenden Menge umherlaufen ließ, »diejenigen, welche dem Ritter hier die Theilnahme

bezeigen wollen, die sie für den Namen von Duguesclin hegen, werden wohl seinen Boten als einen Freund betrachten.«

»Und ich,« rief die Stimme eines Reiters, der hinter der Gruppe angehalten hatte, »ich, Robert Graf von Laval, gebe zuerst vierzigtausend Livres zur Lösung meines Freundes Bertrand. Dieses Geld folgt mir, meine Pagen bringen es.«

»Der Adel von Bretagne ahme Euch nach, edelmüthiger Freund, nach Maßgabe seiner Reichthümer, und der Connetable wird diesen Abend frei sein,« sprach Tiphaine Ragueneil, sanft bewegt durch diese Großmuth.

»Kommt, Herr Ritter,« sagte der Graf von Laval zu Mauléon, »Ich biete Euch Gastfreundschaft in meinem Hause. . . Ihr werdet schon heute Eure Sammlung beginnen, und bei meiner Ehre! sie wird reichlich ausfallen. Ueberlassen wir Frau Tiphaine ihrem Schmerz.«

Mauléon küßte ehrfurchtsvoll der edlen Dame die Hand und folgte dem Grafen unter den Segnungen eines großen Zusammenlaufs von Volk, welches die Kunde, die Agenor gebracht, herbeizog.

Musaron war außer sich vor Freude. Er wäre beinahe erdrückt worden von der Menge, welche ihm den Schenkel preßte und den Steigbügel küßte, nicht mehr, nicht weniger, als wenn er Bannerherr gewesen wäre.

Die Gastfreundschaft des Grafen von Laval versprach einige gute Tage dem sehr nüchternen und sehr wachsamem Knappen, und dann, gestehen wir es, hatte Musaron die Schwäche, daß er ungemein gern, und wäre es nur der Farbe wegen gewesen, eine große Menge Goldes sah.

Schon vermehrten die Sammlungen von Gemeinde zu Gemeinde die Masse. Die demüthige Hütte steuerte einen Taglohn, das Schloß gab den Preis von zehn Ochsen oder hundert Livres; nicht minder großmüthig, nicht minder national, entäußerte sich der Bürger einer Schüssel von seinem Tisch oder einer Zierrath von den Kleidern seiner Frau.

Agenor brachte in acht Tagen in Rennes hundert und sechzigtausend Livres zusammen, und als der Kreis erschöpft war, beschloß er, die Ausbeutung einer andern, Ader zu beginnen.

Dabei ist es gewiß, daß, wie die Legende sagt, die Frauen von Bretagne emsiger ihren Rocken für die Freiheit von Duguesclin spannen, als sie es für die Nahrung ihrer Kinder und für die Kleidung ihrer Männer thaten.

---

## Neuntes bis elftes Bändchen

### Neunundvierzigstes Kapitel.

*Der Bote.*

Mauléon wohnte seit acht Tagen in der Gegend von Rennes, als eines Abends, in dem Augenblick, wo er, beladen mit einem gehörig vom herzoglichen Schreiber und dem Geschäftsführer von Frau Tiphaine Ragueneel einregistrierten Sack Geld zurückkehrte, der gute Ritter, der sich eben zwischen der Stadt und dem Schloß befand, in einer von Hecken begrenzten Schlucht zwei Männer von seltsamem Aussehen und einer beunruhigenden Haltung erblickte.

»Wer sind diese Leute?« fragte Agenor seinen Knappen.

»Bei meiner Seele! man sollte glauben, es wären Leute aus Castilien?« rief Musaron, indem er nach einem Reiter und einem Pagen schielte, welche Beide kleine andalusische Pferde mit voller Mähne ritten und, die Pickelhaube auf dem Kopf, den Schild vor der Brust, sich an die Hecke angelehnt hatten, um die Franzosen zu betrachten und im Vorüberziehen zu befragen.

»In der That, es ist die Rüstung eines Spaniers, und die langen, seinen, flachen Klingen bezeichnen den Castilianer.«

»Macht das nicht eine gewisse Wirkung auf Euch, Herr?« fragte Musaron.

»Ja, allerdings, doch dieser Reiter will, glaube ich, mit mir sprechen.«

»Oder Euch Euren Sack nehmen, edler Herr. Zum Glück habe ich meine Armbrust.«

»Laß Deine Armbrust in Ruhe; siehe, weder der Eine noch der Andere hat nach seinen Waffen gegriffen.«

»Senor!« rief der Fremde spanisch.

»Sprecht Ihr mit mir?« fragte Agenor in derselben Sprache.

»Ja.«

»Was wollt Ihr von mir?«

»Bezeichnet mir gefälligst den Weg zum Schloß Laval,« antwortete der Reiter mit jener Höflichkeit, welche den Mann von Stand überall und den Castilianer insbesondere auszeichnet.

»Ich will das thun, Senor,« sagte Agenor, »und ich kann Euch als Führer dienen; doch ich mache Euch darauf aufmerksam, daß der Herr des Ortes, der diesen Morgen einen Ausflug in die Nachbarschaft gemacht hat, abwesend ist.«

»Es ist Niemand im Schloß?« rief der Fremde mit sichtbarem Aerger. »Wie? abermals suchen!« murmelte er.

»Ich habe nicht gesagt, es sei Niemand dort, Senor.«

»Vielleicht mißtraut Ihr,« sprach der Fremde, sein Helmvisir aufschlagend, denn dieses Visir war wie das von Mauléon niedergelassen, eine kluge Gewohnheit, welche alle Reisende befolgten, die in jenen Zeiten des Mißtrauens und der Räuberei stets den Angriff und den Verrath

fürchteten.

Doch kaum hatte der Castilianer sein Gesicht entblößt sehen lassen, als Musaron ausrief.

»Oh! Jesus!«

»Was gibt es?« fragte Agenor erstaunt.

Der Fremde schaute auch verwundert über diesen Ausruf.

»Gildaz!« flüsterte Musaron seinem Herrn in's Ohr.

»Wer ist Gildaz?« fragte Mauléon in demselben Ton.

»Der Mann, dem wir aus der Reise begegneten, und der damals Frau Maria begleitete; der Sohn jener guten alten Zigeunerin, die Euch in die Kapelle beschied.«

»Gottes Güte!« murmelte Agenor von Bangigkeit ergriffen, »was wollen sie hier?«

»Vielleicht uns verfolgen.«

»Vorsicht!«

»Oh! Ihr wißt, daß es nicht nöthig ist, mir das zu empfehlen.«

Während dieses Gesprächs betrachtete der Castilianer prüfend den Ritter und den Knappen und wich allmählig furchtsam zurück.

»Bah! was kann uns Spanien im Mittelpunkt von Frankreich thun?« sagte Agenor beruhigt, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte.

»In der That, wir werden nur irgend eine neue Nachricht bekommen,« sprach Musaron.

»Oh! das ist es, was mich beben macht. Ich fürchte mehr die Ereignisse, als die Menschen. Gleichviel, befragen wir ihn.«

»Seien wir im Gegentheile vorsichtig; wenn es Emissäre von Mothril wären!«

»Aber Du erinnerst Dich, diesen Mann bei Maria Padilla gesehen zu haben.«

»Habt Ihr nicht Mothril bei Don Federigo gesehen?«

»Das ist wahr.«

»Seien wir also aus unserer Hut,« sprach Musaron, indem er wieder seine Armbrust vorzog, die sich am Bandelier schaukelte.

Der Castilianer bemerkte diese Bewegung und rief:

»Warum mißtraut Ihr? wir sind keine Feinde. Haben wir uns unhöflich gezeigt? oder ist es der Anblick meines Gesichts, was Euch mißfallen konnte?«

»Nein,« stammelte Agenor, »doch . . . was wollt Ihr im Schloß des Sire von Laval?«

»Ich will es Euch sagen, Señor, ich muß einen Ritter aufsuchen, der bei dem Grafen wohnt.«

Musaron schoß durch die Löcher seines Visirs einen sprechenden Blick auf seinen Herrn.

»Einen Ritter . . . wie heißt er?«

»Oh! Señor, verlangt nicht eine Indiscretion im Austausch für den Dienst, den Ihr mir leistet; ich würde sonst lieber warten, bis ein anderer, minder neugieriger Reisender auf dieser Straße vorüberkäme.«

»Das ist wahr, Señor, das ist wahr, ich werde Euch nicht mehr befragen.«

»Ich faßte eine große Hoffnung, als ich Euch mir in der Sprache meines Landes antworten hörte.«

»Welche Hoffnung?«

»Die des raschen Gelingens meiner Sendung.«

»Bei jenem Ritter?«

»Ja, Señor.«

»Was kann es Euch schaden, wenn Ihr ihn mir nennt, da ich seinen Namen erfahren werde, sobald wir in's Schloß kommen?«

»Dann, Señor, bin ich unter dem Dache eines edlen Herrn, der es nicht dulden wird, daß man mich mißhandelt.«

Musaron hatte eine glückliche Eingebung. Er war immer tapfer, wenn er vermuthete, es bedrohe seinen Herrn eine Gefahr.

Entschlossen schlug er sein Helmvisir auf und näherte sich dem Castilianer.

»**V u l g a m e D i o s!**« rief dieser.

»Guten Morgen, Gildaz,« sprach Musaron.

»Ihr seid der Mann, den ich suche!« rief der Castilianer.

»Und hier bin ich,« erwiderte Musaron, seine schweren Säbel aus der Scheide ziehend.

»Es handelt sich wohl hierum,« sagte Gildaz; »ist dieser Edelmann Euer Herr?«

»Welcher Edelmann, welcher Herr?

»Ist dieser Ritter Don Agenor von Mauléon?«

»Ich bin es,« sprach Agenor, »laßt hören! mein Schicksal gehe in Erfüllung, und es drängt mich, das Gute oder das Böse schleunigst zu erfahren.«

Gildaz schaute sogleich den Ritter mit einer Art von Erstaunen an und fragte:

»Aber wenn Ihr mich täuscht?«

Agenor machte eine ungestüme Bewegung.

»Hört wohl,« sagte der Castilianer, »ein guter Bote muß furchtsam sein.«

»Du erkennst meinen Knappen, Bursche!«

»Ja, aber ich kenne den Herrn nicht.«

»Du mißtraust mir also, Schuft?« rief Musaron wüthend.

»Ich mißtraue der ganzen Erde, wenn es sich darum handelt, meine Pflicht gut zu thun.«

»Nimm Dich in Acht, Gelbgesicht, ich werde Dir eine Lehre geben! . . . Mein Messer ist spitzig.«

»Ei!« sagte der Castilianer, »mein Raufdegen ist es auch . . . Ihr seid nicht vernünftig . . . Wird mein Auftrag besorgt sein, wenn ich todt bin? . . . Wird er es mehr sein, wenn Ihr getödtet werdet? . . . Laßt uns, wenn es Euch beliebt, sachte bis zum Herrenhaus von Laval reiten; dort nenne mir Einer, ohne zuvor in Kenntniß gesetzt zu sein, den Herrn von Mauléon, und sogleich erfülle ich den Befehl meiner Gebieterin.«

Bei diesem Wort machte Agenor eine ungestüme Bewegung und rief:

»Guter Knappe, Du hast Recht, wir haben Unrecht; Du kommst vielleicht im Auftrag von Dona Maria zu mir.«

»Ihr werdet es sogleich erfahren, wenn Ihr wirklich Don Agenor von Mauléon seid,« sagte der hartnäckige Castilianer.

»Komm also!« rief der junge Mann mit dem Fieber der Ungeduld, »komm . . . die Thürme des Schlosses sind dort . . . komm geschwinde! . . . Du wirst jede Befriedigung erhalten, guter Knappe . . . Vorwärts, Musaron, vorwärts!«

»So bitte ich Euch, laßt mich voran reiten,« sagte Gildaz.

»Wie Du willst, doch nur geschwinde.«

Und die vier Reiter gaben ihren Rossen die Sporen.

---

## Fünzigstes Kapitel.

### *Die zwei Boten.*

Agenor war kaum in das Herrenhaus von Laval eingeritten, als der castilianische Knappe, der weder eine Geberde, noch ein Wort unbeachtet ließ, den Thurmwächter rufen hörte:

»Seid willkommen, Sire von Mauléon!«

Diese Worte in Verbindung mit dem vorwurfsvollen Blick, den Musaron von Zeit zu Zeit auf Zeit heftete, genügten dem Boten.

»Kann ich ein paar Worte insgeheim mit Eurer Herrlichkeit sprechen?« fragte er sogleich den jungen Mann.

»Sagt Euch dieser mit Bäumen bepflanzte Hof zu?« fragte Agenor.

»Vollkommen, Senor.«

»Ihr wißt,« fuhr Mauléon fort, »daß ich Musaron nicht mißtraue, denn er ist mehr ein Freund, als ein Diener für mich; was Euren Gefährten betrifft . . .«

»Edler Herr, Ihr seht, es ist ein junger Maure, den ich vor ungefähr zwei Monaten auf dem Weg fand, der von Burgos nach Soria führt. Er starb Hungers, und war bis aufs Blut von den Leuten von Mothril und von Mothril selbst geschlagen worden, der ihn mit dem Dolch bedrohte wegen der Neigung, die dieser arme Knabe für die Religion Christi offenbarte. Ich fand ihn also ganz bleich und ganz blutig, nahm ihn mit mir zu meiner Mutter, welche Eure Herrlichkeit vielleicht kennt,« fügte der Knappe lächelnd bei, »und wir verbanden ihn und gaben ihm zu essen. Seitdem ist er für uns ein bis auf den Tod ergebener Hund. Als mich vor zwei Wochen meine erhabene Gebieterin Dona Maria. . .«

Der Knappe dämpfte die Stimme.

»Dona Maria!« murmelte Mauléon.

»Sie selbst, Senor; als meine erhabene Gebieterin Dona Maria mich rufen ließ, um mir eine wichtige und gefährliche Sendung anzuvertrauen, sagte sie zu mir: »»Gildaz, Du wirst zu Pferde steigen und Dich nach Frankreich begeben; stecke viel Gold in Deine Reisetasche und nimm ein gutes Schwert; Du wirst auf dem Wege nach Paris einen Edelmann finden (hierbei schilderte mir meine Gebieterin Eure Herrlichkeit), der sich sicherlich an den Hof des großen Königs Karl des Weisen begibt; nimm einen treuen Gefährten mit Dir, denn die Sendung, das sage ich Dir, ist gefahrvoll.«« Ich dachte sogleich an Hafiz; und sprach zu ihm:

»»Hafiz, steige zu Pferde und nimm Deinen Dolch.««

»»Gut, Herr,«« erwiderte Hafiz, »»gönnt mir nur so viel Zeit, als ich brauche, um in die Moschee zu gehen.««

»Denn bei uns Spaniern, wie Ihr wißt, edler Herr,« sagte Gildaz seufzend, »gibt es heute Kirchen für die Christen, Moscheen für die Ungläubigen, als ob Gott zwei Wohnstätten hätte. Ich ließ den Knaben in seine Moschee lausen, schirrte selbst sein Pferd mit dem meinigen, befestigte an dem Sattelbogen den großen Dolch, den Ihr dort mittelst einer seidenen Schnur angebunden seht, und als er nach einer halben Stunde zurückkam, brachen wir auf. Dona Maria hatte mir für Euch nur diesen Brief geschrieben.«

Gildaz hob seinen Panzer auf, öffnete sein Wamms und sagte zu Hafiz:

»Deinen Dolch, Hafiz!«

Hafiz, mit seinem rußschwarzen Gesicht, mit seinen weißen Augen und seiner unsterblich steifen Haltung, hatte während der ganzen Erzählung von Gildaz ein vollkommenes Stillschweigen, eine steinerne Unbeweglichkeit beobachtet.

Während der gute Knappe seine Eigenschaften, seine Treue, seine Verschwiegenheit aufzählte, blieb sein Gesicht völlig unverändert; als er aber davon sprach, daß er sich auf eine halbe Stunde entfernt habe, um in die Moschee zu gehen, da überströmte eine Art von Röthe, ein bleiches, unheimliches Feuer seine Wangen und schleuderte in seine Augen etwas wie einen Blitz der Unruhe oder der Reue.

Als Gildaz seinen Dolch von ihm verlangte, streckte er langsam seine Hand aus, zog die Waffe aus der Scheide und reichte sie Gildaz.

Dieser schnitt das Futter seines Wammses auf und nahm einen Brief in einem seidenen Ueberzug heraus.

Mauléon rief Musaron zu Hilfe.

Dieser erwartete, er würde eine Rolle in der Entwicklung der Scene spielen. Er nahm den Umschlag, zerriß ihn, und las Mauléon den Inhalt des Sendschreibens vor, während sich Gildaz und Hafiz in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten.

*»Edler Don Agenor,« schrieb Maria Padilla, »ich bin sehr überwacht, sehr bespät, sehr bedroht; aber die bewußte Person ist es noch mehr als ich. Ich bin Euch ungemein zugethan; doch die Person, für die ich Euch schreibe, liebt Euch noch mehr als ich. Wir dachten, es wäre Euch nun, da Ihr auf französischem Boden seid, angenehm, das, was Ihr beklagt, in Eurem Besitz zu haben.*

*»Haltet Euch also in der Nähe der Gränze, in Rianzares, in einem Monat nach Empfang der gegenwärtigen Kunde auf. Die Zeit Eurer Ankunft in Rianzares werde ich sicher und genau durch den treuen Boten erfahren, den ich Euch schicke; wartet dort in Geduld, ohne etwas zu sagen. Ihr werdet daselbst eines Abends, nicht eine Euch bekannte Sänfte, sondern ein rasches Maulthier nahen sehen, das Euch den Gegenstand aller Eurer Wünsche bringt.*

*»Dann, edler Herr Mauléon, flüchtet Euch; dann verzichtet auf das Waffenhandwerk, um nie wieder den Fuß nach Castilien zu setzen: dies auf Euer Wort als Christ und Ritter. Reich durch die Mitgift, die Euch Eure Frau bringt, glücklich durch ihre Liebe und ihre Schönheit, bewahrt dann als wachsamer Herr Euren Schatz und segnet zuweilen Dona Maria Padilla, eine arme, sehr unglückliche Frau, deren Lebewohl dieser Brief ist.«*

Mauléon fühlte sich gerührt, entzückt, berauscht.

Er sprang ans, entriß den Brief den Händen von Musaron und drückte einen glühenden Kuß darauf.

»Komm,« sagte er zu dem Knappen, »komm, daß ich Dich umarme, Dich, der Du vielleicht die Kleider derjenigen, welche mein Schutzengel ist, berührt hast.«

Und er umarmte Gildaz wie wahnsinnig.

Hafiz verlor nicht einen Umstand von dieser Scene aus dem Blick, aber er näherte sich nicht.

»Sage Dona Maria . . .« rief Mauléon.

»Stille doch, edler Herr!« unterbrach ihn Gildaz, »dieser Name . . . so laut. . .«

»Du hast Recht,« flüsterte Agenor, »sage also Dona Maria, in vierzehn Tagen . . .«

»Nein, edler Herr,« entgegnete Gildaz, »die Geheimnisse meiner Gebieterin gehen mich nichts an; ich bin ein Eilbote, und kein Vertrauter.«

»Du bist ein Muster der Treue und edler Ergebenheit, Gildaz, und so arm ich bin, wirst Du doch eine Handvoll Gulden von mir annehmen.«

»Nein, Herr, nichts, meine Gebieterin bezahlt gut.«

»Dein Page also . . . Dein getreuer Maure.«

Hafiz riß die Augen weit aus, und beim Anblick des Goldes lief ein Schauer über seine Schultern hin.

»Ich verbiete Dir, etwas anzunehmen, Hafiz,« sagte Gildaz.

Eine unmerkliche Bewegung offenbarte dem scharfsichtigen Musaron den wüthenden Zwang von Hafiz.

»Die Mauren sind im Allgemeinen geldgierig,« sagte er zu Gildaz, »und dieser ist es mehr als ein Maure und als ein Jude mit einander. Er hat auch seinem Kameraden Gildaz einen abscheulichen Blick zugeschleudert.«

»Bah! alle Mauren sind häßlich, Musaron, und der Teufel allein versteht etwas von ihren Grimassen,« erwiderte Gildaz lächelnd.

Und er gab Hafiz den Dolch zurück, den dieser beinahe krampfhaft in seiner Hand preßte.

Aus ein Zeichen seines Herrn schickte sich Musaron nun an, eine Antwort an Dona Maria zu schreiben.

Der Schreiber des Grafen von Laval ging durch den Hof.

Man hielt ihn an, Musaron entlehnte von ihm ein Pergament, eine Feder, und schrieb:

*»Edle Frau, Ihr erfüllt mich mit Glück. In einem Monat, nämlich am siebenten Tag des nächsten Monats, werde ich in Rianzares bereit sein, den theuren Gegenstand zu empfangen, den Ihr mir schickt. Ich leiste nicht auf das Waffenbandwerk Verzicht, weil ich ein großer Krieger werden will, um meiner viel geliebten Dame Ehre zu machen; doch Spanien wird mich nicht mehr sehen, das schwöre ich Euch bei Christus, wenn Ihr mich nicht dahin ruft, oder wenn nicht das Unglück Aissa verhindert, zu mir zu kommen, in welchem Fall ich bis in die Hölle lausen würde, um sie aufzusuchen. Gott besohlen, edle Dame; betet für mich,«*

*Der Ritter machte ein Kreuz unten an dieses Pergament, und Musaron schrieb unter das Kreuz:*

*»Dieses ist die Unterschrift:*

*»Sire Agenor von Mauléon.«*

Während Gildaz unter seinem Panzer den Brief von Mauléon verschloß, beobachtete Hafiz zu Pferde eher wie ein Tiger, als wie ein getreuer Hund jede Bewegung des Knappen. Er sah den Platz, wo das anvertraute Schreiben ruhte, und schien fortan gleichgültig gegen die übrige Scene, als ob er nichts mehr zu sehen gehabt hätte, und als ob ihm seine Augen unnütz geworden wären.

»Was macht Ihr nun, guter Knappe?« fragte Agenor.

»Ich reise auf meinem' unermüdlichen Pferde wieder ab, edler Herr; ich muß in zwölf Tagen bei meiner Gebieterin angekommen sein, so lautet ihr Befehl; ich muß mich also beeilen. Ich bin allerdings nicht sehr entfernt, denn es soll einen Weg durch Poitiers geben, wodurch man abschneidet.«

»Das ist wahr . . . Auf Wiedersehen, Gildaz! Gott befohlen, guter Hafiz! Wahrhaftiger Gott!

man soll nicht sagen, Du werdest, wenn Du die Belohnung eines Herrn zurückweisest, das Geschenk eines Freundes nicht annehmen.«

Und Agenor machte seine goldene Kette los, welche hundert Livres werth war, und warf sie Gildaz um den Hals.

Hafiz lächelte, und sein dunkles Gesicht beleuchtete sich auf eine seltsame Weise.

Gildaz nahm das Geschenk erstaunt an, küßte Mauléon die Hand und ritt weg.

Hafiz ritt hinter ihm, wie angezogen durch den Glanz des Goldes, das auf den breiten Schultern des Knappen, seines Herrn, tanzte.

---

## Einundfünfzigstes Kapitel.

### *Die Rückkehr.*

Mauléon traf alle seine Vorkehrungen.

Er war außer sich vor Freude. Fortan eine unauflösliche Vereinigung mit der Gebieterin seines Herzens; die Sicherheit in der Liebe . . . Reich, schön, liebend, kam Aissa zu ihm wie einer von jenen Träumen, welche Gott den Menschen bis zum Morgen leiht, um ihnen begreiflich zu machen, daß es noch etwas Anderes gibt, als das irdische Leben.

Musaron theilte die Begeisterung seines Herrn. Ein großes Haus in dem so reichen Lande der Gascogne einrichten, wo die Erde ziemlich gut den Faulenzer ernährt, den Fleißigen wohlhabend macht und ein Paradies für den Reichen wird, Knechten, Leibeigenen befehlen, Vieh ziehen, Pferde abrichten, Jagden anordnen, dies waren die süßen Visionen, welche in Menge die sehr thätige Einbildungskraft des guten Knappen von Agenor ergriffen.

Schon dachte Mauléon, er könnte sich ein Jahr lang nichts mehr um Kriege bekümmern, denn Aissa würde ihn ganz und gar in Anspruch nehmen, denn er wäre ihr, er wäre sich selbst wenigstens ein Jahr ruhigen Glückes für so viele schmerzliche Stunden schuldig.

Mauléon erwartete voll Ungeduld die Rückkehr des Sire von Laval.

Dieser Herr hatte seinerseits bei mehreren edlen Bretagnern beträchtliche Summen bestimmt, das Lösegeld des Connetable zu bezahlen, eingesammelt. Die Schreiber des Königs und des Herzogs von Bretagne trugen ihre Rechnungen zusammen, wonach es sich herausstellte, daß die Hälfte der siebenzigtausend Goldgulden schon gefunden war.

Dies war genug für Mauléon; er hoffte, der König von Frankreich würde das Uebrige thun, und er kannte den Prinzen von Wales hinreichend, um zu wissen, daß, wenn auch nur die erste Hälfte des Lösegelds ankäme, die Engländer den Connetable freilassen würden, riethe ihnen nicht ihre Politik, ihn trotz der völligen Bezahlung der Summe zurückzuhalten.

Doch zur Beruhigung seines scharfen Gewissens, durchzog Mauléon die übrige Bretagne mit der königlichen Standarte und ließ den Aufruf an das Volk ergehen.

So oft er durch einen Flecken zog und den Trauerruf vor sich ertönen ließ:

»Der gute Connetable ist Gefangener der Engländer; Leute von Bretagne, werdet Ihr ihn in der Gefangenschaft lassen?« so oft er unter diesen Umständen die so frommen, so kühnen und so schwermüthigen Bretagner traf, vernahm er dieselben Seufzer, gewährte er dieselbe Entrüstung, und die Armen sagten zu einander: »Rasch ans Werk, essen wir weniger von unserem Buchweizen, und sammeln wir einen Sou für das Lösegeld von Messire Bertrand Duguesclin.«

Auf diese Art brachte er noch weitere sechstausend Gulden zusammen, die er den Zeisigen des Herrn von Laval, den Vasallen der Frau Tiphaine Ragueneau anvertraute, zu der er sich, ehe er aufbrach, noch einmal begab, um Abschied zu nehmen.

Nun aber kam ihn, noch ein Bedenken. Er konnte abreisen, er mußte seine Geliebte holen; doch damit war noch nicht Alles für ihn bei seinem Botschaftersauftrag vollbracht. Agenor, der Dona Maria versprochen hatte, nie mehr nach Spanien zurückzukehren, mußte doch Bertrand Duguesclin Meldung machen von dem durch seine Bemühungen in der Bretagne

eingesammelten Geld, kostbaren Geld, nach dessen Ankunft ohne Zweifel der Gefangene des Prinzen von Wales seufzen würde.

Zwischen diese zwei Pflichten gestellt, schwankte Agenor lange. Ein Eid, und er hatte diesen Eid Dona Maria geleistet, war etwas Heiliges; seine Zuneigung, seine Ehrfurcht für den Connetable kamen ihm ebenso heilig vor.

In dieser Beklemmung eröffnete er sich Musaron.

»Nichts kann leichter sein,« sprach der verständige Knappe; »verlangt von Frau Tiphaine eine Escorte von einem Dutzend gewappneter Vasallen, um das Geld zu begleiten, der Herr von Laval wird wohl vier Lanzen beifügen; der König von Frankreich gibt, insofern es ihn nichts kostet, ein Dutzend Reisige; mit dieser Truppe, die Ihr bis an die Grenze befehligt, wird das Geld wohl in Sicherheit sein. Sobald Ihr in Rianzares seid, schreibt Ihr an den Prinzen von Wales, der Euch einen Geleitbrief schickt; das Geld gelangt auf diese Art sicher bis zum Connetable.«

«Aber ich . . . meine Abwesenheit?«

»Ihr nehmt ein Gelübde zum Vorwand.«

»Eine Lüge!«

»Das ist keine Lüge, da Ihr in der That Dona Maria geschworen habt . . . Und wäre es auch eine Lüge, so ist das Glück doch wohl eine Sünde werth.«

»Musaron!«

»Ei! Herr, spielt nicht so den Frommen, Ihr heirathet eine Saracenin . . . Das ist doch wohl eine ganz andere Todsünde, wie mir scheint!«

»Du hast Recht,« seufzte Mauléon.

»Und dann,« fuhr Musaron fort, »dann wäre der Herr Connetable sehr anspruchsvoll, wenn er Euch mit dem Geld haben wollte . . . Doch glaubt mir, ich kenne die Menschen; sobald die Gulden glänzen, wird man den Sammler vergessen. . . Will Euch der Connetable, wenn er einmal in Frankreich ist, sehen, so wird er Euch sehen; ich denke, Ihr werdet Euch nicht begraben?«

Agenor machte es wie immer, er gab nach. Musaron hatte übrigens vollkommen Recht. Der Sire von Laval lieferte zwölf Reisige, Frau Tiphaine Ragueneel bewaffnete zwanzig Vasallen, der Seneschall vom Maine stellte zwölf Reisige im Namen des Königs, und Agenor, dem sich einer von den jüngeren Brüdern von Duguesclin anschloß, begab sich in großen Tagemärschen nach der Grenze, denn es drängte ihn, mindestens zwei bis drei Tage vor der von Dona Maria für die Zusammenkunft bestimmten Zeit an Ort und Stelle zu kommen.

Die für die Loskaufung des Connetable bestimmten sechsunddreißig tausend Goldgulden machten einen wahren Triumphmarsch; die wenigen Gesellen, welche seit dem Aufbruch der großen Compagnien in Frankreich zurückblieben, waren Räuber, die sich auf geringeren Erwerb beschränkten, und die allerdings sehr schöne Beute durchaus nicht zu verschlingen gewußt hätten. Sie zogen es also vor, als sie dieselbe an ihren Krallen vorüberkommen sahen, ritterliche Ausrufungen von sich zu geben, den Namen des glorreichen Gefangenen zu segnen und ehrfurchtsvolle Mienen anzunehmen, da sie nicht unehrerbietig sein konnten, ohne Furcht, ihre Knochen auf dem Schlachtfeld zu lassen.

Mauléon lenkte seinen Marsch so geschickt, daß er in der That am vierten Tag des Monats in Rianzares, einem kleinen, seit vielen Jahren zerstörten Flecken ankam, der jedoch als ein gewöhnlicher Durchzugsort zwischen Frankreich und Spanien in einigem Ruf stand.

---

## Zweiundfünfzigstes Kapitel.

*Rianzares.*

Agenor wählte sich in dem auf dem Abhang eines Hügels liegenden Flecken eine Wohnung, von wo aus er leicht die weiße und gekrümmte Straße erschauen konnte, die sich zwischen zwei abschüssigen Felsmauern hinanzog.

Die Truppe ruhte indessen aus, und Jedermann bedurfte der Ruhe.

Musaron hatte mit seinem schönsten Styl ein Sendschreiben an den Connetable und ein anderes an den Prinzen von Wales abgefaßt, um dem Einen und dem Andern Nachricht von der Ankunft der Goldgulden zu geben.

Ein Reisiger, geleitet von einem bretagnischen Knappen, den man aus den Vasallen der Dame Tiphaine auswählte, war gen Burgos abgeschickt worden, wo sich der Prinz, wie man sagte, in diesem Augenblick wegen des neuerdings im Lande ausgebrochenen Kriegslärmens befand.

Jeden Tag berechnete Mauléon mit der vollkommenen Kenntniß, die er von der Oertlichkeit besaß, den Marsch von Gildaz und Hafiz.

Seiner Berechnung nach mußten die zwei Boten seit wenigstens vierzehn Tagen die Grenze überschritten haben.

In diesen vierzehn Tagen hatten sie Zeit gehabt, Dona Maria wiederzufinden, und diese hatte Vorkehrungen zur Flucht von Aissa treffen können. Ein gutes Maulthier macht zwanzig Meilen in einem Tag; fünf bis sechs Tage genügten also der schönen Maurin, um bis Rianzares zu kommen.

Mauléon zog vorsichtig einige Erkundigungen über die Durchreise des Knappen Gildaz ein. Es schien in der That nicht unmöglich, daß die zwei Boten den Weg durch den Engpaß von Rianzares, einen leichten, sicheren und bekannten Ort genommen hatten.

Aber die Bergbewohner antworteten, sie haben in der Zeit, in der Mauléon sprach, nur einem jungen maurischen Reiter von ziemlich wilder Miene durchkommen sehen.

»Einen jungen Mauren?«

»Höchstens zwanzig Jahre alt,« antwortete der Landmann.

»Er war vielleicht roth angezogen?«

»Mit einer Saracenen-Pickelhaube, ja, edler Herr.«

»Bewaffnet?«

»Mit einem breiten Dolch, der an einer seidenen Schnur am Sattelbogen hing.«

»Und Ihr sagt, er sei allein durch Rianzares gekommen?«

»Durchaus allein.«

»Was sprach er?«

»Er suchte ein paar Worte Spanisch, die er schlecht und rasch aussprach, und fragte, ob der Weg durch die Felsen für die Pferde sicher sei, und ob man durch das Fließchen unten am Bergabhang reiten könne; als wir dies bejahten, gab er seinem flüchtigen Rappen die Sporen und verschwand.«

»Allein! das ist seltsam,« sagte Mauléon.

»Hm!« machte Musaron, »allein, das ist seltsam.«

»Gildaz wird haben an einem andern Punkt über die Grenze ziehen wollen, um weniger Verdacht zu erregen; was denkst Du davon, Musaron.«

»Ich denke, Hafiz hatte ein sehr häßliches Gesicht.«

»Wer sagt uns übrigens, es sei wirklich Hafiz gewesen, der durch Rianzares gekommen,« entgegnete Mauléon nachdenkend.

»Es ist in der That besser, zu glauben, daß dies nicht geschehen.«

»Und dann habe ich bemerkt,« fügte Mauléon bei, »daß der Mensch, der beinahe den Gipfel des Glückes erreicht hat, Allem mißtraut, und in Allem ein Hinderniß sieht.«

»Ah! Herr, Ihr seit dem Glück wirklich sehr nahe, und heute, wenn wir uns nicht getäuscht haben, soll Dona Aissa kommen. . . Es wäre ersprießlich, wenn wir die ganze Nacht hindurch in der Gegend des Flusses gut Wache hielten.«

»Ja, denn ich wünschte nicht, daß unsere Gefährten sie kommen sehen würden. Ich befürchte die Wirkung dieser Flucht auf ihren etwas beschränkten Geist. Ein in eine Maurin verliebter Christ. . . das ist genug, um den Muth der Unerschrockensten zu schwächen; man würde mir alles Unglück, das geschehen ist, als eine Strafe Gottes zuschreiben. Doch der allein reitende, roth gekleidete Maure, mit dem Dolch am Sattelbogen, diese Aehnlichkeit mit Hafiz beunruhigt mich unwillkürlich.«

»Noch einige Augenblicke, einige Stunden, einige Tage höchstens, und wir werden erfahren, woran wir uns zu halten haben,« erwiderte der Philosoph. »Bis dahin, edler Herr, wollen wir, da wir keinen Grund haben, traurig zu sein, in Freuden leben, wenn es Euch beliebt.«

Agenor konnte wahrhaftig nichts Besseres thun. Er lebte in Freuden und wartete.

Doch der erste Tag, der siebente des Monats, verging, und nichts erschien aus der Straße außer Wollenhändlern und verwundeten Soldaten, oder Rittersleuten, welche bei Navarrete geflohen waren und zu Fuß, zu Grunde gerichtet, in kleinen Tagemärschen durch die Wälder, auf großen Umwegen im Gebirge, so nach tausend Aengsten und tausend Entbehungen in's Vaterland zurückkehrten.

Agenor erfuhr von diesen armen Leuten, daß der Krieg schon wieder an mehreren Orten entflammte, daß die Tyrannei von Don Pedro, erschwert durch die von Mothril, unerträglich aus beiden Castilien lastete, daß viele Emissäre des bei Navarrete besieigten Prätendenten die Städte durchzogen und die weisen Männer gegen den Mißbrauch der wiedereingesetzten Gewalt aufwiegelten.

Diese Flüchtlinge versicherten, sie haben schon mehrere Corps gesehen, die sich mit der Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Rückkehr von Enrique von Transtamare gebildet. Sie fügten bei, viele von ihren Gefährten haben auch Briefe von diesem Fürsten gesehen, worin er bald mit einem in Frankreich angeworbenen Heere zurückzukehren versprochen.

Alle diese Gerüchte entflamnten den kriegerischen Geist von Agenor, und da Aissa nicht ankam, so konnte die Liebe in ihm jenes Fieber nicht dämpfen, das sich in jungen Männern beim Waffengeklirre entzündet.

Musaron fing an zu verzweifeln; er faltete die Stirne öfter, als er es gewöhnlich that, und kam äußerst verdrießlich wieder aus Hafiz zurück, dem er hartnäckig als einem bösen Dämon die Zögerung von Aissa zuschrieb, um nicht mehr zu sagen, fügte er bei, wenn seine üble Laune den

höchsten Grad erreicht hatte.

Mauléon irrte, dem Leib ähnlich, der seine Seele sucht, unablässig auf der Straße umher, von der seine Augen, mit allen Krümmungen vertraut, jeden Busch, jeden Stein, jeden Schatten kannten, und er errieth den Tritt eines Maulthiers auf eine Entfernung von zwei Meilen.

Aissa kam nicht; es kam nichts von Spanien.

Im Gegentheil aber kamen von Frankreich in Zwischenräumen, welche wie durch den Zeiger einer Uhr abgemessen waren, Truppen von Kriegersleuten, welche ihre Stellung in der Umgegend nahmen und ein Signal abzuwarten schienen, um gleichzeitig über die Grenze zu ziehen.

Die Anführer dieser verschiedenen Truppen pflogen eine Unterredung bei der Ankunft jeder neuen Truppe, und tauschten in einigen Minuten ein Losungswort und Instructionen aus, die ihnen genügend erschienen, denn ohne eine andere Vorsichtsmaßregel verkehrten Leute von allen Waffen und allen Ländern mit einander und lebten in vollkommenem Einverständnis.

An dem Tag, wo Mauléon, minder mit Aissa beschäftigt, mehr über diese Ankunft von Menschen und Pferden wissen wollte, erfuhr er, daß diese verschiedenen Truppen auf einen Oberanführer und auf neue Verstärkungen warteten, um in Spanien einzuziehen.

»Und wie heißt dieser Anführer?« fragte er.

»Wir wissen es nicht; er wird uns mit seinem Namen selbst bekannt machen.«

«So wird alle Welt in Spanien einziehen, nur ich nicht!« rief Agenor in Verzweiflung.

»Oh! mein Schwur, mein Schwur!«

»Ei! edler Herr erwiderte Musaron, »der Schmerz macht, daß Ihr den Kopf verliert. Es gibt keinen Schwur mehr, wenn Dona Aissa nicht kommt; sie kommt nicht, ziehen wir weiter.«

»Es ist noch nicht Zeit, Musaron; die Hoffnung bleibt mir, ich habe noch Hoffnung! Ich werde sie immer haben, denn ich werde sie immer lieben!«

»Ich möchte nur eine halbe Stunde mit dem kleinen schwarzbraunen Hafiz sprechen,« brummte Musaron. »Ich möchte ihm nur ins Gesicht schauen, . . .«

»Ei! was vermag Hafiz gegen den allmächtigen Willen von Dona Maria?. . . Sie muß man anklagen, Musaron, sie. . . oder vielmehr mein Mißgeschick!«

Es vergingen noch acht Tage, und nichts kam aus Spanien. Agenor wäre beinahe vor Ungeduld und Musaron beinahe vor Zorn wahnsinnig geworden. Nach Verlauf dieser acht Tage waren fünftausend Mann an der Grenze ausgebreitet. Wagen mit Lebensmitteln, einige, wie man sagte, auch mit Geld beladen, begleiteten diese imposanten Streitkräfte.

Die Leute des Sire von Laval, die Bretagner von Frau Tiphaine Ragueneil warteten auch voll Ungeduld auf die Rückkehr ihres Boten, um zu erfahren, ob der Prinz von Wales den Connetable freizulassen einwilligte.

Endlich kam der Bote an und Agenor eilte ihm bis zum Fluß entgegen.

Der Bote hatte den Connetable gesehen, er hatte ihn umarmt; er war von den, englischen Prinzen festlich bewirthet worden und hatte von der Prinzessin von Wales ein herrliches Geschenk erhalten. Diese Prinzessin hatte ihm gnädigst gesagt, sie erwarte den braven Ritter von Mauléon, um seine Ergebenheit zu belohnen, und die Tugend ehre alle Menschen, von welcher Nation sie auch sein möchten.

Dieser Bote fügte bei, der Prinz habe die sechsunddreißig tausend Goldgulden auf Abschlag angenommen, und die Prinzessin habe, da sie ihn einen Augenblick zögern gesehen, gesagt:

»Mein Herr Gemahl, der gute Connetable soll durch mich, die ich ihn ebenso sehr bewundere, als seine Landsleute, frei werden. Wir sind ein wenig Bretagner, wir von Großbritannien; ich werde dreißigtausend Goldgulden zum Lösegeld von Messire Bertrand bezahlen.«

Daraus ging hervor, daß der Connetable frei werden sollte, wenn er es nicht schon vor der Bezahlung war.

Diese Nachrichten machten alle Bretagner, die das Lösegeld geleiteten, vor Freude springen, und da sich die Freude leichter mittheilt, als der Schmerz, so stießen alle bei Rianzares versammelten Truppen ein Freudengeschrei aus, worüber die alten Berge bis in ihre Granitwurzeln erbebten.

»Ziehen wir in Spanien ein und führen wir unsern Connetable zurück!« riefen die Bretagner.

»Wir müssen wohl,« sagte ganz leise Musaron zu Agenor.

»Keine Aissa mehr, kein Schwur mehr; die Zeit vergeht, vorwärts, Herr!«

Und seiner glühenden Ungeduld nachgebend, erwiderte Mauléon:

»Vorwärts!«

Neun Tage nach der von Maria Padilla für die Ankunft der Maurin festgesetzten Frist zog die kleine Truppe, begleitet von den Wünschen und Segnungen Aller, durch den Engpaß.

»Wir werden sie vielleicht unter Weges finden,« sprach Musaron, um seinen Herrn vollends zu bestimmen.

Wir unsererseits gehen ihnen an den Hof des Königs Don Pedro voran; wir entdecken wohl die Ursache dieses Verzugs von schlimmer Vorbedeutung, und theilen sie dann dem Leser mit.

---

## Dreiundfünfzigstes Kapitel.

*Gildaz.*

Dona Maria verweilte auf ihrer Terrasse und zählte die Tage und die Stunden, denn für sich und für Aissa errieth, oder fühlte sie vielmehr ein Unglück in der beharrlichen Ruhe des Mauren.

Mothril war nicht der Mann, der so einschlieft; nie hatte er seine Rachgier so zu verstellen gewußt, daß nichts dieselbe während vierzehn langer Tage seinen Feinden verrathen hätte.

Ganz beschäftigt, dem König Feste zu geben, Geld für die Kassen von Don Pedro herbeizuschaffen, ganz bereit, die Saracenen als Hilfstruppen in Spanien einziehen zu lassen und endlich die zwei verheißenen Kronen auf der Stirne seines Herrn zu vereinigen . . . dies war Mothril dem Scheine nach. Er vernachlässigte Aissa, er sah sie nur ein einziges Mal am Abend, und beinahe immer begleitet von Don Pedro, der dem Mädchen die seltensten und prachtvollsten Geschenke schickte.

Gewarnt einmal durch ihre Liebe für Mauléon, sodann durch ihre Freundschaft für Dona Maria, nahm Aissa die Geschenke an, um sie hernach zu verachten, wenn sie dieselben empfangen hatte; indem sie sich dabei mit derselben Kälte gegen den Prinzen benahm, ohne zu vermuthen, daß sie hierdurch ein glühendes Verlangen aufstachelte, suchte sie für dieses Benehmen einen Dank in dem Blick von Dona Maria, wenn sie dieser begegnete.

Dona Maria sagte ihr auch durch einen solchen Blick:

»Hoffe! der Plan, den wir entworfen haben, reift jeden Tag in seinem Schatten; mein Bote wird zurückkommen und Dir sowohl die Liebe Deines schönen Ritters, als die Freiheit bringen, ohne die es keine wahre Liebe gibt,« Endlich glänzte der Tag, nach dem sie sich so glühend sehnte, für Dona Maria.

Es war einer von jenen Morgen, wie sie mit dem Sommer unter dem schönen Himmel Spaniens hervorbrechen; der Thau zitterte an jedem Blatt auf den von Blüthen duftenden Terrassen von Aissa, wo Dona Maria die uns bekannte Alte in ihr Zimmer eintreten sah.

»Senora!« sagte sie mit einem langen Seufzer, »Senora!«

»Nun! was gibt es?«

»Senora, Hafiz ist da.«

»Hafiz! . . . wer ist das?«

»Der Begleiter von Gildaz, Senora.«

»Wie! Hafiz und nicht Gildaz?«

»Hafiz und nicht Gildaz, ja, Senora.«

»Mein Gott! er trete ein; weißt Du sonst noch etwas?«

»Nein, Hafiz wollte mir nichts sagen, nichts; und seht Ihr, Senora, ich weine, weil das Stillschweigen von Hafiz grausamer ist, als alle unheilvolle Worte eines Andern sein könnten.«

»Auf, tröste Dich,« sprach Dona Maria ganz schauernd, »tröste Dich, es ist nichts, eine Zögerung ohne Zweifel, und nicht mehr.«

»Warum ist dann Hafiz nicht aufgehalten worden?«

»Siehst Du, was mich im Gegentheil tröstet, ist die Rückkehr von Hafiz: Gildaz hätte ihn nicht bei sich behalten, da er mich unruhig wußte, er schickt ihn, und folglich sind die Nachrichten gut.«

Die Amme war nicht leicht zu trösten; überdies lag wenig Wahrscheinlichkeit in den zu hastigen Tröstungen ihrer Gebieterin.

Hafiz trat ein.

Er war ruhig und demüthig wie gewöhnlich.

Sein Auge drückte Ehrfurcht aus, wie das Auge der Katzen und Tiger, das, erweitert Jedem gegenüber, der sie fürchtet, sich zusammenzieht und halb schließt, wenn man sie mit einem Zorn oder einem beherrschenden Willen anschaut.

»Wie! allein?« fragte Maria Padilla.

»Ja, allein, hohe Frau,« erwiderte schüchtern Hafiz.

»Und Gildaz?«

»Gildaz, Herrin,« antwortete der Saracene umherschauend, »Gildaz ist todt.«

»Todt!« rief Dona Maria Padilla, voll Angst die Hände faltend; »todt! armer Junge! ist es möglich?«

»Edle Frau, das Fieber hat ihn auf der Reise befallen.«

»Ihn, der so kräftig!«

»Kräftig in der That: doch der Wille Gottes ist stärker, als der des Menschen,« erwiderte spruchartig Hafiz.

»Ein Fieber, oh! . . . und warum hat er mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?«

»Hohe Frau, wir waren Beide auf der Reise; in der Gascogne wurden wir in einem Engpaß von Bergbewohnern überfallen, welche der Klang des Goldes angelockt hatte.«

»Der Klang des Goldes: Unvorsichtige!«

»Der französische Herr hatte uns Gold gegeben, er war so freudig! Gildaz glaubte sich allein in diesen Bergen, allein mit mir, und es kam ihm der Gedanke, unsern Schatz noch einmal zu zählen; da wurde er plötzlich von einem Pfeil getroffen, und wir sahen mehrere bewaffnete Männer sich uns nähern. Gildaz war tapfer, wir vertheidigten uns.«

»Mein Gott!«

»Als wir unterlagen, denn Gildaz war verwundet, sein Blut floß . . .«

»Armer Gildaz! und Du?«

»Ich auch, Herrin,« sprach Hafiz, indem er langsam seinen weiten Aermel aufschlug und einen vom Eisen eines Dolches durchfurchten Arm zeigte? »als wir verwundet waren, nahm man uns unser Geld, und sogleich entflohen die Räuber.«

»Hernach, mein Gott! hernach?«

»Hernach, Herrin, wurde Gildaz vom Fieber befallen, und er fühlte sich dem Tode nahe.«

»Hat er nichts gesagt?«

»Doch, Herrin, als seine Augen schwer wurden, sagte er zu mir:

»Höre, Du wirst entkommen! Sei getreu, wie ich es war; eile zu unserer Gebieterin und händige ihr dieses Päckchen ein, das mir der französische Herr anvertraut hat.« Hier ist es.«

Hafiz zog aus seinem Busen einen seidenen, ganz von Dolchstichen durchlöchernten und mit Blut befleckten Umschlag.

Dona Maria berührte schauernd die Seide, unter»suchte den Inhalt und sprach:

»Dieser Brief ist geöffnet worden.«

»Geöffnet!« rief der Saracene, und riß die Augen erstaunt weit auf.

»Ja, das Siegel ist zerbrochen,«

»Ich weiß es nicht.« erwiderte Hafiz.

»Du hast ihn geöffnet.Du?«

»Ich! ich kann nicht lesen, Herrin.«

»Irgend Jemand also?«

»Nein, Herrin, schau wohl die Oeffnung an der Stelle des Siegels an: der Pfeil des Gebirgers hat das Wachs und das Pergament durchbohrt.«

»Es ist wahr! es ist wahr!« sagte Dona Maria noch mißtrauisch.

»Und das Blut von Gildaz ist um die Risse verbreitet.«

»Es ist wahr! armer Gildaz!«

Und einen letzten Blick auf den Saracenen heftend, fand die junge Frau diesen so ruhig, so einfältig, fand sie so vollkommen stumm diese kindische Physiognomie, daß sie keinen Verdacht behalten konnte.

»Erzähle mir das Ende, Hafiz.«

«Das Ende, Herrin, ist, daß mir Gildaz kaum den Brief übergeben hatte, als er verschied; sogleich eilte ich von bannen, wie er es mir gesagt hatte, und arm, hungrig, aber stets rennend, bin ich angekommen, um Dir die Botschaft zu bringen.«

»Oh! Du sollst gut belohnt werden, Kind,« sprach Dona Maria bis zu Thränen bewegt; »ja, Du sollst mich nicht verlassen, und wenn Du treu bist, wenn Du verständig bist . .«

Ein Blitz erschien auf der Stirne des Mauren, ein Blitz, der ebenso schnell erlosch, als er sich entzündet hatte.

Nun las Maria den uns bekannten Brief, verglich die Data und sagte, sich dem natürlichen Ungestüm ihres Charakters hingebend, zu sich selbst: »Auf! auf zum Werke.«

Sie schenkte dem Saracenen eine Handvoll Gold und sprach zu ihm:

»Ruhe aus, guter Hafiz, und in einigen Tagen halte Dich bereit; ich werde mich Deiner bedienen.«

Der junge Mensch ging strahlend weg; er berührte, sein Gold und seine Freude mit sich nehmend, die Schwelle, als die Seufzer der Amme stärker hervorbrachen.

Sie hatte die unselige Kunde vernommen.

---

## Vierundfünfzigstes Kapitel.

*Vom Auftrag von Hafiz, und wie er ihn vollzogen*

Am Vorabend des Tages, wo Hafiz Dona Maria den Brief von Frankreich gebracht, fand sich ein Hirte an den Thoren der Stadt ein und verlangte den edlen Herrn Mothril zu sprechen.

Mothril, der eben sein Gebet in der Moschee verrichtete, verließ Alles, um diesem seltsamen Boten zu folgen, der keinen sehr hohen und mächtigen Gesandten verkündigen mußte.

Als Mothril kaum mit seinem Führer die Stadt verlassen hatte, erblickte er auf einer Heide ein kleines andalusisches Pferd, das hier weidete, und, in dem spärlichen Gras unter Kieselsteinen liegend, den Saracenen Hafiz, der mit seinen großen Augen Alles bespähte, was aus der Stadt kam.

Von Mothril bezahlt, war der Hirte wieder zu seinen magern Ziegen auf den Bergabhang zurückgelaufen. Mothril, der erste Minister, setzte sich, jede Etiquette vergessend, zu dem finsternen Knaben mit dem unbeweglichen Gesichte und sagte:

»Gott sei mit Dir, Hafiz! Du kommst also zurück?«

»Ja, Herr, hier bin ich.«

»Und Du hast Deinen Gefährten fern genug gelassen, daß er nichts vermuthet?«

»Sehr fern, Herr; er vermuthete sicherlich nichts.«

Mothril kannte seinen Boten . . . er wußte, wie sehr der Milderungsausdruck ein allgemeines Bedürfniß für die Araber ist, die es sich zu einer Hauptaufgabe machen, es so lange als möglich zu vermeiden, das Wort *todt* auszusprechen.

»Du hast den Brief?« fragte er.

»Ja, Herr.«

»Wie hast Du ihn Dir verschafft?«

»Hätte ich Gildaz darum gebeten, so würde er ihn mir verweigert haben. Hätte ich ihm den Brief mit Gewalt nehmen wollen, so würde er mich geschlagen und ohne Zweifel getödtet haben, da er stärker war, als ich.«

»Du hast List gebraucht?«

»Ich wartete, bis er mit mir in das Herz des Gebirges gekommen war, das die Grenze von Spanien und Frankreich bildete; die Pferde waren sehr müde; Gildaz ließ sie ausruhen, und entschlief selbst auf dem Moos am Fuß eines großen Felsen.

»Ich wählte diesen Augenblick, näherte mich Gildaz kriechend, und stieß ihm meinen Dolch in die Brust: er streckte die Arme aus, gab einen dumpfen Schrei von sich, und seine Hände wurden ganz von Blut benetzt.

»Doch er war nicht todt, ich fühlte es wohl. Es gelang ihm, seinen Säbel zu ziehen und mich in den linken Arm zu schlagen; ich durchbohrte ihm das Herz mit meinem Messer, und er starb auf der Stelle.

»Der Brief war im Wamms, ich zog ihn heraus: dann marschirte ich die ganze Nacht in der Richtung des Windes mit meinem kleinen Pferd, und überließ den Leichnam und das andere

Pferd den Wölfen und den Raben. Ich zog über die Grenze und vollendete meine Reise, ohne beunruhigt zu werden. Hier ist der Brief, den ich Dir versprochen habe.«

Mothril nahm das Pergament, dessen Siegel zwar unversehrt, der aber von dem Dolch von Hafiz auf dem Herz von Gildaz völlig durchstoßen worden war.

Mit einem Pfeil, den er aus dem Köcher einer Wache nahm, durchlöcherte er das Siegel dergestalt, daß die Seide am Wachs zerrissen wurde, und durchlief sofort gierig den Brief.

»Gut,« sagte er, »wir werden Alle bei der Zusammenkunft sein.«

Und er versank in ein Träumen. Hafiz wartete.

»Was habe ich zu thun, Herr?«

»Du steigst wieder zu Pferde, nimmst diesen Brief mit, und klopfst beim Morgenroth an die Thüre von Dona Maria.

Du meldest ihr, die Gebirger haben, Gildaz angegriffen und mit Pfeilen und Dolchen verwundet; sterbend habe er Dir den Brief übergeben. Das! wird Alles sein.«

»Gut, Herr.«

»Auf, reite, die ganze Nacht; Deine Kleider müssen am Morgen vom Thau durchnäßt sein, Dein Pferd muß schwitzen, als ob Du eben erst ankämost. Und dann erwarte meine Befehle und nähere Dich vor acht Tagen meinem Hause nicht.«

»Ist der Prophet mit mir zufrieden?«

»Ja, Hafiz.«

»Ich danke, Herr.«

So war der Brief entsiegelt worden, so war der Sturm beschaffen, der über dem Haupte von Dona Maria toste.

Mothril blieb indessen nicht bei dem stehen, was er gethan hatte. Er erwartete den Morgen, schmückte sich mit prächtigen Kleidern und begab sich zu Don Pedro.

Als der Maure beim König eintrat, fand er den Fürsten, der in einem großen Lehnstuhl von Sammet saß und maschinenmäßig mit den Ohren eines jungen Wolfes spielte, den er zu seinem Vergnügen zähmte.

An seiner Linken saß in einem ähnlichen Lehnstuhl Dona Maria, bleich und wie ergrimmt. Seitdem sie hier so nahe bei Don Pedro war, hatte der Prinz wirklich, ohne Zweifel mit anderen Gedanken beschäftigt, kein Wort an sie gerichtet.

Stolz wie die Frauen ihres Landes, verschlang Dona Maria diese Schmach mit Ungeduld. Sie sprach auch nicht, und da sie keinen vertrauten Wolf zu necken hatte, so häufte sie nur in ihrem Herzen Mißtrauen auf Mißtrauen, Zorn auf Zorn, Pläne auf Pläne an.

Mothril trat ein, und dies war für Maria Padilln eine Gelegenheit, geräuschvoll abzugehen.

»Ihr geht, edle Frau?« sagte Don Pedro, unwillkürlich unruhig über diesen wüthenden Abgang, den er durch den gleichgültigen Empfang, welchen er seiner Geliebten zu Theil werden ließ, hervorgerufen hatte.

»Ja,« antwortete sie, »ich gehe und will die Huld schonen, von der Ihr ohne Zweifel für den Saracenen Mothril Vorrath sammelt.«

Mothril hörte dies, doch er schien sich nicht darüber zu ärgern. Wäre Dona Maria minder wüthend gewesen, so hätte sie errathen, die Ruhe des Mauren entspringe aus der geheimen Sicherheit eines nahe bevorstehenden Triumphes.

Doch der Zorn berechnet nicht; er trägt genug Befriedigung in sich. Er ist wirklich eine Leidenschaft. Wer ihn sättigt, findet ein Vergnügen darin.

»Sire,« sprach Mothril, einen tiefen Schmerz heuchelnd, »ich sehe, mein König ist nicht glücklich.«

»Nein,« erwiderte Don Pedro mit einem Seufzer.

»Wir haben viel Gold,« fuhr Mothril fort, »Cordua hat gesteuert.«

»Desto besser,« sagte der König mit gleichgültigem Ton.

»Sevilla bewaffnet zwölftausend Mann; wir gewinnen zwei Provinzen.«

»Ah!« machte der König mit demselben Ton.

»Wenn der Usurpator nach Spanien zurückkehrt, so denke ich, daß wir ihn im Verlauf von acht Tagen in einer Feste einschließen . . . gefangen nehmen. . .«

Nie hatte der Name des Usurpators einen heftigen Sturm beim König zu erregen verfehlt; diesmal begnügte sich Don Pedro, ohne Wuth zu erwiedern:

»Er komme! Du hast Gold, Soldaten; wir nehmen ihn gefangen, wir lassen ihn richten, und man schlägt ihm den Kopf ab.«

Mothril näherte sich in diesem Augenblick dem König und sagte:

»Ja, mein König ist sehr unglücklich.«

»Und warum, Freund?«

»Weil Dir das Geld nicht mehr gefällt, weil die Macht Dich anekelt, weil Du nichts mehr Süßes in der Rache siehst, weil Du endlich für Deine Geliebte keinen Blick der Liebe mehr findest.«

»Es ist wahr, ich liebe sie nicht mehr, und wegen dieser Leere meines Herzens finde ich nichts mehr wünschenswerth.«

»Wenn dieses Herz so leer scheint, König, so scheint es wohl so, weil es voll von Wünschen ist? Der Wunsch, Du weißt es, ist die in den Schläuchen eingeschlossene Luft.«

»Ich weiß es, ja, mein Herz ist voll von Wünschen,«

»Du liebst also?«

»Ja, ich glaube, daß ich liebe.«

»Du liebst Aissa, die Tochter eines mächtigen Monarchen . . . Oh! ich bedaure und beneide Dich zugleich, denn Du kannst sehr glücklich oder sehr beklagenswerth sein, hoher Herr.«

»Es ist wahr, Mothril, ich bin sehr zu beklagen.«

»Damit willst Du sagen, sie liebe Dich nicht?«

»Nein, sie liebt mich nicht.«

»Glaubst Du, hoher Herr, dieses Blut, so rein wie das einer Göttin, werde von den Leidenschaften bewegt, denen eine andere Frau nachgeben würde? Aissa taugt nicht für den Harem eines wollüstigen Fürsten; Aissa ist eine Königin und wird nur auf einem Thron lächeln. Siehst Du, mein König, es gibt Blumen, die sich nur auf dem Gipfel der Berge erschließen.«

»Ein Thron . . . Ich, Aissa heirathen! Mothril, was würden die Christen sagen?«

»Wer sagt Dir, hoher Herr, Dona Aissa werde nicht, wenn sie Dich liebt, weil Du ihr Gemahl sein wirst, Dir ihren Gott zum Opfer bringen, da sie Dir dann ihre Seele zum Opfer gebracht hat?«

Ein fast wollüstiger Seufzer entschlüpfte der Brust des Königs.

»Sie würde mich lieben! . . .«

»Sie wird Dich lieben!«

»Nein, Mothril.«

»Nun, hoher Herr, versinke in den Schmerz, da Du nicht würdig bist, glücklich zu sein; denn Du verzweifelst vor dem Ziel.«

»Aissa flieht mich.«

»Ich glaubte, die Christen wären geistreicher, um die Liebe der Frauen zu errathen. Bei uns drängen sich die Leidenschaften zusammen und verschwinden scheinbar unter der dichten Lage der Sklaverei; doch unsere Frauen, die so frei sind, Alles zu sagen, und folglich Alles zu verbergen, machen uns helllichtiger, um in ihren Herzen zu lesen. Wie soll die stolze Aissa sichtbar denjenigen lieben, welcher nur geleitet von einer Frau der Nebenbuhlerin von allen Frauen geht, die Don Pedro lieben würden.«

»Aissa wäre eifersüchtig?«

Ein Lächeln des Mauren war seine Antwort, dann fügte er bei:

»Bei uns ist die Turteltaube eifersüchtig auf ihre Gefährtin, und das edle Pantherthier kämpft mit Zähnen und Klauen mit dem Pantherthier in Gegenwart des Tigers, der das eine oder das andere wählen soll.«

»Ah! Mothril, ich liebe Aissa.«

»Heirathe sie.«

»Und Dona Maria?«

»Der Mann, der seine Frau hat tödten lassen, um seiner Geliebten nicht zu mißfallen, zögert, diese Geliebte, die er nicht mehr liebt, zu verabschieden, um fünf Millionen Unterthanen und eine Liebe, welche köstlicher ist, als die ganze Erde, zu erobern?«

»Du hast Recht, doch Dona Maria würde darüber sterben.«

Der Maure lächelte abermals.

»Sie liebt Dich also sehr?«

»Ob sie mich liebt! Du zweifelst daran?«

»Ja, Herr.«

Don Pedro erbleichte.

»Er liebt sie noch,« dachte Mothril; »wir wollen seine Eifersucht nicht erregen, denn er würde sie allen Anderen vorziehen.«

»Ich zweifle daran,« sagte er, »nicht als ob sie untreu wäre, das glaube ich nicht, sondern weil sie, während sie sich minder geliebt sieht, beharrlich bei Dir zu leben trachtet.«

»Ich hätte das Liebe genannt, Mothril.«

»Ich nenne dieses Gefühl Ehrgeiz.«

»Du würdest Maria wegjagen?«

»Um Aissa zu erhalten, ja.«

»Oh! Nein. . . nein!«

»Leide also, leide.«

»Ich glaubte,« sprach Don Pedro, indem er einen entflammten Blick auf Mothril heftete, »ich glaubte,, wenn Du Deinen König leiden sehen würdest, hättest Du nicht den Muth, zu sagen: »»Leide!«« Ich glaubte, Du würdest unfehlbar ausrufen: »»Ich werde Dich erleichtern, hoher

Herr.««

»Auf Kosten der Ehre eines großen Königs meines Landes, nein; eher den Tod.«

Don Pedro blieb in eine düstere Träumerei versunken.

»Ich werde also sterben,« sagte er, »denn ich liebe dieses Mädchen, oder vielmehr,« rief er mit einer unheimlichen Flamme in den Augen, »nein, ich werde nicht sterben.«

Mothril kannte den König genau und wußte, daß kein Damm stark genug war, den Strom der Leidenschaften bei diesem unbändigen Mann aufzuhalten.

»Er würde Gewalt gebrauchen,« dachte er, »verhindern wir es, daß es hierzu kommt.«

»Hoher Herr,« sprach Mothril, »Aissa ist eine schöne Seele, sie würde Schwüren Glauben schenken. . . Wenn Ihr ihr schwören würdet, Ihr werdet sie heirathen, nachdem Ihr Dona Maria feierlich aufgegeben, so würde Aissa ohne allen Zweifel ihr Geschick Eurer Liebe anvertrauen.«

»Machst Du Dich hierfür verbindlich?«

»Ja, Herr.«

»Nun wohl!« rief Don Pedro, »ich werde mit Dona Maria brechen, ich schwöre es.«

»Das ist etwas Anderes: nennt Eure Bedingungen, Hoheit.«

»Ich werde mit Dona Maria brechen und ihr eine Million Thaler geben.

Es wird sich in dem Land, das sie zu ihrem Aufenthalt wählt, keine reichere und geehrtere Fürstin finden.«

»Gut, das ist die Handlungsweise eines hochherzigen Fürsten; doch dieses Land darf nicht Spanien sein!«

»Ist das nothwendig?«

»Aissa wird sich nicht beruhigen, wenn nicht das Meer, ein Meer, das keine Ueberfahrt duldet, Eure alte Liebe von der neuen trennt.«

»Wir werden das Meer zwischen Aissa und Dona Maria setzen, Mothril.«

»Gut, Hoheit.«

»Doch ich bin der König, und Du weißt, daß ich von Niemand Bedingungen annehme.«

»Das ist billig, Sire.«

»Der Handel muß also, ein wenig ähnlich dem Handel der Juden, unter uns abgeschlossen werden, ohne Anfangs eine andere Person, als Dich zu verbinden.«

»Wie so.?«

»Dona Aissa muß mir als Geißel gestellt werden.«

»Nichts sonst?« sagte Mothril spöttisch.

»Wahnsinniger! siehst Du nicht, daß die Liebe mich verzehrt, daß ich in diesem Augenblick Zartheiten übe, die mich lachen machen? als ob der Löwe in seinem Hunger Bedenklichkeiten hätte! Siehst Du nicht, daß ich, wenn Du mich um Aissa feilschen machst, sie nehmen werde? Daß ich, wenn Deine Augen von Zorn entflammen, Dich verhaften und aufhängen lasse, und daß alle christlichen Ritter da sein werden, um Deinen Leib am Galgen anzuschauen, und um meiner neuen Geliebten den Hof zu machen?«

»Es ist wahr,« dachte Mothril; »doch Dona Maria, hoher Herr?«

»Ich habe Liebeshunger, sage ich Dir, und Dona Maria wird sehen, wie Dona Bianca von Bourbon starb.«

»Euer Zorn ist furchtbar, hoher Herr,« erwiderte Mothril demüthig; »ein Narr, der nicht das

Knie vor Euch beugen würde.«

»Du wirst mir Aissa überliefern?«

»Wenn Ihr mir befiehlt, ja, Hoheit; doch wen, Ihr nicht meine Rathschläge befolgt, wenn Ihr Euch nicht von Dona Maria frei gemacht, wenn Ihr nicht ihre Freunde, welche Eure Feinde sind, niedergeschmettert, wenn Ihr nicht alle Bedenklichkeiten von Aissa gehoben habt, so werdet Ihr, überlegt das wohl, diese Frau nie besitzen, denn sie wird sich tödten!«

Nun war die Reihe am König, zu beben und zu träumen.

»Was willst Du denn?« sagte er.

»Ich wünsche, daß Ihr acht Tage wartet. Unter brecht mich nicht! . . . Aissa wird nach einem königlichen Schloß abgehen, ohne daß Jemand ihre Flucht, oder die Bestimmung ihrer Reise erräth; Ihr werdet Aissa überzeugen, sie wird die Eurige werden und Euch lieben.

»Und Dona Maria, frage ich Dich?«

»Anfangs eingeschläfert, wird sie besiegt erwachen. Laßt sie seufzen und sich erzürnen, Ihr werdet die Geliebte gegen eine Liebende vertauscht haben; nie wird Euch Maria diese Untreue verzeihen, sie wird Euch selbst von ihr befreien.«

»Ja, sie ist stolz, es ist wahr. Und Du glaubst, Aissa werde kommen?«

»Ich glaube nicht, ich weiß es.«

»An diesem Tag, Mothril, verlange von mir die Hälfte meines Königreiches, und sie gehört Dir.«

»Ihr werdet nie mit mehr Recht redliche Dienste belohnt haben.«

»In acht Tagen also?«

»In der letzten Stunde des Tages, ja, hoher Herr, wird Aissa die Stadt, geleitet von einem Mauren, verlassen; ich werde sie zu Dir führen.«

»Gehe, Mothril.«

»Bis dahin erweckt nicht den Argwohn von Dona Maria.«

»Sei unbesorgt. Ich habe wohl meine Liebe, meinen Schmerz verborgen: glaubst Du, ich werde meine Freude nicht verbergen?«

»Verkündet, hoher Herr, Ihr wollet nach einem Schloß auf dem Lande abgehen.«

»Ich werde es thun,« sprach der König.

---

## Fünfundfünfzigstes Kapitel.

*Wie Hafiz seine Reisegefährten irre führte.*

Dona Maria hatte indessen seit der Rückkehr von Hafiz ihr Einverständniß mit Aissa wieder angeknüpft.

Diese konnte nicht lesen, doch der Anblick des Pergaments, das die Hand ihres Geliebten berührt hatte, dieses Kreuz besonders, die Vertretung seines redlichen Willens, erfüllten mit Freude das Herz von Aissa, und verlangten zwanzigmal nach ihren Lippen, weiche sich trunken von Liebe darauf drückten.

»Theure Aissa,« sprach Maria, »Du wirst abreisen. In acht Tagen bist Du fern von hier, doch Du wirst sehr nahe bei demjenigen sein, welchen Du liebst, und ich glaube nicht, daß Du Dich nach diesem Lande zurücksehnst.«

»Oh! nein! nein! mein Leben ist, die Luft zu athmen, die er athmet.«

»Ihr werdet also wiedervereinigt sein, Hafiz ist ein kluger, sehr treuer Knabe, und voll Verstands, Er kennt die Straße; dann wirst Du dieses Kind nicht fürchten, wie Du einen Mann fürchten würdest, und ich bin überzeugt, Du wirst mit mehr Vertrauen in seiner Gesellschaft reisen. Er ist aus Deinem Land, und Ihr sprecht Beide die Sprache, die Du liebst. Dieses Kistchen enthält alle Deine Juwelen: erinnere Dich, daß in Frankreich ein sehr reicher Herr nicht die Hälfte von dem besitzt, was Du Deinem Geliebten bringen wirst . . . Ueberdies werden meine Wohlthaten den jungen Mann begleiten, und ginge er mit Dir bis ans Ende der Welt. Bist Du einmal in Frankreich, so hast Du nichts mehr zu befürchten. Ich sinne hier aus eine große Veränderung. Der König muß aus Spanien die Mauren, die Feinde unserer Religion, verjagen, denn sie sind ein Vorwand, dessen sich die Neidischen bedienen, um den Glanz von Don Pedro zu trüben. Bist Du nicht mehr hier, so schreite ich, ohne zu zögern, zum Werk.«

»An welchem Tag werde ich Mauléon sehen?« fragte Aissa, welche nichts gehört hattet als den Namen ihres Geliebten.

»Du kannst fünf Tage nach Deiner Abreise aus dieser Stadt in seinen Armen sein.«

»Ich werde die Hälfte weniger Zeit brauchen, als der schnellste Reiter, edle Frau.«

Nach dieser Unterredung ließ Dona Maria Hafiz kommen und fragte ihn, ob er nicht nach Frankreich zurückkehren wolle, um die Schwester von Gildaz zu begleiten.

»Ein armes, über den Tod seines Bruders untröstliches Kind, das gern seinen unglücklichen Ueberresten ein christliches Grab geben möchte,« fügte sie bei.

»Ich will das wohl thun,« erwiderte Hafiz; »bestimmt den Tag der Abreise, Herrin.«

«Morgen besteigst Du ein Maulthier, das ich Dir gebe. Die Schwester von Gildaz wird ein Maulthier haben, um es zu reiten, und ein anderes beladen mit meiner Amme, die ihre Mutter ist, und mit einigen Gegenständen, welche sich auf die Ceremonie beziehen, die sie erfüllen will.«

»Gut, Senora. Wann soll ich morgen abreisen?«

»Am Abend, nachdem die Thore geschlossen, nachdem die Feuer ausgelöscht sind.«

Hafiz hatte nicht sobald diesen Befehl erhalten, als er ihn Mothril hinterbrachte.

Der Maure beeilte sich, Don Pedro aufzusuchen.

»Hoher Herr,« sagte er, »das ist der siebente Tag, Du kannst nach Deinem Lustschloß abreisen.«

»Ich wartete,« sprach der König.

»Reise also ab, mein König, es ist Zeit.«

»Alle Vorkehrungen sind getroffen,« fügte Don Pedro bei. »Ich werde um so lieber abreisen, als der Prinz von Wales morgen einen Wappenherold zu mir schickt, um Geld von mir zu verlangen.«

»Und der Schatz ist heute leer, hoher Herr; denn Du weißt, wir halten die Summe bereit, welche bestimmt ist, die Wuth von Dona Maria zum Schweigen zu bringen.«

»Gut!«

Don Pedro gab alle Befehle zum Aufbruch. Er lud absichtlich zu dieser Reise mehrere Damen des Hofes ein, und that seiner Geliebten Dona Maria keine Erwähnung.

Mothril beobachtete, welche Wirkung diese Beleidigung auf die stolze Spanierin hervorbringen würde; doch Dona Maria beklagte sich nicht.

Sie brachte den Tag mit ihren Frauen hin, spielte Laute und ließ ihre Vögel singen.

Als der Abend kam und der ganze Hof abgereist war, stellte sich Dona Maria, als wäre sie von tödtlicher Langweile heimgesucht, und befahl, ihr ein Maulthier bereit zu halten.

Auf ein Signal von Aissa, welche frei in ihrem Hause waltete, denn Mothril hatte den König begleitet, ging Maria hinab und bestieg ihr Maulthier, nachdem sie sich in einen großen Mantel gehüllt hatte, wie ihn die Duenen trugen.

In diesem Anzug suchte sie selbst Aissa durch den geheimen Gang aus und fand, wie sie es erwartete, Hafiz, der, seit einer Stunde im Sattel, mit seinen scharfen Augen die Finsterniß durchforschte.

Dona Maria zeigte den Wachen ihre Auslaßkarte und nannte das Losungswort. Die Thore wurden geöffnet. Eine Viertelstunde nachher eilten die Maulthiere durch die Ebene.

Hafiz ritt voran. Dona Maria bemerkte, daß er eine schiefe Richtung nach links nahm, statt dem geraden Weg zu folgen.

»Ich kann nicht mit ihm sprechen, denn er würde meine Stimme erkennen,« sagte sie leise zu ihrer Gefährtin; »doch Du, die er nicht erkennen wird, frage ihn, warum er so von der Straße abgehe.«

Aissa fragte in arabischer Sprache und Hafiz antwortete ganz erstaunt:

»Der Weg links ist kürzer, Senora.«

»Gut,« rief Aissa, »doch verirre nicht.«

»Oh! nein,« erwiderte der Saracene, »ich weiß, wohin ich gehe.«

»Seid unbesorgt, er ist treu,« sprach Maria; »überdies bin ich bei Euch, und ich begleite Euch in keiner anderen Absicht, als um Euch frei zu machen, falls Euch eine Truppe in der Umgegend aufhalten würde. Am Morgen habt Ihr fünfzehn Meilen zurückgelegt, und dann sind keine Soldaten mehr zu befürchten. Mothril wacht, doch nur in einem durch seine Sorglosigkeit und durch die Trägheit seines Herrn beschränkten Umkreis. Dann verlasse ich Euch, und Ihr folgt Eurer Straße; und ich durchziehe die Gegend, und klopfe an die Pforten des Palastes, den Don Pedro bewohnt. Ich kenne den König, er beweint meine Abwesenheit und wird mich mit offenen

Armen empfangen.«

»Dieses Schloß ist also unsern von hier?« fragte Aissa.

«Es ist sieben Meilen von der Stadt, die wir verlassen, doch weit links, und liegt auf einem Berg, den wir dort am Horizont sehen würden, wenn der Mond aufginge.»

Plötzlich trat der Mond, als gehorchte er der Stimme von Dona Maria, aus einer schwarzen Wolke hervor, deren Ränder er versilberte. Sogleich strömte ein sanftes, reines Licht auf die Felder und Waldungen herab, so daß die Reisenden sich, schnell von Klarheit umgeben sahen.

Hafiz wandte sich gegen seine Gefährten um, er schaute umher, der Weg hatte einer großen Heide Platz gemacht, welche von einem hohen Berge begrenzt war, auf dem sich ein bläuliches, rundes Schloß erhob.

»Das Schloß!« rief Dona Maria, »wir haben uns verirrt!«

Hafiz bebte, er glaubte diese Stimme zu erkennen.

»Du hast Dich verirrt?« sagte Aissa zu dem Mauren, »antworte.«

»Ach! sollte es wahr sein?« versetzte Hafiz voll Naivetät.

Er hatte nicht vollendet, als aus der Tiefe einer von grünen Eichen und Olivenbäumen begrenzten Schlucht vier Reiter auf glühenden Rossen mit entflammten Nüstern und flatternder Mähne hervorsprengten.

»Was soll das bedeuten?« murmelte mit dumpfem Tone Dona Maria.«Sind wir entdeckt?«

Und sie hüllte sich in die Falten ihres Mantels, ohne ein Wort beizufügen.

Hafiz stieß schrille Schreie aus, als ob er Angst hätte; doch einer von den Reitern drückte ihm ein Sacktuch auf die Lippen und zog sein Maulthier fort.

Zwei andere von den Räubern stachelten die Maulthiere der zwei Frauen, so daß diese Thiere in einem wüthenden Galopp in der Richtung des Schlosses hinjagten.

Aissa wollte schreien, sich vertheidigen.

»Schweige!« sagte Dona Maria zu ihr; »mit mir hast Du nichts bei Don Pedro zu befürchten, mit Dir befürchte ich nichts von Mothril. Schweige!«

Die vier Reiter lenkten ihren Fang nach dem Schloß, als ob sie eine Herde nach dem Stall zurücktrieben.

»Es scheint, man erwartete uns,« dachte Dona Maria. »Die Thore sind offen, ohne daß das Horn ertönte.«

Die vier Pferde und die drei Maulthiere zogen mit großem Geräusch in den Hof des Palastes ein.

Ein Fenster war beleuchtet, und ein Mann stand an diesem Fenster.

Er stieß einen Freudenschrei aus, als er die Maulthiere kommen sah.

»Es ist Don Pedro, und er wartete!« murmelte Dona Maria, welche die Stimme des Königs erkannte; »was soll dies Alles bedeuten?«

Die Reiter befahlen den Frauen, abzusteigen, und führten sie in den Saal des Schlosses.

Dona Maria unterstützte die zitternde Aissa.

Don Pedro trat in den Saal, gestützt auf Mothril, dessen Augen vor Freuden funkelten.

»Theure Aissa!« sagte er, indem er auf das Mädchen zustürzte, das vor Entrüstung bebte und, das Auge entstammt, die Lippen zitternd, von seiner Gefährtin Rechenschaft über einen Venrath zu verlangen schien. »Theure Aissa, vergebt mir,« wiederholte der König, »daß ich Euch und

diese gute Frau erschreckt habe; erlaubt, daß ich Euch willkommen heiße.«

»Und mich,« rief Dona Maria, die Capuze ihres Mantels zurückschlagend, »mich grüßt Ihr nicht, Herr?«

Don Pedro stieß einen Schrei aus und wich vor Schrecken zurück.

Mothril fühlte sich, bleich und zitternd unter dem niederschmetternden Blick seiner Feindin, einer Ohnmacht nahe.

»Auf! laßt uns ein Gemach geben, Wirth,« fuhr Dona Maria fort, »denn Ihr seid unser Wirth, Don Pedro.«

Wankend, gelähmt, neigte Don Pedro das Haupt und kehrte in die Gallerte zurück.

Mothril entfloh . . . Doch schon war bei ihm die Wuth an die Stelle der Furcht getreten.

Die zwei Frauen schmiegten sich an einander an und warteten stillschweigend. Einen Augenblick nachher hörten sie die Thüre sich schließen.

Der Oberhaushofmeister erschien, verbeugte sich bis auf den Boden und bat Dona Maria, in ihr Gemach hinaufgehen zu wollen.

»Verlaßt mich nicht!« rief Aissa.

»Fürchte Dich nicht, Kind! Ich habe mich gezeigt, und mein Blick genügte, um diese wilden Thiere zu zähmen . . . Vorwärts, folge mir . . .ich wache über Dir, sage ich.«

»Und Ihr! Oh! fürchtet auch für Euch!«

»Für mich!« entgegnete Maria Padilla mit einem stolzen Lächeln, »wer würde es wagen? . . . Es ist in diesem Schloß nicht an mir, Angst zu haben.«

---

## Sechshundfünfzigtes Kapitel.

### *Der Patio des Sommerpalastes.*

Die Wohnung, in welche man Maria führte, war dieser wohlbekannt. Sie hatte sie in der Zeit ihrer Herrschaft, ihrer Wohlfahrt inne. Da wußte der ganze Hof den Weg nach ihren Gallerien, mit den Pfeilern von gemaltem und vergoldetem Holz, deren Mittelpunkt ein *Patio* oder Orangengarten mit einem marmornen Bassin bildete. Man sah da nur Pagen bei den reichen Thürvorhängen von Brocat, und Diener, eifrig bemüht, ihre Pflicht unter den kostbar beleuchteten Gallerien, zu erfüllen.

In dem Patio, unter den dichten Zweigen der blühenden Bäume, verbargen sich die so süßen, so sanft traurigen maurischen Melodien, welche wie Wohlgerüche, eingeathmet vom Himmel, erscheinen, wenn sie von den Lippen des Sängers oder von den Fingern des Spielers aufsteigen.

Heute war Alles nur Stillschweigen. Von dem übrigen Palaste getrennt, erschien diese Gallerie düster und leer. Die Bäume hatten immer noch ihr Blätterwerk, doch es war finster; dem Marmor entströmte die weißliche Woge, aber mit einem Geräusch dem Tosen des aufgebrachtten Meeres ähnlich.

An dem Ende von einer der längsten Seiten dieses Parallelograms gelangte man durch eine kleine gewölbte Thüre aus der Gallerie von Dona Maria in die vom König bewohnte Gallerie.

Dieser Gang war lang und schmal wie ein steinerner Kanal. Einst mußte er nach dem Willen von Don Pedro mit kostbaren Stoffen ausgeschlagen sein, und die Platten waren beständig mit Blumen bestreut. Doch in dem so langen Zwischenraum der zwei Aufenthalte waren die Tapeten verwittert und zerrissen, und die verdorrten Blumen krachten unter den Füßen.

Alles, was die Liebe unterstützt hat, verwelkt, wenn die Liebe todt ist. Es ist so mit jenen leidenschaftlichen Schlingpflanzen, welche blühen und sich üppig um den Baum ranken, den sie lieben, aber vertrocknen und leblos herabfallen, wenn sie nicht mehr den Saft und das Leben ihres Verbündeten einzusaugen haben.

Kaum hatte Dona Maria von ihrer Wohnung Besitz ergriffen, als sie nach ihrer Dienerschaft verlangte.

«Senora,» erwiderte der Oberhaushofmeister, »der König ist nicht hierher gekommen, um einen Aufenthalt zu machen, sondern nur um eine Jagd zu halten. Er hat keine Dienerschaft mitgebracht.«

»Gut. Die Gastfreundschaft des Königs gestattet jedoch nicht, daß seine Gäste hier des Nothwendigen entbehren.«

»Senora, ich bin zu Euren Befehlen, und Alles, was Eure Herrlichkeit verlangen wird. . .«

»Gebt uns Erfrischungen und ein Pergament zum Schreiben.«

Der Oberhaushofmeister verbeugte sich und trat ab.

Es war Nacht geworden, die Sterne glänzten am Himmelszelt. Im entferntesten Hintergrund des Patio stieß eine Eule ihr klägliches Geschrei aus, das die unter den Fenstern von Dona Maria hockende Nachtigall schweigen machte.

In dieser Dunkelheit, unter dem Einfluß der düsteren Ereignisse, hielt sich Aissa, erschrocken

über die stille Wuth ihrer Gefährten, zitternd in der Tiefe des Gemachs. Sie sah wie einen bleichen Schatten Dona Maria, die Hand am Kinn, das Auge im Raum verloren, aber von Entwürfen funkelnd, hin und hergehen. Sie wagte es nicht, zu sprechen, aus Furcht, diesen Zorn zu stören und diesen Schmerz abzulenken.

Plötzlich erschien der Oberhaushofmeister wieder, brachte Wachskerzen und stellte sie auf einen Tisch.

Ein Sklave folgte ihm, beladen mit einem Bassin von Vermeil, worauf zwei Schalen von ciselirtem Silber, welche eingemachte Früchte und eine weite Flasche mit Xeres-Wein begleiteten.

»Senora,« sagte der Oberhaushofmeister, »Eure Herrlichkeit ist bedient.«

»Ich sehe die Tinte und das Pergament nicht, wie ich es verlangt habe,« sprach Dona Maria.

»Senora, man hat lange gesucht,« erwiderte der Oberhaushofmeister verlegen, »aber der Kanzler des Königs ist nicht hier, und die Pergamente sind in der königlichen Kiste.«

Dona Maria faltete die Stirne.

»Ich begreife,« sagte sie, »gut, laßt uns allein.«

Der Oberhaushofmeister entfernte sich.

»Der Durst verzehrt mich,« sprach nun Dona Maria; »liebes Kind, wollt mir zu trinken einschenken.«

Aissa beeilte sich, Wein in eine von den Schalen zu gießen, und bot sie ihrer Gefährtin, welche gierig trank.

»Hat er kein Wasser gegeben?« fügte sie bei; »dieser Wein verdoppelt meinen Durst, statt ihn zu löschen.«

Aissa suchte umher und erblickte einen irdenen Krug mit gemalten Blumen, wie man sie im Orient hat, um das Wasser selbst in der Sonne frisch zu erhalten.

Sie schöpfte daraus eine Schale reinen Wassers, in die Dona Maria den Rest des Weines aus der andern Schale goß.

Doch schon beschäftigte sich ihr Geist nicht mehr mit den Bedürfnissen des Leibes; anderswo ganz in Anspruch genommen, waren ihre Gedanken wieder in die düsteren Räume zurückgekehrt.

»Was thue ich hier sagte sie zu sich selbst; »warum Zeit verlieren?. . . Entweder muß ich den Verräther seines Verraths überweisen, oder ich muß es versuchen, ihn noch einmal zurückzuführen.«

Sie wandte sich ungestüm gegen Aissa, welche jeder ihrer Bewegungen folgte, und sagte:

»Höre, Mädchen, Du, die Du einen so reinen Blick hast, daß man Deine Seele durch Deine Augensterne zu sehen glaubt, antworte einer Frau, der unglücklichsten der Frauen: bist Du hoffartig? Solltest Du zuweilen diesen Glanz meines Glückes beneiden? Solltest Du zum Rathgeber in den finsternen Stunden der Nacht einen schlimmen Engel haben, der Dich von der Liebe abspänstig macht, um Dich zum Ehrgeiz anzutreiben? Oh! antworte mir! Oh! erinnere Dich, daß mein ganzes Schicksal in dem Wort liegt, das Du aussprechen wirst; antworte mir, wie Du Gott antworten würdest. Wußtest Du etwas von diesem Entführungsplan? Hattest Du eine Ahnung davon? Hofftest Du darauf?«

»Edle Frau,« erwiderte Aissa mit einer zugleich traurigen und sanften Miene, »Ihr, meine gute Beschützerin, Ihr, die Ihr mich meinem Geliebten mit so glühendem Eifer habt entgegenfliegen

sehen, Ihr fragt mich, ob ich zu einem Andern zu kommen gehofft habe!«

»Du hast Recht,« sprach Dona Maria ungeduldig, »doch Deine Antwort, welche vielleicht Deine ganz, Seelenreinheit in sich schließt, erscheint mir immer noch als eine Ausflucht; siehst Du, das ist so, weil meine Seele nicht rein ist, wie die Deinige, und weil alle Leidenschaften der Erde sie durchwühlen und vernebeln: ich wiederhole also meine Frage: bist Du ehrgeizig? und würdest Du Dich je für den Verlust Deiner Liebe durch die Hoffnung auf ein großes Glück, auf einen Thron vielleicht, trösten?«

»Edle Frau,« antwortete Aissa bebend, »ich besitze keine Beredtsamkeit und weiß nicht, ob es mir gelingen wird, Euren Schmerz zu überreden; doch beim lebendigen Gott, sei es bei dem meinigen, sei es bei dem Eurigen, schwöre ich Euch, daß ich, falls Don Pedro mich in seiner Gewalt halten würde und mir seine Liebe aufdringen wollte, daß ich, sage ich, einen Dolch haben werde, um mir das Herz zu durchbohren, oder einen Ring, wie der Eurige, um ein tödtliches Gift einzuathmen.«

»Einen Ring, wie der meinige!« rief Dona Maria, indem sie rasch zurückwich und ihre Hand unter der Mantille verbarg, »Du weißt . . .«

»Ich weiß, weil es Jedermann in diesem Palast leise gesagt hat, daß Ihr, Don Pedro ergeben und befürchtend, Ihr könntet nach dem Verlust einiger Schlachten in die Hände der Feinde fallen, in diesem Ring ein scharfes Gift bei Euch zu tragen pfelegt, um Euch im Falle der Noth frei zu machen . . . Das ist übrigens auch die Gewohnheit der Leute meines Landes, und ich werde für meinen Agenor weder minder muthig, noch minder treu sein, als Ihr für Don Pedro. Ich werde sterben, wenn ich sehe, daß er sein Gut verlieren soll.«

Dona Maria drückte Aissa die Hände, küßte sie sogar mit wilder Zärtlichkeit auf die Stirne und sprach,:

»Du bist ein edles Kind, und Deine Worte würden, mir meine Pflicht vorschreiben, wenn ich nicht etwas Heiligeres in dieser Welt zu beschützen hätte, als meine Liebe . . . Ja, ich würde sterben, nachdem ich meine Zukunft und meinen Ruhm verloren; doch wer wird über diesem Undankbaren, über diesem Treulosen wachen, den ich noch liebe? Wer wird ihn von einem schmähhlichen Tod, von einem noch viel schmähhlicheren Untergang retten? Er hat keinen Freund, wohl aber Tausende von erbitterten Feinden. Du liebst ihn nicht, Du wirst keiner Versuchung nachgeben, das ist Alles, was ich wünsche, weil das Gegentheil das Einzige war, was ich befürchtete. Nun bin ich ruhig, nun ist die Linie, die ich verfolgen will, vorgezeichnet. Ehe das Frühroth morgen angebrochen, wird in Spanien eine Veränderung vorgehen, von der das Weltall sprechen soll.«

»Edle Frau,« sagte Aissa, »hütet Euch vor den Aufwallungen Eures so muthigen Geistes . . . Bedenkt, daß ich allein auf der Welt bin und keine Hoffnung und kein Glück habe, als in Euch und durch Euch.«

»Ich bedenke dies Alles, das Unglück läutert meine Seele: ich habe keine Selbstsucht mehr, da ich keine gewöhnliche Liebe mehr habe. Höre, Aissa, mein Entschluß ist gefaßt: ich will mich zu Don Pedro begeben: suche in dem mit Gold eingelegten Kistchen, das sich im nächsten Zimmer finden muß, und Du wirst einen Schlüssel finden. Dieser Schlüssel ist der einer geheimen Thüre, welche nach den Gemächern von Don Pedro geht.«

Aissa eilte hinaus und brachte in der That den Schlüssel zurück, dessen sich Dona Maria bemächtigte.

»Werde ich allein an diesem traurigen Orte bleiben, edle Frau?« fragte das Mädchen.

»Ich weiß für Dich einen unverletzlichen Aufenthaltsort. Hier könnte man vielleicht bis zu Dir dringen. Doch komm, am Ende des Zimmers, dessen Schlüssel Du geholt, ist ein anderes zwischen Mauern liegendes Zimmer ohne Ausgang. Ich schließe Dich dort ein, und Du hast nichts zu befürchten.«

»Allein! . . . allein, oh! nein, ich hätte Angst.«

»Kind, Du kannst mich doch nicht begleiten! vom König befürchtest Du etwas, und zu ihm will ich mich begeben.«

»Ja, das ist wahr, edle Frau . . . Wohl, ich fügt mich und warte, nicht in jenem schwarzen, entlegenen Zimmer, oh! nein, hier auf den Polstern, wo Ihr ruht, hier, wo Alles an Eure Gegenwart und an Euren Schutz erinnern wird.«

»Du mußt wohl ausruhen.«

»Ich bedarf dessen nicht, edle Frau.«

»Wie Du willst, Aissa; bringe die Zeit meiner Abwesenheit damit hin, daß Du Gott bittest, er möge mich triumphiren lassen, denn morgen bei Tagesanbruch wirst Du ohne Furcht den Weg einschlagen, der nach Rianzares führt; morgen, wenn Du mich verlässest, kannst Du sagen: »Ich gehe zu meinem Gatten, und keine Macht der Erde wird stark genug sein, um mich von ihm zu entfernen.«

»Ich danke, edle Frau, ich danke,« rief das Mädchen, die Hände seiner hochherzigen Freundin mit Thränen überfluthend. »Oh! ja, ich werde beten, oh! ja, Gott wird mich erhören.«

In dem Augenblick, wo die zwei jungen Frauen dieses zärtliche Lebewohl austauschten, hätte man können aus der Tiefe des Patio allmählig unter den Zweigen der Orangenbäume einen neugierigen Kopf empor tauchen sehen, der seinen Platz auf dem Niveau der Gallerie im dichtesten Schatten nahm.

Dieser so mit den Zweigen und dem Blätterwerk vermischte Kopf blieb unbeweglich.

Dona Maria verließ das Mädchen und ging mit leichten Schritten nach der Geheimthüre.

Ohne sich zu bewegen, richtete der Kopf seine weißen Augen nach Dona Maria, sah sie in den geheimnißvollen Gang dringen und horchte.

Man vernahm wirklich am andern Ende dieses Ganges das Geräusch einer auf ihren verrosteten Angeln ächzenden Thüre, und sogleich verschwand der Kopf aus der Mitte des Baumes, wie der einer Schlange, welche hastig hinabgleiten würde, Es war der Saracene Hafiz, der so an dem glatten Stamm eines Citronenbaums hinabschlüpfte.

Er fand unten ein anderes düsteres Gesicht, das seiner harrete.

»Wie! Hafiz, Du steigst schon wieder herab?« fragte der Andere.

»Ja, Herr, denn ich habe im Zimmer nichts mehr zu sehen. Dona Maria ist so eben hinausgegangen.«

«Wohin geht sie?«

»Nach dem Ende der Gallerie rechts, und dort ist sie verschwunden.«

»Verschwunden!. . . oh! bei dem heiligen Namen des Propheten, sie hat die Geheimthüre benützt und wird den König sprechen. Wir sind verloren!«

»Ihr wißt, daß ich zu Euren Befehlen stehe, Herr Mothril,« sprach Hafiz erbleichend.

»Gut. Folge mir nach den königlichen Gemächern; Alles schläft zu dieser Stunde. Es finden

sich weder Wachen, noch Höflinge. Du steigst durch den Patio des Königs bis zu seinem Fenster hinauf, wie Du es so eben gethan, und horchst dort, wie Du hier gehorcht hast.«

»Es gibt ein einfacheres Mittel, Herr Mothril, und Ihr könnt selbst horchen.«

»Welches? . . . Beeile Dich, großer Gott!«

»Folgt mir. . . Ich klettere an einer Säule des Patio hinauf, komme bis an ein Fenster, steige hinein, und schleiche bis zu einer Hinterthüre, die ich Euch öffne. Ihr könnt auf diese Art mit Bequemlichkeit Alles hören, was Don Pedro und Maria Padilla sich sagen werden, oder sich in diesem Augenblick sagen.«

»Du hast Recht, Hafiz, und der Prophet gibt Dir das ein; ich werde Deinen Vorschlag befolgen. . . Zeige mir den Weg.«

---

## Siebenundfünfzigstes Kapitel.

### *Erklärung.*

Dona Maria täuschte sich nicht über die große Gefahr, in der sie schwebte.

Müde eines Besitzes von mehreren Jahren, übersättigt durch die günstigen Erfolge und verdorben durch das Mißgeschick, das verirrte gute Naturen läutert, bedurfte Don Pedro der Aufstachelungsmittel für das Böse, und keineswegs der Rathschläge für das Gute.

Es handelte sich darum, die Neigungen dieser Seele zu umwandeln und nichts wäre mit Liebe unmöglich gewesen, aber es war zu befürchten, daß Don Pedro keine Liebe mehr für Dona Maria hatte.

Sie ging also blindlings auf dem Weg, der für Mothril, ihren Feind, so gut beleuchtet war.

Es unterliegt keinem Zweifel; wäre sie Mothril begegnet und hätte sie einen Dolch bei sich gehabt, sie würde ihn ohne Barmherzigkeit niedergestoßen haben, denn sie fühlte, daß dieser verfluchte Einfluß seit einem Jahr auf ihrem Leben lastete und sie zu beherrschen anfang.

Maria dachte dies Alles, als sie die geheime Thüre öffnete und in die Wohnung des Königs trat.

Erschrocken, unentschieden, irrte Don Pedro wie ein Schatten in seiner Gallerie umher.

Dieses Stillschweigen von Dona Maria, dieser ruhige Zorn flößten ihm die lebhaftesten Befürchtungen und den gefährlichsten Grimm ein.

»Man trotzt mir sogar an meinem eigenen Hof,« sagte er, »man zeigt mir, daß ich nicht der Herr bin, und ich bin es wirklich nicht, da die Ankunft eines Weibes alle meine Pläne umstürzt und die Hoffnung auf alle meine Vergnügungen zerstört. Das ist ein Joch, das ich brechen muß. . Bin ich nicht stark genug, um allein zu handeln, so wird man mir helfen.«

Er sprach diese Worte, als Maria, welche wie eine Fee über die glatten Porzellanplatten hingeschlüpft war, ihn beim Arm faßte und zu ihm sagte:

»Wer wird Euch helfen, Señor?«

»Dona Maria!« rief der König, als hätte er ein Gespenst gesehen.

»Ja, Dona Maria! welche Euch fragt, Euch, den König, in welcher Hinsicht der Rath, das Joch, wenn Ihr wollt, einer edlen Spanierin, einer Frau, die Euch liebt, entehrender und drückender sei, als das Joch, das Don Pedro von Mothril, einem christlichen König von einem Mauren auferlegt wird?«

Don Pedro ballte voll Wuth die Fäuste.

»Keine Ungeduld,« sagte Dona Maria, »es ist hierzu weder die Stunde, noch der Ort.

Ihr seid hier zu Hause, und ich, Eure Unterthanin, komme nicht, das begreift Ihr wohl, um Euch einen Willen vorzuschreiben. Als Gebieter, wie Ihr seid, Señor, nehmt Euch also nicht die Mühe, in Zorn zu gerathen. Der Löwe streitet nicht gegen die Ameise.«

Don Pedro war nicht an diese demüthigen Versicherungen seiner Geliebten gewöhnt.

Er blieb erstaunt stehen und fragte:

»Was wollt Ihr denn?«

»Wenig, Senor; Ihr liebt, wie es scheint, eine andere Frau, das ist Euer Recht; ich werde nicht untersuchen, ob Ihr gut oder schlecht verfährt, es ist Euer Recht. Ich bin nicht Eure Gemahlin, und wäre ich es, so würde ich mich erinnern, welchen Kummer, welchen Qualen Ihr mir zu Liebe denjenigen bereitet habt, die Eure Gemahlinnen waren.«

»Werst Ihr mir das vor?« rief mit stolzem Tone Don Pedro, der eine Gelegenheit, sich zu erzürnen, suchte.

Dona Maria hielt seinen Blick mit Festigkeit aus und erwiderte:

»Ich bin nicht Gott, um den Königen Verbrechen vorzuwerfen? Ich bin eine Frau, heute lebendig, morgen todt; ein Atom, ein Hauch, das Nichts; doch, ich habe eine Stimme und benütze sie, um Euch das zu sagen, was Ihr nur von mir hören werdet. Ihr liebt, König Don Pedro, und so oft Euch dies begegnete, ist eine Wolke vor Euren Augen vorübergezogen und hat das ganze Weltall vor Euch verborgen. . . Doch Ihr wendet Euren Kopf ab. . . Auf was horcht Ihr? Was beschäftigt Euch?. . .«

»Ich glaubte im nächsten Zimmer gehen zu hören,« sagte Don Pedro. . .«

Nein, das ist unmöglich.«

»Warum unmöglich?. . . Alles ist möglich hier. . . Ich bitte, schaut nach, Sire. . . Sollte man uns behorchen?«

»Nein, es ist keine Thüre an diesem Zimmer, und ich habe keinen Diener in meiner Nähe. Der Abendwind wird einen Vorhang aufgehoben, oder einen Fensterflügel schlagen gemacht haben.«

»Ich wollte Euch sagen,« fuhr Dona Maria fort, »da Ihr mich nicht mehr liebet, so habe ich den Entschluß gefaßt, mich zurückzuziehen.«

Don Pedro machte eine Bewegung.

»Ihr freut Euch hierüber, und das ist mir lieb, ich thue es deshalb,« sprach Dona Maria mit kaltem Tone. »Ich werde mich also zurückziehen, und Ihr sollt nie mehr von mir sprechen hören. Von diesem Augenblick an, Senor, habt Ihr nicht mehr als Geliebte Dona Maria Padilla; es ist eine demüthige Dienerin, die Euch die Wahrheit über Eure Lage hören lassen wird. Ihr habt eine Schlacht gewonnen, doch man wird Euch sagen. Andere haben sie für Euch gewonnen; Euer Verbündeter ist in diesem Fall Euer Herr und wird es Euch früher oder später beweisen. Schon verlangt sogar der Prinz von Wales beträchtliche Summen, die man ihm schuldig ist. . . Dieses Geld habt Ihr nicht: seine zwölftausend Lanzen, welche für Euch gefochten haben, werden sich gegen Euch wenden. Mittlerweile hat der Prinz, Euer Bruder, Unterstützung in Frankreich gefunden, und von Allen geliebt, die einen französischen Namen führen, wird der Connetable, nach einer Wiedervergeltung dürstend, zurückkehren. Das sind zwei Heere, die Ihr zu bekämpfen haben werdet. Was werdet Ihr ihnen entgegensetzen? Ein Heer von Saracenen? O christlicher König! Ihr habt ein einziges Mittel, in das Bündniß der Kirchenfürsten zurückzukehren, und Ihr beraubt Euch dieses Mittels! Ihr zieht auf Euch, außer den weltlichen Waffen, den Zorn des Papstes und den Kirchenbann! Bedenkt wohl, die Spanier sind religiös, sie werden Euch verlassen; die Nähe der Mauren erschreckt sie schon und erfüllt sie mit Ekel. Das ist noch nicht Alles. . . Der Mensch, der Euch zu Eurem Verderben antreibt, findet es nicht vollständig im Elend und in der Erniedrigung, das heißt, in der Verbannung und im Verlust des Thrones; er will Euch eine schändliche Verbindung auferlegen, er will aus Euch einen Abtrünnigen machen. Gott hört mich: ich hasse nicht, ich liebe Aissa; ich beschütze sie, ich vertheidige sie wie eine Schwester, denn ich kenne ihr Herz und ich kenne ihr Leben. Aissa,

wäre sie die Tochter eines Saracenenkönigs, was sie nicht ist, Senor, ich werde es beweisen, hat nicht mehr Werth, um Eure Frau zu sein, als ich, die Tochter der alten Ritter Castiliens, die edle Erbin von zwanzig Ahnen, die christlichen Königen gleichkommen. Habe ich jedoch je von Euch verlangt, Ihr sollet unsere Liebe durch eine Heirath heiligen? Gewiß konnte ich es. Sicherlich, liebtet Ihr mich, Don Pedro!«

Don Pedro seufzte.

»Das ist noch nicht Alles. Mothril erwähnt gegen Euch der Liebe von Aissa, was sage ich? er verspricht sie Euch vielleicht.«

Don Pedro schaute sie unruhig und lebhaft ergriffen an, als wollte er die Worte von Maria auffassen, ehe sie ertönt hätten.

»Er verspricht Euch, daß sie Euch lieben werde, nicht wahr?«

»Wenn dem so wäre!«

»Das könnte sein, Sire, denn Ihr verdient mehr als Liebe; es gibt gewisse Personen in Eurem Königreich, und diese Personen stehen, glaube ich, auf einer Höhe mit Aissa, welche für Euch mehr als Anbetung hegen.«

Die Stirne von Don Pedro klärte sich auf, Dona Maria ließ geschickt jede empfindliche Saite seiner Seele vibriren.

»Aber,« fuhr die junge Frau fort, »Dona Aissa wird Euch nicht lieben, weil sie einen Andern liebt.«

»Das ist wahr?« rief Don Pedro voll Wuth; »das ist keine Verleumdung?«

»So wenig eine Verleumdung, hoher Herr, daß, wenn Ihr sie sogleich fragt, daß, wenn Ihr sie fragt, ehe ich mich mit Ihr, habe besprechen können, Aissa Euch Wort für Wort sagen wird, was ich Euch sage.«

»Sprecht, sprecht: Ihr leistet mir hierdurch einen wahren Dienst. Aissa liebt Einen? Wen liebt sie?«

»Einen französischen Ritter Namens Agenor von Mauléon.«

»Den Botschafter, den man zu mir nach Soria schickte? Und Mothril weiß es?«

»Er weiß es.«

»Ihr könnt das behaupten?«

»Ich schwöre es.«

»Und ihr Herz ist dergestalt gefesselt, daß mir ihre Liebe versprechen von Mothril eine schamlose Lüge, ein hassenswerther Verrath war?«

»Eine schamlose Lüge, ein hassenswerther Verrath.«

»Ihr werdet es beweisen, Senora?«

»Sobald Ihr befiehlt, hoher Herr.«

»Wiederholt es mir, daß ich mich überzeuge.«

Dona Maria beherrschte den König mit ihrer ganzen Höhe. Sie hielt ihn durch den Stolz und durch die Eifersucht gefangen.

»»Bei dem lebendigen Gott,«« sagte so eben Aissa, und ihre Worte ertönen noch in meinem Ohr, »»beim lebendigen Gott schwöre ich Euch, daß ich, falls Don Pedro mich in seiner Gewalt halten würde und mir seine Liebe aufdringen wollte, einen Dolch haben werde, um mir das Herz zu durchbohren, oder einen Ring, wie der Eurige, um ein tödtliches Gift einzuathmen.«« Und sie

deutete auf den Ring, den ich am Finger trage, Senor.«

»Dieser Ring? . . .« rief Don Pedro erschrocken.

»Was hat denn dieser Ring?«

»Er enthält in der That ein scharfes Gift, Senor. Ich trage ihn seit zwei Jahren, um mir die Freiheit des Leibes und der Seele an dem Tage zu sichern, wo mich einer der Wechselfälle Eures Schicksals, dem ich so getreu gefolgt bin, in die Hände Eurer Feinde brächte.«

Don Pedro fühlte etwas wie einen Gewissensbiß beim Anblick dieses einfachen und rührenden Heldenmuths.

»Ihr seid ein edles Herz, Maria,« sprach er, »ich habe nie eine Frau geliebt, wie ich Euch geliebt habe. . . doch die schlimmen Wechselfälle sind fern . . . Ihr könnt leben!«

»Wie er mich geliebt hat!« dachte Maria erbleichend, doch ohne sich zu verrathen. »Er sagt nicht, wie er mich liebt.«

»Und das ist der Gedanke von Aissa?« fuhr Don Pedro nach einem Stillschweigen fort.

»Ganz und gar, Senor.«

»Es ist Vergötterung des französischen Ritters.«

»Es ist eine Liebe, welche der gleichkommt, die ich für Euch gehabt habe,« antwortete Dona Maria.

»Die Ihr gehabt habt?« sagte Don Pedro, schwächer als seine Geliebte, denn er zeigte seine Wunde beim ersten Schmerz.

»Ja, hoher Herr.«

Don Pedro faltete die Stirne.».

Kann ich Aissa befragen? . . .«

»Wann es Euch beliebt.«

»Wird sie vor Mothril sprechen?«

»Vor Mothril, ja, hoher Herr.«

»Sie wird alle Umstände ihrer Liebe bekennen?«

»Sie wird sogar das gestehen, was einer Frau zur Schmach gereicht.«

»Maria!« rief Don Pedro mit einem furchtbaren Ausbruch:

»Maria, was habt Ihr gesagt?«

»Stets die Wahrheit.«

»Aissa entehrt! . . .«

»Aissa, die man auf Euern Thron setzen und in Euer Bett bringen will, ist dem edlen Herrn von Mauléon durch Bande angetraut, welche nur Gott allein zerreißen kann, denn es sind die Bande einer vollendeten Heirath.«

»Maria! Maria!« sprach der König, trunken vor Wuth.

»Ich war Euch dieses Geständniß schuldig . . . ich, die sie gebeten, den Franzosen in das Zimmer zu führen, wo sie Mothril eingeschlossen hielt, ich, die ich ihre Liebe beschützte, sollte sie auf dem Boden Frankreichs wiedervereinigen.«

»Mothril! Mothril! alle Strafen wären zu schwach, alle Qualen wären zu gelinde, um Dich dieses schändliche Unterfangen sühnen zu lassen! Bringt mir Aissa, ich bitte Euch.«

»Hoher Herr, ich gehe . . . doch bedenkt wohl: ich habe das Geheimniß dieses Mädchens

verrathen, um dem Interesse, der Ehre meines Königs zu dienen . . . Wäre es nicht besser, wenn Ihr Euch in mein Wort halten würdet? Könnt Ihr mir nicht glauben, ohne diesen Beweis, der dem armen Kind die Ehre raubt?«

»Ah! Ihr zögert, Ihr täuscht mich!«

»Hoher Herr, ich zögere nicht, ich suche Eurer Majestät wieder ein wenig Vertrauen zu verleihen! diesen Beweis werden wir auch in einigen Tagen bekommen, ohne Aufsehen, ohne ein Aergerniß, welches das Mädchen zu Grunde richten wird.«

»Diesen Beweis will ich auf der Stelle haben, und ich fordere Euch auf, ihn mir zu liefern, oder ich werde Euch keinen Glauben schenken.«

»Herr, ich gehorche.«

»Ich Erwarte Euch mit Ungeduld.«

»Hoher Herr, man gehorcht Euch.«

»Wenn Ihr die Wahrheit gesprochen habt, Dona Maria, soll morgen in ganz Spanien nicht ein Maure mehr sein, der nicht geächtet oder flüchtig wäre.«

»Morgen also, hoher Herr, werdet Ihr ein großer König sein; und ich, eine arme Flüchtige, eine arme Verlassene, werde Gott für das größte Glück danken, das er mir auf dieser Welt bewilligt hat: für die Gewißheit Eurer Wohlfahrt.«

»Senora, Ihr erbleicht, Ihr wankt, soll ich Leute rufen?«

»Ruft nicht, Sire. . . Nein . . . Ich will in mein Gemach zurückkehren. . . Ich habe Wein bringen lassen und eine Erfrischung bereitet, die meiner auf meinem Tisch harret; ich brenne, und sobald einmal mein Durst gelöscht ist, wird es mir wieder ganz wohl sein; ich bitte, denkt also nicht mehr an mich. Doch ich schwöre Euch,« sagte plötzlich Dona Maria, nach dem anstoßenden Zimmer stürzend, »ich schwöre Euch, daß Jemand da war; ich täusche mich nicht, ich habe diesmal die Tritte eines Mannes gehört.«

Don Pedro nahm eine Kerze, Maria eine andere, und Beide eilten in dieses Zimmer; es war verlassen, nichts deutete an, daß Jemand darin gewesen.

Es zitterte nur noch ein Vorhang an der äußeren Thüre, von der Hafiz gesprochen.

»Niemand!« sprach Maria erstaunt, »ich habe es doch deutlich gehört.«

«Ich sagte Euch wohl, es wäre unmöglich. . . Oh! Mothril! Mothril! welche Rache werde ich für Deinen Verrath nehmen! Ihr kommt also zurück, edle Frau?«

»Ich benachrichtige nur Aissa und kehre auf dem geheimen Weg zurück.«

Nachdem sie so gesprochen, nahm Dona Maria Abschied vom König, der im Fieber seiner Ungeduld beinahe die Dankbarkeit für den geleisteten Dienst mit der Erinnerung an die vergangene Liebe vermengte.

Dona Maria war in der That eine schöne und leidenschaftliche Frau, eine Frau, die man nicht mehr vergessen konnte, wenn man sie gesehen hatte.

Stolz und kühn, flößte sie Achtung ein, entriß sie die Liebe. Mehr als einmal zitterte dieser despotische König, wenn er sie aufgebracht sah, und noch öfter bebte dieses übersättigte Herz in Erwartung ihrer Ankunft.

Als sie, nachdem sie sich so erklärt, abgegangen war, wollte Don Pedro ihr nachlaufen, um ihr zu sagen: »Was liegt mir an Aissa, was liegt mir an den kleinen Verräthereien, die man in der Finsterniß ansinnt? Ihr seid das, was ich liebe, Ihr seid die Frucht, nach der mein Durst glühend

verlangt.«

Doch Dona Maria hatte die äußere Thüre geschlossen, und der König hörte nichts mehr, als das Rauschen ihres Kleides an den Wänden hin und das Knistern der dürren Zweige, welche unter ihren Füßen brachen.

---

## Achtundfünfzigstes Kapitel.

### *Der Ring von Maria und der Dolch von Aissa.*

Der Fuß von Mothril hatte sehr leicht den Boden gestreift, als Maria eine Bewegung im Zimmer zu hören glaubte. Mothril hatte seine Sandalen abgelegt, um an der Tapete das zu behorchen, was gegen ihn gesprochen wurde.

Die Offenbarung des Geheimnisses von Aissa durchdrang ihn mit Furcht und Schrecken. Daß Dona Maria ihn haßte, daran zweifelte er nicht; daß sie ihn durch Anschwärzung seiner Politik, durch Entschleierung seines Ehrgeizes zu Grunde zu richten suchte, dessen war der Maure gewiß; aber was er nicht ertragen konnte, war der Gedanke, Don Pedro werde gegen Aissa gleichgültig werden.

Aissa, Mauléon angetraut, Aissa ihrer kostbaren Reinheit beraubt, würde für Don Pedro ein reizloser, werthloser Gegenstand, und Don Pedro nicht mehr durch die Liebe von Aissa halten hieß das Band verlieren, das den unbezähmten Renner hält.

Noch einige Augenblicke, und dieses Ganze so mühsam aufgebaute Gerüste stürzte ein. Sicher, beschützt zu sein, käme Aissa mit ihrer Gefährtin, um Don Pedro das ganze Geheimniß zu enthüllen. Dann würde Dona Maria wieder in alle ihre Rechte treten; Aissa würde die ihrigen verlieren, Mothril müßte schmachvoll fortgejagt, wie ein elender Betrüger mißhandelt, mit seinen Landsleuten den unseligen Weg der Verbannung einschlagen, angenommen, er würde nicht auf der Stelle durch diesen Orkan des königlichen Zorns in das Grab geschleudert. Dies entrollte sich vor den Augen des Mauren, während Maria mit Don Pedro sprach und ihre Worte, eines nach dem andern, wie Tropfen geschmolzenen Bleis auf die offene Wunde dieses Ehrgeizigen fielen.

Keuchend, bestürzt, bald kalt wie Marmor, bald heiß wie siedender Schwefel, fragte sich Mothril, die Hand an seinem getreuen Dolch, warum er nickt mit einem Stoß den Gebieter, der hörte, und die Frau, die ihm die Offenbarung machte, tötete, das heißt, warum er nicht sein Leben und seine Sache rette.

Wenn Don Pedro einen andern Schutzengel in seiner Nähe gehabt hätte, als Dona Maria, so würde ihm dieser Engel unfehlbar entdeckt haben, er laufe eine furchtbare Gefahr.

Plötzlich hellte sich die Stirne von Mothril auf, der Schweiß fiel minder stark, minder eisig. Zwei Worte von Maria hatten ihm zugleich den Weg der Rettung und den Gedanken eines Verbrechens geöffnet. Er ließ sie ruhig vollenden; sie konnte ihren ganzen Gedanken Don Pedro sagen, und erst bei den letzten Worten der Unterredung, als er nichts mehr zu erfahren halte, ging er aus seinem Versteck, und der Vorhang zitterte hinter ihm, wie es Don Pedro und Dona Maria bemerkten.

Sobald Mothril außen war, hielt er zwei Secunden lang an und sagte:

»Sie wird durch den geheimen Gang dreimal weniger Zeit brauchen, als ich brauche, um durch den Patio in ihr Zimmer zu gelangen.

»Hafiz,« sprach er, indem er dem jungen Tiger, der auf jeden seiner Befehle lauerte, auf die Schulter klopfte, »laufe in den Gang der Gallerie, halte Dona Maria auf, wenn sie erscheint, bitte

sie um Verzeihung, als ob Dich die Reue ergriffen hätte, klage mich an, wenn Du willst, gestehe, enthülle . . . thue Alles, was Dir einfällt, doch halte sie nur fünf Minuten zurück, ehe sie in die Gallerie tritt.«

»Gut, Herr,« sagte Hafiz.

Und er kletterte wie eine Eidechse an der hölzernen Säule des Patio hinauf und gelangte in den Gang, wo schon der Tritt von Dona Maria hörbar wurde.

Mothril machte während dieser den Gang durch den Garten, stieg die Treppe der Gallerie hinauf und drang bei Dona Maria ein.

Mit einer Hand hielt, er einen Dolch, mit der andern ein kleines goldenes Fläschchen, das er aus seinem weiten Gürtel genommen hatte.

Als er eintrat, lief das Wachs halb verzehrt in langen Streifen an der Kerze herab, Aissa schief mit geschlossenen Augen sanft auf den Polstern. Ihren halb geöffneten Lippen entströmte ein theurer Name mit dem Wohlgeruch ihres Athems.

»Sie zuerst,« sagte der Maure mit einem düsteren Blick, »ist sie todt, so wird sie nicht gestehen, was Dona Maria sie will sagen lassen . . . Oh! . . . mein Kind schlagen, mein Kind, das schläft,« murmelte er. . . »sie, der, wenn ich nicht zu voreilig Angst habe, der Allerhöchste vielleicht eine Krone vorbehält! Warten wir! . . . sie sterbe erst zuletzt, damit ich mir noch einen Augenblick der Hoffnung bewahre.«

Er ging sogleich auf den Tisch zu, nahm die noch mit dem von Maria selbst bereiteten Trank halb volle Schaale, und goß den ganzen Inhalt des goldenen Fläschchens darein.

»Maria,« sagte er leise mit einem furchtbaren Lächeln, »dieses Gift, das ich Dir eingieße, ist vielleicht nicht so viel werth, als das, welches Dein Ring verbirgt; doch wir armen Mauren sind Barbaren; entschuldige mich: wenn Dir mein Trank nicht gefällt, biete ich Dir meinen Dolch an.«

Er hatte kaum vollendet, als die flehende Stimme von Hafiz mit der belebteren Stimme von Dona Maria, welche im geheimen Gang aufgehalten wurde, zu ihm drang.

»Habt Mitleid,« sagte das Ungeheuer-Kind, »verzeiht meiner Jugend, ich wußte nicht, was mein Herr mich thun ließ.«

»Ich werde später sehen,« antwortete Dona Maria, »laß mich! Ich werde mich erkundigen und aus den Zeugnissen, die man mir über Dich gibt, die Wahrheit, die Du verbirgst, herausfinden.«

Mothril kauerte sich rasch hinter den Vorhang, der das Fenster verkleidete.

Von hier aus konnte er Alles sehen, Alles hören. Er konnte auf Maria losstürzen, wenn sie würde weggehen wollen.

Von ihr entlassen verschwand Hafiz langsam unter der düsteren Gallerte.

Man hätte nun Maria in ihr Gemach zurückkehren und mit unbeschreiblicher Rührung die in den Schlaf versunkene Aissa betrachten sehen können.

»Ich habe vor den Augen eines Mannes Dein süßes Liebesgeheimniß enthüllt,« sprach sie, »ich habe Deine Taubenschönheit geschwärzt, doch das Unrecht, das ich Dir zugefügt, soll wieder gut gemacht werden. Armes Kind, Du schläfst unter meinem Schutz. . . schlafe! diese Minute überlasse ich Dich noch Deinen süßen Träumen!«

Sie machte einen Schritt gegen Aissa, Mothril preßte seinen breiten Dolch mit den Fingern.

Doch die Bewegung, welche Dona Maria gemacht hatte, näherte sie dem Tisch, wo sie ihre silberne Schale und das rothe Getränke sah, das ihre vertrockneten Lippen anlockte.

Sie nahm die Schale und trank mit langen Zügen.

Der letzte Schluck berührte noch ihren Gaumen, als schon die verzehrende Kälte des Todes ihr Herz berührt hatte.

Sie wankte, ihre Augen wurden starr, sie drückte ihre Hände auf die Brust und schaute, in diesem unbegreiflichen Schmerz ein neues Unglück, einen neuen Verrath vielleicht ahnend, voll Angst, voll Schrecken umher, als wollte sie die Einsamkeit und den Schlaf, diese zwei stummen Zeugen ihres Leidens befragen.

Der Schmerz brach in ihrem Busen aus wie ein Brand: Maria erröthete, ihre Hände zogen sich krampfhaft zusammen, es kam ihr vor, als stiege ihr Herz in ihre Kehle empor, und sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen.

Rasch wie der Blitz kam Mothril diesem Schrei durch ein tödtliches Umschlingen zuvor.

Maria sträubte sich vergebens in seinen Armen, sie biß vergebens in die Finger des Saracenen, die ihren Mund verschlossen.

Während Mothril so die Arme und die Stimme der Unglücklichen gefesselt hielt, löschte er die Kerze aus, und Maria sank zu gleicher Zeit in die Finsterniß und in den Tod.

Ihre Füße schlugen einige Secunden den Boden mit einem Geräusch, das die Zunge Maurin, ihre Gefährtin, aufweckte.

Aissa erhob sich, wollte in der Finsterniß gehen, und stolperte über, den Leichnam.

Sie fiel in die Arme von Mothril, der sie bei den Händen faßte, zu Maria niederwarf und ihr die Schulter durch einen Dolchstoß zerfleischte.

Von Blut übergossen, wurde Aissa ohnmächtig.

Da riß Mothril vom Finger von Maria den Ring, in welchem das Gift enthalten war.

Er leerte diesen Ring in die silberne Schale und steckte ihn wieder an den Finger seines Opfers.

Dann färbte er im Blut den Dolch, den die junge Maurin an ihrem Gürtel trug, und legte ihn neben Maria, so daß ihre Finger denselben berührten.

Diese geheimnißvolle Gräueltat geschah in weniger Zeit, als eine Schlange in Indien braucht, um zwei Gazellen zu ersticken, die sie in der Sonne im Grase einer Savane spielend belauerte.

Um seine Aufgabe ganz zu erfüllen, hatte sich Mothril nur noch vor dem Verdacht sicher zu stellen.

Nichts war leichter. Er trat in den nahen Patio ein, als ob er von einem Gang, den er zur Ueberwachung der Umgegend unternommen, zurückkäme, und fragte die Diener des Königs, ob dieser sich schon niedergelegt habe. Man antwortete ihm, man sehe den König mit einer gewissen Ungeduld in seiner Gallerie auf und abgehen.

Mothril verlangte seine Polster, befahl einem Diener, ihm einige Verse des Koran vorzulesen, und schien sich einem tiefen Schlaf zu überlassen.

Hafiz hatte, ohne daß er sich mit seinem Herrn berathen konnte, diesen durch seinen Instinct begriffen und sich mit seinem gewöhnlichen Ernst unter die Leibwachen von Don Pedro gemischt. So verging eine halbe Stunde. Das tiefste Stillschweigen herrschte im Palast. Plötzlich erscholl ein herzerreißender, furchtbarer Schrei aus der Tiefe der königlichen Gallerie, und die Stimme des Königs ließ die erschreckenden Worte: »Zu Hilfe! zu Hilfe!« vernehmen.

Jeder stürzte nach der Gallerie, die Wachen mit ihren bloßen Schwertern, die Diener mir der

ersten der besten Waffe, die ihnen unter die Hand kam.

Mothril rieb sich die Augen, erhob sich, als lastete der Schlaf schwer auf ihm, und fragte: »Was gibt es?«

»Der König! der König!« antwortete die eifrige Menge. Mothril stand auf und ging hinter den Andern; er sah in derselben Richtung Hafiz gehen, der sich ebenfalls die Augen rieb und ganz verdutzt zu sein schien.

Man erblickte nun Don Pedro, eine Kerze in der Hand, auf der Schwelle des Gemaches von Dona Maria. Er stieß gewaltige Schreie aus, war bleich, wandte sich von Zeit zu Zeit gegen das Zimmer um und verdoppelte sein Stöhnen und seine Verwünschungen, Mothril durchschnitt die Menge, welche stumm und zitternd den halb wahnsinnigen Fürsten umgab.

Zehn Fackeln warfen ihren blutigen Schimmer auf die Gallerie.

»Seht! seht!« rief Don Pedro! »todt! todt, Beide!«

»Todt!« wiederholte dumpf die Menge.

»Todt!« sagte Mothril; »wer ist todt, Hoheit?«

»Schau, frecher Saracene!« rief der König, dem sich die Haare auf dem Haupte sträubten.

Der Maure nahm eine Fackel aus den Händen eines Soldaten, trat langsam in das Zimmer und wich, wirklich oder zum Schein, bei dem Anblick der zwei Leichname und des Blutes, das die Platten färbte, zurück.

»Dona Maria! . . .« sagte er; »Dona Maria! . . .« rief er; »Allah!«

Die Menge wiederholte schauernd: »Dona Maria! Dona Aissa! todt!«

Mothril kniete nieder und betrachtete die zwei Opfer mit schmerzlicher Aufmerksamkeit.

Der König sprach nichts . . . Mothril machte ein Zeichen, und alle Anwesenden zogen sich langsam zurück.

»Hoher Herr,« sagte der Maure mit dem Ton theilnehmender Ergriffenheit, »es ist ein Verbrechen begangen worden.«

»Verruchter!« rief Don Pedro, der nun wieder zu sich kam, »ich sehe Dich hier, Dich, der Du mich verrathen hast?«

»Mein hoher Herr leidet sehr, da er so seine besten Freunde mißhandelt,«

»Maria . . . Aissa . . . todt!« wiederholte Don Pedro wie im Wahnsinn.

»Hoher Herr, ich beklage mich nicht,« sprach Mothril.«

»Du! Dich beklagen, Schändlicher! Und worüber solltest Du Dich beklagen?«

»Darüber, daß ich in der Hand von Dona Maria die Waffe sehe, welche das edle Blut meiner Könige vergossen, die Tochter meines hochverehrten Herrn, des großen Kalifen, getödtet hat.«

»Es ist wahr,« murmelte Don Pedro. »Der Dolch ist in der Hand von Dona Maria . . . doch sie selbst, sie, deren Züge einen so gräßlichen Anblick bieten, deren Auge droht, deren Mund schäumt, sie, Dona Maria, wer hat sie getödtet? . . .«

»Wie sollte ich das wissen? ich, der ich schlief und hinter Euch hier eintrete.«

Und nachdem er das bleifarbiges Gesicht von Dona Maria betrachtet hatte, schüttelte der Saracene den Kopf, ohne etwas zu sagen; er untersuchte nur aufmerksam die noch halb volle Schale und murmelte:

»Gift!«

Der König bückte sich über den Leichnam, dessen starre Hand er mit einem finsternen

Schrecken ergriff.

»Ah!« rief Don Pedro, »der Ring ist leer!«

»Der Ring?«wiederholte Mothril, Erstaunen heuchelnd; »welcher Ring?«

»Ja,« fuhr der König fort, »der Ring mit dem tödtlichen Gift . . . Ah! schaut! Maria hat sich den Tod gegeben! . . . Maria, die ich erwartete, Maria, die auf meine Liebe hoffen konnte.«

»Nein, hoher Herr, ich glaube, Ihr täuscht Euch: Dona Maria war eifersüchtig und wußte seit langer Zeit, daß Euer Herz sich mit einer andern Frau beschäftigte. Dona Maria, bedenkt wohl, hoher Herr, mußte von Schrecken ergriffen und tödtlich in ihrem Stolze verletzt sein, da sie Aissa, die Ihr riefet, zu Euch kommen sah. Sobald ihr Zorn vorüber war, wird sie den Tod der Verlassenheit vorgezogen haben . . . Ueberdies starb sie nicht, ohne sich zu rächen, und für eine Spanierin ist die Rache ein Vergnügen, das sie dem Leben vorzieht.«

Diese Rede war von einer gewandten Treulosigkeit; der Ton naiven Vertrauens, mit dem sie gesprochen wurde, machte einen Augenblick Eindruck auf Don Pedro. Doch plötzlich ward er vom Schmerz, vom Zorn fortgerissen und schrie, den Mauren an der Gurgel packend:

»Mothril, Du lügst! Mothril, Du spottest meiner! Du schreibst den Tod von Dona Maria dem Kummer darüber zu, daß ich sie verlassen; Du weißt also nicht, oder stellst Dich, als wüßtest Du nicht, daß ich Dona Maria, meine edle Freundin, Allem vorzog.«

»Hoheit, so äußertet Ihr Euch neulich nicht, als Ihr Dona Maria beschuldigtet, sie ermüde Euch.«

»Verfluchter, sage das nicht in Gegenwart dieses Leichnams!«

»Hoheit, ich werde meine Zunge in Fesseln schlagen, ich werde mir das Leben eher nehmen, als mich dem Mißfallen meines Königs aussetzen, doch ich möchte gern seinen Schmerz beschwichtigen, und hiernach trachte ich als treuer Freund,« »

Maria! Aissa!« sprach Don Pedro ganz außer sich. »Mein Königreich, um eine Stunde Eures Lebens zu erkaufen,«

»Gott thut wohl, was er thut,« sprach mit traurigem Tone der Maure.

»Er hat mir die Freude meiner alten Tage, die Blüthe meines Lebens, die Perle der Unschuld genommen, die mein Haus bereicherte.«

»Ungläubiger!« rief Don Pedro, bei dem diese mit Absicht gesprochenen Worte die Selbstsucht und folglich die Wuth erweckten, »Du sprichst abermals von der Reinheit und der Unschuld von Aissa, Du, der Du ihre Liebe für den fränkischen Ritter, Du, der Du ihre Schande kanntest!«

»Ich!« erwiderte der Maure mit erstickter Stimme, »ich kannte die Schande von Dona Aissa? Aissa war entehrt! . . . Ah!« schrie er mit einem Brüllen des Zorns, das, obgleich geheuchelt, darum doch nicht minder furchtbar war, »wer hat dies gesagt?«

»Diejenige, welcher Dein Haß keinen Nachtheil mehr bringen wird, diejenige, welche nicht log, diejenige, welche der Tod mir entrissen hat.«

«Dona Maria!« versetzte der Saracene mit Verachtung; »sie hatte ein Interesse, es zu sagen . . . sie konnte das wohl aus Liebe sagen, da sie aus Liebe gestorben ist; sie konnte wohl aus Rache verleumden, da sie aus Rache getödtet hat.«

Don Pedro blieb schweigsam, nachdenkend vor dieser so logischen und kühnen Anschuldigung.

»Wäre Aissa nicht von einem Dolchstich durchbohrt,« fügte Mothril bei, »so würde man Euch

vielleicht behaupten, sie habe Dona Maria ermorden wollen.«

Diese letzte Beweisführung überschritt, alle Grenzen der Frechheit. Don Pedro faßte sie auf, um sich derselben zu bedienen.

»Warum nicht?« . . . sagte er. »Dona Maria hatte mir das Geheimniß Deiner Maurin enthüllt: kann sich diese nicht an der Enthüllerin gerächt haben?«

»Bemerkt wohl, daß der Ring von Dona Maria leer ist,« entgegnete Mothril.

»Wer aber hat ihn geleert, wenn nicht sie selbst? König, Du bist sehr blind, wenn Du aus dem Tode dieser zwei Frauen nicht ersiehst, daß Dona Maria Dich hintergangen hatte.«

»Wie so? sie sollte mir den Beweis bringen, Aissa zu mir führen, daß sie die Worte von Maria wiederhole!«

»Ist sie gekommen?«

»Sie ist todt.«

»Weil sie beweisen mußte, wenn sie zurückkam, und weil sie nicht beweisen konnte.«

Don Pedro neigte abermals das Haupt, ganz verwirrt in dieser furchtbaren Finsterniß.

»Die Wahrheit!« murmelte Don Pedro, »wer wird mir die Wahrheit sagen?«

»Ich sage sie Dir.«

»Du! rief der König mit verdoppeltem Haß, »Du, ein Ungeheuer, der Du Dona Maria verfolgst, der Du es dahin bringen wolltest, daß sie mich verließ; Du hast ihren Tod veranlaßt . . . Wohl! Du wirst aus meinen Staaten verschwinden, Du wirst den Weg der Verbannung einschlagen, das ist die einzige Gnade, die ich Dir gewähren kann.«

»Stille. Hoheit! ein Wunder!« sagte Mothril, ohne auf diesen heftigen Ausbruch des Königs zu antworten; »das Herz von Dona Aissa schlägt unter meiner Hand: sie lebt, sie lebt!«

»Sie lebt!« rief Don Pedro, »bist Du dessen sicher?«

»Ich fühle das Schlagen des Herzens.«

»Die Wunde wir vielleicht nicht tödtlich . . . einen Arzt . . .«

»Keiner von den Christen wird die Hand an ein edles Mädchen meiner Nation legen,« sprach Mothril mit einer düsteren Würde; »Aissa wird vielleicht nicht gerettet werden, doch wird sie gerettet, so geschieht es nur durch mich allein.«

»Rette sie! Mothril, rette sie! . . . damit sie spricht . . .«

Mothril heftete einen tiefen Blick auf den König und erwiderte:

»Damit sie spricht?« . . . mein hoher Herr, sie wird sprechen.«

»Nun! Mothril, wir werden also sehen.«

»Ja, Hoheit, wir werden sehen, ob ich ein Verleumder bin, und ob Aissa entehrt ist.«

Don Pedro, der vor den zwei Leichnamen auf den Knieen lag, schaute nun das finstere, durch einen häßlichen Tod zusammengezogene Gesicht von Maria, und dann das ruhige, sanfte Antlitz der in ihrer Ohnmacht entschlummerten Aissa an.

»Es ist wahr,« sagte er zu sich selbst, »Dona Maria war sehr eifersüchtig, und ich erinnere mich wohl, daß sie einst Blanche von Bourbon, die ich habe tödten lassen, nicht vertheidigte.«

Er erhob sich, da er Aissa nicht mehr anschauen wollte, und sprach zum Saracenen:

»Rette sie, Mothril!«

»Seid unbesorgt, hoher Herr, ich will, daß sie lebe, und sie wird leben.«

Don Pedro zog sich, von einem gewissen abergläubischen Schrecken erfaßt, zurück, und es kam ihm vor, als erhöbe sich das Gespenst von Dona Maria vom Boden und folgte ihm in die Galerie.

»Wenn Aissa zu sprechen im Stande ist,« sagte er, »so bringe sie zu mir, oder laß mir Nachricht geben, ich will sie befragen.«

Dies war sein letztes Wort. Er kehrte ohne Bedauern, ohne Liebe, ohne Hoffnung in seine Gemächer zurück.

Mothril befahl die Thüren zu schließen; er ließ von Hafiz verschiedene balsamische Kräuter sammeln, deren Saft er auf die Wunde von Aissa preßte, eine Wunde, die sein Dolch mit der Geschicklichkeit gemacht hatte, mit der der Wundarzt sein Messer handhabt.

Aissa kam zu sich, sobald Mothril sie hatte einige kräftige Arome einathmen lassen. Sie war geschwächt, doch ihr Gedächtnis kehrte mit ihren Kräften zu ihr zurück, und der erste Gebrauch, den sie vom Leben machte, war, daß sie einen Schrei des Schreckens ausstieß.

Sie hatte den entseelten Körper von Maria Padilla erblickt, der, das Auge noch beladen mit Drohung und Verzweiflung, zu ihren Füßen lag.

---

## Neunundfünfzigstes Kapitel.

### *Das Gefängniß des guten Connetable.*

Man hatte indessen Duguesclin nach Bordeaux, dem Aufenthaltsorte des Prinzen von Wales gebracht, und er sah sich hier mit allen Rücksichten, zugleich aber als ein Gefangener behandelt, den man scharf bewacht.

Das Schloß, in welchem man ihn eingesperrt, hatte einen Gouverneur und einen Kerkermeister. Hundert Mann versahen den Wachdienst und ließen Niemand zum Connetable dringen. Die ausgezeichnetsten Officiere des englischen Heeres schätzten es sich indessen zur Ehre, dem Gefangenen Besuch zu machen. Jean Chandos, der Sire von Albret und die vornehmsten Herren der Guienne erhielten die Erlaubniß, häufig zu Mittag und zu Nacht mit Duguesclin zu speisen, der, ein guter, fröhlicher Tischgenosse und heiterer Gastwirth, sie vortrefflich aufnahm und, um sie gut zu bewirthen, Geld von den Lombarden in Bordeaux auf seine Güter in der Bretagne entlehnte.

Allmählig schläferete der Connetable das Mißtrauen der Garnison ein. Er schien sich im Gefängniß zu gefallen und verrieth durch nichts seinen Wunsch, frei zu sein.

Als der Prinz von Wales ihn besuchte und mit ihm von seinem Lösegeld sprach, sagte er lachend:

»Es macht sich, Hoheit, nur Geduld!«

Der Prinz vertraute ihm nun seinen Aerger. Duguesclin warf ihm mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit vor, daß er sein Genie und seine Macht in den Dienst einer so schlimmen Sache, wie die von Don Pedro, gegeben habe.

»Wie,« sagte er, »ein Ritter von Eurem Rang und Eurem Verdienst konnte sich erniedrigen, diesen Räuber, diesen Mörder, diesen gekrönten Renegaten zu vertheidigen?«

»Staatsraison,« erwiderte der Prinz.

»Und das Verlangen, Frankreich zu beunruhigen, nicht wahr?« sagte der Connetable.

»Ah! Messire Bertrand,« läßt mich nicht von Politik sprechen,« versetzte der Prinz.

Und man lachte.

Zuweilen schickte die Herzogin, die Gemahlin des Prinzen, Bertrand Erfrischungen, von ihrer Hand gearbeitete Geschenke, und diese Zuvorkommenheiten machten dem Connetable den Aufenthalt in der Festung noch viel erträglicher.

Doch der Gefangene hatte Niemand, dem er seinen Kummer anvertrauen konnte, und sein Kummer war tief. Er sah die Zeit verstreichen, er fühlte, daß die mit so großer Mühe angeworbene Armee sich von Tag zu Tag mehr zerstreute und viel schwieriger zu sammeln war, wenn man sie brauchte.

Er hatte beinahe unter den Augen das Schauspiel der Gefangenschaft von zwölfhundert Officieren und Krieglern, seinen Gefährten, welche, der Kern einer unbesiegbaren Truppe, wenn sie frei geworden, voll Eifer die Trümmer dieser großen, an einem Tag einer unvorhergesehenen Niederlage zu Boden geschmetterten, Macht zusammenraffen würden.

Oft dachte er an den König von Frankreich, der wohl in diesem Augenblick sehr in Verlegenheit wäre.

Er sah aus der Tiefe seines finsternen Kerkers den theuren und ehrwürdigen Sire mit gesenktem Haupte unter dem Weingeländer des Gartens von Saint-Paul spazieren gehen . . . bald klagend, bald hoffend, bald wie Augustus murmelnd:

»Bertrand, gib mir meine Legionen wieder!«

»Und während dieser Zeit,« fügte Duguesclin in seinen inneren Monologen bei, »während dieser Zeit wird Frankreich durch den Rückstrom der Compagnien verzehrt; die Caverley, die Grünen Ritter zerfressen, den Heuschrecken ähnlich, den Rest der armen Ernte.«

Dann dachte Duguesclin an Spanien, an die frechen Unbilden von Don Pedro, an die düstere Lage von Enrique, der für immer von dem Thron gestürzt, den er mit der Hand berührt hatte.

Da konnte sich der Connetable nicht erwehren, feiger Gleichgültigkeit diesen Prinzen zu beschuldigen, der, statt sein Werk wüthend zu verfolgen, ihm seine Habe, sein Leben zu opfern, die halbe christliche Welt gegen die ungläubigen Spanier, die Anhänger von Don Pedro auf die Beine zu bringen, ohne Zweifel niedriger Weise seinen Lebensunterhalt bei irgend einem unbekanntem Schloßherrn erbettle.

Wenn diese Woge von Gedanken die Seele des guten Connetable überfluthete, dann kam ihm das Gefängniß ganz verhaßt vor, er betrachtete das eiserne Gitter wie Simson die Angeln der Thore von Gaza, und fühlte die Kraft in sich, die Mauern auf seinen Schultern fortzutragen.

Doch die Klugheit rieth ihm rasch wieder, eine gute Miene zu machen, und da Bertrand mit seiner bretagnischen Ehrlichkeit die Schlaueit des Normannen verband, so gab er nie so viele Freudenschreie von sich, so trank er nie so geräuschvoll, als in den Stunden der Entmuthigung und des Ueberdrusses.

Er brachte auch einige von den schlauesten Engländern von der Fährte ab.

Eine höhere Gewalt unterhielt indessen um den Gefangenen die schärfste Bewachung. Zu stolz, um sich hierüber zu beklagen, wußte der Connetable nicht, wem oder welchen Umständen er diese Entwicklung einer Strenge zuschreiben sollte, welche so weit ging, daß der Lauf der Briefe, die man ihm von Frankreich schickte, gehemmt wurde.

Der Hof von England hatte als einen der glücklichsten Erfolge des Sieges von Navarrete die Gefangennahme von Duguesclin betrachtet.

Der Connetable war in der That das einzige ernste Hinderniß, auf das die Engländer, befehligt von einem Helden, wie der Prinz von Wales, in Spanien stoßen konnten.

Gut berathen, wollte der König Eduard allmählig seine Macht in diesem vom Bürgerkrieg verheerten Land ausdehnen. Er fühlte wohl, daß Don Pedro, der Verbündete der Mauren, früher oder später entthront werden würde; daß, nachdem Don Enrique besiegt und getödtet, keine Bewerber mehr um den Thron der beiden Castilien übrig blieben, wonach dieser eine leichte Beute für das siegreiche Heer des Prinzen von Wales wäre.

War aber Bertrand frei, so nahmen die Dinge ein anderes Angesicht an: er konnte nach Spanien zurückkehren, den bei Navarrete verlorenen Vortheil wieder gewinnen, die Engländer und Don Pedro vertreiben, Enrique von Transtamare für immer einsetzen, und es war geschehen, um den Plan einer Herrschaft, der seit fünf Jahren den Rath des Königs von England beschäftigte.

Eduard beurtheilte die Menschen weniger ritterlich als sein Sohn. Er dachte, der Connetable

könnte entweichen; wenn er nicht entwiche, könnte er entführt werden; selbst als Gefangener, gefesselt, ohnmächtig zwischen vier Mauern, könnte er einen guten Rath, einen guten Plan für eine Invasion, eine Hoffnung der besiegten Partei geben.

Eduard hatte auch zu Duguesclin zwei unbestechliche Wächter gesetzt, den Gouverneur und den Kerkermeister, welche Beide nur unter die unmittelbare Gewalt des großen Rathes von England gestellt waren.

Eduard theilte dem Prinzen von Wales, diesem Mann von so unendlich erhabenem und edlem Charakter, den Hintergedanken seiner Rätthe nicht mit . . . er befürchtete, der Prinz könnte durch einen großmüthigen Widerstand ein Hinderniß entgegensetzen.

Der englische Monarch wollte in der That um keinen Preis den Gefangenen gegen Lösegeld zurückgeben, und er hoffte, Zeit gewinnend, ihn den Händen des Prinzen zu entziehen und nach London bringen zu lassen, wo ihm der Tower für einen solchen Schatz ein besserer Bewahrer dünkte, als das Schloß von Bordeaux.

Hätte der Prinz von Wales Kunde von diesem Entschluß gehabt, so würde er sicherlich Duguesclin, ehe er den officiellen Befehl erhalten, in Freiheit gesetzt haben. Man wartete in London nur, bis die Dinge in Spanien beigelegt wären, bis Don Pedro sich auf dem Thron befestigt hätte, bis Frankreich streng im Schach gehalten würde, um durch einen plötzlichen Staatsstreich, durch einen Befehl des Großraths, den Prinzen mit seinem Gefangenen nach London zurückzurufen.

Der englische Monarch wartete mit einem Wort auf den günstigen Augenblick.

Duguesclin fühlte den Sturm nicht. Er lebte voll Vertrauen unter der Hand seines Siegers von Navarrete, die er allmächtig glaubte.

Der so sehr von dem erhabenen Gefangenen ersehnte Tag beleuchtete endlich die Gitter seiner Stube.

Der Sire von Laval war mit dem Lösegeld in Bordeaux angekommen.

Dieser edle Bretagner ließ den Prinzen von Wales mit seinen Absichten und seiner Sendung bekannt machen.

Es war Mittag. Die Sonne schien schräge in die Wohnung des Connetable, der, in diesem Augenblick allein, voll Traurigkeit die Strahlen an der kahlen Wand abnehmen sah.

Die Trompeten erschollen, die Trommeln rasselten; Bertrand begriff, daß ein erhabener Besuch zu ihm kam.

Der Prinz trat mit entblößtem Haupt und lachendem Gesicht bei ihm ein.

»Nun, Sire Connetable,« sagte er, während ihn Duguesclin, ein Knie auf der Erde, begrüßte, »sehnt Ihr Euch nicht nach der Sonne?. . . es ist heute so schön!«

»Es ist wahr, gnädigster Herr,« erwiderte Duguesclin, »der Gesang der Nachtigallen meiner Heimath wäre mir lieber, als das Pfeifen der Mäuse von Bordeaux; doch gegen das, was Gott thut, hat der Mensch nichts zu sagen.«

»Im Gegentheil, Sire Connetable, zuweilen geschieht es, daß Gott denkt und der Mensch lenkt. Kennt Ihr die Nachrichten von Eurer Heimath?«

»Nein, gnädigster Herr,« erwiderte Bertrand mit bewegter Stimme, so viel Freude und Bangen erregte in seinem Herz dieser süße Name.

»Nun! Sire Connetable, Ihr sollt frei werden, das Geld ist angekommen.«

Nachdem er so gesprochen, reichte der Prinz dem erstaunten Bertrand die Hand und ging

lächelnd von ihm weg.

An der Thüre sagte er zu dem mit der Bewachung des Gefangenen beauftragten Officier:

»Messire Gouverneur, Ihr werdet zum Connetable den Freund, der mit dem Geld aus Frankreich zu ihm kommt, einlassen.«

Als der Prinz dies gesagt hatte, verließ er das Schloß.

Der Gouverneur blieb, düster und sorgenvoll, allein beim Connetable.

Diese unerwartete Ankunft von Laval zerstörte alle Pläne des Rathes von England, und Duguesclin sollte Allem zum Trotz frei werden.

Ohne einen ausdrücklichen Befehl von König Eduard konnte sich der Gouverneur dem Willen des Prinzen von Wales nicht widersetzen, und dieser Befehl war nicht angekommen.

Der Gouverneur kannte indessen den geheimen Gedanken des Rathes von England, er wußte, der Abgang des Connetable wäre eine Quelle des Unglücks für sein Vaterland und ein Kummer für König Eduard. Er beschloß daher, es zu versuchen, von sich selbst das zu thun, was die Regierung noch nicht hatte thun können, so schnell war die Expedition von Mauléon vor sich gegangen, so enthusiastisch war der Eifer der Bretagner, ihren Helden zu befreien, gewesen.

Statt also dem Kerkermeister, wie es ihn der Prinz von Wales geheißen, Befehle zu geben, leistete der Gouverneur dem Gefangenen Gesellschaft.

»Ihr seid also nun frei, Herr Connetable,« sagte er, »und es wird ein wahres Unglück für uns sein, Euch zu verlieren.«

Lächelnd erwiderte Duguesclin mit einer spöttischen Miene:

»In welcher Hinsicht?«

»Es ist eine so große Ehre, Messire Bertrand, für einen einfachen Ritter, wie ich bin, einen so mächtigen Kriegsmann, wie Ihr seid, zu bewachen.«

»Gut!« sagte der Connetable mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit, »ich gehöre zu denjenigen, welche sich immer in der Schlacht fangen lassen. Der Prinz wird mich wieder zum Gefangenen machen, das ist unfehlbar, und dann werdet Ihr mich abermals bewachen; denn ich schwöre, Ihr bewacht gut.«

Der Gouverneur seufzte.

»Es bleibt mir ein Trost,« sagte er.

»Welcher?«

»Ich bewache alle Eure Gefährten, zwölfhundert Bretagner, welche Gefangene sind, wie Ihr. . . Ich werde mit ihnen von Euch sprechen.«

Duguesclin fühlte, wie ihn die Freude bei dem Gedanken verließ, seine Freunde müßten Gefangene bleiben, während er, der Sklaverei entzogen, die Sonne der Heimath wiedersehen würde.

»Diese würdigen Gefährten,« fügte der Gouverneur bei, »werden sehr betrübt sein, wenn sie Euch abgehen sehen; doch ich hoffe durch mein zuvorkommendes Benehmen das Widrige ihrer Gefangenschaft zu mildern.«

Ein neuer Seufzer von Bertrand, der diesmal auf dem geplatteten Boden seiner Stube auf und abzugehen anfang.

»Oh!« fuhr der Gouverneur fort, »welch ein schönes Vorrecht ist dem Genie und der Tapferkeit gegönnt! ein Mensch hat durch sein Verdienst den Werth von zwölfhundert

zugleich.«

»Wie so?«

»Damit will ich sagen, daß die von dem Sire von Laval für Eure Befreiung überbrachte Summe das Lösegeld Eurer zwölfhundert Gefährten zu bezahlen genügen würde.«

»Das ist wahr,« murmelte der Connetable, düsterer, träumerischer als je.

»Zum ersten Mal,« fuhr der Engländer fort, »zum ersten Mal erhalte ich den sichtbaren Beweis, daß ein Mann so viel werth sein kann, als eine Armee. In der That, Eure zwölfhundert Bretagner, Herr Connetable, sind eine wahre Armee, und würden für sich allein einen Feldzug machen. Beim heiligen Georg! Messire, wäre ich an Eurem Platz und reich, wie Ihr seid, ich würde von hier nur als erhabener Kapitän mit meinen zwölfhundert Soldaten weggehen!«

»Das ist ein braver Mann,« sagte Duguesclin zu sich selbst, »er bezeichnet mir meine Pflicht. . Es geziemt sich in der That nicht, daß ein Mensch, der wie die andern aus Fleisch und Knochen zusammengesetzt ist, sein Land so viel kostet, als zwölfhundert tapfere und ehrliche Christen.«

Der Gouverneur folgte mit aufmerksamen Augen dem Fortschritt seiner Bemerkungen.

»Hört,« sagte plötzlich Bertrand, »Ihr glaubt, die Bretagner würden nicht mehr als siebenzigtausend Gulden Lösegeld kosten.«

»Ich bin dessen gewiß, Herr Connetable.«

»Und daß der Prinz, wenn die Summe gegeben würde, sie freiließe?«

»Ohne zu handeln.«

»Bürgt Ihr mir dafür?«

»Mit meiner Ehre und meinem Leben,« sprach der Gouverneur bebend vor Freude.

»Es ist gut; ich bitte Euch, laßt den Sire von Laval, meinen Landsmann und Freund, hier eintreten. Laßt auch meinen Schreiber mit Allem heraufkommen, was er braucht, um eine Schrift in guter Form abzufassen.«

Der Gouverneur verlor keine Zeit, er war so glücklich, daß er vergaß, er habe den Befehl, zu dem Gefangenen nur Engländer oder Navarresen, seine natürlichen Feinde, einzulassen.

Er übergab dem erstaunten Kerkermeister den Auftrag von Bertrand und lief zum Prinzen von Wales, um ihn zu benachrichtigen.

---

## Sechzigstes Kapitel.

### *Das Lösegeld.*

Bordeaux war voll Lärmen und Bewegung, veranlaßt durch die Ankunft des Sire von Laval mit seinen vier mit Gold beladenen Maulthieren und den fünfzig Reisigen, welche die Banner von Frankreich und Bretagne trugen.

Eine beträchtliche Menge war dem stattlichen Zug gefolgt, und auf allen Gesichtern las man die Unruhe und den Aerger, wenn es ein Engländer war, die Freude und den Triumph, wenn das Gesicht einem Gascogner oder einem Franzosen gehörte.

Der Sire von Laval nahm im Vorbeigehen die Glückwünsche der Einen, die dumpfen Verwünschungen der Andern hin. Doch seine Haltung war ruhig und unempfindlich; er ritt nach den Trompetern an der Spitze des Zuges, eine Hand am Dolch, die andere am Zaum seines mächtigen schwarzen Rosses, und durchschnitt, das Visir aufgeschlagen, die Wogen der neugierigen Menge, ohne vor irgend einem Hinderniß die Schritte seines Pferdes zu beschleunigen oder zu hemmen.

Er kam vor das Schloß, wo Duguesclin Gefangener war, stieg ab, gab sein Pferd dem Knappen und befahl den vier Maulthiertreibern, die Kisten herabzunehmen, welche das Gold enthielten.

Diese Leute gehorchten.

Während sie eine nach der andern die vier schweren Lasten herab hoben und die Neugierigen sich voll Eifer um das Geleite drängten, näherte sich ein Ritter mit herabgelassenem Visir, ohne Farbe und Wappenspruch, dem Sire von Laval und sagte in reinem Französisch zu ihm:

»Messire, Ihr werdet das Glück haben, den erhabenen Gefangenen zu sehen, das noch viel größere Glück, ihn in Freiheit zu setzen, dann werdet Ihr ihn mitten unter den braven Reisigen, die Euch begleiten, fortführen: ich, der ich einer von den Freunden des Connetable bin, dürfte vielleicht nicht Gelegenheit finden, ihm ein Wort zu sagen; wäre es Euch wohl gefällig, mich mit Euch in den Thurm hinaufzunehmen?«

»Herr Ritter,« erwiderte Laval, »Eure Stimme kitzelt mein Ohr sehr angenehm, Ihr sprecht die Sprache meiner Heimath, doch ich kenne Euch nicht, und wenn man mich nach Eurem Namen fragen würde, müßte ich lügen . . .«

»Ihr würdet antworten, ich sei der Bastard von Mauléon,« unterbrach ihn der Unbekannte.

»Ihr seid es nicht, da der Sire von Mauléon uns verlassen hat, um schneller nach Spanien zu kommen,« entgegnete Laval rasch.

»Ich komme in seinem Auftrag, Messire, weist mich nicht zurück, ich habe dem Connetable nur ein einziges Wort zu sagen. . .«

»Sagt dieses Wort mir, und ich werde es ihm überbringen.«

»Ich kann dieses Wort nur ihm sagen, und auch er kann es nur verstehen, wenn ich ihm mein Gesicht zeige. Ich flehe Euch an, Sire von Laval, weist mich nicht zurück, im Namen der Ehre der französischen Waffen, deren eifrigster Vertheidiger ich bin, das schwöre ich Euch vor Gott.«

»Ich glaube Euch, Messire,« sprach der Graf; »doch Ihr zeigt wenig Vertrauen zu mir. . . während Ihr wißt, wer ich bin,« fügte er mit einem Gefühl beleidigten Stolzes bei.

»Wenn Ihr erfahrt, wer ich selbst bin, Herr Graf, werdet Ihr eine solche Sprache nicht mehr gegen mich führen. . . Seit drei Tagen bin ich in Bordeaux und versuche es, zum Connetable zu gelangen; doch weder durch Geld, noch durch List ist es mir gelungen.«

»Ihr seid mir ganz und gar verdächtig, und ich belaste Euch zu Liebe mein Gewissen nicht mit einer Lüge,« entgegnete der Graf von Laval; »welches Interesse habt Ihr übrigens, zum Connetable zu gehen, der in zehn Minuten herauskommen wird. In zehn Minuten wird er in der That hier sein, wo Ihr seid, und dann könnt Ihr ihm das so wichtige Wort sagen.«

Der Fremde geberdete sich ungeduldig und erwiderte:

»Vor Allem bin ich nicht Eurer Ansicht, und ich betrachte den Connetable noch nicht als frei. Es sagt mir etwas, sein Abgang aus dem Gefängniß werde auf Schwierigkeiten stoßen, die Ihr nicht vermuthet; überdies angenommen, er käme in zehn Minuten heraus, Graf, so hätte ich schon diese Zeit auf dem Wege gewonnen, den ich nehmen will; ich hätte die Zögerungen der Ceremonie der Freilassung vermieden; den Besuch beim Prinzen, die Danksagungen beim Gouverneur, das Abschiedsmahl. Ich bitte Euch, nehmt mich mit Euch, ich kann Euch nützlich sein.«

Der Fremde wurde in diesem Augenblick durch den Kerkermeister unterbrochen, der auf der Schwelle erschien und den Sire von Laval in den Thurm einzutreten aufforderte.

Der Graf nahm mit einer ungestüm stolzen Geberde von seinem Bittsteller Abschied.

Der unbekannte Ritter, den er, wie es ihm schien, unter seiner Rüstung beben sah, zog sich an einen Pfeiler hinter die Reisingen zurück, und wartete, als ob er immer noch hoffte, bis die letzte Kiste unter dem Thorweg des Schlosses verschwunden war.

Während der Sire von Laval die Treppe hinaufstieg, sah man durch eine offene Gallerie, welche zu zwei Flügeln des Schlosses verband, den Prinzen von Wales, den Gouverneur voran und gefolgt von Chandos und einigen Officieren, gehen.

Der Sieger von Navarrete wollte Duguesclin seinen letzten Besuch machen.

Alles Volk rief: »Heil!« und: »*Es lebe der heilige Georg!*« für den Prinzen von Wales.

Die französischen Trompeter bliesen zu Ehren des Helden, der sie höflich grüßte.

Dann schloßen sich die Thore, und die ganze Menge näherte sich den Stufen und wartete unter geräuschvollem Gemurmel auf das Heraustreten des Connetable.

Gewaltig schlug das Herz der bretagnischen Krieger, welche ihren großen Kapitän, für dessen Befreiung sie gern ihr Leben hingegeben hätten, wiedersehen sollten.

Es verging indessen eine halbe Stunde; die Ungeduld der Anwesenden fing an Unruhe für die Bretagner zu werden.

Der Unbekannte zerriß seinen rechten Panzerhandschuh mit seinem linken Panzerhandschuh.

Man sah auf der offenen Gallerie Chandos erscheinen und lebhaft mit den Officieren sprechen, welche, wie man bemerken konnte, bald ganz erstaunt, wenn nicht gar bestürzt waren.

Dann, als die Thüre des Schlosses sich wieder öffnete, erblickte man, statt daß der freigewordene Held daraus hervorging, den Sire von Laval, der bleich, verstört, zitternd vor Aufregung auf die Schwelle trat und mit den Augen in der Menge suchte.

Mehrere bretagnische Officiere eilten auf ihn zu und fragten voll Angst:

»Was gibt es denn?«

»Oh! ein großes Unglück, ein seltsames Ereigniß! . . .« erwiderte der Graf. »Aber wo ist denn

der Unbekannte, der Unglücksprophet?«

»Hier bin ich,« antwortete der geheimnißvolle Ritter; »hier bin ich. . . ich wartete auf Euch.«

«Wünscht Ihr immer noch den Connetable zu sehen?«

»Mehr als je.«

»Nun! so beeilt Euch, denn in zehn Minuten wäre es zu spät. Kommt, kommt. Er ist mehr als je Gefangener.«

»Wir werden sehen,« erwiderte der Unbekannte, leicht die Stufen hinter dem Grafen ersteigend.

Der Kerkermeister öffnete ihnen lächelnd die Thüre, und die ganze versammelte Menge sang an in tausend verschiedenen Tonarten das Ereigniß zu erklären, das den Abgang des Connetable verzögerte.

»Hört,« sagte leise der Anführer der Bretagner zu seinen Leuten, »die Faust an's Schwert, und aufgepasst!«

---

## Einundsechzigstes Kapitel.

*Wie der Gouverneur, statt einen Gefangenen zurückzugeben,  
eine ganze Armee freimachte.*

Der Engländer hatte sich nicht getäuscht, er kannte seinen Gefangenen.

Kaum hatte der Sire von Laval die Aufforderung erhalten, in das Schloß einzutreten, kaum hatte er sich in die Arme des Connetable geworfen, kaum war dieser erste Augenblick gegenseitiger Freude vorüber, als der Connetable die Kisten, welche die Maulthiertreiber auf den Ruheplatz vor das Zimmer gebracht hatten, betrachtend ausrief:

»Wie viel Geld, mein lieber Freund!«

»Nie ist eine Steuer leichter erhoben worden,« antwortete der Sire von Laval, der, stolz auf seinen Landsmann, nicht wußte, wie er ihm seine Achtung und seine Freundschaft bezeigen sollte.

»Das sind meine braven Bretagner,« sprach der Connetable, »und Ihr habt Euch zu aller erst beraubt.«

»Man mußte sehen, wie es Goldstücke in die Börse der Sammler regnete rief der Sire von Laval, glücklich, durch diese Begeisterung dem englischen Gouverneur zu mißfallen, der von seinem Besuch beim Prinzen zurückgekehrt war und unempfindlich horchte.

»Siebzigtausend Goldgulden, welche Summe!« wiederholte der Connetable.

»Welche große Summe, wenn es sich darum handelt, sie zu erheben, wie klein, wenn sie erhoben und man im Begriff ist, sie hinzugeben!«

»Mein Freund,« sprach Duguesclin, »ich bitte, setzt Euch: Ihr wißt, daß hier zwölfhundert Landsleute gefangen sind, wie ich.«

»Ach! ja, ich weiß es.«

»Nun wohl! ich habe das Mittel gefunden, ihnen die Freiheit zu verschaffen. Durch meinen Fehler sind sie gefangen genommen worden, ich werde heute meinen Fehler wieder gut machen.«

»Wie dies?« fragte der Sire von Laval.

»Habt Ihr die Gefälligkeit gehabt, Herr Gouverneur, den Schreiber heraufkommen zu lassen?«

»Er ist vor der Thüre, Sire Connetable, und wartet auf Eure Befehle,« antwortete der Engländer.

»Er trete ein.«

Der Gouverneur klopfte dreimal mit dem Fuß, und der Kerkermeister führte den Schreiber ein, der ohne Zweifel zuvor benachrichtigt, Pergament, Feder, Tinte und fünf lange, magere Finger zurichtete.

»Schreibt, was ich Euch dictiren werde, mein Freund,« sagte der Connetable.

»Ich warte, Monseigneur.«

»Ich dictire:

»Wir, Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich und Castilien, Graf von Soria, thun

*durch Gegenwärtiges kund und zu wissen, daß wir es ungemein bereuen, an einem Tage wahnsinnigen Stolzes unsern persönlichen Werth zum Preise von zwölfhundert guten Christen und braven Rittern, welche sicherlich mehr werth sind, als wir, angeschlagen zu haben.«*

Hier hielt der gute Connetable inne, ohne auf den Gesichtern die Wirkung dieses Eingangs zu studiren.

Der Schreiber schrieb getreulich:

*»Wir bitten Gott und unsere Brüder demüthig um Verzeihung,« fuhr der Connetable fort, »und um unsere Thorheit wieder gut zu machen, verwenden wir die Summe von siebzigtausend Gulden zur Loskaufung unserer zwölfhundert Gefährten, welche Seine Hoheit der Prinz von Wales in Navarrete, unseligen Andenkens, gefangen genommen hat.«*

*»Ihr verpfändet Eure Güter!« rief der Sire von Laval; »das ist ein ausgezeichnete Mißbrauch der Großmuth.«*

*»Nein, mein Freund, meine Güter sind schon verschleudert, und ich kann Frau Tiphaine nicht zur Dürftigkeit verurtheilen; sie hat schon nur zu sehr durch meine Handlungsweise gelitten.«*

*«Was wollt Ihr denn sonst machen?«*

*»Das Geld, das Ihr bringt, gehört wohl mir?«*

*»Gewiß, aber. . .«*

*»Schon genug. . . wenn es mir gehört, verfüge ich nach meinem Belieben darüber. Fahrt fort, Herr Schreiber:*

*»Ich verwende zu dieser Loskaufung die siebzigtausend Gulden, die mir der Sire von Laval bringt.«*

*»Aber, Herr Connetable,« rief Laval erschrocken, »Ihr bleibt Gefangener. . .«*

*»Und bedeckt mit einem unsterblichen Ruhm,« unterbrach ihn der Gouverneur.*

*»Das ist unmöglich,« fuhr Laval fort; »bedenkt doch!«*

*»Habt Ihr geschrieben?« fragte der Connetable den Schreiber.*

*»Ja, gnädigster Herr.«*

*»Gebt, daß ich unterzeichne.«*

Der Connetable nahm die Feder und unterzeichnete rasch.

In diesem Augenblick verkündigten die Trompeten die Ankunft des Prinzen von Wales.

Schon hatte sich der Gouverneur des Pergaments bemächtigt.

Als der Sire von Laval den englischen Prinzen erblickte, lief er auf ihn zu, beugte ein Knie und sagte:

*»Hoher Herr, hier ist das für den Herrn Connetable verlangte Lösegeld; nehmt Ihr es an?«*

*»Nach meinem Wort, und von Herzen gern,« sprach der Prinz.*

*»Hoheit, dieses Geld gehört Euch, nehmt es,« fuhr der Graf fort.*

*»Einen Augenblick Geduld,« sagte der Gouverneur.*

*»Eure Hoheit ist nicht von dem, was so eben vorgefallen, unterrichtet: sie wolle die Gnade haben, dieses Pergament zu lesen.«*

*»Um es zu vernichten rief Laval.*

*»Um es vollziehen zulassen,« sagte der Connetable.*

Der Prinz warf einen Blick auf die Schrift und rief:

»Das ist ein schöner Zug, und ich möchte ihn gemacht haben.«

»Für Euch, der Ihr der Sieger seid, war das unnöthig,« sagte Duguesclin.

»Eure Hoheit wird den Connetable nicht zurückhalten!« rief Laval.

»Nein, gewiß nicht, wenn er weggehen will,« sprach der Prinz.

»Aber ich will bleiben, Laval, ich muß es; fragt diese Herren, was sie davon denken.«

Chandos, Albret und die Anderen äußerten laut ihre Bewunderung.

»Nun!« sagte der Prinz, »man zähle das Geld, und Ihr, meine Herren, setzt die bretagnischen Gefangenen in Freiheit.«

Da gingen die englischen Kapitäne hinaus; da erinnerte sich Laval, halb wahnsinnig vor Schmerz, der finsternen Vorhersagung des unbekanntes Ritters, und lief aus dem Schloß, um ihn zu Hilfe zu rufen.

Schon rief im Schloß ein Officier die Gefangenen auf, schon waren die Kisten leer, schon hatte man das Geld in Stößen aufgehäuft, als Laval mit dem Unbekannten zurückkam.

»Sagt nun dem Connetable, was Ihr ihm zu sagen habt,« flüsterte Laval dem Ritter in's Ohr, während der Prinz vertraulich mit Duguesclin plauderte, »und da Ihr so viel magische oder natürliche Gewalt besitzt, so überredet ihn, daß er das Lösegeld für sich nimmt, statt es den Andern zu geben.«

Der Unbekannte bebte.

Er machte zwei Schritte vorwärts, und sein goldener Sporn klirrte auf den Platten.

Der Prinz wandte sich bei diesem Geräusch um.

»Wer ist der Ritter?« fragte der Gouverneur.

»Ein Gefährte von mir,« sagte Laval.

»Er schlage sein Visir auf und sei willkommen,« sprach der Prinz.

»Hoher Herr,« erwiderte der Unbekannte mit einer Stimme, welche Duguesclin beben machte, »ich habe ein Gelübde gethan, mein Gesicht bedeckt zu halten; erlaubt mir, es zu erfüllen.«

»Es sei, Herr Ritter; doch Ihr beabsichtigt wohl nicht, für den Connetable unbekannt zu bleiben

»Für ihn wie für Alle, hoher Herr.«

»In diesem Fall,« rief der Gouverneur, »in diesem Fall werdet Ihr Euch aus dem Schloß entfernen, wo ich nur Leute, die ich kenne, einzulassen Befehl habe.«

Der Ritter verbeugte sich, um zu bezeugen, er sei geneigt, zu gehorchen.

»Die Gefangenen sind frei,« sprach Chandos in den Saal zurückkehrend.

»Gott befohlen, Laval, Gott befohlen!« rief der Connetable mit gepreßtem Herzen, was Laval nicht entging, denn er ergriff die Hände von Bertrand und sagte:

»Um Gotteswillen! es ist noch Zeit, steht ab.«

»Nein, bei meinem Leben, nein,« erwiderte der Connetable.

»Seid Ihr denn seiner Ehre so gram?« sagte der Gouverneur; »wenn er heute nicht frei ist, kann er es in einem Monat sein: das Geld findet sich, Gelegenheiten aber, sich Ruhm zu erwerben, wie diese, finden sich nicht zweimal.«

Der Prinz spendete diesen Worten Beifall, seine Kapitäne ahmten ihn nach.

Der unbekanntes Ritter ging sogleich ernst auf den Gouverneur zu und sprach mit majestätischem Tone:

»Ihr selbst, Sire Gouverneur, seid dem Ruhm Eures Herrn gram, indem Ihr ihn thun laßt, was er thut.«

»Was sagt Ihr, Messire?« rief der Gouverneur erbleichend, »Ihr beleidigt mich; ich sollte der Ehre Seiner Hoheit gram sein? Beim Tod! Ihr habt gelogen!«

»Werft Euren Handschuh nicht hin, ohne zu wissen, ob es meiner würdig ist, ihn aufzuheben, Messire; ich spreche laut und wahr: Seine Hoheit der Prinz von Wales handelt gegen seinen Ruhm, wenn er Duguesclin in diesem Schloß zurückhält.«

»Du lügst! Du lügst!« riefen zornige Stimmen, während Schwerter sich in den Scheiden bewegten.

Der Prinz war erbleicht wie die Andern, so hart und ungerecht schien der Angriff zu sein.

»Wer sollte mich hier bewegen, seinen Willen zu thun?« sagte er. . . »Ist es zufällig ein König, daß er so mit einem Königssohn spricht? Der Connetable kann sein Lösegeld bezahlen und weggehen. Bezahlt er nicht, so bleibt er . . . Warum diese feindseligen Klagen?«

Der Unbekannte fuhr unstörbar fort:

»Hoheit, vernehmt, was ich auf meinem ganzen Wege habe sagen hören:

»Man ist im Begriff, das Lösegeld für den Connetable zu bezahlen, doch die Engländer fürchten ihn zu sehr, um ihn ziehen zu lassen.««

»Wahrhaftiger Gott! man sagt das?« murmelte der Prinz.

»Ueberall, Hoheit.«

«Ihr seht, daß man sich täuscht, da es dem Connetable frei steht, abzuziehen . . . Nicht wahr, Connetable?«

»Es ist wahr, hoher Herr,« antwortete Bertrand, den eine unerklärliche, seltsame Unruhe seit einigen Augenblicken bewegte.

»Da aber,« sagte der Gouverneur, »da der Connetable über die für seine Loskaufung bestimmte Summe verfügt hat, so müßte man warten, bis eine ähnliche Summe ankäme . . .«

Der Prinz blieb einen Augenblick träumerisch.

»Nein,« sagte er endlich, »der Connetable wird nicht warten. Ich bestimme sein Lösegeld auf hundert Livres.«

Ein Gemurmel der Bewunderung durchlief die Versammlung.

Bertrand wollte sich sträuben, doch der unbekannt Ritter stellte sich zwischen ihn und den Prinzen, hielt seine Hand zurück und sprach:

»Frankreich kann, Gott sei Dank I für seinen Connetable zweimal bezahlen; Duguesclin soll Niemand verpflichtet sein: hier in dieser Rolle sind Wechsel auf den Lombarden Agosti in Bordeaux: sie belaufen sich auf achtzigtausend Gulden, zahlbar nach Sicht: ich gehe, um die Summe zu erheben, welche binnen zwei Stunden hier sein wird.«

»Und ich.« rief der Prinz zornig, »ich erkläre Euch, daß der Connetable dieses Schloß gegen Bezahlung von hundert Livres verläßt, oder daß er es gar nicht verläßt! Wenn Messire Bertrand sich dadurch, daß ich sein Freund bin, beleidigt fühlt, so sage er es! Ich erinnere mich übrigens, daß er mir eines Tags erklärte, ich sei ein ebenso guter Ritter als er.«

»Oh! hoher Herr,« rief der Connetable, vor dem Prinzen von Wales niederkniefend, »ich nehme Euer Anerbieten so dankbar an, daß ich, um die hundert Limes zu bezahlen, von den Kapitänen entlehne.«

Chandos und die anderen Officiere beeilten sich, ihm ihre Börsen zu reichen, aus denen er die hundert Livres nahm, die er dem Prinzen brachte; dieser umarmte ihn und sprach:

»Ihr seid frei, Messire Bertrand. Man öffne die Thüren! und man sage nicht, der Prinz von Wales fürchte irgend Jemand auf dieser Welt.«

Der bestürzte Gouverneur ließ sich diesen Befehl wiederholen; der Unglückliche hatte so schlecht gespielt, daß er statt eines Gefangenen ein ganzes Heer nebst dem Feldherrn verlor.

Während der Prinz seine Officiere und Laval selbst über den geheimnißvollen Urheber dieses Staatsstreichs befragte, näherte sich der Unbekannte Duguesclin und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

»Eine falsche Großmuth hielt Euch in Gefangenschaft, eine falsche Großmuth entzieht Euch derselben; Ihr seid nun frei; auf Wiedersehen in vierzehn Tagen vor Toledo.«

Und er verbeugte sich tief vor dem Prinzen von Wales, ließ Bertrand ganz erstaunt zurück und verschwand.

Eine Stunde nachher durchzog der Connetable frei und freudig die Stadt im Triumph mit seinen Bretagnern, welche ihren Jubel bis zum Himmel erhoben.

Eine einzige Person vielleicht schloß sich dem Zug nicht an, der Duguesclin in seiner Huldigung folgte.

Dies war einer von den Officieren des Prinzen von Wales, einer von den Anführern der großen Compagnien, welche man Kapitäne nannte und die Stimme im Rathe hatten, obgleich ihre Ansicht nicht zählte.

Es war dies mit einem Wort ein Bekannter von uns, mit beständig geschlossenem Visir, der, als er mit Chandos in das Zimmer von Bertrand eintrat, die Stimme des unbekanntes Ritters hörte und so gewaltig davon gerührt war, daß er ihn nicht einen Moment mehr aus dem Blicke verlor.

Kaum war der Ritter verschwunden, als dieser Kapitän einige von seinen Leuten sammelte, sie zu Pferde steigen ließ, um die Spur des Flüchtigen zu entdecken, und selbst, nachdem er Erkundigungen eingezogen, auf dem Weg nach Spanien forteilte.

---

## Zweiundsechzigstes Kapitel.

### *Die Politik von Musaron.*

Durch die unvertilgbare Angst des Liebenden, der keine Nachricht hat, angetrieben, rückte Agenor mit raschen Schritten in den Staaten von Don Pedro vor.

Auf dem Wege schloßen sich ihm in Folge eines gewissen Rufes, den ihm seine Reise nach Frankreich erworben, die Bretagner an, welche, nachdem die Auslösung geschehen, Duguesclin aufsuchen und mit ihm kämpfen wollten.

Er traf auch eine große Anzahl spanischer Ritter, welche nach dem von Enrique von Transtamare bestimmten Sammelplatz zogen, denn dieser sollte nach Spanien zurückkehren und knüpfte, wie man sagte, eine Verbindung mit dem Prinzen von Wales an, der mit Don Pedro unzufrieden war.

So oft er in einer Stadt oder in einem Flecken von einiger Bedeutung Nachtlager hielt, erkundigte er sich nach Hafiz und Gildaz, sowie nach Maria Podilla, fragte, ob man nicht einen Eilboten, der einen Franzosen gesucht, oder eine junge, schöne Maurin, gefolgt von zwei Dienern und nach der Grenze von Frankreich reisend, gesehen.

So oft eine verneinende Antwort an sein Ohr traf, stieß der junge Mann mit vermehrter Heftigkeit seine Sporen seinem Pferd in den Bauch.

Dann sprach Musaron mit seinem philosophischen Tone:

»Herr, das ist eine junge Frau, die Ihr lieben müßt, denn sie kostet uns viele Mühe.«

Durch rasches Marschiren legte Agenor viel Raum zurück, durch häufiges Erkundigen erhielt er Auskunft.

Zwanzig Meilen trennten ihn noch vom Hof von Burgos.

Er wußte, daß eine sehr ergebene, sehr an den Krieg gewöhnte, sehr frische und folglich für Don Pedro sehr gefährliche Armee nur auf ein Zeichen wartete, um sich zu verbinden, und dem Sieger von Navarrete einen neuen, noch beißenderen, noch giftigeren Kopf einer Hydra entgegenzustellen.

Agenor fragte sich und fragte Musaron, ob es nicht ersprießlicher wäre, ehe man irgend eine politische Unterhandlung fortsetzte, Liebesunterhandlungen mit Maria Padilla anzuknüpfen.

Musaron gestand, die Diplomatie sei gut, doch wenn man Don Pedro, Maria, Mothril und Spanien nehme, würde man auch Burgos nehmen, in welchem Burgos man unfehlbar Dona Aissa nehmen müßte, wenn sie noch dort wäre.

Dies tröstete Agenor ungemein, und er legte noch einige Meilen zurück.

So verengte sich allmählig der Kreis, der Don Pedro ersticken sollte, den das Glück blendete, den die Intriguen seiner Günstlinge mit Nichtswürdigkeiten beschäftigten, während es sich um seine Krone handelte.

Musaron, der Eigensinnigste der Menschen, besonders seitdem er reich war, duldet nicht, daß sich sein Herr nur ein einziges Mal gen Burgos wagte, um sich dort einzuschließen und mit Dona Maria zu besprechen. Er benutzte im Gegentheil die Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit

des Verliebten, um ihn unter den Bretagnern und den Parteigängern von Transtamare zurückzuhalten, so daß der junge Ritter sich bald zum Anführer einer beträchtlichen Partei sowohl durch den Glanz seiner Sendung nach Frankreich, als durch die Beharrlichkeit, mit der er das Element des Krieges nährte, emporschwang.

Er empfing die Ankömmlinge, hielt offene Tafel, und stand im Briefwechsel mit dem Connetable und seinem Bruder Olivier, der sich anschickte, mit fünftausend Bretagnern die Grenze zu überschreiten, um seinem Bruder beizustehen und ihm die erste Schlacht gewinnen zu helfen.

Musaron wurde Taktiker: er brachte ganze Tage damit hin, daß er Schlachtpläne zeichnete und die Zahl der Thaler berechnete, welche Caverley seit seinem letzten Treffen aufgehäuft haben könnte, damit ihm die Befriedigung zu Theil würde, sich nicht zu täuschen, wenn man zum ersten Mal ihn schlug.

Unter diesen Kriegsrüstungen traf eine wichtige Nachricht bei Agenor ein: trotz der Wachsamkeit von Musaron, meldete ein gewandter Emissär Agenor die Abreise von Don Pedro nach einem Lustschloß und das mit der Reise des Königs zusammentreffende Verschwinden von Aissa und Maria.

Derselbe Eilbote wußte, daß Gildaz auf dem Wege umgekommen, und daß Hafiz allein wieder bei Dona Maria erschienen war.

Um so viele Dinge und so gute Dinge zu erfahren,, brauchte Agenor nur dreißig Thaler einem Bauern aus der Gegend zu geben, der sich mit der Amme von Maria, der Mutter des armen Gildaz, besprach.

Als Agenor wußte, woran er sich zu halten hatte, warf er sich, trotz Musaron, trotz seiner Waffengefährten, auf das beste von seinen Pferden und schlug den Weg nach dem Schlosse ein, das Don Pedro zum Aufenthalt gewählt hatte.

Musaron fluchte und tobte, doch er brach ebenfalls nach diesem Schlosse auf.

---

## Dreiundsechzigstes Kapitel.

*Wie das Verbrechen von Mothril einen glücklichen Erfolg hatte.*

Im Schlosse von Don Pedro verbreitete sich die Trauer furchtbarer und geräuschvoller, als der Tag das Gemach von Dona Maria beleuchtet hatte.

Don Pedro hatte nicht schlafen können, und seine Diener behaupteten, sie haben ihn weinen hören.

Mothril hatte die Nacht auf eine für seine Interessen vortheilhaftere Weise hingebracht. Als er mit Aissa allein war, behandelte er sie mit einem Aufwand der zartesten Fürsorge und mit der Geschicklichkeit des erfahrensten Arztes, und schon am Anfang seiner Unterredung mit ihr formte er wie weiches Wachs den noch schwebenden Geist des Mädchens.

Da Aissa, als sie den Leichnam von Dona Maria erblickte, laut aufschrie, so stellte sich Mothril, als erfaßte ihn ein unwillkürlicher Schauer, und er warf rasch einen Mantel auf die leblosen Ueberreste der Geliebten des Königs.

Dann, als ihn Aissa erschrocken anschaute, sagte Mothril:

»Armes Kind, danke Gott, der Dich gerettet hat!«

»Mich gerettet?« fragte das Mädchen.

»Von einem gräßlichen Tod, ja, liebes Kind.«

»Wer hat mich denn geschlagen? . . .«

»Diejenige, welche noch Deinen Dolch in der Hand hält.«

»Dona Maria! sie, die so gut, so edelmüthig war! unmöglich.«

Mothril lächelte mit jenem verächtlichen Mitleid, das immer Eindruck auf die Geister macht, welche von irgend einem großen Interesse erfüllt sind.

»Die Geliebte des Königs edelmüthig und gut gegen Aissa, die der König anbetet! . . . Du glaubst das nicht, meine Tochter?«

»Aber sie wollte mich entfernen?« versetzte Aissa.

»Nicht wahr, um Dich mit jenem französischen Ritter zu vereinigen?« fragte Mothril mit seinem ruhigen, wohlwollenden Ton.

Aissa erhob sich ganz bleich, als sie so das Geheimniß ihrer Liebe in den Händen eines Mannes sah, der am meisten bei Bekämpfung derselben interessirt war.

»Sei unbesorgt,« fuhr der Maure fort, »was Maria wegen der Eifersucht und der Liebe des Königs nicht thun konnte, werde ich thun. Aissa, Du liebst, sagst Du; wohl! ich verspreche Dir, Dich hierin zu unterstützen; wenn nur die Tochter meiner Königin lebt und glücklich lebt, so wünsche ich nichts mehr auf Erden,«

Wie versteinert, daß sie Mothril so sprechen hörte, schaute diesen Aissa unablässig mit Augen an, die noch vom Todesschlaf müde waren.

»Er hintergeht mich,« sagte sie zu sich selbst.

Dann an den Leichnam von Dona Maria denkend, wiederholte sie ganz verwirrt:

»Dona Maria ist todt!«

»Höre die Ursache, meine liebe Tochter; der König liebt Dich leidenschaftlich, und er hat es gestern Dona Maria erklärt. . . Diese ist trunken vor Wuth und Eifersucht in ihre Wohnung zurückgekehrt. Don Pedro beabsichtigte, sich mit Dir durch die Bande der Heirath zu vereinigen, was immer das ehrgeizige Streben von Dona Maria gewesen war. . . Da verzichtete sie auf das Leben und leerte ihren Ring in die silberne Schale, und um Dich nicht triumphirend und als Königin zurückzulassen, um sich zugleich an Don Pedro und an mir zu rächen, die wir Dich Beide, obwohl unter verschiedenen Titeln, so sehr lieben, nahm sie Deinen Dolch und stieß ihn Dir in den Leib.«

»Das muß während meines Schlafes geschehen sein, denn ich kann mich durchaus nicht erinnern; eine Wolke bedeckte mein Gesicht, ich hörte etwas wie dumpfe Schläge und ein unterdrücktes Röcheln. . . Ich glaube, ich stand auf, fühlte Hände auf den meinigen, und alsbald die zerfleischende Kälte des Stahls.«

»Das war die letzte Anstrengung Deiner Feindin, welche neben Dir niederfiel: nur war das Gift stärker für sie, als der Dolch für Dich. . . Ich fand in Dir einen Lebensfunken, ich sachte ihn an, und hatte das Glück, Dich zu retten.«

»Oh! Maria, Maria,« murmelte das Mädchen, »Du warst doch so gut!«

»Du sagst das, weil sie Deine Liebe für Agenor von Mauléon begünstigt hat, meine Tochter,« erwiderte Mothril ganz leise und mit einem Wohlwollen, das zu absichtlich war, um nicht eine dumpfe Wuth zu verbergen; Du sagst das, weil sie ihn in Deine Wohnung in Soria gelangen ließ. . .«

»Ihr wißt es? . . .«

»Ich weiß Alles. . . Der König weiß es auch. Maria hat Dich bei Don Pedro entehrt, ehe sie Dich zu ermorden suchte. Doch sie befürchtete, die Verleumdung könnte an der Seele des Königs abgleiten, und er könnte Dir verzeihen, daß Du einem Andern gehört habest; man ist nachsichtig, wenn man liebt!. . . sie wandte auch den Stahl an, um Dich von der Welt der Lebendigen zu trennen.«

»»Der König weiß, daß Agenor?. . .«

»Der König ist wahnsinnig vor Zorn und Liebe. . . Der König, der schon Hafiz bestochen hatte, um Dich in's Schloß zu locken, während ich durchaus nichts wußte, der König, sage ich, wartet nur auf Deine Wiedergenesung, um Dich abermals an sich zu locken. . . Das ist entschuldbar, er liebt Dich.«

»Ich werde diesmal sterben,« sprach Aissa, »denn meine Hand wird nicht zittern, wird nicht an meinem Busen abgleiten, wie es die von Maria Padilla gethan hat.«

»Du sterben! Du, mein Idol! Du, mein angebetetes Kind!« rief der Maure, niederknieend. »Nein, Du wirst leben, sage ich Dir, Du wirst glücklich und meinen Namen auf ewig segnend leben!«

»Ohne Agenor werde ich nicht leben.«

»Er hat eine andere Religion als Du, meine Tochter.«

»Ich werde seine Religion annehmen.«

»Er haßt mich.«

»Er wird Euch verzeihen, wenn er Euch nicht mehr zwischen ihm und mir sieht. Was ist übrigens mir daran gelegen? . . . Ich liebe und kenne auf der ganzen Welt nur den Gegenstand

meiner Liebe.«

»Nicht einmal denjenigen, welcher Dich für Deinen Geliebten gerettet hat?« sagte Mothril demüthig mit einem geheuchelten Schmerz, der das Herz des Mädchens tief rührte. »Du opferst mich auf, während ich mich der Gefahr, für Dich zu sterben, preisgebe!«

»Wie so?«

»Gewiß, Aissa, Du willst mit Don Agenor leben, und ich werde Dich dabei unterstützen.«

»Ihr!«

»Ich, Mothril; ja, Aissa.«

»Ihr hintergeht mich.«

»Warum?«

»Beweist mir Eure Aufrichtigkeit.«

»Das ist leicht. . . Du fürchtest den König; wohl! ich werde es verhindern, daß Du den König siehst. Stellt Dich das zufrieden?«

»Nicht ganz.«

»Ich begreife. . . Du wünschst den Franzosen wiederzusehen.«

»Vor Allem.«

»Warten wir, bis Du im Stande bist, die Reise zu ertragen, und ich führe Dich zu ihm und übergebe ihm mein Leben.«

»Maria wollte mich auch zu ihm führen.«

»Allerdings, sie hatte ein Interesse, sich Deiner zu entledigen, und sie hätte sich gern einen Mord erspart. . . Es ist an dem Tag, wo man vor dem Gericht Gottes erscheint, der Mord eine schwere Last.«

Als Mothril diese furchtbaren Worte sprach, ließ er auf einen Augenblick auf seinem bleichen Gesicht jenes Leiden der Verdammten sehen, welche keine Rast und keine Hoffnung bei ihren Qualen mehr haben.

»Nun! was werdet Ihr thun?« fragte Aissa.

»Ich werde Dich verbergen, bis Du geheilt bist, dann vereinige ich Dich, wie ich Dir gesagt habe, mit dem edlen Herrn von Mauléon.«

»Das ist Alles, was ich verlange, und wenn Ihr dies thut, werdet Ihr in der That ein göttliches Wesen für mich. Aber! der König. . .«

»Oh! er würde sich mit allen seinen Kräften widersetzen, wenn er unser Vorhaben erführe, . . Mein Tod wäre das beste Mittel. . . sobald ich gestorben, würdest Du ihm gehören, Aissa.«

»Oder ich wäre genöthigt zu sterben.«

»Willst Du lieber sterben, als für den Franzosen leben?«

»Nein. . . oh nein! spricht! spricht!«

»Liebes Kind, sollte Dich zufällig Don Pedro sehen, mit Dir sprechen, Dich über Mauléon von Agenor befragen, so mußt Du kühn behaupten, Maria habe gelogen, als sie versichert, Du liebtest diesen Franzosen, und besonders, daß Du ihm den Besitz Deiner Liebe gegeben. . . Auf diese Art wird der König dem Franzosen nicht mehr mißtrauen, er wird unser Benehmen nicht mehr überwachen, er wird uns frei und glücklich machen. . . Du mußt auch, mein Kind, das ist die Hauptsache, Deine Erinnerungen zurückrufen und sagen, Du findest darin, Dona Maria habe mit Dir gesprochen, ehe sie Dich geschlagen, sie habe Dich überreden wollen, dem König Deine

Schande zu gestehen. . . Du habest Dich dessen geweigert, und dann erst seist Du vom Dolch getroffen worden.«

»Ich erinnere mich nicht!« rief Aissa von Furcht erfüllt, wie es jeder redliche, einfache Geist bei der Auseinandersetzung dieser höllischen Theorie von Mothril gewesen wäre; »ich will mich nicht erinnern. Ich will auch nicht meine Liebe für Mauléon verleugnen. Diese Liebe ist mein Licht und meine Religion! sein Name ist der Stern, der mich im Leben leitet!. . . Stolz, ihm anzugehören, bin ich so weit entfernt, ihn zu verheimlichen, daß ich ihn gern vor allen Königen der Erde laut ausrufen möchte; zählt nicht auf mich für diese Lüge. Spricht Don Pedro mit mir, so werde ich antworten.«

Mothril erbleichte. Dieses letzte, dieses schwache Hinderniß vernichtete das Resultat eines Mordes; das einfache Widerstreben eines Kindes band an Händen und Füßen den starken Mann, der eine Welt in seinem Gange fortgerissen hätte.

Der Maure begriff, daß er nicht auf seinem Willen bestehen durfte. Er hatte die Arbeit von Sisyphus gethan. . . er hatte den Felsen bis zum Gipfel des Berges gewälzt; aber der Felsen stürzte abermals herab.

Mothril hatte weder Zeit, noch Kräfte, um wieder anzufangen.

»Meine Tochter,« sagte er, »Du wirst handeln, wie es Dir beliebt. Dein Interesse, von Dir gedeutet nach Deinem Herzen, nach Deiner Laune, ist mein einziges Gesetz. Du willst das. . . ich will es. . . Antworte also dem König nur, was Du willst. . . Ich weiß wohl, daß Dein Geständniß meinen Kopf fallen machen wird, denn ich mußte immer Deine Unschuld, Deine Reinheit behaupten, ich habe nie eingewilligt, einen Verdacht über Dir schweben zu lassen; mein Kopf bezahle Deinen Fehler, das heißt Dein Glück,. . . Allah will es. . . sein Wille geschehe!«

»Ich kann nicht lügen,« sprach Aissa. »Warum gestattet Ihr aber, daß der König mich spricht? Entfernt ihn. . . Das ist leicht; könnt Ihr mich nicht an einen einsamen Ort bringen, mich mit einem Worte verbergen?. . . Sind meine Gesundheit, meine Wunde nicht genügende Vorwände? Hierbei unterstütze ich Euch genug durch meine Lage. Lügen, oh! nie! Agenor verleugnen, nie!«

Mothril suchte vergebens die Freude zu verbergen, welche die Worte von Aissa in seine Seele brachten. . . Mit Aissa abreisen, sie auf einige Zeit den Fragen von Don Pedro entziehen, so den Zorn, den Haß, das Beklagen. . . die Erinnerung an Maria schwächen . . . einen Monat gewinnen, hieß Alles gewinnen. . . Diese Aussicht auf Rettung bot ihm Aissa selbst. . . Mothril griff glühend darnach.

»Du willst es, meine Tochter, und wir werden reisen,« sagte er. »Hast Du einen Widerwillen gegen das Schloß Montiel, zu dessen Gouverneur mich der König ernannt hat?«

»Mir ist nur die Gegenwart von Don Pedro zuwider, und ich gehe, wohin Ihr wollt.«

Mothril küßte Aissa die Hand und das Kleid, und trug sie sachte bis in das anstoßende Zimmer . . . Er ließ den Leichnam von Maria wegnehmen rief zwei Frauen seiner Nation, auf deren Treue er sich verlassen konnte, als Wärterinnen zu dem verwundeten Mädchen und befahl ihnen bei ihrem Leben, nicht mit Aissa zu sprechen und es nicht zu dulden, daß irgend Jemand das Wort an sie richte.

Als alle Dinge so geordnet waren, begab er sich zum König, nachdem er zuvor seinem Geist und seinem Gesicht eine Haltung den Umständen gemäß gegeben hatte.

Don Pedro hatte verschiedene Briefe aus der Stadt erhalten. Man meldete ihm, Abgesandte von Bretagne und England seien in der Gegend erschienen. . . Kriegsgerüchte seien im Umlauf,

der Prinz von Wales schließe um die neue Hauptstadt seinen ehernen Cordon, um durch den Druck eines unbesiegbaren Heeres seinen Schützling von Navarrete zu zwingen, die Kriegskosten zu bezahlen.

Diese Nachrichten betrübten Don Pedro, schlugen ihn aber nicht nieder. Er schickte einen Diener ab, um Mothril zu holen, welcher in das königliche Zimmer in dem Augenblick eintrat, wo sich der Wunsch des Königs kundgab.

»Aissa?« fragte Don Pedro voll Bangigkeit.

»Hoheit, ihre Wunde ist gefährlich, tief; wir werden dieses Opfer nicht retten.«

»Abermals ein Unglück! . . .« rief Don Pedro.

»Oh! das wäre zu viel auf einmal . . . Dona Maria verlieren, die mich so sehr liebte, Aissa verlieren, die ich bis zum Wahnsinn liebe, einen erbitterten, und versöhnlichen Krieg wiederbeginnen, das ist zu viel, Mothril, zu viel für das Herz eines einzigen Menschen.«

Nach diesen Worten zeigte Pedro dem Minister die Meldungen, die er vom Gouverneur von Burgos und von den benachbarten Städten erhalten hatte.

»Mein König,« sprach Mothril, »Ihr müßt für einen Augenblick die Liebe vergessen und Tuch für den Krieg vorbereiten.«

»Der Schatz ist leer.«

»Eine Steuer wird ihn füllen . . . unterzeichnet den Befehl, die Steuer zu erheben, die ich Euch vorgeschlagen habe.«

»Ich werde es wohl thun müssen . . . Kann ich Aissa sehen? . . .«

»Aissa hängt wie eine Blume über dem Abhang. Ein Hauch kann sie in den Tod werfen.«

»Hat sie gesprochen?«

»Ja, hoher Herr.«

»Was hat sie gesagt?«

»Einige Worte, welche Alles erklären. Es scheint, Dona Maria wollte sie zwingen, sich durch ein Geständniß zu entehren, um sie in Eurer Achtung zu verderben. Das muthige Kind weigerte sich, und Dona Maria hat Aissa niedergestoßen.«

»Aissa hat dies gesagt?«

»Sie wird es wiederholen, sobald ihre Kräfte wiederhergestellt sind. Doch ich befürchte, man wird ihre Stimme nie mehr auf der Welt hören.«

»Mein Gott!« rief der König.

»Ein einziges Mittel kann sie retten . . . Eine Ueberlieferung meines Landes verheißt das Leben dem Verwundeten, der in der Nacht, bei den Dünsten des Neumonds, mit seiner Wunde ein gewisses Zauberkraut berührt.«

»Dieses Kraut muß man sich verschaffen,« sprach der König mit der Wuth des Aberglaubens und der Liebe.

»Es findet sich nicht in diesem Land, mein König . . . ich habe es nur in Montiel gesehen.«

»In Montiel . . . Schicke »ach Montiel, Mothril.«

»Ich sagte Euch, hoher Herr, die Wunde müßte dieses Kraut noch auf seinem Stängel berühren . . . Oh! das ist ein unfehlbares Mittel! Ich würde Aissa wohl nach Montiel bringen, aber wird sie auch die Reise aushalten können?«

Don Pedro antwortete:

»Man wird sie so sanft tragen, als sich der Vogel selbst trägt, wenn er auf dem Schwunge seiner Flügel durch die Luft gleitet. . . Sie reise, Mothril, sie reise! aber Du bleibe bei mir.«

»Nur ich, hoher Herr, kann die Zauberformel während der Operation sprechen.«

»Ich soll also allein bleiben?«

»Nein, Hoheit, denn ist Aissa geheilt, so kommt Ihr nach Montiel und verlaßt sie nicht mehr.«

»Ja, Mothril, ja. Du hast Recht. . . ich werde sie nicht mehr verlassen, und so werde ich glücklich sein. . . Doch was macht man mit dem Leichnam von Dona Maria? Ich hoffe, es werden ihm die größten Ehren erwiesen werden?«

»Hoheit, ich habe sagen hören, bei Eurer Religion werde dem Leichnam des Selbstmörders das Begräbniß verweigert; die Kirche darf also nichts von dem Selbstmord von Dona Maria erfahren.«

»Niemand darf etwas davon erfahren, Mothril.«

»Aber Eure Diener?«

»Ich werde vor dem versammelten Hofe sagen, Dona Maria sei am Fieber gestorben, und wenn ich so gesprochen habe, wird Niemand die Stimme erheben.«

»Blinder! Blinder! Narr!« dachte Mothril.

»Du wirst also mit Aissa abreisen, Mothril?« fragte Don Pedro.

»Noch heute.«

»Ich werde für das Leichenbegängniß von Dona Maria Sorge tragen, das Edict unterzeichnen, einen Aufruf an mein Heer, an meinen Adel ergehen lassen . . . den Sturm beschwören.«

»Und ich werde mich in Sicherheit bringen!« dachte Mothril.

---

## Sechshundsechzigstes Kapitel.

*Wie Agenor erfuhr, daß er zu spät gekommen war.*

Agenor ließ die Soldaten, die Officiere, die Liebhaber des Kriegs sich in Entwürfen, Plänen, Strategien verlieren, und verfolgte sein Ziel, welches darin bestand, daß er Aissa, sein theuerstes Gut, wieder auffinden wollte.

Die Liebe fing an bei ihm die Oberhand über den Ehrgeiz, sogar über die Pflicht zu gewinnen; denn ungeduldig, nach Spanien zu gelangen, um Nachricht von Aissa zu erhalten, hatte es der junge Mann, wie wir gesehen, zugegeben, daß die Abgesandten des Königs von Frankreich und der Graf von Laval nach Bordeaux gingen, um das Lösegeld zu bezahlen, das der Connetable selbst in einem Augenblick heidenmäßigen Stolzes bestimmt hatte.

Da dieses Blatt in unserer Geschichte fehlen würde, insofern es in der von Agenor fehlt, wenn wir es nicht durch die Geschichte selbst ersetzen, so sind wir genöthigt, mit zwei Worten zu sagen, daß die Guienne vor Schmerz an dem Tag zitterte, wo der Prinz von Wales, großmüthig wie immer, seinen mit dem Golde von ganz Frankreich losgekauften Gefangenen aus Bordeaux entließ.

Wir fügen bei, daß Bertrand vor Allem darauf bedacht war, nach Paris zu eilen, um dem König zu danken. Das Uebrige wird man erfahren, wenn man es nicht schon weiß. Wir sind fortan, was den Connetable betrifft, freimüthige und unparteiische Geschichtsschreiber.

Agenor und sein getreuer Musaron ritten in großen Tagemärschen nach dem Schlosse, wo Don Pedro Aissa zu besitzen gehofft hatte.

Agenor ahnete, daß keine Zeit zu verlieren war. Er kannte Don Pedro und Mothril zu genau, um sich an Hoffnungen zu ergötzen.

»Wer weiß,« sagte er zu sich selbst, »wer weiß, ob nicht Maria Padilla selbst aus Schwäche, aus Furcht einen Vergleich mit ihrer Würde getroffen hat, ob sie nicht dachte, ein Bündniß mit dem Mauren Mothril sei der Möglichkeit eines Bruches mit Don Pedro vorzuziehen, und ob die Favoritin nicht, die Rolle einer rachsüchtigen Gattin spielend, die Augen für eine Laune ihres königlichen Liebhabers schließt?«

Diese Gedanken machten das stürmische Blut von Agenor kochen. Er urtheilte nur noch wie ein Verliebter, das heißt, er urtheilte ganz unvernünftig mit allem. Anschein eines gesunden Verstandes.

Er gab unter Weges gewaltige Lanzenhiebe, welche theilweise auf das Maulthier von Musaron, theilweise auf den Rückgrath des guten Knappen fielen; doch das Resultat war dasselbe: durch den Schlag erschüttert, erschütterte Musaron sein Maulthier.

Man machte den Weg unter Reden, aus denen wir das Wesentliche ausziehen wollen, um den Leser zu ergötzen und zu belehren.

»Siehst Du, Musaron,« sagte Agenor, »wenn ich nur eine Stunde mit Dona Maria gesprochen werde ich die ganze Gegenwart kennen und wissen, woran ich mich in Beziehung auf die Zukunft zu halten habe.«

»Aber, gnädiger Herr, Ihr werdet gar nichts erfahren und am Ende in die Hände dieses

maurischen Schuftes fallen, der Euch belauert, wie die Spinne ihre Fliege.«

»Du wiederholst immer dasselbe, Musaron; hat ein Saracene den Werth eines Christen?«

»Ein Saracene, wenn er die Dinge im Kopf hat, ist drei Christen werth. Das ist gerade als ob Ihr sagen würdet: »»Hat eine Frau den Werth eines Mannes?«« Und man fleht doch alle Tage Männer, welche von Frauen unterjocht und geschlagen werden. Wißt Ihr warum, gnädiger Herr? Weil die Frauen immer an das denken, was sie thun wollen, während die Männer beinahe nie das thun, woran sie denken sollen.«

»Was schließt Du hieraus?«

»Daß Dona Maria durch irgend eine Intrigue des Saracenen verhindert worden ist, Euch Aissa zu schicken.«

»Hernach?«

»Hernach . . . daß Mothril, der es zu verhindern wußte, daß man Euch Eure Geliebte schickte. Euch an Leib und Seele gut bewaffnet erwartet, daß er Euch im Garne fangen wird, wie man es mit den Lerchen im grünen Felde macht, daß er Euch tödtet, und daß Ihr Aissa nicht bekommen werdet.«

Agenor antwortete nur durch einen Schrei der Wuth und gab seinem Pferd die Sporen.

Er kam so vor das Schloß, dessen Anblick ihn schmerzlich berührte. Die Oertlichkeiten sind beredt, sie sprechen eine für auserkorene Seelen verständliche Sprache.

Agenor betrachtete bei den ersten Strahlen des Mondes das Gebäude, das seine ganze Liebe, sein ganzes Leben enthielt. Während er es betrachtete, ging in seinem geheimnißvollen, undurchdringlichen Innern, der gräßliche Mord, der Triumph von Mothril in Erfüllung.

Müde, so viel geritten zu sein, so wenig erfahren zu haben, sicher, sich fortan dem, was er suchte, gegenüber zu befinden, erreichte Agenor, nachdem er lange Stunden die Mauern angeschaut hatte, gefolgt von Musaron, ein jenseits des Gebirges liegendes Dörfchen.

Hier wohnten, wie wir wissen, einige Ziegenhirten: Agenor ersuchte sie um eine Lagerstätte, die er großmüthig bezahlte. Es gelang ihm, sich ein Pergament und Tinte zu verschaffen, und er ließ durch Musaron einen Brief an Dona Maria schreiben, einen Brief voll liebevollen Beklagens, voll von Dankbarkeit, aber auch voll von Unruhe und Mißtrauen, ausgedrückt mit allem Zartgefühl eines französischen Geistes.

Um des günstigen Erfolges seiner Botschaft sicherer zu sein, hätte Agenor gern Musaron damit beauftragt; doch dieser bemerkte ihm, da ihn Mothril kenne, so laufe er viel mehr Gefahr, als ein einfacher Abgesandter, den man aus den Hirten des Gebirges wähle, Agenor fügte sich in diesen Grund und schickte einen Hirten zu Verstellung des Briefes ab.

Er selbst legte sich auf Lämmerfelle neben Musaron nieder und wartete. Doch der Schlaf der Verliebten ist wie der der Narren, der Ehrgeizigen und der Diebe, er unterbricht sich leicht.

Zwei Stunden, nachdem er sich niedergelegt, war Agenor wieder auf den Beinen und spähte von dem Abhang des Hügels, von wo aus man ganz klar, obgleich von einer großen Entfernung, das Thor des Schlosses sah, auf die Rückkehr seines Boten.

Man vernehme, was der Brief enthielt.

*»Edle, so großmüthige, den Interessen zweier Liebender so ergebene Dame, ich bin nach Spanien zurückgekehrt, wie der Hund, der seine Kette schleppt. Von Euch, von Aissa keine Nachricht mehr; ich bitte, unterrichtet mich. Ich bin im Dorfe Quebra, wohin mir Eure Antwort den Tod oder das Leben bringt. Was ist geschehen? Was darf ich hoffen, oder was muß ich*

*befürchten?»*

Der Hirte kam nicht zurück. Plötzlich öffneten sich die Thore des Schlosses, Agenor fühlte sein Herz pochen; aber es war nicht der Ziegenhirte, was herauskam.

Eine lange Reihe von Soldaten, von Frauen und Höflingen erschien, ohne daß man wußte, woher diese kamen, denn der König hatte sich nur mit kleiner Begleitung nach dieser Residenz begeben, mit einem Wort, ein langer Zug folgte einer Sänfte, die einen Todten trug.

Dies ließ sich an den Trauertüchern erkennen, welche die Sänfte umschloßen.

Agenor sagte sich, es sei dies ein unheilvolles Vorzeichen. Kaum hatte er diesen Gedanken vollendet, als sich die Thore wieder schloßen.

»Das sind seltsame Zögerungen,« sagte er zu Musaron, der als Zeichen der Unzufriedenheit den Kopf schüttelte, »Gehe und erkundige Dich.«

Und er setzte sich auf den Abhang des Hügels, unter staubbedecktes Heidekraut.

Es war keine Viertelstunde verlaufen, als Musaron zurückkehrte und einen Soldaten mit sich brachte, der sich, wie es schien, viel bitten ließ, um zu kommen.

»Ich sage Dir,« rief Musaron, »mein Herr wird bezahlen, und freigebig bezahlen.«

»Was wird er bezahlen?« fragte Agenor.

»Die Neuigkeit. . .«

»Welche Neuigkeit?«

»Gnädiger Herr, dieser Soldat gehört zu dem Geleite, das den Leichnam nach Burgos führt.«

»Um Gotteswillen, welchen Leichnam?«

»Ah! Eure Gnaden, ah! mein lieber Herr, einem Andern als mir hättet Ihr nicht geglaubt, doch ihm werdet Ihr vielleicht glauben: der Leichnam, den man nach Burgos führt, ist der von Dona Maria Padilla.«

Agenor stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

»Es ist wahr,« sagte der Soldat, »und ich habe Eile, wieder in meine Reihe im Geleite einzutreten.«

»Wehe! wehe!« rief Mauléon; »aber Mothril ist im Schloß?«

»Ah! gnädiger Herr, Mothril ist nach Montiel abgereist.«

»Abgereist! Er! mit seiner Sänfte?«

»Welche das sterbende Mädchen enthält, ja, gnädiger Herr.«

»Das Mädchen, Aissa! sterbend! Ah! Musaron, ich bin todt,« seufzte der unglückliche Ritter, indem er auf den Boden niederfiel, als ob er wirklich todt wäre, was den guten Knappen, der wenig an Ohnmachten von Seiten seines Herrn gewöhnt war, ungemein erschreckte.

»Herr Ritter,« sagte der Soldat, »das ist Alles, was ich weiß, und ich weiß das nur zufällig. Ich habe heute Nacht das von einem Dolchstoß getroffene Mädchen und die vergiftete Senora Maria aufgehoben.«

»Oh! verfluchte Nacht, oh! Unglück, Unglück!« wiederholte der junge Mann halb wahnsinnig. »Hier, mein Freund, empfängt diese zehn Gulden, als ob Ihr mir nicht das Unglück meines Lebens verkündigt hättet.«

»Ich danke, Herr Ritter, und Gott befohlen,« sagte der Soldat und entfernte sich behenden Schrittes durch das Heidekraut.

Musaron hielt seine Hand über die Augen, befragte den Horizont und rief:

»Seht, dort, sehr fern, mein lieber Herr, seht jene Leute, welche mit einer Sänfte durch die Ebene ziehen! Seht Ihr zu Pferde mit seinem weißen Mantel den Saracenen, unsern Feind?«

»Musaron! Musaron!« sprach der Ritter, von der Wuth des Schmerzes wiederbelebt, »steigen wir zu Pferde, zerschmettern wir den Elenden, und wenn Aissa sterben soll, so will ich wenigstens ihren letzten Seufzer empfangen.«

Musaron erlaubte sich, die Hand auf die Schulter seines Herrn zu legen, und sprach:

»Man urtheilt nie richtig über ein zu neues Ereigniß. Wir sind zu zwei, sie sind zu zwölf; wir sind müde und sie sind frisch. Ueberdies gehen sie nach Montiel, wir wissen das, und werden sie in Montiel einholen. Seht, lieber Herr, vor Allem muß man die Geschichte, die uns der Soldat nicht zu erzählen im Stande war, gründlich kennen; man muß wissen, warum Dona Maria durch Gift gestorben, und warum Dona Aliso durch einen Dolchstoß verwundet worden ist.«

»Du hast Recht, mein getreuer Freund,« sagte Agenor, »mache aus mir, was Du willst.«

»Ich werde einen siegreichen und glücklichen Mann aus Euch machen, gnädiger Herr.«

Agenor schüttelte den Kopf voll Verzweiflung. Musaron wußte daß es kein anderes Mittel für diese Krankheit gab, als eine große körperliche und geistige Aufregung. Er führte seinen Herrn in das Lager zurück, wo schon die Transtamare getreuen Bretagner und Spanier sich minder verbargen und lauter ihre Pläne zugestanden, seitdem sie unbestimmt Nachricht von der Befreiung von Duguesclin erhalten hatten, und besonders seitdem sie von Tag zu Tag ihre Kräfte zunehmen sahen.

---

## Fünfundsechzigstes Kapitel.

### *Die Pilger.*

Einige Stunden von Toledo, auf einem sandigen und von einem Walde verkrüppelter Fichten begrenzten Wege ritten Agenor und sein getreuer Knappe Musaron traurig in der Abenddämmerung: sie suchten eine *V e n t a*, wo sie ihre müden Glieder niederlegen und einen Hasen, den der Pfeil von Musaron im Lager getroffen, braten lassen könnten.

Plötzlich hörten sie hinter ihnen auf dem Sand eine hastige Bewegung: es war der Galopp eines raschen Maulthieres, das auf seinen kräftigen Flanken einen Pilger trug, dessen Kopf durch einen breitkrämpigen Hut und mehr noch durch einen an der Krämpe des Hutes befestigten Schleier bedeckt war.

Dieser Pilger gab dem Maulthier den Sporn und lenkte es wie ein Mensch, der die ganze Gewandtheit eines vollkommenen Reiters besitzt.

Von einer vortrefflichen Race, flog das Thier mehr als daß es lief auf dem Sande hin, und entfernte sich so rasch aus dem Blick unserer Reisenden, daß sie den Ton der Stimme, welche ihnen ein: **Vayan usted, con Dios** (geht mit Gott), zurief, nicht unterscheiden konnten.

Es waren nicht zehn Minuten vorüber, als Musaron ein anderes, dem ersten ähnliches Geräusch vernahm. Er wandte sich um und hatte nur Zeit, das Pferd seines Herrn und das seinige auf die Seite zu lenken, denn vier Reiter jagten wie Blitze heran.

Einer von ihnen, der Vorderste, der Anführer, trug ein Pilgerkleid ähnlich dem des ersten, den die Reisenden hatten vorbeurreiten sehen.

Nur verbarg der kluge Pilger unter diesem Kleid eine Rüstung, sogar das Visir war auf seinem Gesicht befestigt, und trotz der Nacht bot dieses Rittergesicht einen seltsamen Anblick unter einem breitkrämpigen Hut.

Der Unbekannte roch gleichsam an unseren Reisenden, wie es ein Leithund gethan hätte! aber Agenor hatte vorsichtiger Weise sein Helmvisir niedergeschlagen und die Hand an das Schwert gelegt.

Musaron hielt sich im Vertheidigungsstand.

»Mein Herr,« sagte in schlechtem Spanisch eine hohle Stimme, welche wie aus einem Schlunde kam, »habt Ihr nicht einen Gefährten vor mir vorbeikommen sehen, einen Pilger, wie ich, der ein schwarzes Maulthier rasch wie der Wind ritt?«

Der Ton dieser Stimme berührte Agenor unangenehm wie eine verworrene Erinnerung, Doch es war seine Pflicht, zu antworten, er that dies höflich und erwiderte ebenfalls spanisch:

»Herr Pilger, oder Herr Ritter, die Person von der Ihr sprecht, ist vor ungefähr zehn Minuten vorbeigekommen; sie reitet in der That ein Maulthier, das so schnell ist, daß ihm wenige Pferde in der Welt zu folgen vermöchten.«

Musaron glaubte zu bemerken, daß die Stimme von Agenor ein gewisses Erstaunen bei dem Pilger erregte; denn dieser rückte näher heran und sagte mit einem frechen Wesen:

»Diese Auskunft ist mir kostbarer, als Ihr denkt, Ritter; sie wird mir überdies auf eine so freundliche Weise gegeben, daß ich entzückt wäre, die Bekanntschaft desjenigen zu machen, der

mir sie gibt . . . Ich bemerke an Eurem fremden Accent, daß wir Beide vom Norden kommen, und aus diesem Grund müssen wir vertrauter werden. Schlagt also, wenn es Euch beliebt, Euer Visir auf, damit ich die Ehre habe, Euch bei entblößtem Gesichte zu danken.«

»Entblößt Euch selbst, Herr Ritter,« entgegnete Mauléon, den diese Stimme und diese Worte immer unangenehmer berührten.

Der Pilger zögerte und wies am Ende die Aufforderung auf eine Weise zurück, welche offenbarte, wie falsch und eigennützig sein Verlangen war.

Und ohne ein Wort beizufügen, machte er seinen Gefährten ein Zeichen und ritt im Galopp auf der Straße fort, der der erste Pilger gefolgt war.

»Das ist ein Unverschämter!« sagte Musaron, als er ihn aus dem Blick verloren hatte.

»Und eine abscheuliche Stimme, Musaron; ich habe sie, wie mir scheint, in schlimmen Augenblicken gehört.«

»Ich denke wie Ihr, gnädiger Herr, und wenn unsere Pferde nicht so müde wären, würden wir wohl daran thun, diesem Burschen nachzusetzen: es muß dort etwas Seltsames vorgehen.«

»Was ist uns daran gelegen, Musaron?« erwiderte Mauléon wie ein Mensch, der sich um nichts mehr bekümmert. »Wir gehen nach Toledo, wo sich unsere Freunde versammeln sollen. Toledo ist bei Montiel: das ist Alles, was ich weiß. Alles, was ich wissen will.«

»In Toledo erhalten wir Nachricht vom Herrn Connetable.« sagte Musaron.

»Wahrscheinlich auch von Don Enrique von Transtamare. Wir bekommen Befehle, wir werden Maschinen, Automaten, das einzige Hilfsmittel, der einzige mögliche Trost für Leute, welche, nachdem sie ihre Seele verloren, nicht mehr wissen, was sie im Leben sagen oder thun sollen.«

»Nun! nun!« rief Musaron, »es wird immer noch Zeit sein, zu verzweifeln . . . Am letzten Tag der Sieg, wie ein Sprichwort sagt.«

»Oder der Tod . . . nicht wahr? Du fürchtest Dich, dies beizufügen.«

»Ei! gnädiger Herr, man stirbt nur einmal.«

»Glaubst Du, ich habe bange?«

»Oh! Herr, Ihr habt nicht genug bange, und das ist mir ärgerlich.«

So plaudernd, erreichten sie die ersehnte Venta.

Es war ein einsames Haus, wie es in Spanien diese providenziellen Zufluchtstätten sind, welche die Reisenden gegen die Sonne des Tags, gegen die Kälte der Nacht finden, glühend ersehnte Grenzen, häufig unüberschreitbar wie die Oase der Wüste, weil man vor Hunger, Durst und Müdigkeit sterben würde, ehe man eine andere fände.

Als Agenor und Musaron ihre Pferde in den Stall gebracht, oder als vielmehr der würdige Knappe diese Sorge allein übernommen hatte, erblickte Agenor in der unteren Stube der Venta vor einem hellen Feuer und mitten unter Maulthiertreibern, die in tiefem Schläfe lagen, die zwei Pilger, welche, statt mit einander zu sprechen, sich gegenseitig den Rücken zuwandten.

»Ah! ich glaubte, sie wären Kameraden,« sagte Agenor ganz erstaunt.

Der Pilger mit dem Schleier zog sich tiefer in seinen Schatten zurück, als die zwei neuen Reisenden eintraten.

Der Pilger mit dem Visir schien mit unsäglicher Neugierde aus den Augenblick zu lauern, wo sich ein Winkel des Schleiers seines scheinbaren Gefährten lüften würde.

Dieser Augenblick kam nicht. Stumm, unbeweglich, sichtbar ärgerlich, stellte sich der geheimnißvolle Unbekannte endlich, um seinen überlästigen Fragen zu entgehen, als versänke er in tiefen Schlaf.

Allmählig kehrten die Maulthiertreiber in den Hof zurück, um sich in ihre Mäntel gehüllt unter ihren Maulthieren niederzulegen; es blieben beim Feuer nur noch Mauléon, der mit seinem Knappen zu Nacht gespeist hatte, und die zwei Pilger, welche sich einander beständig überwachten.

Der Mann mit dem Visir knüpfte das Gespräch mit Mauléon durch ein paar Alltagsentschuldigungen über die Art und Weise, wie er ihn auf der Straße verlassen hatte, an.

Dann fragte er, ob er sich nicht bald in sein Zimmer zurückzöge, wo er ohne Zweifel besser schlafen würde, als auf diesem Fußschemel.

Beständig verlarvt, wollte Agenor beharrlich bleiben, und wäre es nur, um den Unbekannten zu ärgern, als ihm plötzlich der Gedanke kam, wenn er bliebe, würde er nichts erfahren. Der andere Pilger, das war ihm ganz klar, schlief nicht. Es würde also etwas zwischen den zwei Männern vorgehen, von denen jeder allein zu bleiben wünschte.

Agenor lebte in einer Zeit und in einem Land, wo die Neugierde oft den Neugierigen das Leben rettet.

Er stellte sich seinerseits, als ob er sich in ein Zimmer zurückzöge, das ihm der Wirth angewiesen hatte; doch er blieb hinter der Thüre stehen, welche zwar Solid und massenhaft, aber dennoch schlecht genug zusammengefügt war, daß die Blicke bis an den Kamin dringen konnten.

Er hatte Recht, denn ein seiner Aufmerksamkeit würdiges Schauspiel war ihm vorbehalten.

Als der Pilger mit dem Visir sich mit dem Andern, den er für eingeschlafen hielt, ganz allein sah, stand er auf und machte einige Schritte in der Stube, um die Festigkeit dieses Schlafes zu erproben.

Der eingeschlafene Pilger rührte sich nicht.

Der Mann mit dem Visir näherte sich ihm nun auf den Fußspitzen und streckte die Hand aus, um den Schleier aufzuheben, der seine Züge vor dem Pilger verbarg.

Doch ehe er diesen Schleier berührt hatte, stand der Pilger aufrecht vor ihm und fragte mit zornigem Tone:

»Was wollt Ihr? und warum stört Ihr mich in meinem Schläfe?«

»Der nicht sehr tief ist, Herr Pilger,« sagte der Andere mit spöttischem Ton.

»Der aber geachtet werden muß, Herr Neugieriger mit dem eisernen Gesicht.«

»Ihr habt ohne Zweifel gute Gründe, nicht wissen zu lassen, ob das Eurige von Eisen oder von Fleisch ist, Herr Pilger.«

»Meine Motive gehen Niemand etwas an, und wenn ich mich verschleierte, so geschieht es, weil ich nicht gesehen werden will, das ist klar.«

»Mein Herr, ich bin sehr neugierig und werde Euch sehen,« sagte spottend der Mann mit dem Visir.

D« Pilger hob sogleich seinen Rock aus, zog einen langen Dolch hervor und erwiderte:

»Ihr werdet dieses sehen.«

Der Mann mit dem Visir dachte einen Augenblick nach und schob dann die schweren Riegel

der Thüre vor, hinter der Agenor horchte und sah.

Zu gleicher Zeit öffnete er ein Fenster, das nach der Straße ging, und ließ durch dieses vier ganz bewaffnete, ganz bepanzerte Männer ein.

»Ihr seht,« sagte er zum Pilger, »Ihr seht, Herr, die Vertheidigung wäre unnütz, und sogar unmöglich. Wollt also ganz einfach, und um ein Leben zu schonen, das ich für sehr kostbar halte, mir folgende Fragen beantworten.«

Der Pilger zitterte, seinen Dolch in der Hand, vor Wuth und Ungeduld.

»Seid Ihr Enrique von Transtamare, oder seid Ihr es nicht?« fragte der Angreifer.

Bebend erwiderte der Pilger:

»Auf eine solche Frage, in dieser Form und mit diesen Präliminarien gethan, darf mau nicht antworten, wenn man derjenige ist, von dem Ihr sprecht, ohne den Tod zu erwarten. Ich werde also mein Leben vertheidigen, denn ich bin wirklich derjenige, dessen Narren Ihr genannt habt.«

Und mit einer majestätischen Bewegung entblößte er sein Gesicht.

»Der Prinz!« rief Mauléon hinter der Thüre, die er zerbrechen wollte.

»Er ist es! ich war meiner Sache sicher!« rief der Mann mit dem Visir mit wilder Freude. Gefährten, wir haben ihn lange genug verfolgt! Von Bordeaux, das ist weit! Oh! steckt Euren Dolch wieder ein, mein Prinz; es handelt sich nicht darum, Euch zu tödten, sondern Euch auf Lösegeld zu setzen. Alle Heilige! wir werden uns billig finden; steckt ein, Prinz, steckt ein!«

Agenor klopfte mit verdoppelten Schlägen an die Thüre, um sie in Stücke zerspringen zu machen; doch das Eichenholz widerstand.

»Geht an diese Thüre, um denjenigen, welcher klopft, im Zaume zu halten, und laßt mich den Prinzen überreden,« sagte der Mann mit dem Visir zu seinen Leuten.

»Schuft!« rief Enrique voll Verachtung, »Du willst mich meinem Bruder überliefern.«

»Wenn er mehr bezahlt, als Ihr, ja.«

»Ich sagte doch, es sei besser, hier zu sterben,« rief der Prinz. »Zu Hilfe! zu Hilfe!«

»Ah! gnädigster Herr!« erwiderte der Bandit, »wir werden genöthigt sein, Euch zu tödten: es wird vielleicht weniger für Euren Kopf bezahlt, als wenn ich Eure Person ganz und unversehrt überlieferte, doch man muß sich am Ende begnügen, und wir werden Euren Kopf Don Pedro überbringen.«

»Das wollen wir sehen!« rief Agenor, der mit einer äußersten Anstrengung die Thüre zerschmetterte hatte und mit wüthenden Hieben über die vier Leute des Räubers herfiel.

»Daraus folgt, daß wir ihn tödten müssen,« sagte der Letztere, indem er seinen Degen zog, um Enrique anzugreifen. »Mein Prinz, Ihr habt da einen sehr ungeschickten Freund: befiehlt ihm doch, ruhig zu bleiben.«

Aber der Bandit hatte diese Worte nicht beendigt, als von Außen ein dritter Pilger eintrat, den man nicht erwartete.

Dieser trug weder Larve, noch Schleier. Er glaubte sich genug gekleidet, genug bedeckt durch sein Pilgergewand. Seine breiten Schultern, seine ungeheuren Arme, sein großer gescheiter Kopf verkündigten einen kräftigen, unerschrockenen Kämpen.

Er erschien auf der Thürschwelle und betrachtete erstaunt, ohne Furcht und ohne Zorn, die Zerstörung in der Wirthsstube.

»Man schlägt sich hier,« sagte er. »Hollah! Christen, wer hat Recht, oder wer hat Unrecht?«

Und seine männliche, gebieterische Stimme beherrschte den Lärm, wie die des Löwen den Sturm in den Schlünden des Atlas beherrscht.

Die Kämpfenden nahmen, als sie nur diese Stimme hörten, eine seltsame Stellung.

Der Prinz stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus; der Mann mit dem Visir wich voll Schrecken zurück. Musaron rief:

»Bei meinem Leben, das ist der Herr Connetable!« »Connetable! Connetable!« rief der Prinz, »herbei, man will mich ermorden!«

»Euch, mein Prinz?« brüllte Duguesclin, indem er sein Kleid zerriß, um sich freier bewegen zu können, »wer will Euch ermorden?«

»Freunde!« sprach der Räuber zu seinen Gefährten, »wir müssen diese Menschen tödten, oder hier sterben. Wir sind bewaffnet, sie sind es nicht, der Teufel liefert sie in unsere Hände; statt hunderttausend Gulden erwarten uns zweimal hunderttausend. Vorwärts!«

Mit einer unvergleichlichen Kaltblütigkeit streckte der Connetable, ehe der Räuber seinen Satz vollendet hatte, den Arm aus; er packte ihn so leicht bei der Gurgel, als ob er es mit einem Lamm zu thun gehabt hätte, schleuderte ihn unter seine Füße und zertrat ihn auf den Platten. Dann entriß er ihm sein Schwert und rief:

»Ich bin nun bewaffnet! wir sind Drei gegen Drei; herbei, Ihr Strauchdiebe!«

»Wir sind verloren,« murmelten die Gefährten des Banditen und entflohen durch das noch offene Fenster.

Agenor hob indessen das Visir des niedergeworfenen Räubers, auf und rief: »Caverley! ich hatte es vermuthet.«

»Das ist ein giftiges Thier, das man hier zermalmen muß,« sprach der Connetable.

»Ich übernehme es sagte Musaron, bereit, ihm mit seinem Messer den Garau zu machen.

»Gnade!« murmelte der Räuber, »Gnade! mißbraucht nicht Euren Sieg.«

»Ja,« sprach der Prinz, indem er Duguesclin mit freudigem Entzücken umarmte, »ja, Gnade. Wir haben Gott, der uns vereinigt, zu viel Dank zu sagen, um uns mit diesem Elenden zu beschäftigen; er lebe und lasse sich anderswo hängen.«

Caverley küßte im Erguß seiner Dankbarkeit dem großmüthigen Prinzen die Füße.

»Er entfliehe also!« sagte Duguesclin.

»Hinaus, Bandit,« brummte Musaron, und öffnete ihm die Thüre.

Caverley ließ sich das nicht zweimal sagen; er lief so leicht weg, daß ihn die Pferde nicht eingeholt hätten, wenn der Prinz anderen Sinnes geworden wäre.

Nachdem man sich gegenseitig Glück gewünscht, besprachen sich der Connetable, der Prinz und Agenor über die Ereignisse des bevorstehenden Krieges.

»Ihr seht,« sagte der Connetable, »ich bin pünktlich beim Rendezvous; ich war auf dem Wege nach Toledo, wie Ihr es mir in Bordeaux vorgeschrieben.

Ihr rechnet also auf Toledo?«

»Ich habe viel Hoffnung, wenn mir Toledo seine Thore öffnet,« antwortete der Prinz.

»Aber das ist nicht gewiß;« entgegnete der Connetable. »Seitdem ich unter diesem Gewande reise, nämlich seit vier Tagen, weiß ich mehr, als ich seit zwei Jahren erfahren hatte. Die Toledaner hatten zu Don Pedro, und man wird eine Belagerung unternehmen müssen.«

»Lieber Connetable, Ihr setzt Euch für mich so vielen Gefahren aus!«

»Theurer Sire, ich habe nur ein Wort. Ich versprach, Ihr sollet in Castilien herrschen; das wird geschehen, oder ich sterbe. Und dann habe ich eine Genugthuung zu nehmen. Kaum hattet Ihr mich durch Eure Geistesgegenwart in Bordeaux frei gemacht, als ich in zehn Tagen den König Karl gesehen und die Grenze wieder erreicht hatte. Seit acht Tagen durchwandere ich Spanien auf Eurer Spur, denn Olivier, mein Bruder, und der Stammler von Villaines hatten Nachricht erhalten, Ihr seid durch Burgos gekommen, um Euch nach Toledo zu begeben.«

»Das ist wahr; unter den Mauern von Toledo erwarte ich die hohen Officiere meines Heeres. Ich habe mich nur in Burgos verkleidet.«

»Sie auch, gnädigster Herr, und sie haben mir den Gedanken gegeben. Die Anführer kommen so unbemerkt durch, um die Wohnungen der Soldaten bereit zu halten. Das Pilgerkleid ist in der Mode, Jeder will heut zu Tage eine Pilgerfahrt in Spanien machen. So hatte dieser Schuft Caverley, dasselbe Gewand angelegt wie wir. Nun aber sind wir vereinigt. Ihr werdet eine Residenz wählen und alle Spanier Eurer Partei zu Euch rufen; ich rufe alle Ritter und Soldaten aller Länder. Verlieren wir keine Zeit. Don Pedro schwebt noch; er hat seinen besten Rath verloren, Dona Maria, das einzige Geschöpf, das ihn auf dieser Welt liebte. Benutzen wir seine Bestürzung und liefern wir ihm eine Schlacht, ehe er Zeit gehabt hat, sich zu sammeln.«

»Dona Maria ist todt!« sagte Enrique; »ist man dessen sicher?«

»Ich bin dessen sicher, denn ich habe ihren Leichnam vorüberziehen sehen,« antwortete Agenor traurig.

»Und was macht Don Pedro?«

»Man weiß es nicht. Er hat die arme Frau, sein Opfer, in Burgos beerdigen lassen.«

»Verschwunden? Ist das möglich! Ihr sagt, Dona Maria sei sein Opfer: erzählt mir das, Connetable, ich habe seit acht Tagen mit keiner Seele zu sprechen gewagt.«

»Hört, was geschehen ist, meine Spione haben ei mir mitgetheilt: Don Pedro liebte ein, Maurin, die Tochter des verfluchten Mothril; Dona Maria vermuthete es; sie entdeckte sogar ein Einverständnis; zwischen dem König und der Maurin; außer sich vor Wuth, vergiftete sie sich, nachdem sie zuvor ihrer Nebenbuhlerin das Herz durchbohrt hatte.«

»Oh!« rief Agenor, »oh! das ist nicht möglich, Herr . . . Das wäre ein so schändliches Verbrechen, ein so schwarzer Verrath, daß die Sonne vor Abscheu zurückgewichen sein müßte.

»Der König und der Connetable schauten ganz erstaunt den jungen Mann an, der sich so ausdrückte . . . aber sie konnten keine Erklärung von ihm erhalten.

»Verzeiht, hohe Herren,« sprach demüthig Agenor, »ich habe ein Geheimniß, ein süßes und zugleich bitteres Geheimniß, das Dona Maria zur Hälfte mit ins Grab nimmt, und dessen andere Hälfte ich gewissenhaft bewahren will.«

»Verliebt, armes Kind!« sagte der Connetable.

Agenor antwortete nur:

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Herrlichkeiten und bereit, für ihren Dienst zu sterben.«

»Ich weiß es,« sprach Enrique,

»Du bist ein ergebener, redlicher Mann, ein verständiger, unermüdlicher Diener, und Du kannst auf meine Dankbarkeit rechnen; doch sage, weißt Du etwas von den Liebesgeschichten von Don Pedro?«

»Ich weiß Alles, hoher Herr, und wenn Ihr mir zu sprechen befiehlt. . .«

»Wo kann Don Pedro in diesem Augenblick sein? Das ist es nur, was wir wissen wollen.«

»Hohe Herren,« sagte Agenor, »wollt mir acht Tage bewilligen, und ich werde Euch mit einer Gewißheit antworten.«

»Acht Tage!« versetzte der König. »Was denkt Ihr davon, Connetable?«

»Ich sage, Sire,« erwiderte Bertrand, »ich sage, daß wir acht Tage nöthig haben, um unser Heer zu organisiren und die Verstärkung und das Geld von Frankreich zu erwarten. Wir wagen durchaus nichts. . .«

»Uns so mehr,« fügte Mauléon bei, »als Ihr, wenn mein Vorhaben gelingt, die wahre Ursache, die wahre Fackel des Krieges, Don Pedro, den ich Euch mit Freuden überliefere, in Eurer Gewalt habt.«

»Er hat Recht,« sagte der König, »mit der Gefangennehmung von einem von uns Beiden endigt der Krieg in Spanien.«

»Oh! nein, Sire!« rief der Connetable; »ich schwöre Euch, daß ich, sollte man Euch gefangennehmen, was mit Gottes Hilfe nicht geschehen wird, die Bestrafung dieses Ungläubigen Don Pedro, der mit kaltem Blute seine Gefangenen tödten läßt und sich mit den Mauren verbindet, verfolgen würde.«

»Hört meinen Willen, Bertrand,« entgegnete der Prinz; »kümmert Euch nicht um mich; würde ich gefangen und getödtet, so erobert meinen Leib durch den Sieg und setzt ihn, entseelt auf den Thron von Castilien; wenn nur der Bastard, der Verräther, der Mörder, am Fuße dieses Thrones liegt, so erkläre ich mich als glücklich und siegreich.«

»Sire, es soll so geschehen,« fügte der Connetable bei.

»Nun aber wollen wir diesem jungen Mann die Freiheit geben.«

»Und wo treffen wir zusammen?« fragte Mauléon.

»Vor Toledo, das wir berennen.«

»In acht Tagen?«

»In acht Tagen.«

Enrique umarmte zärtlich den jungen Mann, den eine solche Ehre ganz verwirrt machte.

»Laßt mich gewähren,« sprach der König, »ich will Euch zeigen, daß es Euch, da Ihr das Mißgeschick getheilt habt, auch gestattet sein soll, das Glück zu theilen.«

»Und ich,« fügte der Connetable bei, »ich, der ich ihm einen Theil der Freiheit, die ich genieße, zu verdanken habe, ich verspreche ihm, ihn mit allen meinen Kräften an dem Tag zu unterstützen, wo er meinen Beistand verlangen wird, wofür, an welchem Ort, und gegen wen es auch sein mag.«

»Oh! edle Herren!« rief Mauléon, »Ihr erfüllt mich mit Freude und Stolz. Zwei mächtige Fürsten behandeln mich so! . . . Ihr stellt für mich Gott selbst auf dieser Erde dar; Ihr öffnet mir den Himmel!«

»Du bist dessen würdig, Mauléon,« sagte der Connetable; »brauchst Du Geld?«

»Nein, hoher Herr, nein.«

»Der Plan, den Du auszuführen gedenkst, wird Dich aber Schritte kosten; wer weiß? Spenden . . .«

»Hohe Herren,« antwortete Mauléon, »erinnert Euch, daß ich eines Tags die Kasse dieses Räubers Caverley genommen habe; sie enthielt das Vermögen eines Königs: das war zu viel, und ich habe sie ohne Bedauern verloren. Seitdem erhielt ich in Frankreich vom König hundert

Livres, welche einen ebenso großen Schatz bilden, da er mir genügt.«

»Wie gut das gesprochen ist!« murmelte, Musaron, Thränen in den Augen, in seinem Winkel.

Der König hörte es und sagte:

»Das ist Dein Knappe?«

»Ein getreuer, ein braver Diener, der mir das Leben erträglich macht, nachdem er es mir mehr als einmal gerettet hat,« antwortete Mauléon.

»Er soll auch belohnt werden. Höre, Knappe,« sagte der König, indem er von seinem Kleid eine von den auf den Stoff gestickten Muscheln losmachte, »nimm dies, und an dem Tag, wo es Dir an etwas fehlen wird, Dir und den Deinigen, in welcher Generation es sein mag, wird diese Muschel, in meine Hände oder in die von einem meiner Nachkommen zurückgebracht, ein Vermögen werth sein; gehe, Knappe, gehe.«

Musaron kniete, das Herz so voll, als ob es seine Brust zersprengen wollte, nieder.

»Sire,« sprach der Connetable, »wir wollen nun die Nacht benützen, um den Ort zu erreichen, wo Eure Officiere auf Euch warten: wir haben Unrecht gehabt, diesen Caverley weggehen zu lassen.

Er ist im Stande, mit dreifachen Kräften zu uns zurückzukommen und uns im Ernste festzunehmen, und wäre es nur, um uns zu beweisen, daß er Geist hat.«

Sie waffneten sich und erreichten, auf ihren Muth und ihre Kräfte vertrauend, einen Wald, wo es schwierig wurde, sie anzugreifen, unmöglich, ihnen zu folgen.

Dann stieg Agenor zu Boden und nahm Abschied von seinen zwei mächtigen Beschützern, welche ihm viel Glück und eine gute Reise wünschten, Musaron erwartete die Befehle seines Herrn, um die Pferde nach einer der vier Himmelsgegenden zu lenken.

»Wohin gehen wir?« fragte er.

»Nach Montiel. . . mein Haß sagt mir, früher oder später werden wir Don Pedro dort finden.«

»Die Eifersucht ist im Ganzen auch zu etwas nütze,« sprach Musaron; »sie läßt mehr Dinge sehen, als es gibt. Gehen wir nach Montiel.«

---

## Sechshundsechzigstes Kapitel.

### *Die Höhle von Montiel.*

Und sie ritten rasch von bannen. Agenor erreichte in zwei Tagen das Ziel seiner Sendung und seiner Liebe.

Er kam vor Montiel, unterstützt von Musaron, mit so viel Vorsichtsmaßregeln, daß Niemand sich schmeicheln konnte, sie in der Gegend gesehen zu haben.

Nur hatten sie sich dadurch, daß sie so vorsichtig zu Werke gingen, des Vortheils der Erkundigung beraubt. Wer nicht spricht, kann nichts erfahren.

Als Musaron Montiel wie einen Granitriesen auf einer Unterlage von Felsen sitzen und sein Haupt bis zum Himmel erheben sah, während sich seine Füße im Tajo zu baden schienen, als er beim Mondschein die Spiralen eines ganz mit Gestrüppe besetzten Weges und die Rampen betrachtet hatte, welche so ausgehauen waren, daß aufsteigend Niemand nur auf zwanzig Schritte sehen konnte, während die geringste Schildwache Alles, was heraufkam, zu sehen vermochte, sagte Musaron zu seinem Herrn:

»Das ist das wahre Geiernest, mein lieber Herr, und wenn die Taube darin eingeschlossen ist, so können wir sie nie hier nehmen.«

Montiel war in der That durch nichts Anderes, als durch Aushungern zu erobern, und zwei Männer sind nicht im Stande, eine Festung einzuschließen.

»Die Hauptsache ist,« sprach Agenor, daß wir in Erfahrung bringen, ob Mothril diesen Ort mit Aissa bewohnt, wie es Aissa mitten unter unseren Feinden ergeht, und wie sich Don Pedro bei dieser ganzen Angelegenheit benimmt.«

»Mit Geduld werden wir das erfahren,« erwiderte Musaron; »nur haben wir nur noch vier Tage Zeit zur Geduld. Ueberlegt Euch also die Sache wohl.«

»Ich werde warten, bis ich Aissa oder Jemand, der mir Kunde von ihr gibt, gesehen habe.«

»Dann müssen wir eine Jagd machen; doch bedenkt wohl, Herr, während wir bei diesem Schlosse jagen, schleudert uns irgend ein Mothril, ein Hafiz einen Bolzen zu, der uns wie Kröten auf den Stein nagelt. Die Stellung ist gut gewählt.«

»Das, ist wahr.«

»Wir müssen also Mittel gebrauchen, welche geistreicher gewählt sind, als die gewöhnlichen Mittel: was den Umstand betrifft, daß Dona Aissa an diesem Orte sein soll, so glaube ich dies; da ich Mothril kenne, so zweifle ich sogar nicht daran, daß erste hier eingeschlossen hat. Ob Don Pedro hier ist, werden wir, denke ich, erfahren, wenn wir zwei Tage warten.«

»Warum?«

»Weil das Schloß klein ist, wenig Lebensmittel enthält und keine Garnison fassen kann, und weil man, um die für einen so großen König nöthigen Mundvorräthe zu erneuern, oft herauskommen muß.«

»Aber wo sich einquartieren?«

»Wir werden nicht gern gehen, Ich sehe von hier aus, was wir brauchen.«

»Jene Höhle?«

»Es ist ein Spalt im Felsen: eine Quelle sprudelt daraus hervor, das ist feucht, aber einsam. Niemand kommt dahin, wenn nicht, um zu trinken oder Wasser zu holen. Wir sind darin verborgen und erhaschen den Ersten, der kommt, um ihn durch Versprechungen oder Drohungen reden zu machen. Mittlerweile sind wir im Kühlen,«

»Du bist ein braver und vernünftiger Geselle, mein Musaron.«

»Oh! glaubt mir, der König Don Pedro hat nicht viele Rätthe von meiner Stärke. Nehmt Ihr die Höhle an?«

»Du vergissegst zwei Dinge: unsere Nahrung, die wir nicht in dieser Höhle finden werden, und unsere Pferde, welche nicht hinein können.«

»Das ist wahr . . . man denkt nicht an Alles. Ich habe den Anfang gefunden, findet Ihr das Ende.«

»Wir töten unsere Pferde und werfen sie in den Tajo, der da unten fließt.«

»Ja, aber was werden wir essen?«

»Wir lassen denjenigen, welcher auf Mundvorräthe ausgeht, hinaus, und wenn er zurückkehrt, greisen wir ihn an und essen.«

«Bewunderungswürdig!« rief Musaron.

»Nur werden die Leute vom Schloß, wenn sie ihren Lieferanten nicht zurückkommen sehen, Mißtrauen fassen.«

»Was ist daran gelegen, wenn wir die Auskunft haben, die wir brauchen?«

Es wurde beschlossen, die zwei Pläne zu befolgen. Doch in dem Augenblick, wo Agenor sein Pferd mit seinem Streitkolben erschlagen sollte, fühlte er sein Herz schwach werden.

»Armes Thier! es hat mir so gut gedient,« sagte er.

»Und es dürfte uns noch besser dienen, falls Ihr Dona Aissa von hier entführen solltet,« fügte Musaron bei.

»Du sprichst wie das Geschick. Ich werde mein armes Pferd nicht tödten; Musaron, zäume es ab und verbirg Sattel und Zeug in der Grotte. Das Thier wird umherschweifen, ohne erkannt zu werden, und in dieser Hinsicht sinnreicher als der Mensch, wird es sich wohl selbst nähren. Sieht man es, so ist das Schlimmste, was ihm und uns begegnen könnte, daß man es in's Schloß führt. Doch nicht wahr, wir werden immerhin im Stande sein, es zu vertheidigen?«

»Ja, gnädiger Herr.«

Musaron zäumte das Pferd ab, nahm das Reitzeug und verbarg es im Hintergrunde der Grotte, deren Boden feste Thonerde war, worauf jedoch der gute Knappe der Gesundheit wegen Sand, den er in seinem Mantel vom User des Tajo holte, und abgeschnittenes Heidekraut aufhäufte.

Das Ende der Nacht verging unter Arbeiten. Der Tag überraschte unsere zwei Abenteurer in ihrer einsamen Zufluchtstätte.

Ein seltsames Phänomen traf an ihr Ohr. Durch die Wendeltreppe, welche vom Fuße des Hügels zum Gipfel des Schlosses hinanstieg, hörte man die Stimme der Leute, welche auf der Plattform auf und abgingen.

Statt einfach aufzusteigen, wie es geschieht, warf sich die Stimme, an den Wänden dieses Trichters hinlaufend, zurück, dann sprang sie abermals hervor wie ein Stock aus dem Herzen eines Wasserwirbels.

Dadurch erfolgte, daß Agenor aus dem Grunde der Höhle auf mehr als dreihundert Fuß über seinem Kopf sprechen hörte.

Das erste Festungswerk lag oberhalb der Cisterne. Bis dahin gelangte Jeder frei; aber die Gegend war so öde und verwüstet, daß sich außer den Leuten des Schlosses Niemand in dieses Irrsal wagte.

Agenor und Musaron brachten ihren ersten halben Tag traurig zu, Sie tranken Wasser, denn sie hatten großen Durst, aber sie konnten nichts essen, obgleich sie gewaltig Hunger hatten.

Gegen das Ende des Tages stiegen zwei Mauren vom Schlosse herab, Sie führten einen Esel mit sich, der die Mundvorräthe tragen sollte, die sie im nächsten, ungefähr eine Meile entfernten Dorfe zu holen gedachten.

Zu gleicher Zeit kamen vier Sklaven von dem Dorfe mit Krügen, die sie an der Quelle füllen wollten.

Die Mauren des Schlosses und die Sklaven knüpften ein Gespräch mit einander an, aber der Dialekt war so barbarisch, daß unsere zwei Abenteurer nicht ein Wort davon auffaßten.

Die Mauren gingen mit den Sklaven nach dem Dorfe ab und kehrten zwei Stunden nachher zurück.

Der Hunger ist ein schlimmer Rathgeber.

Musaron wollte diese armen Teufel unbarmherzig tödten, in den Fluß werfen, und dann ihre Mundvorräthe benutzen.

»Das wäre ein feiger Mord, der dem Gelingen unseres Planes bei Gott schaden würde,« sagte Agenor; »noch eine Kriegslist, Musaron: siehst Du, wie der Weg schmal, wie die Nacht dunkel ist.

Der Esel mit seinen Körben wird Mühe haben, auf dem Fußpfad längs dem Felsen zu gehen.

Wir brauchen ihn nur zu stoßen, wenn er vorüber kommt, und er rollt den Hügel hinab.

Dann heben wir in der Finsterniß auf, was von den Eßwaaren auf dem Boden übrig bleibt.«

»Das ist wahr und das Benehmen eines menschenfreundlichen Ritters, edler Herr,« sprach Musaron, »doch ich hatte so sehr Hunger, daß ich nicht mehr barmherzig war.«

Gesagt, gethan.

Die vier Hände der zwei Abenteurer gaben dem Esel, als er am Felsen hinstreifend vorüberkam, einen so gewaltigen Stoß, daß er das Gleichgewicht verlor und auf den steilen Abhang stürzte.

Die Mauren stießen Schreie des Zorns aus und schlugen das arme Thier; aber wie sie auch den Schaden wieder gut machten, so konnten sie doch die leeren Körbe nicht wieder füllen. Sie kehrten daher ganz trostlos zurück, der eine nach dem Flecken mit dem gequetschten Esel, der andere nach dem Schloß mit seinen Wehklagen.

Unsere zwei Hungerigen warfen sich indessen muthig in das Gestrüppe und die Felsen, und rafften das Brod, die getrockneten Weinbeeren und die Schläuche auf. Sie bekamen so mit einem Schlag Mundvorräthe für acht Tage.

Mit einem so reichlichen Mahl faßten sie wieder Muth und Hoffnung. Und wir müssen gestehen, sie hatten das nöthig.

Während zwei weiterer, zum Sterben langer Tage erblickten unsere aufmerksamen Schildwachen in der That nichts, hörten sie nichts, als die Stimme von Hafiz, der auf der

Plattform umherirrte und seine Sklaverei beklagte, die Stimme von Mothril, der Befehle gab, und die Uebungen der Soldaten. Nichts verkündigte, der König müßte in Montiel sein.

Musaron hatte den Muth, bei Nacht in den nächsten Flecken zu gehen, um sich zu erkundigen; Niemand konnte ihm eine Antwort geben, Agenor befragte seinerseits und erhielt nicht die geringste Auskunft.

Wenn mau zu verzweifeln anfängt, scheint die Zeit ihre Geschwindigkeit zu verdoppeln.

Die Lage unserer zwei Späher war kritisch; bei Tag wagten sie es nicht, sich zu zeigen; bei Nacht wagten sie es nicht, hinauszugehen, weil Jemand in ihrer Abwesenheit hereinkommen, und dieser Jemand der König sein konnte.

Als aber zwei Tage und ein halber abgelaufen waren, verlor Agenor zuerst den Muth.

In der Nacht dieses zweiten Tages kam Mauléon vom Flecken zurück, wo er seine Börse geleert hatte, ohne etwas zu erfahren.

Er fand Musaron in seiner Höhle in Verzweiflung und sich die Haare, die er nur spärlich hatte, Hände voll ausraufend.

Als er den ehrlichen Diener befragte, erfuhr er von diesem, gelangweilt dadurch, daß er so allein in der Grotte geblieben, sei er eingeschlafen; während seines Schlafes sei etwas wie ein Cavalier in das Schloß hinaufgeritten, ohne daß er, Musaron, es habe sehen können. Er habe nur die Hufeisen des Pferdes oder des Maulthiers gehört.

»Daß mich dieses Unglück treffen muß!« rief der Knappe.

«Sei nicht trostlos hierüber, es kann nicht der König gewesen sein. Die Leute vom Flecken wissen, daß er in Toledo ist; überdies würde er nicht allein reiten, und das Geräusch seines Gefolges hätte Dich aufgeweckt. »Nein« es ist nicht der König, er wird nicht nach Montiel kommen. Statt hier unsere Zeit zu verlieren, wollen wir geraden Wegs nach Toledo ziehen,«

»Ihr habt Recht, Herr, wir haben hier kein anderes Glück zu erwarten, als daß wir etwa die Stimme von Dona Aissa hören. Das ist sehr anmuthig, aber der Gesang des Vogels ist nicht der Vogel selbst, wie man in Bearn sagt.«

»Rasch ausgeführt, Musaron; nimm das Reitzeug der Pferde auf, laß uns hinausgehen und uns auf den Weg begeben.«

»Ich werde nicht viel Zeit hierzu brauchen, Herr Ritter; Ihr könnt nicht glauben, wie sehr ich mich in dieser Höhle langweilte.«

»Komm,« sagte Agenor.

In demselben Augenblick und während er aufstand, flüsterte Musaron:

»St! St!«

»Was gibt es?«

»Stille, sage ich Euch, ich höre gehen.«

Agenor kehrte in die Grotte zurück, und Musaron war so besorgt, es könnte Geräusch entstehen, daß er seinen Herrn am Faustgelenke an sich zu ziehen wagte.

Man vernahm wirklich hastige Tritte auf dem Weg, der nach dem Schlosse führte.

Die Nacht war finster, die zwei Franzosen verbargen sich im Hintergrunde der Höhle.

Bald erschienen drei Männer vor ihren Augen; sie gingen vorsichtig und bückten sich unter einem *Madronio*, um von der Citadelle aus nicht gesehen zu werden.

Drei Schritte von der Quelle blieben sie stehen.

Sie hatten alle Drei Bauertracht, waren aber zugleich mit Art und Messer bewaffnet.

»Sicherlich ist er diesem Weg gefolgt,« sagte der Eine von ihnen, »man sieht hier die Hufeisen seines Rosses auf dem Sand.«

»Wir haben ihn also verfehlt,« sprach ein Anderer mit einem Seufzer.

»Beim Teufel! wir haben seit einiger Zeit Unglück.«

»Ihr jagt zu sehr auf Hochwild,« fügte der Erste bei.

»Lesby, Du urtheilst wie ein Tölpel, der Kapitän wird es Dir sagen.«

»Aber. . .«

»Schweige. . . ein Stück Hochwild, das der Jäger erlegt, ernährt ihn seine vierzehn Tage. Zehn Lerchen oder ein Hase geben nur ein mageres Mahl.«

»Ja, aber man erwischt den Hafe, die Lerche, selten den Hirsch oder das Wildschwein.«

»Es ist eine Thatsache, wir haben ihn kürzlich schön verfehlt, nicht wahr, Kapitän?«

Derjenige, welchen man so bezeichnete, stieß einen schweren Seufzer aus.

»Und dann,« fuhr der hartnäckige Lesby fort, »warum beständig mit der Fährte und der Beute wechseln? Man hält sich an Einen und nimmt ihn.«

»Hast Du kürzlich in der Nacht denjenigen, welchem wir von Bordeaux, an folgten, in der Venta festgenommen?«

»Hört Ihr?« flüsterte Musaron seinem Herrn in's Ohr.

»Stille!« erwiderte Mauléon, aufmerksam horchend.

Der Mann, den seine Gefährten Kapitän genannt hatten, richtete sich nun hoch auf und sprach mit gebieterischer Stimme:

»Schweigt Beide und wagt es nicht, meine Befehle auszulegen.

Was habe ich Euch versprochen? Zehntausend Gulden Jedem. Wenn Ihr sie nur bekommt, was verlangt Ihr mehr?«

»Nichts, Kapitän, nichts.«

»Enrique von Transtamare ist hunderttausend Gulden für Don Pedro werth. Don Pedro ist ebensoviel für Enrique von Transtamare werth. Ich glaubte den Einen sängen zu können, doch ich täuschte mich; ich mußte meine Haut in der Höhle des Löwen lassen, Ihr waret Zeugen hiervon; nun gut, da mir der Löwe das Leben gerettet hat, so muß ich ihm wohl seinen Feind fangen. Ich werde ihn sängen. Es ist wahr, ich gedenke ihn nicht umsonst Enrique von Transtamare zu geben, sondern ich werde ihn verkaufen, und das ist ganz dasselbe, wenn er ihn nur hat. Auf diese Art sind wir Alle zufrieden.«

Ein Brummen der Einstimmung war die Antwort der zwei Genossen des Redenden.

»Gott soll mir verzeihen, es ist Caverley, den ich hier am Ende meiner Hand halte,« sagte Musaron seinem Herrn in's Ohr.

»Stille!« wiederholte Mauléon.

Caverley, er war es, vollendete also sein Glaubensbekenntniß:

»Don Pedro hat Toledo verlassen, er ist in diesem Schloß. Er ist sehr tapfer und hat in Folge einer Vorsichtsmaßregel den Weg allein gemacht. In der That, einen Mann allein bemerkt man nie.«

»Nein,« sagte Lesby, »aber man nimmt ihn gefangen.«

»Ah! bei Gott! man kann nicht Alles vorhersehen,« erwiderte Caverley, »Bringen wir nun

unsern Plan zu Ende; Du, Lesby, kehrest zu Philips zurück, der die Pferde hält: Du, Becker, bleibst hier bei mir. Der König wird das Schloß nicht später als morgen verlassen, da man ihn in Toledo erwartet.«

»Hernach?« fragte Becker.

»Wenn er vorüberzieht, lauern wir auf ihn. Doch wir müssen in einer Hinsicht mißtrauisch sein.«

»In welcher?« »Wir wissen nicht, ob er nicht toledanischen Reitern Befehl gegeben hat, ihm entgegenzukommen, und müssen deshalb unser Geschäft hier abmachen. . . Höre, Lesby, Du, der Du ein seiner Fuchsjäger bist, finde uns einen guten Bau in diesen Felsen, wo wir uns verbergen können.«

»Kapitän, ich höre hier Wasser. . . es ist eine Quelle; gewöhnlich graben sich Quellen ein Bett im Felsen und Ihr müßt eine Grotte auf dieser Seite finden.«

»Ah! ah! wir sind verloren! sie werden hier hereinkommen,« sagte Musaron, dem Agenor seine Hand wie einen Knebel auf die Lippen drückte.

»Seht,« rief Lesby, »da ist die Grotte.«

»Sehr gut,« sprach Caverley. »Verlasse uns, Lesby, kehre zu Philips zurück und sei besorgt, daß die Pferde bei Tagesanbruch hier sind.«

Lesby entfernte sich, Caverley und Becker blieben allein.

»Sieh, was der Geist ist,« sagte der Bandit zu seinem Gefährten; »ich habe das Aussehen eines Landpiraten und bin der einzige Politiker, der die Lage der Dinge versteht. Zwei Männer streiten sich um einen Thron; man beseitige den Einen, und der Krieg ist beendet; indem ich thue, was ich thue, handle ich demnach als Christ, als Philosoph, ich erspare Menschenblut. Ich bin tugendhaft, Becker, ich bin tugendhaft.«

Und der Bandit lachte, während er zugleich seine Stimme zu dämpfen suchte.

Vorwärts,« sagte er endlich, »treten wir in das Loch ein. Aufgepaßt, Becker, aufgepaßt!«

---

## Siebenundsechzigstes Kapitel.

*Wie Caverley seine Börse und Agenor sein Schwert verlor.*

Die Oertlichkeit der Grotte war folgendermaßen beschaffen:

Zuerst die Quelle, ein reiner Krystall, der von einem steinernen Gewölbe auf die Kiesel herabfiel, in deren Mitte er sich ein Bett gegraben hatte.

Sodann in der Vertiefung eine gekrümmte Grotte, zu der man auf zwei natürlichen Stufen gelangte.

Diese Höhle war schwarz bei Tag, und man mußte die Fähigkeiten des Fuchses haben, um sie bei Nacht zu errathen.

Caverley vermied den senkrechten Fall der Quelle und stieg tappend die Stufen hinauf.

Sinnreicher oder mehr Freund des Comforts, ging Becker nach dem Hintergrund, um Schutz und Wärme zu finden.

Agenor und Musaron hörten sie, fühlten sie, sahen sie beinahe.

Becker wählte sich am Ende einen Platz aus, forderte Caverley auf, ihn nachzuahmen, und sagte:

»Kommt, Kapitän, es ist Platz für zwei.«

Caverley ließ sich überreden und trat ein; da er aber nicht ohne Schwierigkeiten ging, wiederholte er mit dem Ton übler Laune:

»Platz für zwei, das ist leicht gesagt.«

Und er streckte die Hände aus, um sich nicht an dem steinernen Gewölbe oder an den Wänden des Felsen zu stoßen.

Doch zum Unglück traf er das Bein von Musaron, er griff nach demselben und rief Becker zu:

»Becker, ein Leichnam!«

Nein, bei Gott!« rief der muthige Musaron, indem er ihm die Gurgel zusammenpreßte, »es ist ein sehr lebendiger Mann, der Euch erdrosseln wird, mein Braver.«

Niedergeworfen, auf den Boden gedrückt, vermochte Caverley kein Wort beizufügen.

Musaron packte seine Fäuste und band sie mit dem Gurt von einem der Pferde zusammen.

Agenor brauchte nur die Hand auszustrecken, um dasselbe mit Becker zu thun, der halb todt vor abergläubischem Schrecken auf der Erde lag.

»Nun, mein lieber Kapitän, werden wir ein wenig über das Lösegeld plaudern,« sagte Musaron.

»Merkt wohl auf, daß wir die Ueberzahl sind, und daß die geringste Geberde oder der geringste Schrei Euch eine Menge von Dolchstichen zwischen die Rippen zuziehen würde.«

»Ich werde mich nicht rühren, ich werde nichts sagen, aber schont mich,« murmelte Caverley.

»Es geziemt sich vor Allem, daß wir unsere Vorsichtsmaßregeln nehmen,« sagte Musaron; und er entkleidet« Caverley Stück für Stück seiner Angriffs- und Vertheidigungswaffen mit der Geschicklichkeit eines Affen, der einen Nußkern ausmacht.

Als diese Arbeit vollendet war, nahm er dasselbe an Becker vor.

Sobald er die Waffen weggenommen hatte, ging Musaron an die Bügeltasche über.

Seine Finger allein beobachteten bei dieser Operation eine gewisse Zartheit; in seinem Gewissen regte sich kein Bedenken; wohl gespickte Gürtel, runde Börsen fielen in die Gewalt von Musaron.

»Du plünderst auch?« sagte Agenor.

»Gnädiger Herr, ich benehme ihnen die Mittel, zu schaden.«

Als der erste Schrecken vorüber war, bat Caverley um Erlaubniß, einige Bemerkungen machen zu dürfen.

»Ihr könnt das, wenn Ihr leise sprechen wollt,« antwortete Agenor.

»Wer seid Ihr?« sagte Caverley.

»Ah! das ist eine Frage, mein Lieber, die wir nicht beantworten werden,« erwiderte Musaron.

»Ihr habt mein Gespräch mit meinen Leuten gehört?«

»Ohne ein Wort davon zu verlieren.«

»Teufel! Ihr kennt also meinen Plan?«

»Wie Ihr selbst.«

»Nun! was wollt Ihr mit mir und meinen Gefährten Becker machen?«

»Das ist ganz einfach, wir sind im Dienst von Don Pedro, wir werden Euch Don Pedro ausliefern und ihm erzählen, was wir von Euren Absichten gegen ihn wissen.«

»Das ist nicht menschenfreundlich,« entgegnete Caverley, der in der Finsterniß erbleichen mußte.

»Don Pedro ist grausam, er wird mich tausend Qualen erleiden lassen; tödtet mich sogleich mit einem guten Stoß ins Herz.«

»Wir morden nicht,« sprach Mauléon.

»Ja, aber Don Pedro wird mich ermorden,« sagte Caverley.

Und ein langes Stillschweigen seiner Sieger belehrte Caverley, daß er sie überzeugt hatte, da sie ihm nichts mehr zu antworten fanden.

Agenor besann sich.

Die unvermuthete Gegenwart von Caverley hatte ihm die Anwesenheit von Don Pedro in Montiel geoffenbart.

Dieser Mensch war der Jagdhund mit dem unfehlbaren Geruch gewesen, der die Beute seines Herrn aufspürt.

Der Dienst, den er hierdurch Mauléon geleistet, kam Diesem groß genug vor, um ihn zur Milde zu bewegen.

Ueberdies war sein Feind entwaffnet, entkleidet, und außer Stand, zu schaden.

Alle diese Betrachtungen stellte auch Musaron seinerseits an. Er war so sehr mit den Gedanken seines Herrn vertraut, daß in ihren beiden Geistern gleichzeitig dieselbe Inspiration entstand.

Doch dieses Stillschweigen benützte Caverley als ein schlauer und gewandter Mann.

Er bedachte, daß seit dem Anfang der unangenehmen Unterredung, die er mit den Unbekannten gehabt, nur zwei Stimmen gesprochen hatten: indem er umhertappte und sich umwandte, überzeugte er sich, daß die Grotte zu eng und ungenügend war, um mehr als vier Menschen aufzunehmen.

Abgesehen von den Waffen, war die Partie also gleich.

Doch um diese Waffen zu bekommen, hätte er mit den Händen spielen müssen, und seine Hände waren ihm gebunden.

Die finstere Vorsehung, welche die Bösewichte beschützt und nichts Anderes ist, als die Schwäche der ehrlichen Leute, diese Vorsehung, sagen wir, kam Caverley zu Hilfe.

»Dieser Caverley,« sagte Agenor zu sich selbst, »wird mir ungemein lästig sein. An meiner Stelle würde er sich der Verlegenheit durch einen Dolchstoß entziehen und meinen Leib in den Tajo werfen; das ist ein Verfahren, das ich nicht anwenden mag. Er wird mir lästig sein, sage ich, wenn ich von hier weggehen will, und ich will von hier weggehen, sobald ich sichere Kunde von Don Pedro und Aissa habe.«

Nach dieser Betrachtung faßte Mauléon, der rasch zu Werke zu gehen pflegte, Caverley beim Arm, fing an ihn loszubinden und sagte;

»Meister Caverley, Ihr habt mir, ohne es zu wissen, einen Dienst geleistet; ja, Don Pedro würde Euch tödten, und Ihr sollt nicht so sterben, während es so gute Galgen in England und in Frankreich gibt.«

Bei jedem Wort löste der Unkluge einen Knoten.

»Ich schenke Euch die Freiheit,« fuhr Mauléon fort, »benutzt sie, um zu fliehen, und sucht Euch zu bessern.«

Hiernach band er den Riemen vollends auf.

Kaum hatte Caverley freie Arme, als er auf Agenor losbrach, ihm seinen Degen zu entreißen suchte und ausrief:

»Mit der Freiheit gebt mir meine Börse wieder,« Schon hielt er das Eisen, schon faßte er den Griff mit seiner Hand fest, um zu stoßen, als ihm Mauléon einen Faustschlag beibrachte, der ihn über die Stufen der Grotte hinab mitten in die Wasserlache schleuderte.

Dem Fisch ähnlich, der, dem Korb des Fischers entgangen, sich abermals von dem Element umgeben fühlt, das ihm Leben gibt, athmete Caverley voll Wonne, sprang aus der Höhle und lief, was er laufen konnte, nach dem Flecken.

»Bei San Jago! Herr,« sagte Musaron voll Wuth, »Ihr habt da einen schönen Streich gemacht! laßt mich ihm nachlaufen, daß ich ihn einhole.«

»Ei? warum dies, da ich es ihm freigestellt, zu entrinnen?« entgegnete Agenor.

»Wahnsinn, ungeheurer Wahnsinn! Der Schurke wird uns einen Streich spielen, er wird zurückkommen, er wird sprechen.«

«Schweige, Dummkopf,« sagte Agenor, indem er Musaron mit dem Ellenbogen stieß, damit dieser nicht in seiner Hitze vor Becker irgend etwas verriethe;

»wenn er zurückkommt, überliefern wir ihn Don Pedro, den wir noch diesen Abend in Kenntniß setzen werden.«

»Das ist etwas Anderes,« brummelte Musaron, der die List begriff.

»Auf, mein Freund, binde auch die Arme dieses ehrlichen Herrn Becker los und sage ihm, wenn Caverley, Philips, Lesby und Becker, diese vortrefflichen Rittersleute, morgen früh noch in der Gegend seien, so werden sie insgesamt an die Zinne von Montiel gehenkt: denn diesseits ist die Polizei besser beschaffen, als in Frankreich.«

»Oh! ich werde das nicht vergessen, meine hohen Herren,« rief Becker, trunken vor

Dankbarkeit und Freude.

Er dachte nicht daran, sich gegen seine Wohlthäter zu waffnen, küßte ihnen die Hand und verschwand leicht wie ein Vogel.

»Oh! Herr, was für Abenteuer!« seufzte Musaron.

«Oh! Herr Knappe,« erwiderte Agenor, »wie viel Lectionen müßt Ihr noch nehmen, ehe Ihr vollendet seid! Wie! Ihr seht nicht, daß dieser Caverley uns Don Pedro entdeckt hat; daß er, da er nicht weiß, wer wir sind, glaubt, wir seien die Wächter von Don Pedro; daß er folglich die Gegend so schnell als möglich verlassen wird? Kurz, was wollt Ihr mehr? Ihr habt das Geld und die Waffen.«

»Gnädiger Herr, ich habe Unrecht.«

»Gut!«

»Doch, wir wollen auf unserer Hut sein, gnädiger Herr. Der Teufel und Caverley sind sehr fein.«

»Hundert Mann vermöchten uns in dieser Grotte nicht zu überwältigen,« erwiderte Mauléon.

»Wir können hier abwechselnd schlafen und Nachrichten von meiner theuren Geliebten abwarten, da uns der Himmel schon Nachrichten von Don Pedro gegeben hat.«

»Gnädiger Herr, ich verzweifle nun an nichts mehr, und wenn mir Einer sagte: »Die Senora Aissa wird herabkommen, um Euch in diesem Schlangenneste zu besuchen,« so würde ich es glauben und antworten: »»Ich danke für Eure Nachricht, braver Mann.«

In diesem Augenblick traf ein entferntes, aber abgemessenes, gleichförmiges Geräusch an das geübte Ohr von Musaron.

»Meiner Treue,« sagte er, »Ihr habt Recht; Caverley, schlägt einen Galopp an.

Ich höre vier Pferde, das schwöre ich Euch . . . Er hat seine Engländer eingeholt, und Alle entfliehen dem Galgen, mit dem Ihr ihnen eine Ehre anthun wolltet . . . Wenn' sie indessen nur nicht hierher kommen . . . Nein, das Geräusch entfernt sich, erlischt . . . Glückliche Reise, Gott befohlen, bis auf Wiedersehen, Kapitän des Teufels!«

»Ei! Musaron!« rief plötzlich Agenor, »ich habe mein Schwert nicht mehr.«

»Der Schurke hat es Euch gestohlen,« sagte Musaron; »es ist Schade, eine so gute Klinge!«

»Mit meinem Namen in den Griff eingegraben. Ah! Musaron, der Räuber wird mich erkennen.«

»Nicht vor Abend, und um Abend, glaubt mir, wird er schon fern sein. Verfluchter Caverley, er muß doch immer etwas stehlen!«

Am andern Morgen bei Tagesanbruch hörten sie vom Schloß zwei Männer herabkommen, welche lebhaft mit einander sprachen.

Diese zwei Männer waren Mothril und der König Don Pedro. Der Letztere führte sein Pferd an der Hand.

Bei diesem Anblick kochte alles Blut von Mauléon.

Er war im Begriff, sich auf seine Feinde zu stürzen, sie zu erdolchen und so den Kampf zu endigen; doch Musaron hielt ihn zurück.

»Seid Ihr wahnsinnig, gnädiger Herr?« fragte er. Wie! Ihr würdet Mothril tödten, ohne Aissa zu besitzen? . . . Und wer sagt Euch, daß nicht wie bei Navarrete diejenigen, welche Aissa bewachen, Befehl haben, sie zu tödten, wenn Mothril stürbe, oder wenn Ihr ihn zum Gefangenen

machtet?«

Agenor schauerte.

»Oh! Du liebst mich wahrhaft,« sagte er, »ja, Du liebst mich.«

»Ich glaube es, bei Gott! Bildet Ihr Euch etwa ein, es würde mir kein Vergnügen machen, diesen schuftigen Mauren, der so viel Böses gethan, zu tödten? . . . Ja, ich werde ihn tödten, doch wenn sich eine Gelegenheit zeigt, und diese muß gut sein.«

Sie sahen im Bereiche ihrer Hand die zwei Gegenstände ihres gerechten Hasses vorüber kommen und wurden beinahe von ihnen gestreift, ohne daß sie sich derselben zu entledigen wagten.

»Das Glück spottet unserer!« rief Agenor.

»Beklagt Euch doch, gnädiger Herr,« erwiderte Musaron, »Ihr, der Ihr, wäre nicht Caverley gekommen, gestern aufgebrochen wäret, ohne zu wissen, wo sich Don Pedro befand, ohne Nachrichten von Dona Aissa zu haben. Doch, stille! hören, wir, was sie sprechen.«

»Ich danke,« sagte Don Pedro zu seinem Minister, »ich glaube, sie wird genesen und mich lieben.

Zweifelt nicht daran, hoher Herr. Sie wird genesen, weil Hafiz und ich nach der Vorschrift die Kräuter sammeln, von denen Ihr wißt. Dann wird sie Euch lieben, weil ihr nichts mehr an Eurem Hofe mißfällt . . . Doch sprechen wir von ernstern Gegenständen. Beurkundet, ob die Nachricht sicher ist. Zehntausend von meinen Landsleuten sollen sich in Lissabon ausgeschifft haben und im Tajo bis Toledo hinauffahren. Geht nach Toledo, wo man Euch liebt. Flößt diesen getreuen Vertheidigern Muth ein. An dem Tag, wo Enrique in Spanien sein wird, bemächtigt Ihr Euch seiner und seines Heeres mit einem Schlag zwischen der Stadt, deren Belagerung er unternimmt, und dem Heere der Saracenen, Eurer Verbündeten, an dessen Spitze ich mich stelle, sobald es im Angesicht von Toledo sein wird. Hierin ist der gute, der wahre, der unfehlbare Erfolg enthalten.«

»Mothril, Du bist ein geschickter Minister; Du bist mir ergeben gewesen, was auch geschehen mag.«

»Welch ein häßliches Gesicht muß der Maure machen, um freundlich zu scheinen!« sagte Musaron seinem Herrn ins Ohr.

»Ehe ich Euch verlasse, um nach dem Schloß zurückzukehren, noch einen letzten Rath,« sagte Mothril: »verweigert dem Prinzen von Wales jede Zahlung, bis er Partei für Euch ergriffen hat. Diese Engländer sind treulos.«

»Ja, und dann fehlt es auch an Geld.«

»Ein Grund mehr. Gott besohlen, gnädigster Herr, Ihr seid fortan siegreich und glücklich.«

»Gott besohlen, Mothril.«

Die zwei Abenteurer mußten noch die Qual ausstehen, langsam Mothril zurückgehen zu sehen, der, ein höllisches Lächeln auf den Lippen, das Schloß erreichte, nach dem Agenor so sehnsüchtig begehrte.

»Gehen wir mit ihm hinauf,« sprach der junge Mann; »packen wir ihn lebendig, sagen wir ihm, wenn er uns Aissa nicht ausliefere, so tödten wir ihn, und er wird sie uns ausliefern.«

»Ja, und unter Weges, während wir herabsteigen, wird er uns mit Felsstücken niederschmettern, und dann sind wir weit vorgerückt. Geduld, sage ich Euch, Gott ist gut!«

»Nun! da Du Dich gegen Alles für Mothril weigerst, so schlage wenigstens die Gelegenheit nicht aus, die sich bei Don Pedro bietet. Er reitet allein weg, wir sind zu zwei, nehmen wir ihn

fest und tötten wir ihn, wenn er Widerstand leistet, und wenn er nicht Widerstand leistet, führen wir ihn zu Don Enrique von Transtamare, um ihm zu beweisen, daß wir ihn gefunden haben.«

»Ein vortrefflicher Gedanke!« rief Musaron.

Sie warteten, bis Mothril die Plattform des Schlosses erreicht hatte, dann wagten sie es, aus ihrem Loch herauszutreten.

Als sie ihre Blicke in die Ebene tauchten, sahen sie Don Pedro an der Spitze von wenigstens vierzig Bewaffneten friedlich seines Weges gegen Toledo ziehen.

»Ah! bei Gott! wir waren sehr albern. . . »verzeiht, gnädiger Herr, sehr leichtgläubig,« sagte Musaron.

»Mothril hätte den König nicht so allein ziehen lassen, Wachen sind ihm vom Flecken entgegengekommen.«

»Durch wen benachrichtigt?«

»Ei! durch die Mauren gestern Abend, oder auch durch ein Signal vom Schloß.«

»Das ist richtig: wir wollen nur noch daran denken, Aissa zu sehen, wenn es möglich ist, oder zu Don Enrique zurückzukehren!«

---

## Achtundsechzigstes Kapitel.

*Hafiz.*

Die erwartete Gelegenheit bot sich den ganzen Tag nicht.

Niemand kam aus dem Schloß, außer den Lieferanten.

Es erschien auch ein Bote, doch das Horn des Schloßvogts signalisirte seine Ankunft, und unsere Abenteurer hielten es nicht für klug, ihn aufzuhalten.

Am Abend, da Alles schweigsam wird, da die Geräusche, welche vom Fluß zum Gebirge aufsteigen, selbst umhüllt, gedämpft erscheinen, da der Himmel am Horizont erbleicht, und der Felsen minder frisch erscheint, hörten unsere beiden Freunde ein belebtes Gespräch zwischen zwei ihnen bekannten Stimmen.

Mothril und Hafiz stritten sich, während sie von der Plattform des Schlosses zu dem Fußpfad Herabstiegen, der nach den Thore ausmündete.

»Herr,« sagte Hafiz, »Du Hast mich einschließen lassen, als der König da war, und Du versprachst mir, mich ihm vorzustellen; Du versprachst mir auch viel Geld. Ich langweile mich bei diesem Mädchen, das Du mich zu hüten zwingst, ich will in den Krieg ziehen mit unsern Landsleuten, die von der Heimath kommen und in diesem Augenblick auf Schiffen mit weißen Segeln den Tajo hinauffahren. Bezahle mich also geschwinde, Herr, damit ich zum König gehen kann.«

»Du willst mich verlassen, mein Sohn?« sagte Mothril; »bin ich ein schlimmer Herr gegen Dich?«

»Nein, aber ich will gar keinen Herrn mehr.«

»Ich kann Dich zurückhalten, denn ich liebe Dich.«

»Ich, ich liebe Dich nicht. Du hast mich finstere Handlungen vollbringen lassen, welche meinen Schlaf mit gräßlichen Träumen bevölkern; ich bin zu jung, um mich zu einem solchen Leben zu entschließen. Bezahle mich und laß mich frei, oder ich werde Einen finden, dem ich Alles sage.«

»Dann hast Du Recht,« antwortete Mothril; »steige wieder in's Schloß hinauf, und ich werde Dich auf der Stelle bezahlen.«

Als sie herabstiegen, ging Hafiz hinten und Mothril vorn. Der Weg war so schmal, daß, um hinaufzusteigen, Hafiz vorn und Mothril hinten sein mußte.

Die Nachtule sing an in den Höhlen der Steine zu singen; die bläuliche Tinte folgte an den Wänden des Sees auf die purpurne Färbung.

Plötzlich durchdrang ein furchtbarer Schrei, ein gräßlicher Fluch die Lüfte, und etwas Schweres, Kraftloses, Blutiges fiel platt vor die Höhle, in der unsere zwei Freunde aufmerksam horchten.

Sie antworteten durch einen Schrei des Schreckens auf den Ruf des Sterbenden.

Die Nachtvögel entflatterten scheu aus dem Schooße der Felsspalten und selbst die Insecten entflohen erschrocken aus ihren Schlupfwinkeln.

Bald erreichte eine Blutlache das Wasser der Cisterne und röhlte dieses.

Bleich und zitternd, streckte Agenor den Kopf aus seinem Versteck und der fahle Kopf von Musaron schmiegte sich an den seines Herrn an.

»Hafiz!« riefen Beide, als sie drei Schritte von sich den unbeweglichen, zerrissenen Leichnam des Gefährten von Gildaz erkannten.

»Armes Kind!« murmelte Musaron, der aus dem Loch hervortrat, um ihm Hilfe zu leisten, wenn es noch Zeit wäre.

Schon breiteten sich die Schatten des Todes über diesem bronzenen Gesicht aus; übermäßig erweitert, trübten sich die Augen; ein schwerer Athem, vermischt mit Blut, kam mühsam aus der gequetschten Brust des Mauren.

Er erkannte Musaron, er erkannte Agenor, und seine Züge drückten einen abergläubischen Schrecken aus.

Der Elende glaubte in der That rächende Schatten zu sehen.

Musaron hob seinen Kopf auf, Agenor brachte ihm frisches Wasser, um seine Stirne und seine Wunden zu waschen.

»Der Franzose! der Franzose!« sagte Hafiz gierig trinkend: »Allah! verzeihe mir.«

»Komm mit uns, armer Kleiner, wir werden Dich helfen,« sagte Agenor.

»Nein, ich bin todt, todt wie Gildaz;« murmelte der Saracene, »todt, wie ich es verdient habe, todt durch Mörders Hand. Mothril hat mich oben vom Geländer des Schlosses herabgestürzt.«

Eine Bewegung des Grauens von Mauléon entging dem Sterbenben nicht.

»Franzose,« sagte er, »ich habe Dich gehaßt, doch heute höre ich auf Dich zu hassen, denn Du kannst mich rächen. . . Aissa liebt Dich beständig . . . Dona Maria beschützte Dich auch. Mothril hat Maria vergiftet, er hat die Ohnmacht von Aissa benützt, um ihr einen Dolchstoß zu versetzen. Sage dies dem König Don Pedro, sage es ihm geschwinde, aber rette Aissa, wenn Du kannst. Denn in vierzehn Tagen, wenn Don Pedro in's Schloß zurückkehrt, muß ihm Mothril Aissa durch einen Zaubertrank eingeschläfert überliefern. . . Ich habe Dir Böses zugefügt doch ich thue Dir nun Gutes; verzeihe mir und räche mich. Allah!«

Er fiel erschöpft zurück, wandte die Augen mit einer schmerzlichen Anstrengung gegen das Schloß, um es zu verfluchen, und verschied.

Während einer Viertelstunde gelang es den beiden Freunden nicht, ihre Gedanken wieder zu finden, Kaltblütigkeit zu gewinnen.

Dieser abscheuliche Tod, diese Offenbarungen, diese Drohungen für die Zukunft hatten sie mit einer unsäglichen Bangigkeit erfüllt.

Agenor stand zuerst auf und sprach:

»In vierzehn Tagen haben wir Ruhe; in vierzehn Tagen werden wir, Don Pedro, Mothril, oder ich todt sein. Komm, Musaron, laß uns in's Lager von Enrique ziehen, um ihm Rechenschaft von der Sendung abzulegen, mit der er mich beauftragt hatte. Doch beeilen wir uns; suche unsere Pferde in der Ebene.«

Ogleich Musaron ganz wankte, gelang es ihm doch, die Pferde zu finden, welche übrigens auf seinen Ruf herbeikamen.

Er sattelte und zäumte sie, schwang sich leicht in den Sattel und schlug den Weg nach Toledo ein, auf dem ihm sein Herr voran ritt.

Als sie in der Ebene waren und das unheimliche Schloß im Profil schwarz von dem blaugrauen Grund des Himmels sich abhob, rief Agenor mit schallender Stimme, indem er seine Faust nach den Fenstern des Schlosses ausstreckte:

»Mothril! Mothril! auf Wiedersehen! Meine Liebe, bald sehe ich Dich wieder.«

---

## Neunundsechsigstes Kapitel.

### *Vorbereitungen.*

Das Pulver entzündet sich nicht schneller, als sich die Empörung in den Staaten von Don Pedro entzündete.

Aus Furcht, von den benachbarten Königreichen überfallen und überwältigt zu werden, erklärten sich die Einwohner beider Castilien der Mehrzahl nach zu Gunsten von Don Enrique, sobald ein von ihm ausgegangenes Manifest Spanien verkündete, er sei mit einem Heer zurückgekehrt, und dieses Heer werde vom Connetable Bertrand Duguesclin befehligt.

In wenigen Tagen waren die Straßen bedeckt von Glückssoldaten, von ergebenen Bürgern, von Mönchen aller Orden und von Bretagnern, welche gen Toledo wanderten.

Aber Pedro getreu, wie es Bertrand vorhergesehen, schloß Toledo seine Thore, befestigte seine Mauern und wartete die Ereignisse ab.

Enrique verlor keine Zeit. Er berannte die Stadt und begann eine regelmäßige Belagerung.

Dieser feindselige Zustand unterstützte ihn vortrefflich, denn er gab seinen Verbündeten Zeit, sich unter seine Fahnen zu schaaren.

Andererseits vervielfältigte sich Don Pedro. Er schickte Eilboten auf Eilboten an den König von Granada, an den König von Portugal und an den König von Aragonien und Navarra, seine alten Freunde.

Er unterhandelte mit dem Prinzen von Wales, der, in Bordeaux krank, ein wenig von seiner Thatkraft für den Krieg verloren zu haben schien und sich durch die Ruhe für den grausamen Tod vorbereitete, der ihn jung einer glorreichen Zukunft entriß.

Die von Mothril angekündigten Saracenen landeten in Lissabon. Sie machten einige Rasttage, um sich zu erholen, und fuhren dann mit Schiffen, die ihnen der König von Portugal lieferte, den Tajo hinauf, wobei ihnen dreitausend an Don Pedro von seinem Verbündeten von Portugal überschickte Pferde vorangingen.

Enrique hatte die Städte von Galizien und Leon für sich; ein gleichartiges Heer, von dem fünftausend von Olivier Duguesclin befehligte Bretagner den mächtigen Kern bildeten.

Er wartete nur noch auf sichere Nachrichten von Mauléon, als dieser mit seinem Knappen in's Lager zurückkehrte und erzählte, was er gethan und gesehen hatte.

Der König und Bertrand horchten mit tiefem Stillschweigen.

»Wie!« sagte der Connetable, »Mothril ist nicht mit Don Pedro aufgebrochen?«

»Er erwartet die Ankunft der Saracenen, um sich an ihre Spitze zu stellen.«

»Man kann hundert Mann abschicken, um zuerst ihn in Montiel zu packen,« sprach Bertrand. »Agenor soll den Zug befehligen, und da ich annehme, daß er keine starke Gründe hat, um diesen Mothril zu lieben, so wird er einen hohen Galgen am User des Tajo errichten und an diesen Galgen den Saracenen, den Mörder, den Verräther hängen.«

»Edler Herr,« erwiderte Agenor, »Ihr seid so gut gewesen, mir Eure Freundschaft, Eure Unterstützung zu versprechen. Weist mich heute nicht zurück: ich bitte, laßt den Saracenen

Mothril ruhig und ohne Mißtrauen im Schloß Montiel leben.«

»Warum? es ist ein Nest, das man zerstören muß.«

»Edler Herr Connetable, es ist ein Ort, den ich kenne und dessen Nützlichkeit Euch die Zukunft beweisen wird. Ihr wißt, daß man, wenn man den Fuchs überwältigen will, sich den Anschein gibt, als bemerkte man sein Versteck nicht, und daran vorübergeht, ohne es anzuschauen, sonst verläßt er es und kehrt nie mehr dahin zurück.«

»Hernach, Ritter?«

»Edler Herr, laßt Mothril und Don Pedro glauben, sie seien im Schloß Montiel unbekannt und unverletzlich; wer weiß, ob wir sie später dort nicht Beide mit einem Netzzug fangen werden?«

»Agenor,« sprach der König, »das ist nicht Dein einziger Grund?«

»Nein, Sire, und ich habe nie gelogen, nein, es ist nicht mein einziger Grund. Der wahre Grund ist der, daß das Schloß einen Freund von mir enthält, einen Freund, den Mothril tödten lassen wird, wenn man ihn zu eng einschließt.«

»Sage es doch!« rief Bertrand, »und glaube nie, man zögere, Dir zu bewilligen, was Du wünschest.«

Nach dieser Unterredung, welche Mauléon über das Schicksal von Aissa beruhigte, betrieben die Anführer des Heeres kräftig die Belagerung von Toledo.

Einwohner vertheidigten sich so gut, daß dies vieler Waffenthaten wurde, und daß Viele von den ausgezeichnetsten und geübtesten Belagerern bei den Scharmützeln oder Ausfällen den Tod fanden, oder schwere Wunden erhielten.

Doch diese Kämpfe ohne Erfolg waren nur das Vorspiel eines allgemeinen Treffens, wie die Blitze und das Zusammenstoßen der Wolken das Vorspiel des Sturmes sind.

---

## Siebzigstes Kapitel.

### *Der Grausame.*

Don Pedro hatte in Toledo, einer Stadt, welche sich mit ihren zahlreichen Mitteln gut vertheidigen ließ, alle seine Angelegenheiten mit seinen Unterthanen und seinen Verbündeten geordnet.

Die Toledaner hatten in dieser endlosen Reihenfolge von Bürgerkriegen von einer Partei zu andern geschwankt; es war die Aufgabe, einen moralischen Schlag bei ihnen zu thun, der sie auf ewig mit der Sache des Siegers von Navarrete verbinden sollte.

Dies war der schönste Titel von Don Pedro. In der That, wenn die Toledaner ihren Fürsten diesmal nicht unterstützten und er bei der ersten Schlacht Sieger blieb wie bei der letzten, so war es um Toledo für immer geschehen! Don Pedro würde nicht verzeihen.

Der schlaue Mann wußte wohl, daß die Bevölkerung einer großen Stadt keine andere Impulse hat, als den Hunger und die Habgier.

Mothril wiederholte es ihm jeden Tag. Man mußte also die Toledaner ernähren und ihnen Hoffnung auf reiche Beute machen.

Es gelang Don Pedro nicht, beide Resultate zu erreichen.

Er versprach viel für die Zukunft, doch er hielt nichts für die Gegenwart.

Als die Toledaner bemerkten, daß es an Lebensmitteln auf dem Markt fehlte, daß die Speicher leer waren, fingen sie an zu murren.

Ein Bündniß von zwanzig reichen, dem Grafen von Transtamare ergebenen, oder nur von einem Geist der Opposition beseelten Privatleuten brachte dieses Gemurre und die böse Stimmung der Stadt in Gährung.

Don Pedro fragte Mothril um Rath, und der Maure antwortete ihm:

»Diese Leute werden Euch den schlimmen Streich spielen, während Ihr schlaft, ein Thor der Stadt Eurem Mitbewerber zu öffnen.

Zehntausend Mann werden eindringen, Euch gefangen nehmen, und der Krieg ist beendet.«

»Was ist zu thun?«

»Etwas ganz Einfaches. Man nennt Euch in Spanien Don Pedro den Grausamen.«

»Ich weiß es, und ich verdiene diesen Titel nur durch etwas energische Akte der Gerechtigkeit.«

»Ich bestreite das nicht . . . doch wenn Ihr diesen Namen verdient habt, so dürft Ihr Euch nicht fürchten, ihn abermals zu verdienen; habt Ihr ihn nicht verdient, so beeilt Euch, ihn durch irgend eine gute Execution zu rechtfertigen, welche die Toledaner von der Stärke Eures Armes unterrichten soll.«

»Es sei sagte der König. »Ich werde noch in dieser Nacht handeln.«

Don Pedro ließ in der That die von uns erwähnten Unzufriedenen bezeichnen; er erkundigte sich nach ihrem Aufenthaltsort und ihren Gewohnheiten. Mit hundert Soldaten, die er in Person befahlte, sprengte er sodann die Thüren des Hauses von jedem der Meuterer und ließ sie

erwürgen.

Ihre Leichname wurden in den Tajo geworfen. Ein wenig nächtlicher Lärmen, viel sorgfältig abgewaschenes Blut, dies war es, wodurch die Toledaner erfuhren, was der König unter den Worten »Gerechtigkeit üben und die Stadt verwalten« verstand.

Sie murrten nicht mehr und singen an mit viel Begeisterung zuerst ihre Pferde zu verspeisen.

Der König wünschte ihnen Glück dazu und sprach:

»Ihr braucht keine Pferde in der Stadt. Die Ritte sind nicht mehr lang, und was die Ausfälle auf die Belagerer betrifft, so werden wir sie zu Fuß machen.«

Nach ihren Pferden sahen sich die Toledaner genöthigt, ihre Maulthiere zu verzehren. Das ist für den Spanier eine harte Nothwendigkeit. Das Maulthier ist ein nationales Thier, und man betrachtet es beinahe wie einen Landsmann. Wohl opfert man die Pferde bei den Stiergefechten; aber man beauftragt die Maulthiere, Pferde und Stiere, die einander getödtet, von der Arena wegzuschaffen.

Die Toledaner verspeisten also seufzend die, Maulthiere.

Enrique von Transtamare ließ sie machen.

Dieses Hinschlachten der Maulthiere stachelte die Energie der Belagerer, und sie fielen aus, um Lebensmittel zu suchen; doch der Stammler von Villaines und Olivier von Mauney, welche ihre bretagnischen Pferde nicht gegessen hatten, schlugen sie so grausam, daß sie in ihren Wällen zu bleiben genöthigt waren.

Don Pedro gab ihnen einen neuen Gedanken ein, den, das Futter zu fressen, das die Pferde und die Maulthiere nicht mehr fraßen, insofern sie todt waren.

Dies währte acht Tage, wonach man sich um etwas Anderes bekümmern mußte.

Die Umstände waren aber nicht vortheilhaft.

Aergerlich darüber, daß er die Geldsumme nicht erhielt, die ihm Don Pedro schuldig war, schickte der Prinz von Wales drei Abgeordnete nach Toledo, um die Rechnung der Kriegskosten zu überreichen.

Don Pedro fragte Mothril über diese neue Verlegenheit um Rath, und dieser antwortete:

»Die Christen lieben ungemein das Gepränge der Ceremonien und die öffentlichen Feste; zur Zeit, wo wir noch Stiere besaßen, hätte ich Euch gerathen, Ihr solltet ein glänzendes Stiergefecht geben; doch wir haben keine mehr, und man muß auf einen Ersatz dafür bedacht sein.«

»Sprecht, sprecht.«

»Die Abgeordneten verlangen Geld von Euch. Ganz Toledo erwartet Eure Antwort: weigert Ihr Euch, so sagt Ihr damit, Eure Cassen seien leer, und Ihr könnet auf nichts mehr rechnen.«

»Aber ich kann nicht bezahlen, da ich nichts habe.«

»Ich weiß es wohl, Hoheit, ich, der ich die Finanzen verwalte; doch in Ermangelung von Geld muß man Geist haben. Ihr fordert die Abgeordneten auf, mit großem Gepränge nach der Kathedrale zu ziehen. Dort, in Gegenwart von allem Volk, das sehr entzückt sein wird, Eure königlichen Gewänder, das Gold und die Edelsteine der priesterlichen Ornamente, den Reichthum der Rüstungen und die hundert und fünfzig Pferde zu sehen, welche als Muster der seltsamen Thiere, deren Race verloren gegangen ist, übrig sind, dort, sage ich, sprecht Ihr: »»Meine edlen Herren Abgeordneten, habt Ihr Vollmacht, um mit mir zu unterhandeln?«« »»Ja,«« werden sie antworten, »»wir vertreten Seine Hoheit den Prinzen von Wales, unsern allernädigsten Herrn.««

»»Nun!«« spricht Ihr, »»Ihr verlangt von mir die Geldsumme, die ich der Verabredung gemäß bezahlen sollte?««

»»Ja,«« werden sie antworten.«

»»Ich leugne die Schuld nicht,«« sagt Ihr, mein Fürst. »»Nur war ich mit seiner Hoheit dahin übereingekommen, daß ich für die schuldige Summe den Schutz, das Bündniß und die Mitwirkung der Engländer haben sollte.««

»Aber ich habe das gehabt,« rief Don Pedro.

»Ja, aber Ihr habt es nicht mehr, und Ihr lauft Gefahr, das Gegentheil zu haben . . Das ist es, was Ihr vor Allem von ihnen erhalten müßt, die Neutralität: in Betracht, daß Ihr, wenn Ihr mit der Armee Enrique von Transtamare und die Bretagner, befehligt vom Connetable, Euren Vetter den Prinzen von Wales und zwanzigtausend Engländer zu bekämpfen habt, verloren seid, mein Fürst, und die Engländer sich eigenhändig mit Eurer Hinterlassenschaft bezahlen werden.«

»Sie werden sich weigern, Mothril, da ich sie nicht bezahlen kann.«

»Wenn sie etwas zu verweigern hätten, wäre es schon geschehen. Aber die Christen sind zu eitel, um einander zu gestehen, sie seien hintergangen worden. Der Prinz von Wales würde lieber Alles verlieren, was Ihr ihm schuldig seid, und für bezahlt gelten wollen, als bezahlt sein, ohne daß man es wüßte. Laßt mich endigen . . Eure Abgeordneten werden Euch auffordern, sie zu bezahlen . . Ihr antwortet: »»Von allen Seiten bedroht man mich mit Feindseligkeiten vom Prinzen von Wales . . . Wenn dem so wäre, so wollte ich lieber mein ganzes Königreich verlieren, als die Spur eines Bündnisses mit einem so unredlichen Fürsten fortbestehen lassen. Schwört mir also, daß Seine Hoheit zwei Monate von jetzt an, nicht das Versprechen, daß sie mir geleistet, mich zu unterstützen, sondern ihr früheres Versprechen, neutral zu bleiben, halten wird, und in zwei Monaten, das schwöre ich Euch bei dem heiligen Evangelium, das Ihr hier seht, sollt Ihr bezahlt sein . . . ich halte das Geld hierzu bereit.«

»Die Abgeordneten werden schwören, um das Recht zu erhalten, rasch in ihr Land zurückzukehren; sicher, keine neuen Feinde mehr zu haben, wird Euer Volk sodann freudig, erleichtert sein und, nachdem es seine Pferde und Maulthiere verzehrt hat, alle Ratten und alle Eidechsen von Toledo verspeisen, die sich in ziemlich großer Anzahl wegen der Nähe des Flusses und der Felsen hier finden.«

»Aber in zwei Monaten, Mothril. . .«

»Werdet Ihr ebenso wenig bezahlen, das ist wahr; in zwei Monaten habt Ihr die Schlacht, die wir liefern wollten, gewonnen oder verloren; in zwei Monaten braucht Ihr als Sieger oder als Besiegter Eure Schulden nicht zu bezahlen: als Sieger, weil Ihr mehr Credit habt, als Ihr braucht; als Besiegter, weil Ihr mehr als zahlungsunfähig sein werdet.«

»Aber mein Schwur auf das Evangelium?«

»Ihr habt oft davon gesprochen, Ihr wollet Mohametaner werden; das wird eine gute Gelegenheit sein, mein Fürst. Ein Anhänger Mohamet's, habt Ihr keinen Handel mehr mit Jesus Christus, dem andern Propheten, zu schlichten.«

Abscheulicher Heide!« murmelte Don Pedro; »was für Rathschläge!«

»Ich leugne es nicht,« erwiderte Mothril; »doch getreuen Christen geben Euch gar keine, und folglich sind die meinigen mehr werth.«

Don Pedro führte, nachdem er die Sache reiflich, erwogen hatte, den Plan von Mothril Punkt für Punkt aus.

Die Ceremonie brachte den größten Eindruck hervor; die Toledaner vergaßen ihren Hunger beim Anblick der Herrlichkeiten des Hofes und beim Schimmer eines kriegerischen Gepräges.

Don Pedro entwickelte so viel Großmuth, hielt so schöne Reden und betheuerte sich so feierlich, daß die Abgeordneten, nachdem sie Neutralität geschworen hatten, glücklicher aussahen, als wenn man sie mit baarem Geld bezahlt hätte.

»Was ist mir im Ganzen daran gelegen?« sagte Don Pedro; »das wird so lange dauern, als ich.«

Er hatte mehr Glück, als er hoffte, denn nach den Vorhersehungen von Mothril kam eine bedeutende Verstärkung Afrikaner auf dem Tajo an und durchbrach die feindlichen Linien, um Toledo zu verproviantiren, wonach Don Pedro, als er seine Streitkräfte zählte, fand, daß er unter seinen Befehlen ein Heer von achtzigtausend Mann, bestehend aus Juden und Saracenen, Portugiesen und Castilianern, hatte.

Während der ganzen Dauer dieser Vorbereitungen hielt er sich beiseit, schonte seine Person mit der größten Aengstlichkeit und gab durchaus keinen Spielraum dem Zufall, der für ihn durch einen vereinzelt Unstern das Resultat des großen Schlages, auf den er sann, verlieren machen konnte.

Don Enrique organisierte schon im Gegentheil eine Regierung wie ein erwählter, auf dem Thron gesicherter König.

Es sollte nach seinem Willen am andern Tag nach einer Schlacht, welche ihm die Krone gebracht hätte, dieses Königthum fest und stark sein wie das durch einen langen Frieden geheiligte.

Während Jeder seine Anordnungen traf, hatte Agenor sein Auge auf Montiel, und er wußte durch wohlbezahlte Späher, daß Mothril, der einen Cordon von Truppen zwischen dem Schloß und Toledo aufgestellt hatte, beinahe alle Tage auf einem Berber, so leicht wie der Wind, Aissa besuchte, welche gänzlich von ihrer Wunde wiederhergestellt war.

Er versuchte alle mögliche Mittel, um den Eintritt in's Schloß zu erlangen, oder, um Aissa eine Kunde zukommen zu lassen, doch es glückte ihm nicht.

Musaron träumte so anhaltend hierüber, daß er das Fieber bekam.

Agenor sah nur noch ein Heil in einem allgemeinen und nahe bevorstehenden Kampf, der ihm mit eigener Hand Don Pedro zu tödten und Mothril gefangen zu nehmen gestatten würde, wonach er für das Lösegeld dieses verhaßten Lebens Aissa frei und lebendig kaufen könnte.

Dieser süße Gedanke, dieser unablässige Traum ermüdete das Gehirn des jungen Mannes durch seine glühende Beharrlichkeit.

Es befahl ihn ein tiefer Ekel gegen Alles, was nicht der thätige und entscheidende Krieg war; und da er zum Rath der Anführer gehörte, so war immer seine Meinung, die Belagerung aufzugeben und Don Pedro zu einer geordneten Schlacht zu zwingen.

Er traf gewichtige Gegner im Rath, denn das Heer von Don Enrique belief sich auf höchstens zwanzigtausend Mann, und viele Officiere dachten, es wäre eine Thorheit, mit schlimmen Chancen eine so schöne Partie zu wagen.

Doch Agenor stellte ihnen vor, wenn Don Enrique nur zwanzigtausend Mann seit seinem Manifest zu seiner Verfügung hätte und sich nicht durch einen glänzenden Schlag Anerkennung verschaffte, so würden sich seine Streitkräfte vermindern, statt zu vermehren, während der Tajo jeden Tag Don Pedro Verstärkung an Saracenen und Portugiesen bringe.

»Die Städte werden unruhig,« sagte er, »sie schwanken zwischen zwei Bannern; seht, mit

welcher Gewandtheit Don Pedro Euch zur Unthätigkeit zwingt, die für Alle ein Beweis unserer Ohnmacht ist.

Gebt Toledo auf, das Ihr nicht einnehmen werdet.

Erinnert Euch, daß die Stadt, wenn Ihr Sieger seid, sich zu ergeben genöthigt ist, während in diesem Augenblick nichts sie antreibt: im Gegentheil, der Plan von Mothril kommt zum Vollzug. Ihr werdet zwischen Mauern von Stein und Mauern von Stahl eingeschlossen sein. . .»hinter Euch der Tajo, besetzt mit achtzigtausend Streitern. Wir werden nur noch kämpfen müssen, um zu sterben. Heute könnt Ihr angreifen, um zu siegen.«

Der Grund dieser Rede war eigennützig; doch welcher gute Rath ist dies nicht ein wenig? Der Connetable hatte zu viel Geist und Kriegserfahrung, um nicht Mauléon zu unterstützen. Es blieb die Unentschlossenheit des Königs, der sehr viel wagte, wenn er einen Streich auf gut Glück unternahm, ohne alle Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben.

Doch was die Menschen nicht thun, thut Gott nach seinem Willen.

Don Pedro drängte es eben so sehr als Agenor, in den Besitz des Gutes zu gelangen, nach dem er am meisten auf der Welt, nach seiner Krone, begehrte.

So oft er in der Nacht, wenn seine Geschäfte abgethan waren, längs einer Reihe ergebener Soldaten nach Montiel reiten und die schöne, nun so bleiche und traurige Aissa sehen konnte, fühlte sich der König glücklich.

Mothril bewilligte ihm diese Gunst nur selten. Der Plan des Saracenen war reif, sein gut ausgespanntes Garn hatte seine Beute erhascht; die Aufgabe war nur noch, sie zu behalten, denn ein König in der Falle ist wie ein Löwe im Netz, man hält ihn nie weniger fest, als wenn er gefangen ist.

Don Pedro bestürmte Mothril mit Bitten, ihm Aissa zu übergeben; er versprach, sie zu heirathen und sie den Thron besteigen zu lassen.

»Nein,« antwortete Mothril, »nicht im Augenblick einer Schlacht feiert ein König seine Hochzeit, nicht wenn so viele brave Leute für ihn sterben, beschäftigt er sich mit der Liebe. Nein, wartet den Sieg ab, dann wird Euch Alles gestattet sein.«

So hielt er den bebenden König zurück . . . Sein Gedanke war indessen durchleuchtend und Don Pedro hätte ihn erkannt, wäre er nicht geblendet gewesen, Mothril wollte aus Aissa eine Königin von Castilien machen, weil er wußte, dieses Bündniß des Christen mit der Mohametinerin würde die ganze Christenheit zum Aufruhr bringen, die ganze Welt würde dann Don Pedro verlassen, und die so oft besieigten Saracenen wären bereit, um Spanien wiederzuerobern und sich für immer darin festzustellen.

Mothril wäre der König von Spanien geworden, Mothril, der so großes Ansehen bei seinen Landsleuten genoß und diese seit zehn Jahren Schritt für Schritt auf eine für Jedermann, nur nicht für den trunkenen oder wahnsinnigen König, bemerkbare Weise nach dem gelobten Land leitete.

Indem er aber Don Pedro Aissa gab und ihm eine Rückkehr der Unfälle vorbehielt, durfte Mothril jedoch nur langsam und sicher zu Werke gehen, und er wartete einen entscheidenden Sieg ab, der die wüthendsten Feinde, welche die Mauren in Spanien treffen konnten, zerstören sollte. Die Mauren mußten mit dem Namen von Don Pedro eine große Schlacht gewinnen, um Enrique von Transtamare, Bertrand Duguesclin und alle Bretagner zu tödten, um endlich der Christenheit zu bedeuten, Spanien sei ein Land, das sich leicht öffnen lasse, wenn es sich darum

handle, Gräber für die Eroberungssüchtigen zu graben.

Es mußte auch das größte Hinderniß bei den Plänen von Mothril, es mußte Agenor von Mauléon getödtet werden, damit die junge Liebende, Anfangs besänftigt durch Versprechungen und durch die Versicherung einer nahe bevorstehenden Verbindung, sodann entmuthigt durch den unverdächtigen Tod auf dem Schlachtfeld, sich durch ihre Verzweiflung bewegen ließe, Mothril zu dienen, dem sie nicht mehr mißtrauen würde.

Der Maure verdoppelte seine Zärtlichkeiten, seine Bemühungen: er ging sogar so weit, daß er Hafiz beschuldigte, er habe ein Einverständniß mit Dona Maria unterhalten, um Agenor zu täuschen oder zu Grunde zu richten. Hafiz war todt und konnte sich nicht mehr rechtfertigen.

Er verschaffte Aissa wahre oder erdichtete Nachrichten von Agenor.

»Er denkt an Euch,« sagte er, »er liebt Euch; er lebt bei seinem Herrn, dem Connetable, und verfehlt keine Gelegenheit, sich mit den Emissären in Verbindung zu setzen, die ich ihm zusende, damit er Nachricht von Euch bekommt.«

Beruhigt durch diese Worte, wartete Aissa geduldig. Sie fand sogar einen gewissen Reiz in dieser Trennung, welche ihr dafür bürgte, daß Mauléon sich ihr zu nähern trachtete.

Ihre Tage vergingen in dem entlegensten Gemache des Schlosses. Allein mit ihren Frauen, müßig und träumerisch, schaute sie nach dem Lande hinaus von einem Fenster, von dem es senkrecht hinabging in die Schlucht der Felsen von Montiel.

Wenn sie Don Pedro besuchte, hatte sie für ihn das eisige, abgemessene Wohlwollen, das bei den der Verstellung unfähigen Frauen die äußerste Anstrengung der Heuchelei ist. . . eine so unverständliche Kälte, daß sie die Anmaßlichen zuweilen für die Schüchternheit eines Anfangs von Liebe nehmen.

Der König hatte nie einen Widerstand erfahren. Die stolzeste der Frauen, Maria Padilla, hatte ihn geliebt, Allem vorgezogen. . . warum hätte er nicht an die Liebe von Aissa glauben sollen, besonders seitdem der Tod von Maria und die Verleumdungen von Mothril ihn überzeugten, das Herz seiner Tochter sei rein von jedem Liebesgedanken?

Mothril überwachte auf's Aengstlichste den König bei jedem seiner Besuche. Nicht ein Wort dieses Fürsten war für ihn ohne Werth, und er duldet nicht, daß Aissa auf ein einziges Wort etwas erwiderte. Ihr Krankheitszustand heische gebieterisch das Stillschweigen, sagte er. Und dann hatte er beständig bange vor einem Einverständniß von Don Pedro mit den Leuten des Schlosses, das Aissa dem König in die Hände geliefert hätte, wie dies bei so vielen anderen Frauen der Fall gewesen war.

Unumschränkter Gebieter in Montiel, hatte Mothril seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die beste von Allen war, Aissa zu überzeugen, er billige ihre Liebe für Agenor. Das Mädchen war aber überzeugt.

Die Folge hiervon war, daß Mothril an dem Tag, wo er Montiel verlassen mußte, um den Oberbefehl über die für die Schlacht angekommenen afrikanischen Truppen zu übernehmen, nur zwei Vorschriften zu ertheilen hatte, die eine seinem Lieutenant, die andere Aissa selbst.

Dieser Lieutenant war eben derjenige, welcher vor der Schlacht von Navarrete die Sänfte von Aissa schlecht vertheidigt hatte; aber er brannte vor Begierde nach einer Ausgleichung.

Es war mehr ein Soldat, als ein Diener. Unfähig, sich zu den Gefälligkeiten von Hafiz zu erniedrigen, verstand er nur den dem Vorgesetzten schuldigen Gehorsam und die den Vorschriften der Religion gebührende Ehrfurcht.

Aissa verstand auch nur Eines: sich auf ewig mit Mauléon zu verbinden.

»Ich breche zur Schlacht auf,« sagte Mothril zu ihr. »Ich habe einen Vertrag mit dem Sire von Mauléon geschlossen, daß wir uns gegenseitig im Kampfe schonen. Ist er Sieger, so soll er Euch in diesem Schlosse holen, dessen Pforten ich ihm öffne, und Ihr flieht mit ihm, wenn Ihr mich als Vater liebt.

Wird er besiegt, so kommt er mit mir, und er verdankt mir zugleich das Leben und Euren Besitz. . . Werdet Ihr mich wohl für so viel aufopfernde Ergebenheit lieben, Aissa? Ihr begreift, wenn der König Don Pedro nur ein einziges Wort erführe, nur einen einzigen Gedanken von diesem Plan ahnete, würde mein Kopf vor Ablauf einer Stunde zu seinen Füßen rollen, und Ihr wäret für immer für den Mann, den Ihr liebt, verloren.«

Aissa ergoß sich in Bethörungen ihrer Dankbarkeit und begrüßte diesen Tag der Trauer und des Bluts als die Morgenröthe ihrer Freiheit und ihres Glückes.

Als er das Mädchen so vorbereitet hatte, gab er seinem Lieutenant seine Instructionen.

»Hassan,« sagte er zu ihm, »der Prophet soll über Leben und Glück von Don Pedro entscheiden. Wir sind im Begriff, eine Schlacht zu liefern. Werden wir besiegt, oder sind wir Sieger, und ich kehre am Abend der Schlacht nicht in's Schloß zurück, so bin ich verwundet, todt oder gefangen genommen; dann öffnest Du die Thüre von Aissa, hier hast Du den Schlüssel; Du erdolchst sie mit ihren Frauen, und wirfst sie vom Felsen herab in die Schlucht, weil es sich nicht geziemt, daß gute Muselmänninnen den Beleidigungen eines Christen ausgesetzt sein sollen, und würde dieser Christ auch Don Pedro oder Transtamare heißen! Wache besser, als bei Navarrete; dort hat sich Deine Wachsamkeit mit einer Schuld beladen; ich habe Dir verziehen, ich habe Dich leben lassen; diesmal würde Dich der Prophet bestrafen. Schwöre mir also, meine Befehle zu vollstrecken.«

»Ich schwöre es.« sprach Hassan mit kaltem Tone, »und wenn die drei Frauen todt sind, werde ich mich mit ihnen erdolchen, damit mein Geist über ihren Geistern wache.«

»Ich danke,« antwortete Mothril, indem er sein goldenes Collier um Hassans Hals schlang. »Du bist ein guter Diener, und wenn wir siegen, sollst Du den Oberbefehl über dieses Schloß erhalten. Dona Aissa darf bis auf den letzten Augenblick das Schicksal nicht erfahren, das ihr vorbehalten ist; sie ist eine Frau, sie ist schwach, und soll nicht mehr als einmal den Tod erleiden. Was aber den Sieg betrifft,« fügte er hastig bei, »so glaube ich nicht, daß er uns entgehen kann. Somit ist mein Befehl eine Vorsichtsmaßregel, zu der wir unsere Zuflucht zu nehmen nicht nöthig haben werden.«

Nachdem er so gesprochen, ergriff Mothril seine Waffen, bestieg sein bestes Roß, suchte zwei ergebene Männer aus, die ihm folgen sollten, übergab das Commando von Montiel Hassan und brach noch in derselben Nacht auf, um sich zu Don Pedro zu begeben, der ihn voll Ungeduld erwartete.

Mothril rechnete auf diesen Sieg, und er täuschte sich nicht. Man vernehme, was seine Chancen waren: Vier gegen Einen. Jeden Augenblick frisch eintreffende Hilfstruppen, alles Gold Afrikas in Spanien verwendet durch einen dumpfen, unerschütterlichen Willen, den einer Eroberung, welche ein nie verlassener, häufig zerstörter Plan war; während die europäischen Ritter hier nur kämpften, die Einen aus Habgier, die Andern aus religiöser Pflicht, Alle ziemlich kalt und sehr bereit, sich durch einen Umschlag die Sache entleiden zu lassen.

Wenn je ein Ereigniß unter gut entworfenen Plänen glänzend zu Tage ausging, so war es das

der Schlacht, der die Geschichte den poetischen und ritterlichen Namen Montiel gegeben hat.

---

## Einundsiebzigstes Kapitel.

*A i s s a.*

Voll Ungeduld zog Don Pedro seine Truppen zwischen Montiel und Toledo zusammen.

Sie bedeckten zwei Landmeilen und waren, Reiterei und Fußvolk, staffelförmig in einer glänzenden Ordnung aufgestellt.

Don Enrique konnte nicht mehr zögern. Das Treffen als ein gezwungener Mann aushalten wäre schmäglich für einen Prätendenten gewesen, der ebenfalls in (Kastilien den Wahlspruch: *Hier bleiben, König oder todt* aufgepflanzt hatte.

Er begab sich daher zum Connetable und sagte zu ihm:

»Auch diesmal, Sire Bertrand, lege ich die Sorge für mein Königreich in Eure Hände. Ihr sollt den Oberbefehl führen. Ihr könnt glücklicher sein, als bei Navarrete, aber Ihr werdet weder tapferer, noch geschickter sein. Doch Ihr wißt als Christ, was Gott das eine Mal nicht gestattet, will er gnädigst das andere Mal gestatten.«

»Ich befehlige also, Sire,« rief der Connetable lebhaft.

»Wie ein König. Ich bin Euer erster oder Euer letzter Lieutenant, Sire Connetable,« sprach Enrique.

»Und Ihr sagt mir das, was König Karl V., mein weiser und glorreicher Herr, mir in Paris sagte, als er mir das Schwert des Connetable überreichte.«

»Und was sagte er Euch, braver Bertrand?«

»Er sagte mir, Sire: »Die Disciplin wird schlecht beobachtet bei meinen Heeren, welche sich in Ermangelung von Botmäßigkeit und Fügsamkeit zu Grunde richten. Es gibt Prinzen, die sich schämen, einem einfachen Rittersmann zu gehorchen, nie aber ist eine Schlacht ohne den Einklang Aller und den Willen eines Einzigen gewonnen worden. Ihr werdet also befehligen, Bertrand, und jedes ungehorsame Haupt, und wäre es das meines eigenen Bruders, wird sich beugen oder fallen, wenn es sich nicht unterwerfen will.««

Vor dem ganzen Rath ausgesprochen, faßten diese Worte auf eine zarte Weise das Unglück von Navarrete zusammen, wo die Unklugheit von Don Tellez und Don Sancho, den Brüdern des Königs, den Untergang eines großen Theils der Armee herbeigeführt hatte.

Die gegenwärtigen Prinzen hörten diese Worte von Duguesclin und errötheten.

»Sire Connetable,« sprach der König, »ich habe gesagt, Ihr werdet befehligen, folglich seid Ihr der Herr. Jeden hier, der nicht nach Eurer Laune, oder nach Eurem Befehle handelt, schmettere ich mit dieser meiner Axt nieder, und wäre er mein Verbündeter, wäre er mein Verwandter, wäre er mein Bruder. Wahrlich, wer mich liebt, muß meinen Sieg wünschen, und ich werde nur siegen durch den Gehorsam Aller gegen den weisesten Feldherrn der Christenheit.«

»So sei es,« sagte Duguesclin, »Ich nehme den Oberbefehl an, und morgen werden wir eine Schlacht liefern.«

Der Connetable brachte die ganze Nacht damit zu, daß er die Berichte seiner Spione und Boten anhörte.

Die Einen meldeten ihm, neue Truppen von Saracenen landen in Cadix.

Andere verbreiteten sich über den Jammer des Landes, das diese achtzigtausend Mann seit einem Monat wie eine Wolke von Heuschrecken verheerten.

»Es ist Zeit, daß dies ein Ende nimmt,« sagte der Connetable zum König; denn diese Leute hätten Euer Königreich aufgezehrt, dergestalt daß Euch nach dem Sieg kein Brocken mehr davon übrig geblieben wäre.«

Freudigen und zugleich beklommenen Herzens, wie dies geschieht am Vorabend eines Ereignisses, nach dem man sich sehnt, während es zugleich eine wichtige Frage entscheiden soll, hinterging Agenor seine Schmerzen und seine Unruhe durch eine unerhörte Entfaltung von Thätigkeit.

Beständig zu Pferde, überbrachte er Befehle, versammelte er die Compagnien und gruppirte sie, recognoscirte die Gegend und wies jeder Truppe ihre Stellung für den andern Tag an.

Duguesclin theilte sein Heer in fünf Corps.

Viertausend fünfhundert Reiter, befehligt von Olivier Duguesclin und dem Stammler von Villaines, bildeten den Vortrab.

Die Franzosen und die Spanier der Elite bildeten das Haupttreffen, befehligt von Enrique von Transtamare.

Die Aragonier und die anderen Verbündeten waren zur Nachhut bestimmt.

Eine Reserve von vierhundert Pferden unter dem Befehl von Olivier von Mauney sollte den Rückzug sichern.

Der Connetable aber hatte die dreitausend Bretagner, befehligt vom jüngeren Mauney, Carlonnet, la Houssaie und Agenor, genommen.

Wohl beritten und aus unüberwindlichen Männern bestehend, sollte diese Truppe überall einbrechen, wo es das Auge des Feldherrn für den Sieg des Tages nothwendig erachten würde.

Bertrand ließ seine Soldaten vor Tagesanbruch aufstehen, und Jeder marschirte langsam an seinen Posten, so daß, ehe das Morgenroth am Horizont auftauchte, die Armee ohne Ermüdung und ohne Lärmen aufgestellt war.

Er hielt keine lange Reden.

»Bedenkt nur,« sagte er, »daß Jeder von Euch vier Feinde zu erschlagen hat, daß ihr aber Jeder zehn werth seid.

Dieses Gesindel von Mauren, Juden und Portugiesen kann nicht Stand halten gegen Kriegsleute von Spanien und Frankreich.

Schlagt ohne Mitleid, tödtet Alles, was nicht Christ ist.

Ich habe nie zum Vergnügen Blut vergießen lassen; heute macht uns die Nothwendigkeit ein Gesetz daraus.

Es gibt kein Band zwischen den Mauren und den Spaniern.

Sie hassen sich gegenseitig.

Das Interesse allein vereinigt sie; sobald aber die Mauren sich den Spaniern geopfert sehen werden, sobald sie im Gemenge sehen, daß man den Christen schon, um den Ungläubigen zu tödten, wird das Mißtrauen sich in ihre Reihen einschleichen, und wenn die erste Verzweiflung vorüber ist, werden sie rasch aus ihre Rettung bedacht sein. Tödtet also, und zwar ohne Gnade!«

Diese Anrede brachte die gewöhnliche Wirkung hervor. Eine außerordentliche Begeisterung

durchlief die Reihen.

Don Pedro war indessen bei der Arbeit: man sah ihn mühsam diese undisciplinirten, aber ungeheuren afrikanischen Schaaren manoeuvriren, deren Waffen und kostbare Gewänder in der aufgehenden Sonne glänzten.

Als Duguesclin von einem Hügel herab, den er sich als Beobachtungsposten gewählt hatte, diese zahllose Menge erschaute, befürchtete er, die kleine Anzahl seiner Soldaten könnte seinen Gegnern zu viel Vertrauen einflößen: er ließ daher bei den hinteren Reihen aus zwei immer vier machen, um die vorderen zu schließen, so daß man sie für gleich hielt.

Ueberdies ließ er hinter dem Rücken der Hügel Bündel von Standarten aufpflanzen, damit die Saracenen glauben sollten, unter diesen Standarten wären Soldaten versammelt.

Don Pedro sah dies Alles; sein Genie wuchs mit der Gefahr. Er hielt eine eindrucksvolle Rede an seine getreuen Spanier und ertheilte den Saracenen glänzende Versprechungen.

So glänzend aber auch diese Versprechungen waren, so kamen sie doch den Hoffnungen nicht gleich, welche seine Verbündeten auf seine eigene Hinterlassenschaft gründeten.

Die Trompeten erschollen auf der Seite von Don Pedro; alsbald ertönten auch die von Duguesclin, und ein gewaltiges Zittern, ähnlich dem zweier Welten, welche sich gegeneinander stürzen, erschütterte den Boden und sogar die Bäume der Hügel.

Man sah gleich bei den ersten Streichen die Wirkung der Ermahnungen von Duguesclin.

Dadurch, daß die Bretagner sich weigerten, mahometanische Gefangene zu machen, und daß sie alle Ungläubige tödteten, während sie die Spanier und die Christen verschonten, brachten sie ein tiefes Mißtrauen in den Geist dieser Ungläubigen, und dieses Mißtrauen verbreitete sich wie ein Schauer in den Reihen der Saracenen, um sie abzukühlen.

Sie bildeten sich ein, die Christen von beiden Parteien seien mit einander einverstanden, und die Saracenen, möchte nun Enrique Sieger sein oder besiegt werden, wären die einzigen Opfer.

Ihre Schlachtordnung war gerade vom Bruder von Duguesclin und vom Stammler angegriffen worden, und diese unerschrockenen Bretagner richteten ein solches Blutbad um sich her an, daß, als die Anführer und selbst der Fürst von Bennemarino erschlagen waren, die Mauren Furcht bekamen und die Flucht ergriffen, da man ihr erstes Corps in Stücke gehauen hatte.

Das zweite schwankte, rückte aber noch ziemlich muthig vor: Duguesclin befahl seinen dreitausend Bretagnern, im Galopp anzusprengen, und griff mit solcher Gewalt an, daß die Hälfte der Feinde umkehrte.

Das war eine zweite Schlächterei: Generale, Adel, Soldaten, Alles wurde getödtet. Es kam nicht Einer davon.

Duguesclin kehrte an seinen Posten zurück, und ganz erhitzt, den Schweiß abwischend, sah er, wie Enrique von der Verfolgung zurückkam und, dem Befehle gemäß, wieder seinen Platz mit den Seinigen einnahm.

»So ist es gut, meine edle Herren,« sagte Duguesclin, »das geht schön und beinahe von sich selbst.

Seht diesen Mauléon, der auf das dritte Corps der Saracenen, befehligt von Mothril, ansprengt. Der Maure hat ihn erschaut und gibt Befehl, ihn zu umzingeln; er wird sich tödten lassen, blaset zum Rückzug, Trompeter.

Zehn Trompeter bliesen; Agenor gehorchte, und folgsam, als hätte er eine Uebung in der Reitschule auszuführen gehabt, kehrte er an seinen Posten unter einem Hagel von Pfeilen zurück,

welche seine gute Rüstung hämmerten.

»Nun, meine edlen Herren,« sprach der Connetable, »nun greife mein Vordertreffen die Spanier an! Das sind gute Truppen, und wir werden keinen leichten Handel haben. Man muß sich hier in drei Corps theilen und von drei Seiten angreifen. Der König wird die rechte nehmen, Olivier die linke. Ich warte.«

Er berührte, wie man sieht, weder seine Reserve, noch seine leichte Reiterei.

Die Spanier nahmen den Ansturz wie Leute welche siegen oder sterben wollen.

Enrique, der das Corps von Don Pedro an stieß auf den Widerstand des Hasses und des verständigen Muthes.

Die zwei Könige erblickten sich von fern und bedrohten sich, ohne sich erreichen zu können.

Um sie her erhoben sich Berge von Menschen und Waffen, welche an einander stießen, dann stürzten diese Berge verschlungen nieder und die Erde trank das Blut - in Wellen.

Plötzlich ließ das Heer von Enrique nach; Don Pedro hatte, die Oberhand: er kämpfte nicht wie ein Soldat, sondern wie ein Löwe. Schon war einer von seinen Schildknappen getödtet worden; er wechselte zum zweiten Mal das Pferd; er hatte keine Wunde, und sein Arm schwang mit so viel Gewandtheit und richtiger Kraftanwendung die Streitaxt, daß jeder Schlag einen Mann niederschmettete.

Enrique sah sich von den Mauren von Mothril und von Mothril selbst umgeben, der ein Tiger war, wenn Don Pedro der Löwe. Die französischen Herren wurden reichlich von den Datagans und Pallaschen der Mauren niedergemäht; ihre Reihen fingen an sich zu lichten und die Pfeile gelangten bis zur Brust des Königs; schon hatte ein Verwegener ihn mit seiner Lanze zu berühren vermocht.

»Es ist Zeit!« rief der Connetable. »Vorwärts, meine Freunde. Notre-Dame-Guesclin zum Siege!«

Die dreitausend Bretagner setzten sich mit einem furchtbaren Geräusch in Bewegung und drangen, in einen Winkel formirt, wie ein stählerner Keil in die Schlachtordnung von Don Pedro, welche zwanzigtausend Mann stark war.

Agenor bekam endlich die von ihm so glühend ersehnte Erlaubniß, zu kämpfen und Mothril gefangen zu nehmen.

In einer Viertelstunde waren die Spanier durchbrochen, niedergeworfen. Die maurische Reiterei konnte nicht Stand halten gegen das Gewicht der geharnischten Ritter und die gewaltigen Lanzenstöße.

Mothril wollte fliehen, aber er traf auf die Aragonler und die Leute des Stammers von Villaines, befehligt von Mauléon.

Man mußte um jeden Preis durchkommen, wenn man nicht von dieser furchtbaren Mauer eingeschlossen werden wollte. Agenor konnte sich schon für den Herrn des Lebens und der Freiheit von Mothril halten; aber dieser durchbrach, mit höchstens dreihundert Mann, die Bretagner, verlor zweihundert und fünfzig Reiter und zog vorbei; als er vorbeizog, schlug er mit einem Säbelhieb dem Pferde von Agenor, der ihm auf zwei Schritte folgte, den Kopf ab.

Agenor rollte in den Staub, Musaron schoß einen Pfeil ab, der verloren ging, und dem fliehenden Wolfe ähnlich, verschwand Mothril hinter den Haufen von Leichnamen in der Richtung von Montiel.

In diesem Augenblick sah Don Pedro die Seinigen unterliegen. Er fühlte gleichsam in seinem

Gesichte den Athem seiner erbittertsten Feinde. Einer derselben aber zerschmetterte ihm seinen Helmschmuck und erschlug seinen Fahnenjunker, und was dem Fürsten zur Schmach gereichte, rettete den Menschen.

Don Pedro war nicht mehr so sehr erkenntlich. Die Schlächterei fand um ihn her ohne Verstand statt.

Da geschah es, daß ein englischer Ritter mit schwarzer Rüstung und niedergelassenem Visir sein Pferd am Zügel faßte und ihn vom Schlachtfeld fortriß.

Vierhundert von dem vorsichtigen Freund hinter einem Hügel verborgen gehaltene Reiter escortirten allein den König, Dies war Alles, was Don Pedro von achtzigtausend Mann blieb, die für ihn am Ansang des Tages lebten.

Da sich die Ebene mit Flüchtigen in allen Richtungen bedeckte, so vermochte Bertrand die Truppe des Königs nicht von den anderen zerstreuten Banden zu unterscheiden.

Der Connetable ließ also auf den Zufall seine Reserve und die fünfzehnhundert Mann von Olivier von Mauney Allem, was floh, nachsetzen; aber Don Pedro hatte durch die Vortrefflichkeit seiner Pferde einen bedeutenden Vorsprung.

Man dachte nicht daran, ihn persönlich zu verfolgen, um so mehr, als man ihn nicht erkannte. Er war für Alle nur ein gewöhnlicher Flüchtling.

Aber Agenor, der den Weg nach Montiel und das Interesse von Don Pedro, dahin zu fliehen, kannte, lauerte seinerseits.

Er hatte Mothril in dieser Richtung enteilen sehen Mauléon errieth, wer der gegen Don Pedro so gefällige Engländer war.

Er sah das Corps von vierhundert Reitern einen Mann escortiren, der, unterstützt durch sein herrliches Roß, seinem Geleite weit voran jagte.

Er erkannte den König an seinem zerbrochenen Helm, an seinen goldenen, mit Blut überzogenen Sporen; er erkannte ihn an der Gluth, mit der er in die Ferne nach den Thürmen von Montiel schaute.

Agenor ließ seine Blicke umherlaufen, um zu sehen, ob ihn ein Armeecorps in Verfolgung dieses kostbaren Flüchtlings unterstützen und seinen vierhundert Reitern den Rückzug abschneiden könnte.

Er gewährte nun den Stammler von Villaines mit elfhundert Pferden, welche, außer Athem, ein wenig rasteten, ehe sie, wie die anderen, die allgemeine Verfolgung begannen.

Bertrand war zu fern, um den Flüchtlingen nachzusetzen und den Sieg auf allen Punkten vollständig zu machen.

»Messire,« sagte Agenor zum Stammler, »kommt mir rasch zu Hilfe, wenn Ihr den König Don Pedro gefangen nehmen wollt, denn er ist es, der dort nach dem Schloß flieht.«

»Seid Ihr dessen sicher?« rief der Stammler.

»Wie meines Lebens!« antwortete Mauléon, »ich erkenne den Mann, der die Reiter befehligt; es ist Caverley, ohne Zweifel gibt er dem König nur so gutes Geleite, um ihn nach seinem Belieben gefangen zu nehmen und zu verkaufen: das ist sein Gewerbe.«

»Ja,« rief der Stammler, »doch ein Engländer soll diesen schönen Schlag nicht thun, wenn wir, so viele brave französische Lanzen, da sind.«

Und sich gegen seine Reiter umwendend, befahl der Kapitän:

»Alle zu Pferde! und zehn Mann benachrichtigen den Herrn Connetable, daß wir gen Montiel reiten, um den besiegten König zu holen.«

Die Bretagner sprengten mit solcher Wuth vorwärts, daß sie binnen Kurzem die Reiter der Escorte erreichten.

Sogleich theilte der englische Anführer seine Truppe in zwei Banden; die eine folgte demjenigen, welchen man für den König hielt, die andere stellte gegen die Bretagner.

»Greift an! greift an!« rief Agenor, »sie wollen nur Zeit gewinnen, damit der König Montiel erreicht.«

Zum Unglück für die Bretagner öffnete sich ein Engpaß vor ihnen und sie konnten nur zu sechs und sechs eindringen, um die Flüchtigen zu erreichen.

»Wir werden sie verlieren! sie werden uns entkommen!« rief Mauléon; »Muth, Ihr Bretagner, Muth!«

»Ja, wir werden Dir entkommen, Teufelsbearner!« brüllte der englische Ritter, der Anführer der Escorte; »wenn Du uns übrigens fassen willst, komm heran.«

Er sprach mit diesem Vertrauen, weil Agenor, durch seine Hitze, durch seine Eifersucht fortgerissen, allen seinen Gefährten weit voran war und beinahe allein vor den zweihundert Lanzen erschien.

Der unerschrockene Jüngling hielt im Angesicht dieser furchtbaren Gefahr nicht inne.

Er preßte seine Sporen noch tiefer in die Flanken seines von Schaum weißen Pferdes.

Caverley war kühn, und seine natürliche Wildheit ergötzte sich zum Voraus an einem Sieg, der unfehlbar schien.

In der Mitte seiner Leute aufgestellt, erwartete er Mauléon fest in seinen Steigbügeln.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel; das eines Ritters, der mit gesenktem Haupte gegen zweihundert eingelegte Lanzen ansprengte.

»Oh! der feige Engländer!« rief von fern der Stammler; »Oh! Feiger, Feiger! . . . Haltet ein, Mauléon, das ist zu viel Ritterlichkeit! . . . Feiger! feiger Engländer!«

Caverley wurde von Scham ergriffen, er war im Ganzen Ritter und der Ehre seiner goldenen Sporen und seiner Nation einen Lanzenstoß schuldig.

Er ritt aus den Reihen hervor und schickte sich an, zu kämpfen.

»Ich habe schon Dein Schwert,« rief er Mauléon zu, der wie der Blitz heranjagte. »Es ist hier nicht wie in der Höhle von Montiel, und binnen Kurzem werde ich Deine ganze Rüstung haben.«

»Nimm zuerst die Lanze,« erwiderte der junge Mann und führte einen so gewaltigen Lanzenstoß, daß er den Engländer aus dem Sattel hob und mit seinem Pferd zu Boden schmetterte.

»Hurrah!« riefen die Bretagner, trunken vor Freude, während sie immer weiter vorrückten.

Als die Engländer dies sahen, wandten sie um und suchten ihre Gefährten einzuholen, welche schon, den von seinem Roß gen Montiel fortgerissenen König im Stiche lassend, nach der Ebene entflohen.

Caverley wollte wieder aufstehen, aber seine Lenden waren gebrochen, und sein Pferd, als es sich frei machte, schlug ihn mit den Hinterbeinen auf die Brust und nagelte ihn abermals auf die von einer schwarzen Blutwoge übergossene Erde.

»Beim Teufel! es ist vorbei,« murmelte er, »ich werde Niemand mehr festnehmen . . . ich bin

todt!«

Und er fiel zurück.

In demselben Augenblick kam die ganze bretagnische Reiterei heran, und die elfhundert geharnischten Pferde sprengten wie ein Orkan über den zerrissenen und zerstückelten Leichnam des berühmten Königsfängers.

Doch diese Zögerung rettete Don Pedro. Vergebens gab mit heldenmüthigem Kraftaufwand der Stammler den Menschen und den Pferden eine dreifache Seele.

Die Bretagner jagten voll Wuth, auf die Gefahr, ihre Pferde zu Tode zu reiten, nach, aber sie erreichten die Spuren von Don Pedro erst in dem Augenblick, wo dieser Fürst durch den ersten Fallbaum der Feste und hierdurch in Sicherheit gelangte, denn das Thor schloß sich sogleich hinter ihm. Er pries Gott, daß er diesmal entkommene Mothril war schon seit einer Viertelstunde innerhalb der Mauern.

Der Stammler raufte sich in Verzweiflung die Haare aus.

»Geduld, Messire,« sagte Agenor, »verlieren wir nicht die Zeit, und laßt den Platz berennen; was wir heute nicht gethan haben, werden wir morgen thun.«

Der Stammler befolgte diesen Rath; er zerstreute alle seine Reiter um die Feste her, und die Nacht brach in dem Augenblick ein, wo der letzte Ausgang für jeden, der aus Montiel herauszukommen versuchen wollte, verschlossen war.

Da erschien auch Duguesclin mit dreitausend Mann und erfuhr von Agenor die wichtige Kunde.

»Das ist Unglück,« sagte er, »denn der Platz ist uneinnehmbar.«

»Hoher Herr, wir werden sehen,« erwiderte Mauléon; »kann man nicht hinein, so ist doch nicht zu leugnen, daß man auch nicht heraus kann.«

Der Connetable war kein leichtgläubiger Mann.

Er hatte von den Talenten von Don Pedro eine ebenso vortheilhafte Meinung, als er eine ärgerliche von seinem Charakter hatte.

Nachdem er rings um Montiel geritten war, nachdem er den Platz recognoscirt und sich überzeugt hatte, daß man mit einer guten und sicheren Bewachung eine Maus aus dem Schloß herauszukommen verhindern würde, sagte er:

»Nein, Messire von Mauléon, wir haben nicht das Glück, auf das Ihr uns hoffen laßt. Nein, der König Don Pedro hat sich nicht in Montiel eingeschlossen, denn er weiß zu gut, daß man ihn hier blockieren und sich seiner durch Aushungerung bemächtigen würde.«

»Ich betheure, hoher Herr,« erwiderte Mauléon, »Mothril ist in Montiel und der König Don Pedro mit ihm.«

»Ich werde es glauben, wenn ich es sehe,« sprach der Connetable.

»Wie viel Garnison hat das Schloß?« fragte Bertrand.

»Ungefähr dreihundert Mann, hoher Herr.«

»Diese dreihundert Mann, wenn sie uns nur Steine an den Kopf fliegen lassen wollen, werden sie uns fünftausend Mann tödten, ohne daß wir ihnen einen einzigen Pfeil zusenden könnten.

Morgen wird Don Enrique hierher kommen; er fordert in diesem Augenblick Toledo auf, sich zu ergeben; sogleich nach seiner Ankunft werden wir uns berathen, ob es nicht besser ist, abzuziehen, als hier einen Monat umsonst zu verlieren.

Agenor wollte eine Einwendung machen. Der Connetable war halsstarrig wie ein Bretagner; er duldete keine Erwiderung, oder er ließ sich vielmehr nicht überreden.

Am andern Tag kam wirklich Don Enrique, strahlend von seinem Sieg.

Er brachte die freudetrunkene Armee, und als sein Rath über die Frage, ob Don Pedro in Montiel sei oder nicht sei, verhandelte, sagte der König:

»Ich denke wie der Connetable; Don Pedro ist zu listig, um sich sichtbar in einen Platz ohne Ausgang eingeschlossen zu haben.

Man muß also hier eine schwache Besatzung lassen, um Montiel zu beunruhigen, das Schloß zur Capitulation zu zwingen und nicht einen Platz hinter sich zu haben, der darauf stolz wäre, daß man ihn nicht eingenommen; aber wir, wir werden weiter ziehen, denn wir haben, Gott sei Dank, mehr zu thun, und Don Pedro ist nicht hier.«

Agenor war bei der Berathung gegenwärtig.

»Hoheit,« sprach er, »ich bin sehr jung und sehr unerfahren, um unter so vielen muthigen Kapitänen die Stimme zu erheben; aber meine Ueberzeugung ist so, daß sie nichts zu erschüttern vermag. Ich habe Caverley erkannt, der dem König folgte, und Caverley ist getödtet worden! Ich habe Don Pedro in Montiel einreiten sehen, ich habe seinen zerschmetterten Helmschmuck, seinen zerbrochenen Schild und seine mit Blut überzogenen goldenen Sporen erkannt.«

»Und warum sollte Caverley selbst nicht getäuscht worden sein? Ich habe auch bei Navarrete mit einem getreuen Ritter die Waffen getauscht!« entgegnete Don Enrique; »kann Don Pedro nicht dasselbe gethan haben?«

Diese letzte Antwort erhielt die allgemeine Beistimmung. Agenor sah sich abermals geschlagen,

»Ich hoffe, Ihr seid überzeugt?« fragte ihn der König.

»Nein, Sire,« erwiderte er bescheiden; »aber ich vermag nichts gegen die weisen Ansichten Eurer Majestät.«

»Ihr müßt überzeugen, Sire von Mauléon, Ihr müßt überzeugen.«

»Ich werde mir Mühe geben,« sprach der junge Mann mit einem Schmerz, den er nicht zu verbergen vermochte.

In der That, welch eine grausame Lage für diesen so zärtlich Liebenden! Don Pedro war bei Aissa eingeschlossen, Don Pedro, der, außer sich durch seine Niederlage, nichts mehr zu schonen hatte! Wie sollte dieser treulose Fürst, mit dem Bilde eines nahe bevorstehenden Todes vor sich, nicht seinem Todeskampf eine letzte Wollust vorangehen zu lassen suchen? Wie sollte er unberührt und in der Macht eines Andern das Mädchen lassen, das er liebte, und das die Gewalt in seine Arme bringen konnte?

War überdies nicht Mothril da, dieser verhaßte Ränkeschmied, fähig zu Allem, um seine blutdürstige habgierige Politik einen Schritt weiter vorrücken zu lassen?

Dies war es, was Agenor vor Schmerz und Kummer wahnsinnig machte. Er sah ein, daß er, sein Geheimniß länger bewahrend, sich der Gefahr aussetzte, Don Enrique, das Heer, den Connetable abziehen zu lassen, und daß es dann Don Pedro, der an Geist und Talenten den Lieutenants, welche vor Montiel zurückblieben, weit überlegen, gelingen würde, zu entkommen, nachdem er Aissa einer Laune des Augenblicks, des Ueberdrusses geopfert.

Er faßte plötzlich einen Entschluß und bat den König um eine geheime Unterredung.

»Hoheit,« sagte er sodann, »hört, warum Don Pedro sich trotz alles Anscheins, der dagegen

sprechen mag, nach Montiel geflüchtet hat. Das ist ein Geheimniß, das ich bewahrte, denn es ist das meinige; doch ich muß es im Interesse Eures Ruhmes offenbaren. Don Pedro liebt leidenschaftlich Aissa, die Tochter von Mothril. Er will sie heirathen. Deshalb hat er es geduldet, daß Mothril Dona Maria Padilla ermordete, wie er für Maria Madame Blanche von Bourbon hatte ermorden lassen.«

»Nun wohl!« sagte der König, »Aissa ist also in Montiel?«

»Sie ist dort,« erwiderte Agenor.

»Abermals eine Sache, der Ihr nicht mehr sicher seid, als der andern, mein Freund.«

»Ich bin derselben sicher, hoher Herr, weil ein Liebender immer weiß, wo seine theure Geliebt« ist.«

»Ihr liebt Aissa, eine Maurin?«

»Ich liebe sie leidenschaftlich, hoher Herr, wie Don Pedro, nur mit dem Unterschied, daß Aissa für mich eine Christin werden wird, während sie sich tödten läßt, wenn sie Don Pedro besitzen will.«

Agenor erbleichte, indem er diese Worte sprach, denn er glaubte nicht daran, der arme Ritter, und dieser Gedanke brachte ihn in Verzweiflung. Ueberdies, hätte sich Aissa auch getödtet, um nicht entehrt zu werden, so wäre sie doch immerhin für ihn verloren gewesen.

Dieses Geständnis, versetzte Don Enrique in eine tiefe Verlegenheit.

»Das ist ein Grund,« murmelte er; »nur erzählt mir, woher Ihr wißt, daß Aissa in Montiel ist.«

Agenor erzählte Punkt für Punkt den Tod von Hafiz und die Einzelheiten der Verwundung von Aissa.

»Sprecht, habt Ihr einen Plan?« fragte der König.

»Ich habe einen, und wenn Eure Majestät mir ihre Unterstützung gewähren will, so werde ich Don Pedro binnen acht Taigen in ihre Hände liefern.«

Der König ließ den Connetable kommen, dem Agenor abermals Alles erzählte, was er gesagt hatte.

»Ich glaube darum nicht mehr, daß ein so schlauer, so harter Fürst sich aus Liebe für eine Frau fangen läßt,« erwiderte der Connetable; »doch der Sire von Mauléon hat mein Wort, daß ich ihn in dem, was ihm Vergnügen machen dürfte, unterstützen würde, und ich werde ihn unterstützen.«

»Laßt also den Platz eingeschlossen,« sprach Agenor; »laßt rings umher einen Graben ziehen, und mit der Erde dieses Grabens errichtet eine Verschanzung, hinter der nicht Soldaten, sondern wachsame und geschickte Officiere verborgen sein sollen.

Ich und mein Knappe werden unsere Stellung an einem uns bekannten Ort nehmen, von wo man jedes Geräusch des Platzes hört.

Don Pedro, wenn er ein starkes Belagerungsheer sieht, wird glauben, man kenne seine Ankunft in Montiel, und er wird dann mißtrauen; das Mißtrauen aber ist die Rettung eines so gewandten und gefährlichen Mannes. Laßt alle Eure Truppen nach Toledo abgehen, und es mögen bei dem Erdwall nur zweitausend Mann zurückbleiben, welche genügen, um das Schloß zu berennen und gegen einen Ausfall Widerstand zu leisten. Wenn Don Pedro glaubt, man halte nachlässig Wache, wird er herauszukommen versuchen, und ich werde Euch davon in Kenntniß setzen.«

Kaum hatte Agenor seinen Plan entwickelt, kaum war es ihm gelungen, die Aufmerksamkeit

des Königs zu fesseln, als man dem Connetable einen Parlamentär von Seiten des Gouverneur von Montiel meldete.

»Man lasse ihn hier eintreten, und er erkläre sich,« sprach Bertrand.

Es war ein spanischer Officier, Namens Rodrigo von Sanatrias. Er verkündigte dem Connetable, die Garnison von Montiel sehe mit Unruhe eine beträchtliche Entwicklung von Streitkräften; die dreihundert mit einem einzigen Officier in der Feste eingeschlossenen Leute wollen nicht lange kämpfen, da seit dem Abzug und der Niederlage von Don Pedro keine Hoffnung mehr vorhanden sei.

Bei diesen Worten schauten der Connetable und der König Agenor an, als wollten sie zu ihm sagen:

»Seht Ihr, daß er nicht dort ist!«

»Ihr würdet Euch also ergeben?« fragte der König.

»Wie tapfere Leute, ja, Messire, nach einer gewissen Zeit, denn der König Don Pedro darf uns bei seiner Rückkehr nicht beschuldigen, wir haben seine Sache ohne einen Schwertstreich verrathen.«

»Man sagte, der König sei bei Euch?« fragte Don Enrique.

Lachend erwiderte der Spanier:

»Der König ist sehr fern, und warum sollte er auch hierher gekommen sein, wo Leute, welche eingeschlossen sind, wie Ihr uns einschließt, nur Hungers zu sterben oder sich zu ergeben haben.«

Ein neuer Blick des Connetable und des Königs an Agenor gerichtet.

»Was verlangt Ihr denn?« fragte Duguesclin; »sprecht Eure Bedingungen aus.«

»Einen Waffenstillstand von zehn Tagen,« sagte der Officier, »damit Don Pedro Zeit hat, uns zu Hilfe zu kommen . . . wonach wir uns ergeben werden.«

»Hört,« sagte der König, »Ihr versichert bestimmt, daß Don Pedro nicht im Schloß ist?«

»Ganz bestimmt, hoher Herr, sonst würden wir nicht Abzug verlangen; denn wenn wir abziehen, werdet Ihr uns alle sehen und folglich den König erkennen.

Hätten wir aber gelogen, so würdet Ihr uns bestrafen; und wenn Ihr den König gefangen nähmet, würdet Ihr ihn ohne Zweifel nicht schonen?«

Dieser letzte Satz war eine Frage, der Connetable antwortete nicht darauf. Enrique von Transtamare hatte Kraft genug, das blutige Feuer zu löschen, das die Voraussetzung der Gefangennehmung von Don Pedro in seinen Augen glänzen machte.

»Wir bewilligen den Waffenstillstand, nur darf Keiner aus dem Schloß heraus,« sprach der Connetable.

»Aber unsere Lebensmittel, gnädiger Herr?« fragte der Officier.

»Man wird sie Euch liefern. Wir kommen zu Euch, aber Ihr dürft nicht heraus.«

»Das ist also kein gewöhnlicher Waffenstillstand,« murmelte der Officier.

»Warum wolltet Ihr heraus? Um zu entfliehen! denn in vierzehn Tagen lassen wir Euch unversehrt abziehen!«

»Ich habe nichts mehr zu sagen,« erwiderte der Officier, »ich nehme es an; habe ich Euer Wort, Messire?«

»Darf ich es geben, Hoheit?« fragte Bertrand den König Enrique.

»Gebt es, Connetable.«

»Ich gebe es,« sprach Duguesclin; »zehn Tage Waffenstillstand und freien Abzug für die Garnison.«

»Für die ganze? . . . «

»Das versteht sich von selbst,« rief Mauléon, »es kann keine Beschränkung geben, da Ihr selber versichert habt, Don Pedro sei nicht in der Feste.«

Diese Worte entschlüpften dem jungen Mann, trotz der Ehrfurcht, die er seinen zwei Oberen schuldig war, und er wünschte sich Glück, daß er sie ausgesprochen, denn eine sichtbare Blässe schwebte wie eine Wolke über das Antlitz von Don Rodrigo von Sanatrias hin.

Nach einer Verbeugung zog er sich zurück.

Als er sich entfernt hatte, fragte der König:

»Seid Ihr überzeugt, junger Hartnäckiger, armer Liebhaber?«

»Ueberzeugt, daß Don Pedro in Montiel ist, ja, Sire, und daß Ihr ihn in acht Tagen in Euren Händen haben werdet.«

»Ah!« rief der König, »das nenne ich Halsstarrigkeit.«

»Und er ist doch kein Bretagner,« sagte Bertrand lachend.

»Meine edlen Herren, Don Pedro spielt dasselbe Spiel, das wir spielen wollen. Sicher, uns nicht durch Gewalt entgehen zu können, versucht er die List. Ihr seid nun seiner Ansicht nach überzeugt, er befinde sich auswärts; Ihr bewilligt einen Waffenstillstand, Ihr haltet nachlässig Wache, nun! er wird herauskommen, oh! er wird herauskommen, sage ich Euch, und fliehen; doch wir werden da sein, hoffe ich. Was Euch beweist, daß er außerhalb Montiel ist, beweist mir, daß er innen ist.«

Agenor verließ das Zelt des Königs und des Connetable mit einem leicht begreiflichen Eifer.

»Musaron,« sagte er, »suche das höchste Zelt des Heeres aus und befestige mein Banner so darauf, daß man es vollkommen vom Schloß aus sieht. Aissa kennt es, sie wird es wahrnehmen, sie wird mich in ihrer Nähe wissen und ihren Muth behalten. Was unsere Feinde betrifft, so werden sie, wenn sie meine Ritterfahne aus der Verschanzung erblicken, mich hier glauben und nicht ahnen, wir schlüpfen abermals in die Grotte der Quelle; auf, mein braver Musaron, auf! noch diese letzte Mühseligkeit, und wir stehen am Ziel.«

Musaron gehorchte, das Banner von Mauléon flatterte stolz über den andern.

---

## Zweiundsiebzigstes Kapitel.

### *Die List des Besiegten.*

König Enrique zog mit dem Connetable und dem Heer von Montiel ab.

Es blieben nur noch zweitausend Bretagner und der Stammler von Villaines um die Erdverschanzungen.

Die Liebe hatte Mauléon inspirirt. Jede von seinen Betrachtungen traf eine Wahrheit.

Er sprach in der Thal, als ob er Alles gehört hätte, was im Schloß vorging.

Kaum war Don Pedro hier nach der Schlacht athemlos, keuchend, schäumend vor Wuth angekommen, als er sich aus einen Teppich im Zimmer von Mothril warf, wo er unbeweglich, stumm, unzugänglich blieb und sich übermenschlich anstrengte, um in der Tiefe seines Herzens die wahnsinnige Verzweiflung, die in ihm tobte, zusammenzudrängen.

Alle seine Freunde todt! sein schönes Heer erschlagen! so viele Hoffnungen auf Rache und Ruhm in dem Zeitraum vernichtet, den die Sonne braucht, um ihren lauf am Horizont zu machen! Fortan nichts mehr! Die Flucht, die Verbannung, das Elend! Kämpfe von Parteilgängern, schmähdlich und fruchtlos! Ein unwürdiger Tod, auf einem unwürdigen Schlachtfeld.

Keine Freunde mehr! Dieser Fürst, der nie geliebt hatte, fühlte die grausamsten Schmerzen, da er an der Zuneigung der Andern zweifeln mußte.

Die Könige vermengen meistens die Ehrfurcht, die man ihnen schuldig ist, mit der Zuneigung, die sie einflößen sollten. Wenn sie die eine haben, kümmern sie sich nichts um die andere.

Don Pedro sah in sein Zimmer Mothril, mit röthlichen Flecken besprengt, eintreten. Seine Rüstung war voll Löcher; durch einige derselben drang ein Blut, welches nicht das seiner Feinde war.

Der Maure war leichenbleich. Es brütete in seinen Augen ein wilder Entschluß, Er war nicht mehr der unterwürfige, kriechende Saracene, sondern ein stolzer, unlenksamer Mann, der sich an seines Gleichen wandte.

»König Don Pedro,« sagte er, »Du bist also besiegt?«

Don Pedro schaute empor und las in den kalten Augen des Mauren die ganze Umwandlung seines Charakters.

»Ja, und um mich nicht mehr zu erheben.«

»Du verzweifelst?« sagte Mothril; »Dein Gott hat also nicht den Werth des unsrigen! Ich, der ich auch besiegt und verwundet bin, ich verzweifle nicht; ich habe gebetet, und darum bin ich stark.«

Don Pedro neigte das Haupt voll Resignation und sprach:

»Es ist wahr, ich hatte Gott vergessen.«

»Unglücklicher König! Das Aergste, was Dich trifft, weißt Du noch nicht. Mit der Krone sollst Du das Leben verlieren.«

Don Pedro bebte und schleuderte Mothril einen furchtbaren Blick zu.

»Du willst mich ermorden?« sagte er.

»Ich! Dein bester Freund! Du wirst wahnsinnig, König Don Pedro. Du hast Feinde genug ohne mich, und wenn ich Deinen Tod wollte, brauchte ich meine Hände nicht in Dein Blut zu tauchen. Erhebe Dich und schau mit mir die Ebene an.«

Die Ebene bedeckte sich wirklich mit Lanzen und Panzern, welche, sich in den Strahlen der untergehenden Sonne entflammend, allmählig um Montiel einen immer engeren Feuerkreis bildeten.

«Eingeschlossen! wir sind verloren! siehst Du wohl, Don Pedro?» sagte Mothril. »Denn diese Feste, welche uneinnehmbar wäre, wenn man Lebensmittel hätte, kann weder die Garnison, noch Dich ernähren. Man umschließt Dich aber, man hat Dich gesehen. . . Du bist verloren.«

Don Pedro antwortete nicht sogleich.

»Man hat mich gesehen? . . . wer hat mich gesehen?«

»Glaubst Du, um Montiel, dieses unnütze Nest, zu nehmen, pflanze der Stammler von Villaines sein Banner hier auf? Und siehe, dort kommen die Fahnen des Connetable; braucht der Connetable Montiel? Nein, Dich sucht man; ja, Dich will man haben.«

»Man wird mich nicht lebendig bekommen,« sprach Don Pedro.

Mothril antwortete ebenfalls nichts. Don Pedro fuhr spöttisch fort:

»Der getreue Freund, der Mann voll Hoffnung, der nicht einmal genug hat, um seinem König zusagen: Lebet und hoffet!«

»Ich suche das Mittel, Dich von hier weggehen zu machen,« sagte Mothril.«

»Du ächtest mich?«

»Ich will mein Leben retten; ich will nicht genöthigt sein, Dona Aissa zu tödten, aus Furcht, sie könnte in die Gewalt der Christen fallen.«

Beim Namen von Aissa stieg Don Pedro das Blut gegen die Stirne.

»Für sie habe ich mich in der Falle gefangen,« murmelte er.

»Ohne den Wunsch, sie wiederzusehen, jagte ich nach Toledo, Toledo kann sich vertheidigen, man stirbt dort nicht Hungers. Die Toledaner lieben mich und lassen sich für mich tödten. Ich könnte unter den Mauern von Toledo eine letzte Schlacht schlagen und einen glorreichen Tod finden; wer weiß? den von meinem Feind, dem Bastard von Alsonso, den von Enrique von Transtamare! Eine Frau hat mich zu meinem Untergang geführt.«

»Ich hätte Dich lieber in Toledo gesehen,« sprach der Maure kalt, »denn ich würde in Deiner Abwesenheit Deine Angelegenheiten . . . und die meinigen geordnet haben.«

»Statt daß Du hier nichts für mich thun wirst!« rief Don Pedro, dessen Wuth ihren freien Lauf zu nehmen anfing. »Wohl, Elender, ich will meine Tage hier beschließen, doch ich werde Dich für Deine Verbrechen und Deine Unredlichkeit bestraft haben; ich werde ein letztes Glück genießen. Aissa, die Du mir als einen Köder geboten Hast, wird mir gehören.«

»Du täuschest Dich,« erwiderte der Maure gelassen, »Aissa wird nicht Dir gehören.«

»Vergissest Du, daß ich hier dreihundert Kriegern befehle?«

»Vergissest Du, daß Du dieses Zimmer nicht verlassen kannst ohne meinen Willen, daß ich Dich todt zu meinen Füßen niederstrecke, wenn Du Dich rührst, und Deinen Leichnam den Soldaten des Connetable zuwerfe, die mein Geschenk mit freudigem Entzücken aufnehmen werden?«

»Ein Verräther!« murmelte Don Pedro.

»Wahnsinniger! Blinder! Undankbarer!« rief Mothril, »sage doch: ein Retter. Du kannst fliehen. Du kannst Alles mit der Freiheit wiedergewinnen: Vermögen, Krone, Ruhm; fliehe also, und zwar ohne Zeit zu verlieren; reize nicht abermals Gott durch Deine Ausschweifungen, durch Deine Erpressungen, und beleidige nicht den einzigen Freund, der Dir bleibt.«

»Ein Freund, der so mit mir spricht!«

»Wäre es Dir lieber, wenn ich Dir schmeichelte, um Dich auszuliefern?«

»Ich füge mich . . . Was willst Du thun?«

»Ich will einen Herold an die Bretagner schicken, die auf Dich lauern . . . Sie glauben, Du seist hier, belehren wir sie eines Bessern. Wenn wir sie die Hoffnung auf einen so reichen Fang verlieren sehen, benützen wir den Augenblick; entweiche bei der ersten Gelegenheit, die Dir ihre Nachlässigkeit bieten wird. Sprich, hast Du hier einen ergebenen, verständigen Mann, den Du an sie abschicken kannst?«

»Ich habe Rodrigo Sanatrias, einen Kapitän, der mir Alles verdankt.«

»Das ist kein Grund. Hofft er noch auf etwas von Dir?«

Don Pedro lächelte voll Bitterkeit und erwiderte:

»Es ist wahr, man hat nur diejenigen zu Freunden, die etwas hoffen . . . Wohl, ich werde ihn hoffen lassen.«

»Gut, dann ruft ihn!«

Mothril ließ, während der König Sanatrias rief, einige Mauren heraufkommen, die er zur Bewachung um das Zimmer von Aissa aufstellte.

Don Pedro brachte einen Theil der Nacht damit hin, daß er sich mit dem Spanier über die Mittel, eine Unterredung mit dem Feind zu erlangen, besprach. Rodrigo war ebenso verständig als treu; er begriff dabei, daß von dem Heil von Don Pedro das Heil Aller abhängt, und daß, um den besiegten König zu bekommen, die Sieger zehntausend Mann opfern, den Felsen zerstören, Alles durch das Schwert und den Hunger umkommen lassen, aber ihr Ziel erreichen würden.

Am Tage sah Don Pedro zu seiner Verzweiflung die Banner von Enrique von Transtamare.

Um einen König von seinem Weg und einen Connetable von seinen Plänen abzubringen, mußte man also sicher sein, man würde in Montiel etwas Anderes gefangen nehmen, als eine Garnison, Don Pedro sandte alsbald Rodrigo Sanatrias ab, der seinen Auftrag mit der Gewandtheit und dem Erfolg, wie wir es gesehen, ausführte.

Er brachte in das Schloß Nachrichten zurück, welche alle Gefangene mit Freude erfüllten.

Don Pedro hörte nicht auf, ihn nach den einzelnen Umständen zu fragen; er zog aus jedem derselben günstige Schlüsse; der Abmarsch der Truppen des Königs und des Connetable bewies ihm vollends, wie sehr der Rath des Mauren klug und wirksam gewesen war.

»Nun haben wir nichts mehr zu befürchten, als einen gewöhnlichen Feind,« sagte Mothril, »Es komme eine finstere Nacht, und wir sind gerettet.«

Don Pedro war außer sich vor Freude; er wurde wieder freundlich, mittheilsam gegen Mothril.

»Höre,« sagte er zu ihm, »ich sehe, daß ich Dich mißhandelt habe, Du verdienst etwas Besseres, als der Minister eines gefallenen Königs zu sein. Ich werde Aissa heirathen und mich mit ihr durch festere Bande vereinigen. Gott hat mich verlassen, ich verlasse Gott. Ich werde ein Anbeter Mahomets, da er es ist, der mich durch Deine Stimme rettet. Die Saracenen haben mich

bei der Arbeit gesehen, sie wissen, ob ich ein guter Feldherr und muthiger Soldat bin; ich werde ihnen Spanien wiedererobern helfen, und wenn sie mich für würdig erachten, sie zu befehligen, so setze ich wieder auf den Thron Castiliens einen mahometanischen König, um der Christenheit Schande zu machen, die sich mit inneren Streitigkeiten beschäftigt, statt das Interesse der Religion ernstlich zu wahren.«

Mothril hörte mit düsterem Mißtrauen die durch die Furcht oder die Begeisterung eingegebenen Versprechungen an.

»Rette Dich immerhin, dann werden wir sehen,« sagte er.

»Du sollst für meine Versprechungen ein sichereres Pfand haben, als das einfache Wort,« erwiderte Don Pedro.

»Laß Aissa kommen, in Deiner Gegenwart gebe ich ihr meinen Treuschwur, Du schreibst meine Versprechungen nieder und ich unterzeichne sie.

Wir schließen mit einander ein Bündniß, statt eine Uebereinkunft zu treffen.«

Don Pedro, indem er sich so anheischig machte, fand wieder seine ganze Schlaueit, seine ganze Kraft von früher. Er fühlte wohl, daß er Mothril, wenn er ihm die Hoffnung auf eine Zukunft gab, abhielt, gänzlich seine Sache zu verlassen, und daß Mothril ohne diese Hoffnung ganz der Mann war, ihn den Feinden auszuliefern.

Mothril hatte seinerseits denselben Gedanken; er ersah aber die Gelegenheit, Don Pedro zu retten, das heißt, einen Krieg zu entzünden, dessen ganze Frucht seiner Sache zufallen würde, während, wenn Don Pedro gefangen genommen oder todt wäre, die Saracenen keinen Vorwand hätten, einen zu Grunde richtenden Krieg gegen fortan unüberwindliche Feinde zu unterhalten.

Don Pedro war ein gewandter Feldherr, Mothril wußte es wohl. Don Pedro kannte die Mittel und Quellen der Mauren: er konnte ihnen, wenn er sich mit den Christen aussöhnte, einen unberechenbaren Schaden zufügen.

Mothril hatte überdies mit ihm die Solidarität des Verbrechens und der Herrschgier, gemeinschaftliche, mächtige Bande, deren Ausdehnung und Stärke sich nicht ermessen läßt.

Er hörte daher Don Pedro mit günstigem Ohr an und sagte zu ihm:

»Mit Dank nehme ich Eure Anerbietungen an, mein König, und ich werde Euch in den Stand setzen, sie zu verwirklichen.

Ihr wollt Aissa sehen, ich werde sie Euch zeigen, nur macht ihr keine Angst in ihrer Bescheidenheit durch allzu leidenschaftliche Reden, bedenkt, daß sie in der Wiedergenesung von einer grausamen Krankheit begriffen ist.«

»Ich werde Alles bedenken,« erwiderte Don Pedro.

Mothril begab sich zu Aissa, welche sehr in Unruhe war, da sie keine Nachrichten von Mauléon hatte. Das Geräusch der Waffen, die Tritte der Diener und der Soldaten verkündigten ihr eine nahe Gefahr; was sie aber vor Allem befürchtete, war die Ankunft von Don Pedro, und sie wußte nichts von dieser Ankunft.

Mothril, der ihr so viele Versprechungen gemacht hatte, mußte sie abermals belügen. Er hatte zu befürchten, sie würde vor dem König die Scene des Todes von Maria Padilla verrathen. Diese Zusammenkunft war furchtbar; aber er konnte sie dem König nicht verweigern. Bis dahin hatte er jede Erklärung vermieden; doch diesmal würde Don Pedro fragen, Aissa würde sprechen . . . «

»Aissa,« sagte er zu dem Mädchen, »ich komme, um Euch mitzutheilen, daß Don Pedro besiegt, in diesem Schlosse verborgen ist.«

Aissa erbleichte.

»Er will Euch sehen und sprechen; verweigert es ihm nicht, denn er befiehlt hier . . . überdies wird er schon diesen Abend abreisen; es ist besser, mit ihm in gutem Einvernehmen zu bleiben.«

Aissa schien die Worte des Mauren zu glauben. Eine schmerzliche Bewegung in ihrem Innern verkündigte ihr jedoch, es harre ihrer ein neues Unglück.

»Nein,« sagte sie, »ich will den König weder sehen, noch sprechen, ehe ich den Sire von Mauléon wieder gesehen, den Ihr als Sieger oder als Besiegten hier herzubringen mir gelobt habt.«

»Aber Don Pedro wartet. . . «

»Was ist mir daran gelegen!«

»Er befiehlt, sage ich Euch.«

»Ich habe ein Mittel, mich seiner Macht zu entziehen; Ihr kennt es wohl . . . Was habt Ihr mir versprochen? . . . «

»Ich werde mein Versprechen halten, Aissa, doch helft mir.«

»Ich werde Niemand täuschen helfen,«

»Es ist gut; überliefert also meinen Kopf. . . ich bin zum Tod bereit.«

Diese Drohung brachte immer ihre Wirkung auf Aissa hervor. An die hurtigen Manieren der arabischen Justiz gewöhnt, wußte sie, daß eine Geberde des Gebieters einen Kopf fallen macht. Sie konnte den von Mothril für sehr gefährdet halten.

»Was wird mir der König sagen?« fragte sie, »und wie wird er mich sprechen?«

»In meiner Gegenwart.«

»Das ist noch nicht genug; es sollen Leute bei der Unterredung anwesend sein.«

»Ich verspreche es Euch.«

»Ich will hierüber sicher sein.«

»Wie?«

»Das Zimmer, in welchem wir sind, geht auf die Plattform des Schlosses. Besetzt diese Plattform mit Mannschaft; meine Frauen sollen mich begleiten, meine Sänfte soll dahin gebracht werden, und ich werde hören, was mir der König zu sagen hat.«

»Es soll nach Euren Wünschen geschehen, Dona Aissa.«

»Was wird mir nun Don Pedro sagen?«

»Er wird Euch den Antrag machen, Euch zu heirathen.«

Aissa machte eine heftige Geberde der Verneinung.

»Ich weiß es wohl,« unterbrach sie Mothril; »doch laßt ihn reden und bedenkt, daß er heute Abend abreist.«

»Aber ich werde nicht antworten.«

»Ihr werdet im Gegentheile mit Höflichkeit antworten, Aissa. Seht alle die spanischen und bretagnischen Krieger, die das Schloß umgeben; diese Leute müssen uns durch Gewalt in ihre Hände bringen und werden uns dem Tod überantworten, wenn sie Don Pedro bei uns finden. Laßt also den König ziehen, um uns zu retten.«

»Doch der Sire von Mauléon?«

»Er vermöchte uns nicht zu retten, wenn Don Pedro hier wäre . . . «

Aissa unterbrach Mothril:

»Ihr lügt, und Ihr könnt mir nicht einmal mit der Hoffnung schmeicheln, ihn mit mir zu vereinigen.

Wo ist er? . . . was macht er? lebt er?« In diesem Augenblick hob Musaron auf den Befehl seines Herrn das Aissa wohlbekanntes Banner in die Luft.

Das Mädchen erblickte dieses geliebte Signal, faltete voll Begeisterung die Hände und rief:

»Er sieht mich! er hört mich! . . . Verzeiht mir, Mothril, ich hatte Euch mit Unrecht im Verdacht . . . Geht also zum König und sagt ihm, ich folge Euch.«

Mothril wandte die Augen nach der Ebene, sah die Fahne, erkannte sie, erbleichte und stammelte:

»Ich gehe.«

Dann rief er voll Wuth, so bald es Aissa nicht mehr hören konnte:

»Verfluchter Christ! Du wirst mich also immer verfolgen? Oh! ich werde Dir entkommen!«

---

## Dreiundsiebzigstes Kapitel.

### *Entweichung.*

Don Pedro empfing Aissa auf der Plattform mitten unter den Zeugen, die sie gewünscht hatte.

Seine Liebe drückte sich ohne flammende Worte aus, sein Verlangen war schon sehr abgekühlt durch den beunruhigenden Gedanken an seine Entweichung, die er in kürzester Zeit zu bewerkstelligen hatte.

Aissa hatte also unter diesen Umständen Mothril nichts vorzuwerfen, und überdies schaute sie unablässig während der ganzen Unterredung nach dem befehlenden Banner von Mauléon, das glänzend in der Sonne am äußersten Ende der Verschanzungen flatterte.

Aissa sah unter diesem Banner einen Gewappneten, den sie aus der Ferne für Mauléon halten konnte; so hatte es unser Ritter berechnet. Er fand so ein Mittel, Aissa zu beruhigen, indem er ihr seine Gegenwart offenbarte, und Mothril, indem er seinen Verdacht in Beziehung auf irgend ein geheimes Unternehmen beseitigte.

Don Pedro beschloß, drei von seinen ergebensten Freunden sollten sich bereit halten, in der Nacht die Erdwälle zu recognosciren.

Es gab wohl einen Punkt des Walles, der nachlässiger bewacht wurde, als die anderen, dies war diejenige Seite des Felsens, welche abschüssig in eine Schlucht hinabfiel. Von verschiedenen Seiten rieth man dem König, hier sich an einem Seil hinabzulassen, das man an einem Fenster von Aissa anbinden würde: doch wäre der König einmal unten, so hätte er kein Pferd, um sich rasch zu entfernen.

Man beschloß also, die Wälle an der schwächsten Stelle zu sondiren und sich hier einen Weg zu bahnen, aus welchem der König, nachdem die Wachen beseitigt oder erdolcht wären, auf einem guten Roß entfliehen könnte.

Doch die Sonne des Tags versprach eine helle Nacht, was der Ausführung des Plans Eintrag that.

Plötzlich, als hätte sich das Glück entschlossen, jeden Wunsch von Don Pedro zu begünstigen, trieb der Westwind brennende Sandwirbel von der Ebene empor, und kupferfarbige, in langen Bandstreifen ausgestreckte Wolken erschienen vom Hintergrund des Horizonts wie der Vortrab eines furchtbaren Heers.

Indeß die Sonne hinter den Thürmen von Toledo erlosch, schwärzten und verhüllten diese dicht gewordenen Wolken den Himmel wie in einem dunkeln Mantel.

Ein starker Regen fiel gegen neun Uhr Abends.

Agenor und Musaron hatten sich sogleich nach Sonnenuntergang neben einander in ihrer Grotte bei der Quelle verborgen.

Die vom Stammeler von Villaines ausgewählten Leute hatten sich unter der äußeren Wand des Walles ein Obdach in der durch die Sonne des Tages ausgetrockneten Erde gegraben, so daß rings um Montiel ein ununterbrochener Cordon von diesen verborgenen Leuten gezogen war.

Zum Anschein und nach dem Befehl von Agenor, der seit dem Abgange des Connetable in Allem die Initiative genommen hatte, waren in gleicher Entfernung von einander Schildwachen

aufgestellt, welche die Umschanzungslinie bewachten. Der Regen nöthigte die Schildwachen, sich in ihre Mäntel zu hüllen; einige legten sich in diesen Mänteln nieder.

Um zehn Uhr hörten Agenor und Musaron den Felsen unter den Tritten von Männern beben.

Sie horchten aufmerksamer und sahen am Ende drei Officiere von Don Pedro vorübergehen, welche mit der ängstlichsten Vorsicht und mehr kriechend als gehend den Wall an einem zum Voraus bezeichneten Ort untersuchten. Man hatte absichtlich von dieser Stelle die Schildwache entfernt. Es war hier nur der Officier unter der äußeren Erdverkleidung verborgen.

Die Officiere sahen, daß diese Seite nicht bewacht war. Sie heilten sich diese Entdeckung voll Freude mit, und Agenor hörte, wie sie sich dazu Glück wünschten, als sie die steile Treppe hinaufstiegen.

Der Eine von ihnen sagte mit halber Stimme:

»Es ist schlüpfrig, und die Pferde werden Mühe haben, wenn sie herabsteigen, die Füße sicher aufzusetzen.«

»Ja, aber sie werden desto besser in der Ebene laufen,« erwiderte ein Anderer.

Diese Worte erfüllten das Herz von Agenor mit Freude.

Er schickte Musaron zu den Verschanzungen, um dem nächsten bretagnischen Officier zu melden, es würde etwas Neues vorgehen.

Der auf dem Boden liegende Officier theilte die Kunde seinem Nachbar mit, welcher dasselbe that, und so lief die von Agenor gegebene Nachricht rings um Montiel.

Es war keine halbe Stunde vorüber, als Agenor oben auf der Plattform das Hufeisen eines Rosses auf den Felsen schlagen hörte.

Es war ihm, als ob dieses Geräusch sein Herz aufrisse, so tief und schmerzlich war der Eindruck.

Das Geräusch kam näher, andere Tritte von Pferden ließen sich hören, doch nur für Agenor und Musaron allein bemerkbar.

Der König hatte wirklich Befehl gegeben, die Hufe der Rosse mit Werg zu umwickeln, damit sie weniger stark schallten.

Der König kam zuletzt; ein schwacher trockener Husten, den er nicht zurückzuhalten vermochte, verrieth seine Gegenwart.

Er ging nur mit großer Mühe, indem er sein Pferd durch den Zaum festhielt, denn es glischte auf dem jähem Abhang mit den Hinterfüßen aus.

Während die Flüchtlinge nach und nach an der Grotte vorüberzogen, erkannten Musaron und Agenor dieselben. Als die Reihe an Don Pedro kam, sahen sie vollkommen sein bleiches, aber ruhiges Gesicht.

Sobald sie die Verschanzungen erreichten, stiegen die zwei ersten Flüchtlinge zu Pferd und setzten über die Brustwehr; doch sie hatten kaum zehn Schritte gemacht, als sie in einen bereiteten Graben fielen, wo sie zwanzig Bewaffnete knebelten und geräuschlos wegführten.

Don Pedro, der nichts vermuthete, schwang sich ebenfalls in den Sattel; doch plötzlich wurde er von Agenor gepackt, der ihn mit zwei nervigen Armen umfing, während ihm Musaron den Mund mit einem Gürtel schloß.

Nachdem dies geschehen, gab Musaron dem Pferde einen Dolchstoß, dieses sprang über die Verschanzung und entfloh mit einem schallenden Galopp auf dem felsigen Boden.

Don Pedro sträubte sich mit der Stärke der Verzweiflung.

»Seid ruhig,« sagte ihm Agenor ins Ohr, »ich werde genöthigt sein, Euch zu tödten, wenn Ihr Lärmen macht.«

Es gelang Don Pedro, die halb erstickten Worte hören zu lassen:

»Ich bin der König, behandelt mich als Ritter!«

»Ich weiß wohl, daß Ihr der König seid, und ich erwartete Euch hier,« sprach Agenor. »Bei meinem Ritterwort, Ihr sollt nicht mißhandelt werden.«

Und er nahm den Prinzen auf seine starken Schultern und zog so durch die Linien der Verschanzungen mitten unter den Officieren, welche vor Freude sprangen.

»Stille, stille!« sagte Agenor, »keinen Lärmen, meine Herren, kein Geschrei! Ich habe die Angelegenheiten des Connetable besorgt, macht nicht, daß die meinigen scheitern.«

Er trug seinen Gefangenen in das Zelt des Stammlers von Villaines, der ihm um den Hals fiel und ihn zärtlich umarmte.

»Geschwinde! geschwinde!« rief dieser Kapitän, »Eilboten an den König, der vor Toledo ist; Eilboten an den Connetable, der das Feld behauptet, um ihm zu melden, der Krieg sei beendet.«

---

## Vierundsiebzigstes Kapitel.

### *Die Schwierigkeit.*

Während das ganze Lager der Bretagner die Nacht in der Trunkenheit des Triumphes und Don Pedro in den Bangigkeiten des Schreckens hinbrachte, benachrichtigten Cavaliere, welche die besten Pferde des Heeres ritten, Don Enrique und den Connetable.

Agenor war die Nacht bei dem Gefangenen geblieben, der, sich in ein scheues Stillschweigen verschließend, jeden Trost wie jede Erleichterung zurückwies.

Man konnte einen König, einen Feldherrn nicht gebunden lassen: man band ihn also los, nachdem man ihm sein adeliges Wort abgenommen, daß er keinen Versuch, zu entfliehen, machen wolle.

»Aber,« sagte der Stammeler zu seinen Officieren, »man kennt den Werth des Wortes vom König Don Pedro: verdoppelt die Posten und laßt das Zelt so umstellen, daß er nicht einmal einen Gedanken an eine Flucht haben kann.«

Man fand den Connetable drei Meilen von Montiel; er jagte vor sich her wie Herden die Trümmer der zwei Tage vorher besiegtten Armee, und vervollständigte so durch eine Beute an Gefangenen mit reichem Lösegeld den Gewinn dieses wichtigen Tages, Denn die Toledaner hatten sich geweigert, ihre Thore selbst den Besiegten, ihren Verbündeten, zu öffnen, so sehr befürchteten sie einen Betrug, wie er in jenen barbarischen Zeiten, wo die List einen ebenso großen Platz einnahm, als die Stärke, gang und gebe war.

Der Connetable hatte nicht sobald die Nachricht vernommen, als er ausrief:

»Dieser Mauléon hatte mehr Geist als wir.«

Und er ritt mit einer unbeschreiblichen Freude gen Montiel.

Als er ankam, versilberte schon der anbrechende Tag die Gipfel der Berge.

Der Connetable schloß den in seinem Triumph bescheidenen Mauléon in seine Arme und sprach zu ihm:

»Ich danke Such, Messire, für Eure muthige Beharrlichkeit und für Eure Scharfsichtigkeit.

Wo ist der Gefangene?« fügte er bei.

»In dem Zelte des Stammelers von Villaines,« erwiderte Mauléon; »doch er schläft oder stellt sich, als schlief er.«

»Ich will ihn nicht sehen,« sagte Bertrand; »es geziemt sich, daß die erste Person, mit der Don Pedro eine Unterredung pflegen wird, Enrique, sein Sieger und sein Gebieter, ist.

Hat man scharfe Bewachung angeordnet? Gewisse böse Geister brauchen nur ein gutes Gebet zum Teufel, um befreit zu werden.«

»Es sind dreißig Ritter um das Zelt her aufgestellt, Messire,« antwortete Agenor.

»Don Pedro wird nicht entkommen, wenn ihn nicht ein Engel Satans an den Haaren fortzieht, wie einst den Propheten Habakuk; auch würden wir ihn weggehen sehen . . .«

»Und ich würde ihm mitten in die Luft einen Bolzen nachschicken, daß er noch vor dem Engel der Finsterniß in die Hölle käme,« sagte Musaron.

»Man schlage mir ein Feldbett vor dem Zelt auf,« befahl der Connetable.

»Ich will wie die Anderen den Gefangenen bewachen, um ihn selbst Don Enrique vorzustellen.«

Man gehorchte dem Connetable, und sein Bett, aus Brettern und Heidekraut bestehend, wurde vor der Thüre des Zeltes bereitet.

»Ah!« rief Bertrand, »er ist beinahe ein Ungläubiger und im Stande, sich umzubringen; hat man ihm seine Waffen abgenommen?«

»Man hat es nicht gewagt, hoher Herr; es ist ein geheiligtes Haupt, denn man hat ihn vor dem Altar Gottes zum König ausgerufen.«

»Das ist richtig: übrigens ist man ihm bis auf die ersten Befehle von Don Enrique jede Achtung und jeden Beistand schuldig.«

»Ihr seht, hoher Herr,« sprach Agenor, »Ihr seht, wie sehr jener Spanier log, als er Euch versicherte, Don Pedro wäre nicht in Montiel.«

»Wir werden auch diesen Spanier und die ganze Garnison henken lassen,« sagte ruhig der Stammler von Billaines.

»Durch seine Lüge hat er den Connetable seines Wortes entbunden.«

»Hoher Herr,« sprach Agenor lebhaft, »diese unglücklichen Soldaten haben keine Schuld, wenn ein Anführer befiehlt. Ueberdies würdet Ihr, wenn sie sich ergeben, einen Mord begehen, und wenn sie sich nicht ergeben, wird man sich ihrer nicht bemächtigen.«

»Man wird sich ihrer durch Aushungerung bemächtigen,« erwiderte der Connetable.

Der Gedanke, Aissa Hungers sterben zu sehen, riß Mauléon über alle Grenzen seiner natürlichen Zurückhaltung.

«Oh! meine edle Herren,« sagte er, »Ihr werdet keine solche Grausamkeit begehen!«

»Wir werden die Lüge und die Unredlichkeit bestrafen,« entgegnete der Connetable. »Muß man sich übrigens nicht Glück wünschen, daß uns diese Lüge Gelegenheit bietet, den Saracenen Mothril zu bestrafen? Ich will einen Parlamentär an diesen Elenden abschicken, um ihm zu verkündigen, Don Pedro sei gefangen genommen; da man ihn gefangen genommen, so sei er in Montiel gewesen; man habe mich folglich belogen, und zum Beispiel für alle Betrüger werde die Garnison decimirt, wenn sie sich ergebe, und zum Hungertode verurtheilt, wenn sie sich nicht ergebe.«

»Und Dona Aissa?« unterbrach ihn Mauléon, bleich vor Angst und Liebe.

»Wir werden die Frauen verschonen, wohlverstanden,« erwiderte Duguesclin; »denn verflucht sei der Kriegsmann, der die Greise, die Kinder und die Frauen nicht schont!«

»Aber Mothril wird Aissa nicht schonen, gnädiger Herr; das hieße sie einem Andern nach ihm überlassen; Ihr kennt ihn nicht, er wird sie tödten . . . Ihr habt mir aber versprochen, mir zu geben, was ich mir von Euch erbitten würde, Messire: ich bitte Euch um das Leben von Aissa.«

»Und ich bewillige es Euch, mein Freund; doch wie werdet Ihr es machen, um sie zu retten?«

»Ich flehe Eure Herrlichkeit an, keinen anderen Parlamentär an Mothril zu schicken, als mich, und mir die Worte zu überlassen, die ich zu ihm sprechen werde. . . Ich stehe Euch so für eine rasche Unterwerfung des Mauren und der Garnison . . . Doch habt Mitleid, gnädiger Herr, schont das Leben der unglücklichen Soldaten! sie haben nichts gethan.«

»Ich sehe, daß man sich in Euren Willen ergeben muß. Ihr habt mir genugsam gedient, daß ich

Euch nichts abschlagen kann. Der König seinerseits verdankt Euch ebenso viel als mir, denn Ihr habt Don Pedro gefangen genommen, ohne den unser Sieg unvollständig war. Ich kann Euch also in seinem Namen wie in dem meinigen bewilligen, was Ihr wünscht. Aissa gehört Euch; den Soldaten, den Officieren sogar der Garnison soll mit ihrer besten Habe freier Abzug gesichert sein; doch Mothril wird gehenkt.«

»Gnädigster Herr . . .«

»Oh! fordert das nicht, denn es kann Euch nicht gewährt werden. Ich würde Gott beleidigen, wenn ich diesen Ruchlosen verschonte.«

»Gnädigster Herr, er wird mich vor Allem fragen, ob ihm das Leben geschenkt sein soll; was werde ich antworten?«

»Antwortet, was Ihr wollt, Messire von Mauléon,«

»Aber Ihr hättet ihn nach den Bedingungen des mit Rodrigo Sanatrias abgeschlossenen Waffenstillstands verschont.«

»Ihn! nie! Ich habe gesagt, die Garnison. Mothril ist ein Saracene, ich zähle ihn nicht unter den Vertheidigern des Schlosses: das ist überdies eine Rechnung, welche zwischen Gott und mir geordnet werden muß. Habt Ihr nur Aissa, mein Freund, das Uebrige geht Euch nichts an. Laßt mich machen.«

»Ich flehe Euch noch einmal an, Messire. Ja, dieser Mothril ist ein Elender, ja, seine Bestrafung dürfte Gott angenehm sein; doch er ist entwaffnet, er kann nicht mehr schaden. . . «

»Es ist gerade, als ob Ihr zu einer Bildsäule sprächet, Sire von Mauléon,« erwiderte der Connetable. »Ich bitte Euch, laßt mich ruhen. Was die Worte betrifft, die Ihr der Garnison überbringt, so stelle ich das ganz Euch anheim. Geht!«

Es war nichts mehr einzuwenden. Agenor wußte wohl, daß Duguesclin, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, unbeugsam blieb und nie zurückwich.

Er begriff auch, daß Mothril, wenn es ihm bekannt, Don Pedro sei in die Hände der Bretagner gefallen, nichts mehr schonen würde, weil er wüßte, er hätte auch keine Schonung zu erwarten.

Mothril war in der That einer von den Menschen, die das Gewicht des Hasses, den sie einflößen, zu tragen und sich den Folgen davon zu unterziehen wissen. Unversöhnlich gegen Andere, fügte er sich darein, keine Gnade zu erhalten.

Dann würde auch Mothril nie einwilligen, Aissa herauszugeben. Die Lage von Agenor war äußerst schwierig.

»Wenn ich lüge, so entehre ich mich,« sagte er: »wenn ich Mothril das Leben verspreche, ohne mein Wort zu halten, werde ich unwürdig der Liebe einer Frau und der Achtung der Männer.«

Er war in das Gewirre dieser grausamen Verlegenheiten versunken, als die Trompeten die Ankunft von König Enrique vor dem Zelte verkündigten.

Es war schon hoch am Tag und man sah vom Lager aus die Plattform, auf der Mothril und Don Rodrigo, lebhaft sprechend, auf und abgingen.

»Was der Connetable Euch nicht bewilligt hat, wird Euch König Enrique bewilligen,« sagte Musaron zu seinem Herrn, als er ihn ganz traurig sah: »bittet, und Ihr werdet erhalten.

Was liegt an dem Mund der Ja sagt, sagt er nur ein Ja, das Ihr, ohne zu lügen, Mothril überbringen könnt?«

»Versuchen wir es,« sprach Agenor.

Und er kniete bei dem Steigbügel von Enrique nieder, dem ein Stallmeister vom Pferde half.

»Gute Kunde, wie es scheint,« sagte der König.

»Ja, Hoheit.«

»Ich will Euch belohnen, Mauléon; verlangt eine Grafschaft, wenn Ihr wollt.«

»Ich bitte Such um das Leben von Mothril.«

»Das ist mehr als eine Grafschaft, doch es sei Euch gewährt,« antwortete Enrique.

»Geht geschwinde, gnädiger Herr.« sagte Musaron seinem Gebieter ins Ohr, »denn der Connetable kommt, und es wäre zu spät, wenn er es hörte.«

Agenor küßte dem König die Hand; dieser setzte den Fuß auf die Erde und rief:

»Guten Morgen, lieber Connetable, es scheint, der Verräther ist in unsern Händen?«

»Ja, Hoheit,« sagte Bertrand, der sich stellte, als bemerkte er nicht, wie Agenor mit Enrique sprach.

Der junge Mann eilte weg, als ob er einen Schatz mit sich trüge. Als beauftragter Parlamentär hatte er das Recht zwei Trompeter mitzunehmen: er wählte sie, schickte sie voraus und stieg, gefolgt vom unzertrennlichen Musaron, bis zur ersten Pforte des Schlosses hinan.

---

## Fünfundsiebzigstes Kapitel.

### *Diplomatie der Liebe.*

Man öffnete ihm ungesäumt das Thor, und er vermochte, auf dem Wege fortschreitend, die Schwierigkeiten des Terrain zu beurtheilen.

Zuweilen hatte der Pfad nicht mehr als einen Fuß Breite, und überall fiel der Felsen senkrecht in den ausgehöhlten Trichter hinab; nicht gewöhnt an Berge, fühlten die Bretagner, wie sich der Schwindel ihrer bemächtigte.

»Die Liebe macht uns sehr unvorsichtig, gnädiger Herr,« sagte Musaron zu seinem Gebieter; »doch. . . Gott ist am Ende aller Dinge.«

»Vergissegst Du, daß unsere Personen unverletzlich sind?«

»Ei! gnädiger Herr, was hat der verfluchte Maure zu schonen, und was seht Ihr Unverletzliches für ihn auf der Erde?«

Agenor hieß seinen Knappen schweigen, stieg immer weiter hinauf und gelangte auf die Plattform, wo ihn Mothril erwartete, der ihn auf dem Wege erkannt hatte.

»Der Franzose!« murmelte er, »was bedeutet seine Gegenwart im Schloß?«

Die Trompeter bliesen; Mothril erwiderte durch ein Zeichen, er höre.

Agenor sprach:

»Ich komme im Auftrage des Connetable, um Dir Folgendes zu sagen:

»Ich schloß einen Waffenstillstand mit meinen Feinden unter der Bedingung, daß Niemand das Schloß verlasse . . . Ich sicherte Allen das Leben unter dieser Bedingung; heute muß ich von meiner Zusage abgehen, da Ihr Euer Wort gebrochen habt.«

Mothril wurde bleich und erwiderte:

»Worin?«

»In dieser Nacht sind drei Reiter über die Verschanzung gezogen, trotz unserer Schildwachen,« fuhr Agenor fort.

»Nun!« sagte Mothril, der sich gewaltig gegen sich selbst anstrengte, »man muß sie mit dem Tod bestrafen . . . denn sie sind meineidig geworden.«

»Das wäre leicht, wenn man sie in den Händen hätte,« erwiderte Agenor, »doch sie sind entflohen.«

»Warum habt Ihr sie nicht festgenommen?« rief Mothril, unfähig, seine Freude gänzlich zu mäßigen, nachdem er eine so lebhaft empfundene Angst empfunden hatte.

»Weil unsere Leute, auf Euer Wort bauend, minder thätig als gewöhnlich wachten, und weil nach dem Urtheil des hier anwesenden Senor Rodrigo Keiner von Euch ein Interesse hatte, zu entfliehen, da Euch Allen das Leben gesichert war . . .«

»Was schlichst Du hieraus?« fragte der Maure.

»Daß die Bedingungen des Waffenstillstands eine Veränderung zu erleiden haben.«

»Ah! ich vermuthete es,« sprach Mothril mit bitterem Tone. »Die Milde der Christen ist zerbrechlich wie ein Glas; man muß sich in Acht nehmen, daß man es beim Trinken nicht

zerbricht. Du kommst, um uns zu sagen, mehrere Soldaten . . . sind es Soldaten? . . . haben sich aus Montiel geflüchtet, und Du werdest genöthigt sein, uns Alle dem Tod zu überantworten.«

»Und vor Allem, Saracene,« sprach Agenor, verletzt durch diesen Vorwurf und durch diese Voraussetzung, »vor Allem muß Du wissen, wer die Flüchtlinge sind.«

»Wie sollte ich das wissen?«

»Zähle Deine Garnison.«

»Ich bin es nicht, der hier befehligt.«

»Du gehörst also nicht zur Garnison?« fragte rasch Agenor, »Du bist also nicht mit in dem Waffenstillstand begriffen?«

»Du bist listig für einen jungen Mann.«

»Ich bin es durch das Mißtrauen geworden, weil ich so viele Saracenen gesehen; doch antworte.«

»Ich bin in der That der Anführer,« sagte Mothril, der die Vortheile einer Capitulation, wenn eine solche möglich wäre, zu verlieren befürchtete.

»Du siehst, daß ich Recht hatte, List zu gebrauchen, da Du logst . . . Doch hierum handelt es sich nicht. Du gestehst, man habe die Bedingungen verletzt.«

»Das sagst Du, Christ.«

»Und Du wirst mir glauben,« entgegnete Mauléon mit stolzem Wesen. »Vernimm den Befehl des Connetable, unseres obersten Gebieters: »»Der Platz wird noch heute übergeben, oder die strengste Blockade beginnt.««

»Ist das Alles?«

»Das ist Alles.«

»Man wird uns aushungern?«

»Ja.«

»Und wenn wir sterben wollen?«

»Das steht Euch frei.«

Mothril schaute Agenor mit einem ganz besondern Ausdruck an, den dieser vollkommen begriff.

»Allen?« fragte er, dieses Wort stark betonend.

»Allen,« erwiderte Mauléon; »doch wenn Ihr sterbt, so geschieht es, weil Ihr es so wollt . . . glaube mir, Don Pedro wird Euch keine Hilfe bringen.«

»Meinst Du?« »Ich bin dessen sicher.«

»Warum?« »Weil wir ihm ein Heer entgegen zu stellen haben, während er keines mehr hat, und weil Ihr vor dem Tag, wo er eines gefunden hat, Alle Hungers gestorben sein werdet.«

»Dein Schluß ist richtig, Christ.«

»Rettet also Euer Leben, da die Sache in Eurer Macht liegt.«

»Ah! Du bietest uns das Leben?«

»Ich biete es Euch.«

»Auf wessen Wort? Auf das des Connetable?«

»Auf das des Königs, der so eben angekommen.«

»In der That, er ist angekommen,« sprach Mothril voll Unruhe, »doch ich sehe ihn nicht.«

»Schau nach seinem Zelt . . . oder vielmehr nach dem des Stammers von Villaines.«

»Ja . . . ja . . . Du bist sicher, daß er uns das Leben gewähren wird.«

»Ich verbürge mich dafür.«

»Und mir auch?«

»Auch Dir . . . Mothril; ich habe das Wort des Königs.«

»Wir können uns zurückziehen, wohin es uns beliebt?«

»Wohin es Euch beliebt.«

»Mit Knechten, Gepäcke und Schätzen?«

»Ja, Saracene.«

»Das ist sehr hübsch! . . .«

»Du glaubst nicht daran? . . . Du bist ein Narr; warum sollten wir Dich bitten, heute zu uns zu kommen, während wir Dich todt oder lebendig haben werden, wenn wir einen Monat hier bleiben.«

»Oh! Ihr könnt Don Pedro fürchten.«

»Ich versichere Dich, daß wir ihn nicht fürchten.«

»Christ, ich will es mir überlegen.«

»Wenn Du Dich in zwei Stunden nicht ergeben hast, so betrachte Dich als todt,« sprach ungeduldig der junge Mann.

»Der eiserne Gürtel wird sich nicht mehr öffnen.«

»Gut! gut! zwei Stunden! das ist keine bedeutende Großmuth,« sagte Mothril, ängstlich den Horizont befragend, als sollte aus der Ebene ein Retter erstehen.

»Ist das Deine ganze Antwort?« fragte Agenor.

»In zwei Stunden,« stammelte Mothril zerstreut.

»Oh! gnädiger Herr, er wird sich ergeben, Ihr habt ihn überzeugt,« flüsterte Musaron seinem Herrn ins Ohr.

Plötzlich schaute Mothril nach dem Lager der Bretagner mit einer Aufmerksamkeit, die er nicht mehr verbarg.

»Oh! oh!« murmelte er, Rodrigo das Zelt des Stammers von Villaines bezeichnend.

Der Spanier kniete auf die Brustwehr, um besser zu sehen.

»Deine Christen zerfleischen sich unter sich, wie es scheint,« sagte Mothril; »sieh, wie man nach jenem Zelte läuft,« Viele Officiere und Soldaten liefen in der That nach dem Zelt mit Merkmalen der lebhaftesten Angst.

Das Zelt bewegte sich, als würde es innerlich von Streitern erschüttert.

Agenor sah den Connetable mit einer Geberde des Zorns dahin stürzen.

»Es fällt etwas Seltsames und Furchtbares in dem Zelte vor, wo Don Pedro ist,« sagte er, »laß uns gehen, Musaron.«

Die Aufmerksamkeit des Mauren war durch diese unbegreifliche Bewegung abgelenkt. Die von Rodrigo war es noch mehr. Agenor benützte ihre Unachtsamkeit, um mit seinen Bretagnern den steilen Abhang hinab, zusteigen. Mitten auf dem Weg hörte er einen furchtbaren Schrei, der von der Ebene zum Himmel empordrang.

Es war Zeit, daß er die Schranken erreichte; kaum hatte man das Thor hinter ihm geschlossen,

als Mothril mit einer Donnerstimme ausrief: »Allah! Allah! der Verräther täuschte mich, Sie haben den König Don Pedro gefangen genommen. Allah! man verhafte den Franzosen und er diene uns als Geißel. Zu den Thoren, schließt! schließt!«

Doch Agenor war schon jenseits der Verschanzungen und in Sicherheit; er konnte sogar in seinem ganzen Umfang das furchtbare Schauspiel sehen, dem der Maure von der Plattform herab beigewohnt hatte.

»Barmherziger Gott!« sagte Agenor, zitternd und die Arme zum Himmel erhebend,« eine Minute länger, und wir waren gefangen und verloren: was ich hier in diesem Zelt sehe, hätte Mothril für seine blutigsten Repressalien entschuldigt.«

---

## Sechundsiebzigtes Kapitel.

*Was man in dem Zelte des Stammers von Villaines sah.*

Der König Don Enrique, nachdem er Agenor verlassen und ihm die Begnadigung von Mothril gewährt hatte, wischte sein Gesicht ab und sagte zum Connetable:

»Mein Freund, mein Herz schlägt stark, ich werde in der Demüthigung denjenigen sehen, welchen ich aus den Tod hasse; das ist eine Freude, gemischt mit Bitterkeit, und ich kann mir die Mischung in diesem Augenblick nicht erklären.«

»Sire,« erwiderte der Connetable, »dies beweist, daß das Herz Eurer Majestät edel und groß ist, sonst würde es nichts Anderes mehr enthalten, als die Freude des Triumphes.«

»Das ist seltsam,« fügte der König bei, »es ist seltsam, daß ich in dieses Zelt nur mit Mißtrauen und, ich wiederhole es, nur mit beklommenem Herzen eintrete . . . Wie ist er?«

»Sire, er sitzt aus einem Stuhl und hält seinen Kopf in seine Hände gesenkt. Er scheint niedergeschlagen.«

Enrique von Transtamare machte ein Zeichen mit der Hand und Jeder entfernte sich.

»Connetable,« sagte er ganz leise, »ich bitte, einen letzten Rath. Ich will sein Leben verschonen, aber soll ich ihn verbannen oder in eine Festung einschließen?«

»Fragt mich nicht um Rath, Sire König,« antwortete der Connetable, »denn ich vermöchte Euch keinen zu geben. Ihr seid weiser als ich und steht einem Bruder gegenüber. Gott gebe Euch ein, was Ihr zu thun habt.«

»Eure Worte haben meinen Entschluß ohne Umkehr festgestellt, Connetable; ich danke Euch.«

Der König hob den Leinwandflügel auf, der das Zelt schloß, und trat ein.

Don Pedro hatte die Stellung nicht verlassen, die Duguesclin dem König geschildert. Nur seine Verzweiflung war nicht schweigsam; sie verrieth sich nach außen bald durch dumpfe, bald durch geräuschvolle Ausrufungen, und man hätte glauben sollen, es habe sich seiner ein Anfang von Wahnsinn bemächtigt.

Der Tritt von Enrique machte, daß Don Pedro das Haupt erhob.

Sobald er seinen Sieger an seiner majestätischen Haltung und an seinem aus einem goldenen Löwen bestehenden Helmschmuck erkannte, ergriff ihn die Wuth.

»Du kommst,« sagte er, »Du wagst es, zu kommen!«

Enrique antwortete nicht; er beobachtete sein gelassenes Wesen und sein Stillschweigen.

»Vergebens habe ich Dich im Kampfe gerufen,« fuhr Don Pedro, sich stufenweise erhitzend, fort; »doch Du hast nur den Muth, einen besiegten Feind zu beleidigen, und selbst in diesem Augenblicke verbirgst Du Dein Gesicht, damit ich Deine Blässe nicht sehe.«

Enrique machte langsam die Spangen seines Helmes los und stellte ihn auf den Tisch. Sein Gesicht war wirklich bleich, aber seine Augen bewahrten eine milde Freundlichkeit.

Diese Ruhe brachte Don Pedro außer sich. Er stand auf und rief:

»Ja, ich erkenne den Bastard meines Vaters, denjenigen, welcher sich König von Castilien

nennt und vergißt, daß es keinen andern König von Castilien geben wird, so lange ich lebe.«

Den blutigen Beleidigungen seines Feindes suchte Enrique die Geduld entgegenzusetzen; aber der Zorn stieg ihm stufenweise zur Stirne und Tropfen kalten Schweißes gingen an über sein Gesicht zu laufen.

«Nehmt Euch in Acht,« sagte er mit zitternder Stimme, »Ihr seid hier bei mir, vergeßt das nicht. Ich beleidige Euch nicht, und Ihr entehrt Eure Geburt durch Worte, welche unserer Beider unwürdig sind.«

»Bastard!« schrie Don Pedro, »Bastard. . . Bastard!«

»Elender! Du willst also meinen Zorn entfesseln?«

»Oh! ich bin sehr ruhig,« erwiderte Don Pedro, indem er sich ihm mit entflammten Augen und Leichenbleichen Lippen näherte; »Du wirst Deinen Zorn nicht weiter gehen lassen, als es die Sorge für Deine Selbsterhaltung heischt. Du hast Angst . . . «

«Du lügst!« brüllte Don Enrique in maßlosem Grimm.

Statt zu antworten, packte Don Pedro Enrique bei der Gurgel, und Don Enrique preßte Don Pedro mit seinen Armen zusammen.

»Ah!« sagte der Besiegte, »es fehlte uns nur dieser Kampf; Du sollst sehen, er wird entscheidend sein.«

Sie kämpften mit solcher Heftigkeit, daß das Zelt erschüttert wurde, daß die Leinwand schwankte, und daß bei dem Lärmen der Connetable, der Stammler und mehrere Officiere herbeiliefen.

Um einzudringen, sahen sie sich genöthigt, mit ihren Schwertern die Leinwand des Zelves zu schlitzen.

Fest an einander gepreßt, einander wie zwei Schlangen umschlingend, hielten sich die zwei Feinde an den Vorhängen selbst mit ihren bespornten Füßen angeklammert.

Da sah man ganz offen das Innere des Zelves und den mörderischen Kampf.

Der Connetable stieß einen gewaltigen Schrei aus.

Tausend Soldaten flogen in der Richtung des Zelves herbei.

Da konnte Mothril von der Plattform herab sehen; da fing auch Mauléon an vom Ende der Verschanzung zu sehen.

Die zwei Gegner wälzten und krümmten sich und suchten, so oft sie einen Arm frei hatten, sich einer Waffe zu bemächtigen.

Don Pedro war Her Glücklichere; es gelang ihm, Enrique von Transtamare unter sich zu bringen, und während er ihn mit seinem Knie festhielt, zog er aus seinem Gürtel einen kleinen Dolch, um seinem Feinde einen Stoß zu versetzen. Aber die Gefahr gab Enrique seine Kräfte wieder; er warf noch einmal seinen Bruder von sich ab und hielt ihn auf der Seite. So neben einander, bliesen sie sich das verzehrende Feuer ihres ohnmächtigen Hasses in's Gesicht.

»Es soll ein Ende werden,« rief Don Pedro, als er sah, daß es Niemand wagte, sie zu berühren, so sehr beherrschten die königliche Majestät und das Grauenhafte der Lage die Anwesenden. »Heute kein König von Castilien mehr, aber auch kein Thronräuber mehr. Ich höre auf zu regieren, doch ich bin gerächt. Man wird mich tödten, aber ich werde Dein Blut getrunken haben.«

Und mit einer unverhofften Kraftanstrengung preßte er seinen durch den Kampf erschöpften

Bruder unter sich, drückte ihm die Gurgel zusammen und hob die Hand auf, um ihm den Dolch in den Leib zu stoßen.

Duguesclin, als er nun sah, daß er schon mit dem Dolch das Panzerhemd und den Panzer erforschte, um die Blöße zu finden, packte ihn mit seiner kräftigen Faust beim Fuß und bewirkte so, daß er das Gleichgewicht verlor.

Der Unglückliche rollte unter Enrique.

»Ich mache weder Könige, noch vertilge ich sie; ich helfe meinem Herrn,« sagte der Connetable mit einer dumpfen, zitternden Stimme.

Enrique, der wieder athmen konnte, raffte rasch seine Kräfte zusammen und zog sein Messer.

Es war nur ein Blitz.

Der Stahl versenkte sich ganz und gar in die Gurgel von Don Pedro; eine Blutwoge sprang in die Augen des Siegers und erstickte zugleich den furchtbaren Schrei, der aus den Lippen von Don Pedro hervordrang.

Die Hand des Verwundeten sank schlaff nieder, seine Augen erloschen; er ließ seine finster zusammengezogene Stirne rückwärts gehen, und man hörte seinen Kopf gewichtig auf dem Boden aufschlagen.

»Oh! was habt Ihr gethan?« rief Agenor, der in das Zelt gestürzt war und, die Haare gesträubt, sah, wie der Leichnam im Blut schwamm und der Sieger knieend in seiner rechten Hand seine Waffe hielt, während er sich mit der linken zu stützen suchte.

Eine furchtbare Stille schwebte über der ganzen Versammlung.

Der königliche Mörder ließ seinen gerötheten Dolch fallen.

Man sah nun einen Blutbach unter dem Leichnam hervorkommen und langsam über den Abhang des felsigen Bodens hinfließen.

Jeder wich vor dem Blut zurück, das noch rauchte, als hätte es das Feuer des Zornes und des Hasses bewahrt.

Don Enrique setzte sich, sobald er sich erhoben hatte, in eine Ecke des Zeltes und verbarg sein verdüstertes Gesicht in seinen beiden Händen.

Er konnte den Glanz des Tages und die Blicke der Umstehenden nicht ertragen.

Eben so düster als er, aber energischer, hob ihn der Connetable sachte auf und schickte die Zuschauer dieser furchtbaren Scene weg.

»Sicherlich,« sagte er, »sicherlich wäre es besser gewesen, dieses Blut im Kampfgewühle mit Eurem Schwert oder mit Eurer Streitart zu vergießen.

Doch Gott thut wohl, was er thut, und was er gethan, ist in Erfüllung gegangen. Kommt, Sire, und saßt wieder Muth.«

«Er hat sterben wollen,« murmelte der König.

»Ich beabsichtige, ihm zu verzeihen. . . Seid besorgt, daß seine Ueberreste nicht länger den Blicken ausgesetzt bleiben, . . daß ein ehrenvolles Begräbniß . . . «

»Sire, denkt nicht mehr hieran . . . vergeßt das und überlaßt uns die Sorge.«

Der König schritt durch eine doppelte Reihe schweigsamer, bestürzter Soldaten und verbarg sich in einem andern Zelt.

Duguesclin ließ den Profoß der Bretagner kommen und sagte, indem er auf den Leichnam von Don Pedro deutete:

»Du schneidest diesen Kopf ab . . . und Ihr, Stammler von Villaines, Ihr schickt ihn nach Toledo. Das ist der Gebrauch in diesem Land, wo wenigstens die Usurpatoren des Namens der Toten nicht mehr das Recht haben, die Regierung und die Ruhe der Lebendigen zu stören.«

Kaum hatte er vollendet, als ein Spanier von der Festung erschien und im Auftrag des Gouverneur verkündigte, die Garnison würde um acht Uhr Abends gemäß den vom Parlamentär des Connetable gestellten Bedingungen die Waffen strecken.

---

## Siebenundsiebzigstes Kapitel.

### *Der Entschluß des Mauren.*

Diese ganze so furchtbare, so rasche Scene war vom Schlosse Montiel in Folge des Verschiebens der Vorhänge und der Beweglichkeit der dabei hauptsächlich thätigen Personen gesehen worden.

Man hat vernommen, daß bei der Zusammenkunft von Agenor und Mothril der letztere, während er auf die Vorschläge des Parlamentärs horchte, häufig nach der Ebene schaute, wo irgend Etwas seine Aufmerksamkeit anzuziehen schien.

Agenor suchte ihn glauben zu machen, die Bretagner wissen die Namen der Flüchtlinge der vergangenen Nacht nicht; er ließ ihn auch glauben, man habe der Flüchtlinge nicht habhaft werden können. Diese Nachricht beruhigte Mothril über das Schicksal von Don Pedro, denn bei der Dunkelheit der Nacht waren die Leute vom Schloß nicht im Stande gewesen, den Erfolg der Entweichung zu sehen, und die Bretagner hatten, als sie den Fang machten, das tiefste Stillschweigen beobachtet.

Mothril mußte also Don Pedro in Sicherheit glauben.

Er verachtete auch Anfangs die Vorschläge von Mauléon. Als er aber nach der Ebene hinausschaute, sah er drei im Heidekraut herumschweifende Pferde und erkannte auf eine unzweifelhafte Weise unter ihnen mit seinem sicheren Blick das weiß und feuerfarbige Roß von Don Pedro, dieses edle Thier, das seinen Herrn vom Schlachtfeld von Montiel zurückgetragen hatte, und ihn wie der Blitz aus dem Bereiche seiner Feinde bringen sollte.

Die Bretagner hatten sich in ihrer Trunkenheit der Reiter bemächtigt und die Pferde vergessen, die, als sie sich frei sahen, und überdies erschrocken durch den Ueberfall der Angreifer, aus den Verschanzungen entflohen und das freie Feld gewannen.

Die ganze übrige Nacht waren sie weidend und spielend umhergeschweift; doch bei Tagesanbruch hatte sie der Instinct, die Treue vielleicht, zum Schloß zurückgeführt, und hier war es, wo Mothril sie erblickte.

Sie hatten nicht wieder den kreisförmigen Weg eingeschlagen, auf dem sie weggegangen waren; so daß sich die Schlucht zwischen ihnen und dem Schloß fand, eine tiefe, abschüssige Schlucht, die sie aufhielt.

Als Mothril diese Thiere erblickte, erbleichte er und faßte Zweifel an der Wahrhaftigkeit von Agenor.

Da fing er an über die Bedingungen zu unterhandeln und sich das Leben für seine Person versprechen zu lassen.

Plötzlich erschien die Scene des Zeltes mit allen ihren Schauern vor seinen Augen.

Er erkannte den goldenen Löwen von Enrique von Transtamare, das glühende Haar von Don Pedro, seine energische Stärke; er erkannte seine Stimme, als der letzte Schrei, der Schrei des Todes, scharf und herzerreißend aus seiner durchschnittenen Kehle hervordrang.

Da hätte er gern Agenor zurückgehalten, um sich einen Geißel aus ihm zu machen, oder ihn Fetzen für Fetzen zu zerfleischen; da gerieth er in Verzweiflung.

Als er sah, daß man Don Pedro niedermetzelte, und da er weder die Ursache, noch die Folge

des Streites kannte, sagte er sich, er sei verloren, er, der Anstifter des ermordeten Königs.

Von diesem Augenblick begriff er die ganze Taktik von Agenor.

Dieser versprach ihm das Leben, um ihn, wenn er von Montiel abziehen würde, niedermetzeln zu lassen und dann Aissa frei und unbeschränkt zu besitzen.

»Es ist möglich, daß ich sterbe,« sagte der Maure zu sich selbst; jedenfalls werde ich es versuchen, mein Leben zu erhalten; doch was Aissa betrifft, verfluchter Christ, sie sollst Du nicht haben, oder Du sollst sie nur todt mit mir haben.«

Er verabredete sich mit Rodrigo, den Tod von Don Pedro zu verschweigen, den sie allein gesehen, und ließ die Officiere von Montiel versammeln.

Alle waren der Ansicht, man müsse sich ergeben.

Mothril versuchte es vergebens, diese Leute zu überreden, der Tod sei der Gnade und Ungnade der Sieger vorzuziehen.

Rodrigo selbst bekämpfte sein Vorhaben.

»Man wollte mit Don Pedro ein Ende machen, vielleicht auch mit anderen Großen,« sagte er; »doch uns, die man im Kampfe verschont ließ, uns, die wir Spanier sind, wie Don Enrique, warum sollte man uns niedermachen, da uns das Wort des Connetable das Leben verbürgt? Wir sind weder Saracenen, noch Mauren, und wir rufen denselben Gott an wie unsere Sieger.«

Mothril sah wohl, daß Alles zu Ende war. Mit der Resignation seiner Landsleute neigte er das Haupt und versenkte sich allein in den Kreis eines unerschütterlichen, furchtbaren Entschlusses.

Rodrigo ließ verkündigen, die Garnison würde sich auf der Stelle ergeben. Mothril drang darauf, daß die Capitulation erst gegen Abend stattfinden sollte.

Man fügte sich zum letzten Mal in seinen Wunsch. Da schlug der Parlamentär Duguesclin acht Uhr Abends für die Uebergabe des Platzes vor.

Mothril schloß sich in die Gemächer des Gouverneur ein, um sich, wie er zu Rodrigo sagte, dem Gebet zu widmen.

»Ihr werdet,« sprach er, »Ihr werdet die Garnison zur verabredeten Stunde, nämlich sobald es Nacht geworden, aufbrechen lassen: die Soldaten zuerst, dann die Unterofficiere, dann die Officiere und Ihr selbst; ich gehe mit Dona Aissa zuletzt.«

Mothril, der allein geblieben, öffnete die Thüre des Zimmers von Aissa.

»Ihr seht, mein Kind,« sagte er, »Alles erfolgt, nach unsern Wünschen.

Don Pedro ist nicht nur abgezogen, sondern todt.«

»Todt!« rief das Mädchen mit einem Ausdruck des Schauers, den nur ein Rest von Zweifel mäßigte.

»Seht,« sprach Mothril phlegmatisch, »kommt und schaut.«

»Oh!« flüsterte Aissa, getheilt zwischen Bangigkeit und dem Wunsch, die Wahrheit zu erfahren.

«Zögert nicht, laßt Euch nicht so schleppen, Aissa; Ihr sollt sehen, wie die Christen ihre besiegten Feinde, ihre Gefangenen behandeln, diese Christen, die Ihr so sehr liebt.«

Er zog das Mädchen aus dem Zimmer auf die Plattform und zeigte ihr das Zelt des Stammers von Villaines mit dem noch auf dem Boden ausgestreckten Leichnam.

In dem Augenblick, wo Aissa stumm und bleich dieses gräßliche Schauspiel betrachtete, kniete ein Mann bei dem Tobten nieder und trennte mit einem Schlag seines bretagnischen Beils

den Kopf vom Rumpf.

Aissa stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel beinahe ohnmächtig in die Arme von Mothril.

Dieser trug sie in ihr Gemach, kniete am Fuße des Bettes, auf dem Aissa ruhte, nieder und sprach:

»Kind, Du siehst, Du weißt! das Schicksal, das Don Pedro getroffen, harret meiner. Die Christen haben mir eine Capitulation angeboten und das Leben gesichert; doch sie hatten auch Don Pedro das Leben versprochen. So haben sie ihr Wort gehalten! Du bist jung und ohne Erfahrung; doch Dein Herz ist rein, Dein Sinn redlich: rathe mir, ich bitte Dich.«

»Euch rathen? . . .« Du kennst deinen Christen, Du . . . «

»Und zwar einen Christen, der sein Wort nicht brechen, der Euch retten wird, weil er mich liebt.«

»Du glaubst?« versetzte Mothril, düster das Haupt schüttelnd.

»Ich bin dessen sicher,« antwortete das Mädchen mit der Begeisterung der Liebe.

»Kind!« sprach Mothril, »welches Ansehen hat er unter den Seinigen? Er ist ein einfacher Ritter und über ihm stehen Kapitäne, Generale, ein Connetable, ein König! Daß er verzeihen will, gebe ich zu; die Anderen sind unversöhnlich, man wird uns tödten!«

»Mich! . . .« rief die Maurin in einer Bewegung der Selbstsucht, die sie nicht zu bewältigen vermochte, und die dem Mauren die Tiefe der Seele von Aissa, das heißt die Tiefe der Gefahr und die Notwendigkeit eines schnellen Entschlusses zeigte.

»Nein,« sagte er, »nein, Ihr seid ein junges, schönes, wünschenswerthes Mädchen. Diese Kapitäne, diese Generale, dieser Connetable, dieser König werden Euch verzeihen in der Hoffnung, ein Lächeln oder eine noch schmeichelhaftere Belohnung zu verdienen! Oh! Franzosen und Spanier sind galant!« fügte er mit einem unheimlichen Lächeln bei. »Doch ich! ich bin nur ein gefährlicher Mann für Euch: mich werden sie opfern . . . «

»Ich sage Euch, daß Agenor da ist, daß er meine Ehre auf Kosten seines Lebens vertheidigen wird.«

»Und wenn er stürbe, was würde aus Euch?«

»Ich habe den Tod als Zuflucht.«

»Oh! ich sehe den Tod mit weniger Resignation als Ihr an, Aissa, weil ich ihm näher stehe.«

»Ich schwöre Euch, daß ich Euch retten werde.«

»Worauf schwört Ihr mir?«

»Auf mein Leben . . . Uebrigens wiederhole ich, Ihr täuscht Euch, Mothril, was den Einfluß betrifft, den Agenor haben kann. Der König liebt ihn, er ist ein guter Diener des Connetable, man hat ihm eine wichtige Sendung anvertraut, Ihr wißt . . . in Soria.«

»Ja, und Ihr wißt es auch, Aissa, wie es scheint,« sprach der Maure mit einem von düsterer Eifersucht beladenen Blick.

Aissa erröthete vor Scham und Furcht, denn sie erinnerte sich, daß Soria für sie ein Name der Liebe und unaussprechlicher Wonne war.

Dann sagte sie!

»Mein Ritter wird uns Beide retten. Ich werde . ihm, wenn es sein muß, diese Bedingung stellen . . .«

»Hört mich doch, Kind,« rief der Maure voll Ungeduld, als er sah, daß diese Liebeshalsstarrigkeit sich bei jedem Schritt auf dem Weg, auf den er sich stürzen wollte, ihm entgegenstellte; »Agenor ist so wenig im Stand, uns zu retten, daß er so eben hierher kam.«

»Er ist hier gewesen?« rief Aissa, »hier? . . . und Ihr habt mich nicht davon in Kenntnis! Gesetzt?«

»Um Aller Augen auf Eure Liebe aufmerksam zu machen . . . Ihr vergeßt Eure Würde, Mädchen; er ist gekommen, sage ich, um mich zu bitten, ich möge ein Mittel finden. Euch den Beschimpfungen der Christen zu entziehen. Um diesen Preis versprach er mir, mich zu vertheidigen.«

»Beschimpfungen mir! mir, die ich eine Christin werde.«

Mothril gab einen Schrei der Wuth von sich, den er sogleich wieder durch die gebieterische Notwendigkeit zurückdrängte.

»Wie soll ich es machen?« fuhr Mothril fort; »rathet mir, die Zeit eilt. Diesen Abend wird der Platz den Christen übergeben; diesen Abend bin ich todt, und Ihr gehört als ein Theil der Beute den Anführern der Ungläubigen.«

»Was hat denn Agenor gesagt?«

»Er hat ein furchtbares Mittel vorgeschlagen, das Euch beweisen wird, wie groß die Gefahr ist.«

»Ein Mittel der Rettung?«

»Ein Mittel, zu entweichen.«

»Sprecht.«

»Schaut durch dieses Fenster. Ihr seht, daß aus dieser Seite der Felsen von Montiel völlig abschüssig, unzugänglich ist und so jählings sich in die Schlucht hinabzieht, daß die Bewachung hier überflüssig wäre, denn nur die Vögel, wenn sie stiegen, und die Schlangen, wenn sie kriechen, können am Felsgestein hinauf oder hinab kommen. Ueberdies haben die Franzosen, seitdem sie nicht mehr auf Don Pedro lauern, diesen Punkt völlig verlassen.«

Aissa tauchte ihren Blick voll Angst in den schon durch das Herannahen der Nacht schwarz gefärbten Schlund.

»Nun!« sagte sie.

»Der Franke hat mir gerathen, ein Seil an die Stangen dieses Gitters zu binden, es in die Schlucht hinabhängen zu lassen, wie wir es für Don Pedro machen wollten, und wie er es auch gethan hätte, wäre es für ihn nicht nothwendig gewesen, unten ein Pferd zu finden. Er bat mich gerathen, mich, mit Euch in meinen Armen, an den Knoten dieses Seils anzubinden und die Schlucht zu erreichen, während die Armee der Christen an den Thoren des Schlosses mit der Ablösung der Garnison, welche um acht Uhr Abends ohne Waffen defiliren wird, beschäftigt wäre.«

Das Auge in Flammen, die Lippen bebend, hörte Aissa den Mauren an und schaute zum zweiten Mal in den gähnenden Abgrund.

»Er hat diesen Rath gegeben?« fragte sie.

»Ja,« sprach Mothril, und er fügte bei: »Wenn Ihr hinabgekommen seid, werdet Ihr mich Eurer harrend finden, und ich werde Euch die Mittel zur Flucht erleichtern.«

»Wie! er wird uns verlassen? . . . Er wird mich mit Euch allein lassen?« Mothril erleichte.

»Nein,« sagte er. »Seht Ihr die drei Pferde, welche die Jaras und die Madronios auf dem andern Abhang der Schlucht abweiden?«

»Ja, ja, ich sehe sie.«

»Der Franke hat schon zur Hälfte sein Wort gehalten. Er hat seine Pferde geschickt, um uns zu erwarten . . . Zähle sie, Aissa. . . es sind drei.«

»Zu wie viel werden wir also fliehen? Oh! ja, ja,« rief sie. »Ihr, er, ich! . . Oh! Mothril, um mit ihm zu fliehen, stürze ich mich in den Schlund der Flammen! . . . Wir gehen.«

»Ihr habt keine Angst?«

»Da er meiner harrt!«

»Haltet Euch also bereit, sobald die Trommeln und Trompeten den Aufbruch der Garnison verkündigen.«

»Das Seil. . . «

»Das Seil? . . hier ist es. Es würde eine dreimal stärkere Last als die unsrige tragend und was seine Länge betrifft, so habe ich sie gemessen, indem ich eine bleierne Kugel am Ende eines Fadens in die Schlucht fallen ließ. Ihr werdet muthig und stark sein, Aissa?«

»Als ob ich zum Hochzeitfeste mit meinem Ritter ginge,« antwortete das Mädchen freudetrunken.

---

## Achtundsiebzigstes Kapitel.

### *Der Kopf und die Faust.*

Die Nacht brach über Montiel herein, eine düstere, kalte Nacht, welche in ein feuchtes Todtentuch die Formen und die Farben hüllte.

Um halb neun Uhr gab ein Trompeter das Signal, und man sah Fackeln prozessionsartig den abschüssigen felsigen Weg herabkommen, der nach dem Hauptthor ausmündete.

Die Soldaten, die Officiere kamen einer um den andern, bezeigten ihre Unterwerfung und wurden wohlwollend vom Connetable und den christlichen Kapitänen aufgenommen, welche bei der Verschanzung stehend den Abgang der Menschen und des Gepäcques überwachten.

Plötzlich kam Musaron eine Idee, er näherte sich seinem Herrn und sagte ihm in's Ohr:

»Der verfluchte Maure hat Schätze; er ist im Stand, sie in einen Abgrund zu werfen, damit wir keinen Nutzen davon haben. Ich will die Runde um den Platz machen, ich, der ich in der Nacht hell sehe, wie die Katzen, und kein großes Vergnügen daran finde, diese gefangenen spanischen Lumpenkerle vorüberziehen zu lassen.«

»Gehe,« sagte Agenor; »es gibt einen Schatz, den Mothril nicht in den Abgrund werfen wird, und der der kostbarste Schatz für mich ist! Auf ihn laure ich an diesem Thor, und ich nehme ihn, sobald er sich zeigt.«

»Ei! ei!« machte Musaron mit einer Miene finsternen Zweifels, schlich sich in das Heidekraut des Grabens und verschwand.

Die Soldaten defilirten immer noch, die Reiterei kam hernach; zweihundert Pferde brauchten eine lange Zeit, um eines nach dem andern auf einem Wege, wie der von Montiel, hinabzusteigen.

Die Ungeduld verzehrte das Herz von Mauléon. Eine unselige Ahnung durchzuckte seinen Geist wie ein glühendes Eisen.

»Ich Narr, der ich bin,« sagte er zu sich selbst; »Mothril hat mein Wort; er weiß, daß ihm das Leben gesichert ist; er weiß, daß das geringste Unglück, das diesem Mädchen widerführe, ihn den furchtbarsten Qualen aussetzen würde. Dann muß Aissa, welche wohl mein Banner erblickt hat, ihre Maßregeln getroffen haben . . . sie wird erscheinen. . . ich werde sie sogleich sehen . . . ich war, ein Narr. . . «

Plötzlich legte sich die Hand von Musaron auf seine Schulter.

»Gnädiger Herr,« sagte er leise, »kommt geschwinde.«

»Was gibt es denn? wie aufgeregt Du bist!«

»Gnädiger Herr, kommt in des Himmels Namen.

Was ich vorhergesehen hatte, geschieht.

Der Maure räumt durch ein Fenster aus,«

»Ei! was ist mir daran gelegen?«

»Ich befürchte, es ist Euch viel daran gelegen. Die Gegenstände, die man herabläßt, sehen mir gerade aus, als wären es lebendige Gegenstände.«

»Man muß Lärmen machen,«

»Hütet Euch wohl! Der Maure, wenn er es ist, wird sich vertheidigen; er wird Jemand tödten; die Soldaten sind rohe Thiere und nicht verliebt, sie werden nichts schonen. Machen wir unsere Angelegenheiten selbst ab.«

»Du bist verrückt, Musaron; Du machst, daß ich wegen ein paar elender Kisten den ersten Blick von Aissa verliere.«

»Ich gehe allein,« erwiderte Musaron ungeduldig; »wenn man mich tödtet, so ist es Eure Schuld.«

Agenor antwortete nicht.

Er trennte sich, als ob es ganz unabsichtlich geschehen würde, von der Gruppe der Kapitäne und erreichte die Verschanzung.

»Geschwinde, geschwinde,« rief nun der Knappe; »suchen wir zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu kommen,«

Agenor verdoppelte seine Schritte. Doch nichts war schwieriger, als der Lauf durch die Lianen, die Brombeersträucher und das Gestrüppe.

»Seht Ihr!« sagte Musaron zu seinem Herrn, indem er auf eine weiße Form deutete, welche an der schwarzen Wand im Hintergrund der Schlucht herabglitt.

Agenor stieß einen Schrei aus.

»Bist Du es, Agenor?« fragte eine sanfte Stimme.

»Nun, gnädiger Herr, was sagt ihr?« versetzte Agenor.

»Oh!« rief Mauléon, »laufen wir geschwinde an den Rand der Schlucht; überrumpeln wir sie.«

»Agenor!« wiederholte die Stimme von Aissa, welche Mothril durch energische, aber leise Ermahnungen zum Schweigen zu bringen suchte.

»Legen wir uns in die Verkleidung nieder, gnädiger Herr; sprechen wir nicht, zeigen wir uns nicht.«

»Aber sie entfliehen dorthin!«

»Oh! wir werden immerhin ein junges Mädchen wieder erwischen, besonders, wenn diesem Mädchen nichts lieber ist, als wieder erwischt zu werden. Legen wir uns nieder, lieber Herr, sage ich Euch.«

Mothril hatte indessen gehorcht, wie der Tiger beim Austritt aus der Höhle horcht, wenn er seine Beule zwischen den Zähnen fortschleppt.

Er hörte nichts mehr, faßte wieder Muth und erkletterte mit behendem Schritt die Böschung des tiefen Grabens.

Mit einer Hand hielt und hob er Aissa, mit der andern klammerte er sich an den Bäumen und Wurzeln an.

Er erreichte den Rand und schöpfte Athem, Da erhob sich Agenor und rief:

»Aissa! Aissa!«

»Ich wußte, er wäre es,« erwiderte das Mädchen.

»Der Christ!« brüllte Mothril wüthend.

»Aber Agenor ist dort! gehen wir dorthin!« sagte Aissa, die sich von den Armen von Mothril loszumachen suchte, um zu ihrem Geliebten zu laufen.

Statt jeder Antwort umschloß sie Mothril immer fester und schleppte sie nach der Seite, wo er

das Pferd von Don Pedro gesehen hatte.

Agenor lief, aber er stolperte bei jedem Schritt, und Mothril gewann Raum und näherte sich einem der Pferde.

»Hierher! hierher!« schrie Aissa unablässig, »komm, Mauléon, komm!«

»Wenn Du ein Wort sagst, bist Du todt!« flüsterte ihr Mothril zu.

»Willst Du mit Deinem einfältigen Geschrei Jedermann hierher ziehen? Willst Du, daß Dein Geliebter uns nicht mehr auffinden kann?«

Aissa schwieg,, Mothril fand das Pferd, faßte es bei der Mähne, schwang sich in den Sattel, warf das Mädchen vor sich und sprengte im Galopp davon. Es war das Pferd von einem der Officiere, die man mit Don Pedro gefangen genommen hatte.

Manléon hörte den Galopp des Pferdes und gab ein Gebrülle des Zorns von sich.

»Er flieht! er flieht! Aissa! Aissa! antworte!«

»Hier bin ich! hier bin ich!« antwortete die Maurin.

Und ihre Stimme verlor sich in dem dichten Schleier, den Mothril auf die Gefahr, sie zu ersticken, Aissa auf die Lippen drückte.

Agenor versuchte einen verzweifelten Lauf, er fiel athemlos, erschöpft auf die Kniee.

»Oh! Gott ist nicht gerecht,« murmelte er.

»Herr! Herr! hier ist ein Pferd, Muth, ich halte es, kommt,« rief Musaron.

Agenor sprang vor Freude, er fand seine Kräfte wieder, und sein Fuß stellte sich auf den Steigbügel, den ihm Musaron hielt.

Er schoß wie ein Pfeil auf der Spur von Mothril fort.

Sein Pferd war der wunderbare Renner mit den feuerfarbigen Flecken, der nicht seines Gleichen in Andalusien hatte, so daß Agenor, den Raum verschlingend, sich Mothril näherte und Aissa zurief:

»Muth gefaßt! hier bin ich!«

Mothril bearbeitete mit dem Dolch die Seiten seines Pferdes, das vor Schmerz wieherte.

»Gib sie mir heraus! ich werde Dir nichts thun!« sagte Agenor zu dem Mauren.

»Gib sie mir! Beim lebendigen Gott, ich lasse Dich fliehen.«

Der Maure antwortete durch ein verächtliches Gelächter.

»Aissa! Aissa! schlüpfe aus seinen Armen, Aissa!«

Aissa keuchte und stieß ein Gebrülle der Verzweiflung unter der kräftigen Hand aus, die ihr den Mund zusammenpreßte.

Endlich fühlte Mothril auf seinem Rücken den brennenden Athem des Pferdes von Don Pedro.

Agenor konnte das Kleid seiner Geliebten umfassen und es mit Gewalt an sich ziehen.

»Uebergib sie mir, oder ich tödte Dich!« rief er dem Saracenen zu.

»Laß sie los, Christ, oder Du bist des Todes.«

Agenor umschlang mit der Faust das weiße, wollene Kleid und schwang sein Schwert über Mothril; dieser schlug mit einem schiefen Streich seines Dolches Agenor die linke Hand ab.

Diese Hand blieb an dem Stoff angeklammert, und Agenor gab einen so gräßlichen Schrei von sich, daß es Musaron in der Ferne hörte und vor Wuth brüllte.

Mothril glaubte, er könnte fliehen; aber Agenor war es nicht mehr, der verfolgte, es war das

durch den Lauf erhitzte Roß; überdies hätte die Wuth die Kräfte des jungen Mannes verdoppelt; sein Schwert erhob sich abermals, und wenn Mothril sein Pferd nicht hätte einen Seitensprung machen lassen, so wäre es um ihn geschehen gewesen.

»Gib sie mir zurück, Saracene,« ruf Agenor mit geschwächerter Stimme;

»Du siehst wohl, daß ich Dich tödten werde; gib sie mir zurück, ich liebe sie.«

»Und ich liebe sie auch!« erwiderte der Maure, sein Pferd auf's Neue stachelnd.

Eine Stimme, die von Musaron, durchdrang die Finsterniß.

Der redliche Knappe hatte das dritte Pferd gefunden; er war über Stock und Stein gejagt und kam seinem Herrn zu Hilfe.

»Muth, Herr! hier bin ich!« rief er.

Mothril wandte sich um und fühlte sich verloren.

»Du willst dieses Mädchen?« sagte er.

»Ja, ich will es und werde es bekommen.«

»Wohl! so nimm es!«

Der Name Agenor, gefolgt von einem erstickten Röcheln, drang durch den Schleier, und etwas Schweres rollte zu den Füßen des Pferdes von Agenor mit den wogenden Falten der langen weißen Schärpe.

Mauléon sprang zu Boden, um zu ergreifen, was ihm Mothril überließ. . . er kniete nieder, um den Schleier zu umfassen, der seine Geliebte verhüllte.

Doch sobald er gesehen hatte, blieb er ohnmächtig, leblos auf der Erde.

Als die Morgendämmerung ihren weißlichen Schimmer auf diese furchtbare Scene warf, hätte man den Ritter, bleich wie ein Gespenst, seine Lippen auf die bläulichen Lippen eines abgeschnittenen Kopfes, den ihm der Maure zugeworfen, drücken sehen können.

Drei Schritte davon weinte Musaron, Der treue Diener hatte Mittel gefunden, die Wunde seines Herrn während seiner langen Ohnmacht zu verbinden; er rettete ihn wider seinen Willen.

Dreißig Schritte weiter entfernt lag, die Schläfe durchbohrt von den sicheren, tödtlichen Pfeil des braven Knappen und noch unter seinem Arm den verstümmelten Leichnam von Aissa haltend, der Maure Mothril.

Selbst todt, lächelte er noch in seinem Triumph.

Zwei Pferde irrten im Grase umher.

---

## Epilog

Der gute Ritter mit der eisernen Faust hatte sich getäuscht, als er eine Dauer von acht Tagen für die Erzählung seiner Thaten und unglücklichen Lebensereignisse bezeichnete. Er gehörte zu denjenigen, welche rasch erzählen, weil er eine sichere und malerische Sprache hatte, und was sein Auditorium betrifft, so hatte sich nie ein verständigeres und empfänglicheres um einen leidenschaftlicheren Erzähler gefunden.

Man mußte Jeden der Anwesenden mit einer der Erzählung des Ritters entsprechenden Pantomime allen Gemüthsbewegungen folgen sehen, die er in seine zu: gleich kräftige und energische Sprache übersetzte.

Mit funkelnden oder feuchten Augen verschlang Jehan Froissard jedes Wort; es war, als stellte er sich die Landschaften, den Himmel und die Thaten ganz genau vor, und jede Sache spiegelte sich in seinem gescheiten Blick.

Messire Espaing bebte bei der Erzählung der Schlachten, als hörte er die Clarine Spaniens und die Hornschnecken der Mauren.

Allein in dem dunkelsten Winkel des Zimmers, beobachtete der Knappe des redenden Ritters Stillschweigen und Unbeweglichkeit.

Den Kopf auf die Brust geneigt, während so viele durch das glänzende Wort seines Herrn gefärbte Erinnerungen vorüberzogen, erhob er sich in Augenblicken, wenn man eine von seinen Heldenthaten erzählte, oder wenn sich der Ritter dergestalt belebte, daß ein Wiederaufbrechen des Schmerzes zu befürchten war.

Elf Stunden, die langen Stunden der Nacht gingen so vorüber, oder entflohen vielmehr wie die Funken des Rebfeuers, das das Zimmer erwärmte, wie der Rauch der Lampe und der Wachskerzen, welcher über den Stirnen der Zuhörer wirbelte.

Gegen das Ende der Erzählung waren die Herzen tief beklommen und die Augen feucht.

Sichtbar erschüttert, stieß die Stimme des Ritters von Mauléon gleichsam jeden Satz ab und schraffierte jede Gemüthsbewegung, wie es der Pinselstrich des begeisterten Künstlers thut.

Musaron heftete einen sanften, schwermüthigen Blick auf ihn, legte ihm mit jener Vertraulichkeit, welche mehr an den Diener als an den Freund erinnert, eine Hand auf die Schulter und sprach:

»Stille, gnädiger Herr; genug, genug nun!«

»Oh!« murmelte der Ritter, »diese Asche ist noch nicht erkaltet. Man brennt sich, wenn man sie aufrührt!«

Zwei schwere Thränen rollten über die Wangen des Chronikschreibers, Thränen des Mitleids und der Theilnahme ohne Zweifel, die aber ein schlimmer Geist, der Geist, der stets darauf bedacht ist, die beste Gesinnung der Chronikschreiber und Romandichter anzuschwärzen, seitdem der Freude, eine so schöne Erzählung durch den Helden des Abenteuers vernommen zu haben, zugeschrieben hat.

Als die Geschichte zu Ende war, beleuchtete schon die Sonne den First des Gasthauses und die Gipfel der grünen Waldungen.

Jehan Froissard konnte nun das Gesicht des Ritters sehen, und dieses Gesicht verdiente die

ganze Aufmerksamkeit eines Mannes, der die Menschen studirt.

In die verständige, edle Stirne hatte das Nachsinnen oder vielmehr der Kummer eine tiefe Furche gegraben. Schon waren am Winkel der Augen jene auslaufenden Netze sichtbar, welche Fäden bestimmt, das Auge anzuziehen, als wollten sie es gewaltsam vor dem Tod schließen, zu sein scheinen.

Der Blick des Bastards forderte weder Beifall, noch Trost von seinen Zuhörern.

»Die rührende Geschichte!« sagte Froissard, »die schöne Malerei! die reiche Tugend!«

»Im Grabe, im Grabe dies Alles, Meister,« erwiderte der Ritter, »dies Alles ist todt, todt. Dona Aissa, dieses geliebte Haupt ist nicht das einzige, das ich beweinen muß: nicht jede Liebe, nicht jede Freundschaft von mir hat dasselbe Feld gewählt, um sich zu begraben. Wenn dieser,« sprach der Ritter, indem er mit einem zärtlichen Blick seinen an den Rücken seines Stuhles angelehnten Knappen bezeichnete, »wenn dieser, der leider älter ist als ich, die Augen geschlossen hat, habe ich Niemand mehr auf Erden, und beim wahrhaftigen Gott! ich werde fortan Niemand mehr lieben; mein Herz ist todt, Sire Jehan Froissard, weil es in kurzer Zeit zu viel gelebt hat . . . «

«Aber, Gott sei Dank!« unterbrach ihn Musaron mit einer Anstrengung, um seine Stimme, welche die Erschütterung zusammengepreßt hatte, frei und freudig zu machen, »Gott sei Dank! ich befinde mich sehr wohl, mein Arm ist gut, mein Auge fest, ich sende einen Pfeil so fern als früher, und das Pferd ermüdet mich kaum.«

»Herr Ritter,« sprach Froissard, »Ihr erlaubt also meiner unwürdigen Feder, die schönen Thaten und die zarten Mißgeschicke, die ich aus Eurem Munde erfahren, aufzuzeichnen? Ihr erweist mir dadurch eine große Ehre, und es ist für mich eine süße und zugleich bittere Freude.«

Mauléon verbeugte sich.

»Doch um der Liebe Jesu willen, guter Ritter,« fuhr Froissard fort, »verzweifelt nicht. Ihr seid noch jung, Ihr seid schön, Ihr müßt von den Gütern dieser Erde haben, so viel als es für einen edlen Mann und ein edles Herz Bedürfniß ist. An Freunden, fehlt es den braven Leuten nie.«

Der Ritter schüttelte traurig den Kopf. Musaron machte eine Bewegung mit den Schultern, um die ihn der Stoiker Epikter, oder der Zweifler Pyrrho beneidet hätte.

»Wenn man sich,« fuhr Froissard fort, »wenn man sich im Heer durch seine Tapferkeit, im Rathe der Fürsten durch seine Weisheit ausgezeichnet hat, wenn man zugleich der Arm ist, der kräftig vollführt, und der Geist, der sicher entwirft, so wird man aufgesucht; man nähert sich dem Hofe nicht, ohne von seinen Gnadenbezeugungen überströmt zu werden; und Ihr, edler Herr von Mauléon, habt zwei Höfe, welche Euch in Huld zugethan sind und sich um das Vergnügen, Euch reich und mächtig zu machen, streiten . . . Hat Spanien den Vortritt vor Frankreich erhalten? Habt Ihr die Grafschaft jenseits des Gebirgs der Baronie im Vaterlande vorgezogen?«

»Sire Froissard,« erwiderte Mauléon mit großer Ruhe und mit einem schweren Seufzer, »es war eine tiefe Trauer, welche Frankreich am dreizehnten Juli dreizehn-hundert und achtzig bedeckte! An diesem Tage hauchte sich eine Seele zum Herrn aus, und diese Seele war die edelste, die erhabenste, welche in dieser Welt erschienen. Ach! Sire Jehan Froissard, sie streifte meine Brust, als sie von hinnen zog, denn ich hielt den Kopf des tapferen Connetable knieend in meinen Armen, und dieser Kopf erstarrte auf meinem Schooß.«

»Ach!« rief Froissard.

»Ach!« wiederholte Espaing, indem er sich frommer Weise bekreuzte, während Musaron die Stirne faltete, um sich nicht zu merklich bei dieser Erinnerung rühren zu lassen.

»Ja, Messire, als der Connetable Bertrand Duguesclin in Castelneuf de Randon gestorben, als er, der der Gott der Schlachten zu sein schien, todt und das Heer ohne Führer, ohne Oberhaupt war, da fühlte ich mich ohnmächtig werden: ich hatte viel von meinem Leben in das seinige gesetzt, ich hatte alle Fibern meines Herzens so mit ihm verbunden, daß sie mit seinem Herzen unauflöslich verkettet waren.«

»Ihr hattet noch den König Karl den Weisen, Herr Ritter.«

»Ich mußte seinen Tod in dem Augenblick beweinen, wo ich noch den des Connetable beweinte; von diesen zwei Schlägen erhob ich mich nicht mehr. Ich hing das Schwert und die Tartsche an den Balken meines Häuschens auf, das mir mein Oheim vermacht hatte, und begrub hier vier Jahre meinen Schmerz und meiner Erinnerungen . . .«

Eine neue Regierung verjüngte indessen Frankreich ich sah zuweilen freudige Ritter vorüberziehen und hörte die jungen Lieder der Minnesänger ertönen. . . Oh! Messire, welche Schläge versetzten sie meinem Herzen, diese Troubadours, wenn sie über die Pyrenäen zogen und auf die so traurige Melodie der Romanze die spanischen Verse der uns Blanche von Bourbon und Don Federigo, den Großmeister, gemachten Ballade sangen:

El rey no me ha contado  
Con las virgines, mi roz,  
Castilla, di que te hize!«

»Wie! edler Herr, dies Alles brachte Euch nicht wieder in die Nähe des Hofes von Spanien, des Königs Enrique, der so glorreich regierte und Euch so sehr liebte?«

»Herr Chronikschreiber, der Augenblick kam, wo mein armer in Flammen stehender Kopf nur von Spanien träumte. Ich hatte von allen meinen früheren Thaten eine so verschleierte, so traurige Erinnerung behalten, daß ich sie den Folgen eines Traumes zuschreiben konnte. Mein Leben kam mir in der That von einem langen Schlaf durchschnitten vor, und ohne Musaron, der zuweilen zu mir sprach: »»Ja, gnädiger Herr, ja, wir haben Alles, was diese Leute singen, gesehen,«« ohne Musaron, sage ich, hätte ich an einen Zauber geglaubt.

»Jede Nacht träumte ich von Spanien; ich erblickte Toledo wieder und Montiel, die Grotte, wo wir Hafiz sterben sahen, und in der sich Caverley niedergesetzt. Ich sah Burgos und die Herrlichkeiten des Hofes; Soria! Soria! Herr, und die Entzückungen der Liebe. . . Mein Leben verzehrte sich in Wünschen, in Widerstrebungen. Es war ein schlafartiger Zustand, es war Fieber.

»Eines Tages zogen die Trompeter blasend durch die Gegend. Es waren die Heerhaufen von Monseigneur Louis von Bourbon, der sich nach Spanien an den Hof von König Enrique begab, welcher im Krieg mit Portugal besiegt zu werden befürchtete und Frankreich zum Beistande aufgefordert hatte.

»Der Herzog von Bourbon hörte von einem Ritter sprechen, der in dem Lande Spanien gestritten habe und allerlei geheime Dinge von den Zügen der Compagnien wisse. Ich sah die Edelknechte und Ritter zu mir kommen, die meinen Hof füllten und meine Diener ungemein in Erstaunen setzten.

»Ich, ich stand am Fenster und hatte kaum Zeit, hinabzugehen, um dem Prinzen den Steigbügel zu halten. Da befragte mich dieser mit viel Artigkeit über meine Wunde und mein Abenteuer; er wollte den Tod von Don Pedro, meinen Kampf mit dem Mauren erzählen hören; doch ich verbarg ihm Alles, was Dona Aissa betraf.

»Ganz begeistert, bat mich der Herzog, flehte er mich an, ihn zu begleiten; ich befand mich in einem der Augenblicke der Entzückung, wo mir mein Leben wie ein Traum erschien, und dann wollte ich wissen, dann brannte ich vor Begierde, wiederzusehen. Die Trompeten berauschten mich überdies, und Musaron machte mir begehrlche Augen; er hielt schon seine Armbrust in der Hand.

»»Auf! Mauléon, auf!«« sprach der Prinz.

»»Gut, also, Monseigneur,«« antwortete ich; »»den König von Spanien wird es auch freuen, mich wiederzusehen.««

»Wir brachen auf, muß ich es sagen? beinahe freudig; ich sollte mich auf die Erde neigen, die mein Blut und das meiner Viel geliebten getrunken hatte . . . Oh! edle Herren, es ist etwas Schönes um die Erinnerung; viele Leute wissen nur einmal zu leben; mit großer Mühe sangen Andere immer wieder die Tage an, die sie schon verloren haben.

»Vierzehn Tage nach dem Aufbruch waren wir in Burgos und nach vierzehn weiteren Tagen in Segovia mit dem Hof.

»Ich sah den König Enrique wieder, der sehr gealtert hatte, aber immer noch gerade und majestätisch war.

Ich wußte nicht, wie ich mir den geheimen Widerwillen erklären sollte, der mich von ihm entfernte, von ihm, den ich so sehr geliebt, in einer Zeit, wo die Tugend mit dem goldenen Glauben mich ihn als edel und unglücklich, das heißt, als vollkommen betrachten ließ . . . Als ich ihn wiederfand, las ich die Grausamkeit, die Falschheit in seinem Gesicht.

»»Ach!« sagte ich zu mir selbst, »es ist also die Krone, was das Antlitz und die Seele verändert.«

»Es war nicht die Krone, was Enrique verändert hatte, es war mein Gesicht, das unter dem Schatten der Krone zu lesen wußte! Das Erste, was der König dem Herzog in Segovia im Thurm zeigte, war ein eiserner Käsig, in welchem die Söhne von Don Pedro und Maria Padilla eingeschlossen waren. . . Unglückliche, welche, bleich und ausgehungert, in dem engen Raum ihres Gitters heranwachsen, beständig bedroht von dem Spieße einer Schildwache, stets verletzt durch das wilde Lächeln eines Gefangenenwärters oder eines Besuches.

»Das eine von diesen Kindern, meine edlen Herren, glich wie ein getreues Portrait seinem unglücklichen Vater. Es heftete Blicke auf mich, die mein Herz durchbohrten, als ob die Seele von Don Pedro sich in diesen Leib geflüchtet hätte, und Alles wissend, mir seinen Tod und das Unglück seines Geschlechtes stillschweigend zum Vorwurf gemacht hätte.

»Dieses Kind, oder vielmehr dieser junge Mann, wußte jedoch nichts von mir und kannte mich nicht; er schaute mich ohne Zweck, ohne Absicht an, aber mein Gewissen sprach eben so viel, als das von Enrique wenig sprach.

»Dieser Fürst nahm den Herzog von Bourbon in der That bei der Hand, führte ihn zu dem Käfig und sagte:

»»Das sind die Kinder desjenigen, welcher Eure Schwester tödten ließ. Wollt Ihr sie auch sterben lassen, so gebe ich sie Euch preis,««

»Worauf der Herzog antwortete:

»»Sire, die Kinder sind nicht schuldig an den Verbrechen der Eltern.««

»Ich sah den König die Stirne falten und Befehl geben, daß man den Käfig wieder schließe.«

Gern hätte ich den braven Herrn Herzog umarmt.

Als Monseigneur mich nach dem Spaziergang dem König vorstellen wollte, der mich mit großer Aufmerksamkeit angeschaut hatte, erwiderte ich auch:

»»Nein, nein, ich wäre nicht im Stande, mit ihm zu sprechen.««

»Aber der König hatte mich erkannt. Er ging vor dem ganzen Hofe auf mich zu, begrüßte mich bei meinem Namen, was mich unter allen andern Umständen vor Freude und Stolz weinen gemacht hätte, und sagte:

»»Herr Ritter, ich habe ein Versprechen gegen Euch zu erfüllen; erinnert mich daran.««

»»Nein, nein, Sire,«« stammelte ich, »»ich weiß nichts davon.««

»»So werde ich morgen für Euch sprechen,« erwiderte der König mit einem freundlichen Lächeln, das mich seinen grausamen Blick gegen die gefangenen Kinder nicht vergessen ließ.

»Doch ich wartete diesen morgigen Tag nicht ab. Mit der Erlaubniß des Herzogs brach ich auf der Stelle nach Frankreich auf, und verweilte in Spanien nur noch eine Viertelstunde, um mein Gebet auf dem Grabe von Aissa beim Schloß Montiel zu sprechen.

»Arm sind wir ausgezogen, der brave Musaron und ich; arm sind wir heimgekehrt, während Andere reich zurückgekommen wären. Das ist das Ende der Geschichte, Herr Chronikschreiber. Fügt dem bei, daß ich geduldig den Tod erwarte, denn er muß mich mit meinen Freunden wiedervereinigen.

«Ich habe so eben meine alljährliche Pilgerfahrt nach dem Grabe meines Oheims gemacht und kehre nach meinem Hause zurück. Kommt Ihr dort vorüber, meine Herren, so werdet Ihr wohl aufgenommen sein und mir eine Ehre erweisen . . . Es ist ein kleines Castell von Backstein und Kieseln gebaut: es hat zwei Thürme und ein Wald beherrscht es. Jeder in der Gegend wird es Euch bezeichnen.«

Nachdem Agenor von Mauléon so gesprochen, grüßte er höflich Jehan Froissard und Espaing, verlangte sein Pferd und schlug langsam, ruhig wieder den Weg nach seinem Hause ein, gefolgt von Musaron, der die Rechnung bezahlt hatte.

»Ah!« sprach Espaing, während er ihn weg reiten sah, »welche herrliche Gelegenheit hatten diese Männer nicht! Die schöne Zeit! die edlen Herzen! . . .«

»Ich werde acht Tage brauchen, um dies Alles niederzuschreiben,« sagte Froissard zu sich selbst; »der gute Ritter hatte Recht . . . und dann, werde ich es auch so gut schreiben, als er es erzählt hat?«

Einige Zeit nachher starben die zwei Kinder von Don Pedro und Maria Padilla, schön wie ihre Mutter und stolz wie ihr Vater, in dem Käfig von Segovia. Enrique von Transtamare regierte indessen glücklich und gründete eine Dynastie.

E n d e.

## Fußnoten

- 1 Karl V. beschränkte sie einige Jahre später auf drei, zu Ehren der Dreieinigkeit.
- 2 erhandeln